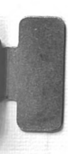
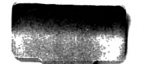
GESCHICHTE DER BAUKUNST IM ALTERTHUM NACH DEN ERGEBNISSEN...

Franz : von Reber







GESCHICHTE

DER

BAUKUNST

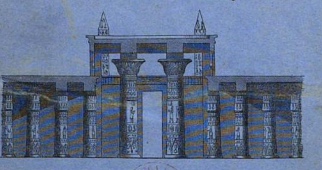
IM ALTERTHUM.

NACH DEN ERGEBNISSEN DER NEUEREN WISSENSCHAFTLICHEN EXPEDITIONEN BEARBEITET

VON

DR. FRANZ REBER,

AUSSERORDENTL. PROFESSOR DER ARCHÄOLOGIE IN MÜNCHEN, CORRESP. MITGLIED DES ARCHÄOLOG. INSTITUTS IN ROM.

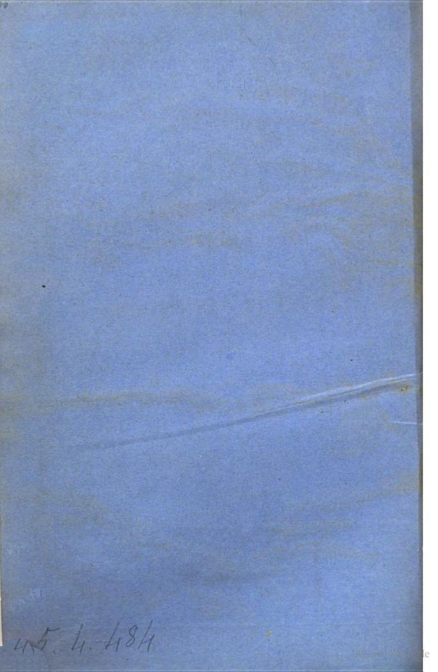


MIT 274 HOLZSCHNITTEN.

LEIPZIG,

T. O. WEIGEL.

1867.



GESCHICHTE

DER

BAUKUNST IM ALTERTHUM.

GESCHICHTE

DER

BAUKUNST

IM ALTERTHUM.

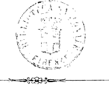
NACH DEN

ERGEBNISSEN DER NEUEREN WISSENSCHAFTLICHEN EXPEDITIONEN
BEARBEITET

VON

DR. FRANZ REBER,

AUSSERORDENTL. PROFESSOR DER ARCHÄOLOGIE IN MÜNCHEN, CORRESP. MITGLIED DES ARCHÄOLOG. INSTITUTS IN ROM.



LEIPZIG,
T. O. WEIGEL.
1866.

Vorwort.

Alter und Schauplatz der Weltgeschichte ist gering im Vergleich mit dem des gesammten Menschengeschlechtes. Unser Planet war wohl längst bewohnt, ehe aus dem urwüchsigen Ebben und Fluthen der Menschheit die Ansätze eines bleibenden historischen Niederschlages sich bildeten. Auch dann als bereits die Pharaonen der drei ersten Dynastien von Memphis ihre monumentale Geschichte damit begonnen hatten, dass sie ihre Pyramidengräber als die unverwüstlichen Zeugen ihres Daseins an den Höhenrand des Nilthales pflanzten, besass noch kaum ein anderes Volk der Erde eine historische Kunde seiner Vorzeit. Wie dürftig und dunstig ist überhaupt alle geschichtliche Ueberlieferung vor dem Jahre 1000 v. Chr. und wie beschränkt auf nur wenige Stämme des Orients: was ist zumal die Geschichte Europa's vor dieser Zeit! Während ganze Welttheile Jahrtausende hindurch ausserhalb aller historischen Kunde blieben, mussten viele Hunderte von Völkern entstanden und vergangen sein, ohne eine Spur zurückzulassen, geschweige denn ihre Thaten und Schicksale der Nachwelt zu überliefern.

Dass die Kunstgeschichte mit der Weltgeschichte Hand in Hand gehe, ist klar. Kunstdenkmäler ohne historische Marken, wie die Centralamerika's, sind zumeist ein versiegeltes Buch. Auch ist unbedingt zuzugeben, dass der Schauplatz der Kunstgeschichte noch weit enger begränzt ist, als der Raum der Weltgeschichte, indem manche Völker in die letztere eingegriffen haben, welche entweder aller Kunst abhold oder bei vorgeschrittenem Culturbedürfnisse zufrieden waren, sie von den Nachbarn zu borgen, ohne selbstthätig an ihrer Entwicklung sich zu betheiligen. Was dagegen das Alter der Kunstübung einzelner Völker betrifft, so überragt diess mehrmals das der historischen

Ueberlieferung, wie es z. B. mit Aegypten, Mesopotamien und Etrurien der Fall ist, wo die Ergebnisse der Denkmälerforschung weit bedeutender sind, als die bisherige historische Kunde, und wo gerade die Kunstdenkmäler viel gewichtigere und verlässigere Bausteine für die Erkenntniss der ältesten Geschichte und des Lebens jener Völker darbieten, als die entstellten Traditionen.

Es ist ein Verdienst unseres Jahrhunderts, die Denkmäler namentlich des orientalischen Alterthums auch in den Kreis historischer Forschung hereingezogen, und aus ihnen selbst wie noch mehr aus den Inschriften derselben den Grund zu einer monumentalen Geschichte gelegt zu haben. Die griechische Tradition, deren Unzulänglichkeit seit dem Erwachen einer strengeren Kritik einleuchten musste, hat dadurch bereits manche Rectificirung gefunden, und mehr als durch die Kritik an anekdotenhaften Erzählungen verloren ging, wurde durch die Denkmälerforschung an positiven und authentischen Zusätzen gewonnen. Freilich ist darin noch viel zu thun übrig, und massenhafter monumentaler Apparat und manches Inschriftenarchiv, wie es beispielsweise die assyrische Sammlung des britischen Museum darbietet, harrt noch seiner erschöpfenden historischen Verwerthung. Die dermaligen Ergebnisse konnten indess in dem vorliegenden Buche nur in so weit berücksichtigt werden, als es die Kunstgeschichte zu erfordern schien, denn der Entwicklungsgang der ältesten Cultur knüpft sich selten an bestimmte Jahre und Persönlichkeiten, und ist von den politischen Verhältnissen doch immer mehr expansiv und quantitativ als qualitativ abhängig. Unter den Künsten aber steht die Architektur wie dem allseitigen Bedürfnisse so auch der Geschichte und dem Leben der Völker noch am nächsten.

Racen, Religionen, Nationalcharakter und Lage gliedern die Culturvölker nicht blos in politischer Beziehung sondern auch in Hinsicht auf ihre Kunstentwicklung in verschiedene Gruppen. Es gehört zum Wesen einer Nation, wie seine selbstständige politische so auch seine eigene geistige und Kunstentwicklung zu haben. Doch schliesst diese nationale Eigenart gemeinsame Grundlagen, Anläufe und Fortschritte keineswegs aus. Alle Culturvölker des Alterthums, soweit sie mit einander in Berührung kamen, zeigen selbst bei der ausgeprägtesten nationalen Individualität doch einen solchen Zusammenhang im Einzelnen, in welchem sie entweder schon von vorne herein standen, oder in welchen sie erst im Laufe der Zeit getreten sind. Je nach der Unmittelbarkeit der Verbindungen aber war dieser Zusammenhang von verschiedener Tiefe, und so spaltet sich die Culturgeschichte des Alter-

thums vornehmlich in drei Hauptgruppen, die Euphrat- und Tigrisländer, das Nilland und die beiden südlichen Halbinseln Europa's, nemlich Hellas und Italien. In den zwischenliegenden Ländern namentlich ist den Verbindungsfäden nachzuspüren.

Die beiden ersteren Gebiete zusammenfassend zerfällt das vorliegende Buch in zwei Hauptabschnitte, die Baukunst des Orients und die des Occidents. Diess ist jedoch nicht rein geographisch gefasst, so dass die Unterscheidung identisch der von Asien und Europa wäre, wie man auch unter der Bezeichnung Orient etwas anderes begreift, als den Continent Asien, zum Theil weniger, indem wir darunter zunächst Vorderasien verstehen, zum Theil mehr, da unsere Vorstellung vom Orient das Nilthal nicht ausschliesst. Im Alterthume ist überdiess von Continenten Asien und Europa nicht zu sprechen, weil von dem ersteren nur ein Theil der Osthälfte, von dem letzteren aber bis in die Kaiserzeit herab kaum die Südhälfte als die „alte Welt" bekannt war. Diesen beiderseitigen grösseren Culturgebieten schienen die Bezeichnungen Orient und Occident am meisten zu entsprechen.

Nach dieser Auffassung begränzte sich unser Gebiet in bestimmter Weise, so dass später aufgefundene, isolirte Culturländer, welche an dem gemeinsamen Entwicklungsgange des Alterthums keinen Antheil hatten, unberücksichtigt bleiben mussten. Es konnte daher weder die indische noch die keltische, am wenigsten aber die centralamerikanische Architektur hereingezogen werden, da die Kunst dieser Völker wenigstens in keinem räumlichen Zusammenhange mit den antiken Culturkreisen steht. Trotzdem scheint das Fehlen dieser Nationen in einer Geschichte der Baukunst des Alterthums auch sonst noch einer Rechtfertigung zu bedürfen. Am ehesten wäre noch Indien in Betracht zu ziehen gewesen, dessen Bedeutung im Gebiete der Kunst nicht geläugnet werden kann, und welchem es auch an Anknüpfungspunkten mit Vorderasien nicht gebricht. Allein da die Glanzzeit der altindischen Kunst nicht in das eigentliche Alterthum hinaufreicht, indem diese erst um 500 n. Chr. einen bedeutenderen bis um das Jahr 1000 verfolgbaren Aufschwung nimmt, so hätte ihr höchstens neben der sassanidischen eine Stelle angewiesen werden können, wenn nicht die Isolirung und Einflusslosigkeit Indiens auf die alte Welt die Behandlung seiner Baukunst für das Verständniss der antiken Kunst zu wenig förderlich hätte erscheinen lassen.

Die keltischen Denkmäler ferner, die fast keine Spur von Zusammenhang mit den gleichzeitigen Errungenschaften der beiden südlichen

Halbinseln Europa's verrathen, sind überhaupt nur als Alterthümer und Marksteine der geringen keltischen Cultur, nicht aber als architektonische Denkmäler in so ferne zu betrachten, als Architektur eine Kunst ist. Denn die Kelten blieben bei Anfängen stehen, die noch jenseits der die Kunst von dem primitivsten physischen Können unterscheidenden Gränze liegen. Auch wenn — ganz abgesehen von der Kunst — das Wesen der Architektur in ursprünglichster Fassung in der Herstellung von schützenden Räumen besteht, gehört der grösste Theil der keltischen Denkmäler ebenfalls nicht in ihr Gebiet. Denn aufgestellte fast unbearbeitete Monolithe, ganze Kreise von solchen, oder die Verbindung von zwei oder drei riesigen Steinplatten, welche Werke so wenig als Gebäude wie als Kunstwerke gelten können, leisten weder dem materiellen noch dem ästhetischen Begriff der Architektur Genüge. Derlei Werke waren wohl ebenso manchem anderen kräftigen Volke auf der niedrigsten Culturstufe eigen; und so finden sich auch wirklich Reste verwandter Art in Nordafrika, welche doch kaum eine ursprünglich keltische Bevölkerung daselbst erweisen dürften. Keltische Grabtumuli endlich bestehen aus einfach aufgeschütteten Hügeln, welche wir als die ursprünglichste Malform an den verschiedensten Punkten kennen lernen, wie es denn auch kein kunstloseres Verfahren giebt, eine Grabstätte monumental kenntlich zu machen, als durch Aufschüttung eines bergartigen Erd- oder Steinhaufens. Eine architektonische Ausbildung dieser Idee, wie sie verschiedentlich in Chaldäa, Aegypten, Kleinasien, Hellas, Etrurien und Rom begegnet, finden wir bei den Kelten nicht.

Wenn sonach die keltischen Denkmäler zum grössten Theile gar nicht in das Gebiet der Architektur gehören, so müssen die centralamerikanischen hinwiederum von dem Gebiet der Baukunst des Alterthums ausgeschlossen bleiben. Es giebt nemlich nicht den mindesten Grund, diese über das Mittelalter hinaufzurücken, wenn sie auch schon zur Zeit der Landung des F. Cortez in Ruinen lagen. Somit ist es auch hier nicht des Ortes zu untersuchen, ob die centralamerikanische Kunst mit der indischen oder überhaupt ostasiatischen zusammenhänge.

Während aber der Ausschluss der drei genannten Völker in einer Geschichte der Baukunst der alten Welt gerechtfertigt erscheint, kann der Verfasser nicht umhin, einige Mängel selbst zuzugestehen und zu entschuldigen. Seit dem Erscheinen des ersten Theiles dieses Buches sind zwei Jahre verflossen. Diese Verzögerung des Abschlusses wurde hauptsächlich durch den Umstand veranlasst, dass es der Verfasser im

Interesse der Sache für geboten hielt, vor dem Erscheinen des die Baukunst von Hellas, Etrurien und Rom behandelnden Theiles eine schon seit mehren Jahren vorbereitete Uebersetzung des Vitruvius dem Drucke zu übergeben. Wie diess für die Geschichte der Baukunst des Occidents nur von Vortheil sein konnte, so zog die Unterbrechung auch den Nachtheil der Ungleichzeitigkeit des Ganzen nach sich, der indess durch den Mangel an grossartigen Neuerungen der orientalischen Denkmälerforschung in den letzten Jahren nicht sonderlich gross erscheint. Nur die phönikische Kunst würde, wenn *Renan's Mission de Phénice* schon hätte benutzt werden können, eine breitere Behandlung und einen selbstständigen Abschnitt erhalten haben; — doch wäre auch jetzt noch für die Bearbeitung dieses Abschnittes der Zeitpunkt etwas verfrüht, indem seit dem Sommer 1864 nach der zweiten Lieferung jenes Expeditionswerkes keine weitere Fortsetzung desselben erschien, da es dem vielgenannten Forscher gefallen hat, durch eine auf sein „Leben Jesu" folgende Apostelgeschichte einem grösseren als dem archäologischen Publicum seine Kräfte zu widmen. Die in den ersten Heften niedergelegten Resultate bestätigen jedoch im Allgemeinen das S. 185—187 Ausgesprochene, und befestigen die Vermuthung, dass auf syrischem Boden die beiderseits benachbarten Kunstrichtungen, die mesopotamische und die ägyptische sich begegnend in ungleichem Kampfe lagen, aus welchem endlich die letztere siegreich hervorging. Die jüngeren Reste zeigen entschieden ägyptischen Styl, während sowohl an den älteren Resten, als an den blos aus antiken Schilderungen uns bekannten Bauwerken der phönikisch-palästinischen Glanzzeit mesopotamische Kunst durchblickt. Die Hauptunterschiede zwischen den letzteren und den mesopotamischen scheinen auf dem Material zu beruhen, der Quaderbau fand mehr Anwendung, weil sich dazu reicherer Vorrath vorfand und ebenso ermöglichte der kräftigere Holzreichthum der syrischen Waldgebirge die Bedeckung bei grösseren Spannweiten, während der ausgedehnte Metallhandel der Phönikier statt der Alabasterreliefs, wie sie an den assyrischen Bauten die Wände verhüllten, Metall zur Wandverkleidung darbot.

Sonst wurde einiges Wenige im Gebiete der ägyptischen und kleinasiatischen Kunst in dieser Zeit berichtigt. Zunächst haben *Bergau* und *Erbkam* nachgewiesen, dass jenes von *Falkener* beigebrachte protodorische Echinuscapitäl von Karnak (Fig. 93, S. 153) eine Fiction sei, indem der angebliche Echinus vielmehr als Basenplatte betrachtet und auf dem umschnürten Säulenhalse ein Hathorcapitäl ergänzt werden müsse. Diess wurde auch in der zweiten Abtheilung (S. 249) angenom-

Inhalt.

I. Abtheilung, die Baukunst des Orients.

Chaldäa.

Assyrien.

Persien.

Neu-Persien.

Ägypten und Nubien.

Kleinasien.

II. Abtheilung, die Baukunst des Occidents.

Hellas.

I. Die ältesten Bauwerke von Hellas.

II. Mauern und Thore der ältesten Stadt.

III. Die älteste hellenische Tempelform.

IV. Entwicklung der dorischen Ordnung.

Rom.

Erste Abtheilung.

Die Baukunst des Orients.

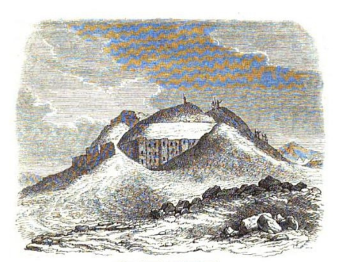


Fig. 1. Tempel von Mugeir (Ur).

Chaldäa.

Die Urgeschichte Chaldäa's.

Wenn wir, abweichend von dem gewöhnlichen Gebrauch in der Kunstgeschichte, das Euphrat- und Tigrisland vor dem Nilthale und an erster Stelle in Betracht ziehen, so hat daran die ganz fabelhafte Notiz des Berosus, dass schon mehr als sechsunddreissig Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung ein chaldäisches Reich hier bestand, keinen Antheil. Die 34000 Jahre der ersten chaldäischen Dynastie sind eine Seifenblase, wie die 2400 Regierungsjahre ihres angeblichen Begründers Evechius und die 2700 seines Sohnes Chomasbelus, und es wäre ein ganz müssiges Beginnen, diese Zahlen dadurch retten zu wollen, dass man die Jahre auf ebenso viele Monate oder Tage reducirte. Unsere historische Kunde von Mesopotamien reicht deshalb nicht

C. J. Rich, Memoirs on the Ruins of Babylon. Lond. 1818 sq. In der neuen von dessen Wittwe veranstalteten Ausgabe (Lond. 1839) findet sich ausser dem Tagebuch des Verfassers und einer Abhandlung von Maj. Rennell »Remarks on the Topography of Ancient Babylon« auch eine sehr schätzbare Zusammenstellung der früheren Ltieratur.

R. K. Porter, Travels in Georgia, Persia, Armenia, ancient Babylonia 1817—1820. Lond. 1821. 1822.

Buckingham, Travels in Mesopotamia. Lond. 1827.

über die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. hinauf, und auch da beschränkt sie sich auf die dürre Notiz von einer angeblich medischen, also offenbar fremden Eroberer-Dynastie, welche 224 Jahre, mithin etwa von 2458—2234 (nach Gutschmid) über Chaldäa herrschte. Monumental beglaubigt erscheint erst die (nach Berosus) dritte wieder chaldäische Dynastie vom 23. Jahrhundert v. Chr. an, deren Reihe Nimrod eröffnet, ein Name, der bereits zur Zeit des Moses sprüchwörtlich geworden war. Der »gewaltige Jäger vor dem Herrn« war es auch, dem nach der Genesis die vier Städte Erech oder Uruk, Accad, Calneh und Babylon ihre Entstehung verdankten. Diese und viele andere Städte nun, die Werke dieser und der folgenden Dynastien sind nicht ganz spurlos verschwunden, und die Ziegelstempel wie andere Keilinschriften haben bereits einige dürftige Aufschlüsse über die Erbauer und Bedeutung der jetzt freilich sehr zerstörten Baudenkmale geliefert.

Alter der chaldäischen Cultur.

Da aber die monumentalen Ueberreste Chaldäa's nicht das Alter der ältesten Denkmale Aegyptens erreichen, so scheint es uns, die wir selbst die erste Dynastie des Berosus für historisch werthlos halten, an aller Berechtigung zu fehlen, Mesopotamien vor Aegypten in Behandlung zu ziehen. Allein wenn wir jene Dynastie bestreiten, so verwerfen wir nicht zugleich die frühere Existenz der Nation und ihrer Cultur, die nicht gerade mit bekannten Dynastien zusammenfallen muss, und in den meisten der hervorragenden Culturplätze ohne historischen Anfang ist. Der Umstand aber, dass die erhaltenen Ueberreste nach den bisherigen Entdeckungen nicht über das 23. Jahrhundert hinaufreichen, macht die Cultur schon darum zu keiner jüngeren, wie die ägyptische, weil die Natur ihrer Materialien nicht jene Unverwüstlichkeit besitzt, welche uns in den ägyptischen Denkmälern selbst Werke der frühesten Culturperiode erhalten konnte: die Bauwerke der Chaldäer nemlich, nur zum geringen Theile aus gebrannten Backsteinen, sonst ganz aus ungebrannten und nur an der Sonne getrockneten Ziegeln bestehend, konnten den Jahrtausenden weit weniger trotzen als die Bauwerke des Nilthales. Die uralte Cultur der Chaldäer, ihre weitreichenden astronomischen Kenntnisse u. dgl. waren überdiess zu tief und zu unbestritten im Bewusstsein

---

W. Ainsworth, Researches in Assyria, Babylonia and Chaldaea forming part of the Euphrates Expedition. Lond. 1838.

Col. Chesney, The Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris in the years 1835—1837. Lond. 1850.

A. H. Layard, Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon. Lond. 1853.

Taylor, Memoirs on the ruins of Mugeyer and Abu Shehreyn. (Journal of the Royal Asiatic Society vol. XV.) Lond. 1856.

W. K. Loftus, Travels and researches in Chaldaea and Susiana in 1849—1852. Lond. 1857.

J. Oppert, Expedition scientifique en Mesopotamie exécutée par ordre du gouvernement de 1851 à 1854 par M. M. F. Fresnel, F. Thomas et J. Oppert. Paris 1860.

G. Rawlinson, The five great Monarchies of the Ancient Eastern World. Vol. I. Lond. 1862.

H. Rawlinson's Zerstreute Schriften (Journal of the Asiatic Society, Journal of Geographical Society, Athenaeum &c.)

der Völker des Alterthums selbst, als dass wir sie nur nach den erhaltenen Ueberresten berechnen dürften, und der vielen anderen dahingehörigen classischen Nachrichten nicht zu gedenken, lag doch ohne Zweifel der in ganz Vorderasien verbreiteten und nicht blos hebräischen Sage von der grossen Fluth und dem Riesenbau zu Babel die Reminiscenz an einen primitiven Culturpunkt im unteren Mesopotamien zu Grunde.

Selbstständige Entwicklung der chaldäischen Cultur.

Wir sind indess weit davon entfernt, der chaldäischen Cultur die Priorität vor der ägyptischen zusprechen zu wollen. Diess könnte nur geschehen, wenn in der beiderseitigen Kunstübung nicht blos ein gewisser Zusammenhang, sondern sogar die Abhängigkeit der ägyptischen von der chaldäischen Kunst sich nachweisen liesse. Der ganze Geist der chaldäisch-assyrischen und der ägyptischen Kunst ist aber ein so wesentlich verschiedener, dass man kaum daran denken kann, ebenso aber auch verzichten sollte, in der babylonisch-assyrischen Kunst nur einen Ausfluss der ägyptischen finden zu wollen. Es ist natürlich hier nicht der Ort, auf die Hypothese bezüglich der cuschitischen d. h. äthiopischen Abstammung der Chaldäer und demzufolge auch ihrer Cultur einzugehen, soviel ist jedoch gewiss, Technik und Kunst im Nil- und Euphratlande haben wenigstens in ihrer älteren Entwickelung wenig mehr Gleichartiges, als was sich aus der Nachahmung der Natur und aus dem gemeinsamen Streben nach gewissen Zielen mit den einfachsten Mitteln von selbst ergiebt. Und so dürften wir zu der Behauptung berechtigt sein: in Chaldäa und Aegypten entwickelte sich die Cultur bis zu einer gewissen Höhe selbstständig und gegenseitig unabhängig.

Erste bauliche Thätigkeit.

Wie noch heutzutage in den Affej- und Montefik-Sümpfen des Alluviongebietes von Chaldäa, so bestanden ohne Zweifel auch schon in der grauesten Vorzeit die Hütten des grossen Theiles der Bevölkerung aus dem fast allenthalben vorkommenden üppigen Schilfrohr, welches wohl mit Lehm zu Wand und Bedachung verbunden, theilweise auch geflochten war. An den Theilen des Alluviongebietes der beiden mesopotamischen Ströme jedoch, an welchen der Sumpf einer sicher frühzeitigen Cultivirung und Canalisirung weichen musste, Arbeiten in welchen das Lebensprincip der chaldäischen Nation lag, da bedurfte es auch schon für die Bedürfnisse des gemeinen Mannes einer anderen Bauweise. Den herrlichsten Thon bot der Boden überall in Fülle: diesen nun in Bausteine geformt an der Sonne trocknend und durch Beiziehung verschiedener Bindemittel zum Mauerbau verwendend, fanden die Chaldäer Ersatz für den Bruchstein, welchen die angeschwemmte Ebene von Hit am Euphrat und von Samarah am Tigris bis herab an den persischen Golf, das eigentliche Gebiet von Chaldäa, nicht darbot. Da man ursprünglich die ungebrannten Ziegel nur mit Thon verband, der übrigens nach dem noch jetzt bei den Töpfern üblichen Verfahren mit Spreu geknetet war, so versteht sich von selbst, dass nur ausserordentliche Massenhaftigkeit vor raschem Verfall schützen konnte.

Monumentalbau,

Während man aber bei dem geringen Aufwande im Privatbau in dieser Beziehung nicht besonders ängstlich zu sein brauchte, war bei dem kolossalen

gebrannte und ungebrannte Ziegel.

Monumentalbau der Chaldäer die Rücksicht auf Dauerhaftigkeit schon näher gelegt. Solche Bauten wurden deshalb durch theilweise Anwendung von gebrannten Ziegeln um so mehr befestigt, als diese Ziegel an Dauerhaftigkeit selbst einem ziemlich guten Bruchsteine gleichkamen. Man pflegte aber mit gebrannten Ziegeln den aus ungebranntem Materiale aufgeführten Massenbau nur entweder äusserlich zu verkleiden, oder so zu unterbrechen, dass gebrannte und ungebrannte Backsteine in alternirenden Lagen wechselten, oder dem ganz aus solchen Ziegeln, die nur an der Sonne getrocknet waren, bestehenden Massenbau Strebepfeiler aus gebranntem Backstein vorzustellen. Wie nun das ungebrannte Material zumeist einfach mit Lehm verbunden war, so bediente man sich als Cement für die gebrannten Ziegel ausser Kalkmörtel des Erdharzes, welches auch bis auf den heutigen Tag eine solch zähe Härte bewahrt hat, dass die so gebundenen Ziegel schwer zu trennen sind. Das Bitumen wurde wohl von Hit, nördlich von Bagdad am Euphrat bezogen, wo noch jetzt die Quelle fliesst und das Material zum Kalfatern der Kähne und Verputzen der Cisternen und Bäder gewonnen wird. Während man sich aber in der Anwendung des Erdharzes im Allgemeinen auf Mauerwerk von gebrannten Ziegeln beschränkte, suchte man dagegen die aus ungebranntem Material ausgeführte Mauermasse dadurch mehr zu solidiren, dass man in Abständen von 4—5′ eine Lage von Schilfrohr hineinbettete, welche wahrscheinlich vorzugsweise vor den Einflüssen der Feuchtigkeit schützen sollte. Diese Matten haben auch wirklich die Jahrtausende in einer erstaunlichen Frische überdauert, so dass nach der Erzählung von Baillie Fraser (Travels in Koordistan &c. Lond. 1840) an der Ruine von Akkerkuf ein Pferd davon fressen wollte. Und während die Ziegelmauern im Uebrigen äusserlich verwittern, erhalten sich diese Schilflagen so, dass sie jetzt zumeist über die übrige Wandfläche vorragen. Dieser Umstand giebt auch den einschlägigen Ruinen jenes eigenthümliche Aussehen, welches durch seine horizontal herumlaufenden schwarzen Streifen an die in schwarzen und weissen Marmorplatten wechselnde Bekleidung von vielen romanischen Baudenkmalen Italiens erinnert.

Gestalt und Beschaffenheit der Ziegel.

Die blos an der Sonne getrockneten Ziegel erreichen eine Grösse bis zu 16″ im Gevierte und bis zu 7″ in der Dicke. Von den gebrannten Backsteinen dagegen haben die ältesten eine Grösse von $11\frac{1}{4}$″ im Quadrat und $2\frac{1}{4}$″ in der Dicke, die späteren dagegen messen 13″ zu 3″. So schmal, wie die unübertrefflichen römischen Ziegelplatten, welche häufig bei 13″ im Gevierte nur $1\frac{1}{4}$″ Dicke haben, finden sich die Ziegel in Chaldäa niemals. Die Farbe der gebrannten Ziegel ist entweder gelblich weiss, schwärzlich blau oder blassroth: die erstere Art ist die vorzüglichere, die letztere die geringere. Ausser den quadratischen Backsteinen finden sich für bestimmte Zwecke auch andere Ziegelformen, z. B. dreieckige für die Ecken, halbrunde für äussere Decoration und abgestumpft keilförmige Ziegel für den in der mesopotamischen Ebene jedenfalls schon in früher Zeit bekannten Bogen.

Betrachten wir nun die Bauthätigkeit der Chaldäer im Einzelnen nach den erhaltenen Ueberresten. Die sich aus der weiten Ebene erhebenden Schutthügel, die Gräber in welche sich die uralten Städte selbst begruben, sind sehr zahlreich, und obwohl die mesopotamische Alluvion noch keineswegs vollständig untersucht ist, so ergaben sich doch seit den Forschungen von Taylor und Loftus in den Jahren 1854 und 1855 nicht weniger als fünfunddreissig Ruinen antiker Städte, von welchen allerdings nach den bisherigen Ergebnissen zunächst nur die Ruinen von Mugeir (dem antiken Ur), von Sinkara oder Senkereh (Larrak oder Larsa), von Warka (Erech, Orech oder Huruk), von Niffer (Nipur, Nopher, Calneh?) und in zweiter Linie von Sura (Sippara oder Sepharaim?), von Abu Scharein und Tel Sifr, von Kalwadha (Chilmad?) und möglicherweise auch von Akkerkuf (Duraba?) nach den Ueberresten in die eigentlich chaldäische Epoche gehören, während die übrigen Ruinen und selbst viele bauliche Reste der genannten Plätze aus neubabylonischer und selbst noch späterer Zeit stammen. Auch das hohe Alter jenes Babylon, dessen Ruinen bei Hillah wir noch beschreiben werden, ist nicht ganz ausser Zweifel, wenigstens reichen die erhaltenen Ueberreste alle nicht über die spätere babylonische Zeit. Der berühmte Keilschriftenforscher H. Rawlinson ist sogar geradezu der Ansicht, dass Niffer der Punkt sei, an dem man den Thurm von Babel anzunehmen habe, und dass jenes Neu-Babylon des Nebukadnezar am Ufer des Euphrat daher seinen Ursprung habe.

Die hervorragendsten chaldäischen Ruinen.

Von den chaldäischen Monumentalbauten haben wir ausser den grossartigen Tempelanlagen wenig Sicheres. Ueber die Gestalt der chaldäischen Tempel aber giebt die Ruine von Mugeir (Ur) der vielleicht ältesten Stadt Chaldäa's die beste Belehrung. Eine Abbildung davon findet sich zu Anfang dieses Abschnittes. Auf einer etwa 20' über das Niveau der Ebene erhöhten Platform erhebt sich eine rechteckige jetzt aus zwei Geschossen bestehende massive Terrassenanlage, freilich zum grossen Theile zerstört und im eigenen Schutte begraben. Die Ecken sind, wie bei allen chaldäischen Terrassentempeln, genau nach den vier Himmelsgegenden gewendet, die Grundfläche aber ist nicht quadratisch, sondern oblong und misst 198 : 133'.

Tempel von Mugeir.

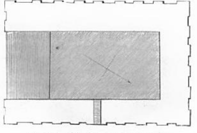


Fig. 2. Grundriss des Tempels von Mugeir.

Tempelterrassen.

Die erste Terrasse erhebt sich noch jetzt 27′ über den Schutt, die ursprüngliche Höhe aber mag wohl an 40′ betragen haben. An der Sonne getrocknete Ziegel bilden, theilweise durch Erdharz gebunden, den massiven Kern; dieser aber ist mit einer 10′ dicken Mauer aus gebrannten Ziegeln, die ebenfalls mit Bitumen verbunden sind, bekleidet. Schwache, wenig mehr als 1′ vortretende und 8′ breite Strebepfeiler, von denen neun auf eine längere, sechs auf eine kürzere Seite treffen, gliedern die Mauer, welche von kleinen Luftlöchern durchbrochen ist, die sich durch das ganze Gebäude hinzogen und wahrscheinlich den Zweck hatten, den massiven Bau trocken zu halten. An der nordöstlichen Seite fand man die Spuren einer schmalen (nur 9′ breiten) Treppe, während man nicht ohne Grund eine grosse, den grössten Theil der südöstlichen Schmalseite einnehmende Treppe an dieser mehr zerstörten Seite vermuthet. Das zweite Geschoss misst 119 : 75′ in der Grundfläche und nähert sich dem Rande der unteren Terrasse mehr an der nordwestlichen, als an der südöstlichen Schmalseite; die Höhe dieses zweiten ebenfalls massiven Terrassenabsatzes beträgt jetzt 19′, war aber ohne Zweifel ursprünglich bedeutender. Der Kern dieses oberen Theiles, welcher aber nicht mehr der altchaldäischen Periode angehört, wie die untere Terrasse, besteht aus unvollkommen gebrannten Ziegeln von hellrother Farbe und etwas grösserer Form mit einem aus Kalk und Asche gemischten Cement; die äusseren gebrannten Ziegel sind von vorzüglicher Qualität und mit Kalkmörtel verbunden. Nach den freilich oft trügerischen Berichten der Araber dieser Gegend sah man noch vor einem halben Jahrhundert Reste eines dritten Geschosses, welche aber einer Kammer ähnlich sahen und — wenn die Angabe überhaupt von Werth ist — der Tempelcella angehört haben mussten. Mr. Taylor, welcher 1854 auf H. Rawlinson's Veranlassung für das britische Museum die Ruine genau untersuchte, fand auch oben unter dem Schutte blau glasirte Ziegel und Kupfernägel.

Erbauungszeit des Tempels von Mugeir.

Ueber Erbauungszeit und Zweck dieses Gebäudes gab eine merkwürdige Entdeckung Aufschluss. An der Südecke der oberen Terrasse stiess man nemlich während der Nachgrabung auf einen ganz mit Keilschrift bedeckten Cylinder, der in eine enge Nische eingemauert war, und als Taylor auch in den drei übrigen Ecken analoge Schachte in den Schutt trieb, auf noch drei andere ganz ähnliche, welche nach Rawlinson's Entzifferung die Geschichte des Tempels selbst enthalten. Der chaldäische König Uruk (um 2230 v. Chr.) erscheint als der erste Erbauer dieses der Gottheit Sin (Mond) geweihten Heiligthumes in der Stadt Hur, wodurch zugleich die Identificirung der aus der Bibel bekannten Stadt Ur der Chaldäer mit den Ruinen von Mugeir belegt wird. Nach Aufzählung einer langen Königsreihe berichtet dann endlich die Inschrift, dass dieser Tempel von Nabonidus (dem letzten Könige von Babylon) wieder hergestellt worden sei. Die Namen des Uruk und des Nabonid finden sich auch wirklich in den Ziegelstempeln der unteren und der oberen Terrasse.

Wenn aber auch der obere Theil der Ruine nicht mehr der altchaldäi-

schen Epoche angehört, so ist doch anzunehmen, dass dieses später wiederhergestellte Gebäude seine ursprüngliche Gestalt beibehielt, wonach wir uns den chaldäischen Tempel mit Sicherheit als einen massiven Terrassenbau mit kleiner Tempelcella auf der Höhe vorstellen dürfen, mässiger zwar in Dimensionen und Terrassenstufenzahl als die später babylonischen Terrassentempel, doch immerhin, wenn auch nur in drei Absätzen, namhaft und weithin sichtbar über die endlose Alluvionsebene sich erhebend.

Chaldäischer Terrassenbau.

Demselben Systeme entsprechen die anderen Tempelüberreste, die Terrassenruinen von Warka (jetzt Bowarijeh genannt), von Abu Scharein und andere. Bei der letzten Ruine ist indess das hauptsächlichst Abweichende die theilweise Verwendung von Sand- und Kalkstein, woraus die Bekleidungsmauer erbaut ist, während der Kern aus eingestampftem Thon besteht. Auch die Treppe zeigt Reste von Kalksteinplatten auf einer Grundlage von ungebrannten Ziegeln. Am Fuss der Treppe fand man sogar Reste von Säulen, welche innerlich aus Sandstein, und äusserlich aus grobem Mörtelbewurf und einem feinen Verputz bestanden; von architektonischen Gliedern dieser Säulen hat sich keine Spur erhalten. Da aber der Tempel von Abu Scharein aus einer bedeutend späteren Zeit stammt, als die von Mugeir und Warka, so sind auch diese Besonderheiten nicht als altchaldäisch zu betrachten, wenn sich auch das Vorkommen von Bruchstein durch die Nähe des arabischen Höhenzuges an Abu Scharein leicht erklärt. Da man indess auch in Mugeir blau glasirte Ziegel und Kupfernägel fand, welche auf farbigen Schmuck wenigstens im Innern der chaldäischen Tempelcellen hinweisen, so kann uns auch das Vorkommen von kleinen durchlöcherten und mit Kupfernägeln versehenen Achat-, Alabaster- und Marmorplättchen in der Ruine von Abu Scharein nicht befremden, so wenig wie das Erscheinen kleiner Goldplättchen und Nägel mit goldenen oder vergoldeten Knöpfen, welche auf grossen Innenreichthum und theilweise Goldbeschläge, vielleicht an den Deckbalken, schliessen lassen.

Tempelruinen v. Warka u. Abu-Scharein.

Die von Mr. Loftus untersuchten Ruinenhügel von Warka liefern noch zwei andere höchst interessante Beispiele von Mauerwerk, und zwar von ornamentaler Architektur, welche jedoch leider nicht mit gleicher Sicherheit jener früh chaldäischen Epoche zugeschrieben werden können. Es sind äussere Wandverkleidungen wohl von Terrassen, aber wahrscheinlich eher von Palastanlagen oder Prachtgräbern als von Tempeln. Der erste hiehergehörige Ueberrest (Figur 3) besteht in einer jetzt noch 30′ langen Mauer, welche ganz mit kegelförmigen Terracottapflöcken bekleidet ist. Diese Verkleidung ist dadurch hergestellt, dass die $3\frac{1}{2}''$ langen Kegel, welche ausser einer weisslichen auch rothe und schwarze Farbe zeigen, horizontal und mit der Spitze nach innen in einen dicken Anwurf von weichem mit Spreu gekneteten Thon gedrückt sind, und zwar nach den Farben in solcher Ordnung, dass die nach aussen gekehrten Basen der Kegel verschiedene einfache Ornamente bilden, wie diess aus der umstehenden Abbildung ersichtlich ist. Die Mauer selbst gliedert sich zu beiden Seiten eines schwachen

Wandverkleidung mit Terracottakegeln.

etwas über 14′ langen rechteckigen Vorsprunges in eine Reihe von dicht aneinandergestellten Halbsäulen oder vielmehr Halbcylindern, von welchen zur Linken noch sechs, zur Rechten nur zwei erhalten sind. Die beiden

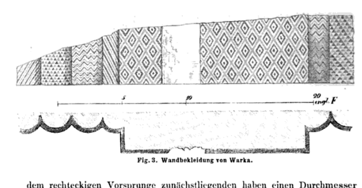


Fig. 3. Wandbekleidung von Warka.

dem rechteckigen Vorsprunge zunächstliegenden haben einen Durchmesser von nur 1′ 8″, während derselbe von den sechs übrigen 2′ 6″ beträgt. Es ist sehr zu bedauern, dass die Ruine nur in der geringen Länge von 30′ bei einer Höhe von höchstens 6′ erhalten ist, da wir dadurch ausser Stande sind, sowohl den Zweck des Mauerwerkes als auch das System dieser eigenthümlichen Halbsäulenarchitektur an ihr selbst zu erkennen. Dass aber derartige Wandverkleidungen mit Terracottapflöcken nicht nur vereinzelt vorkamen, beweist der Umstand, dass auch Mr. Taylor sowohl zu Mugeir als zu Abu-Scharein ähnliche Kegel aufgelöst in grosser Masse fand, welche an dem letzteren Orte eine Länge von 10″ erreichten, aus Kalkstein und Marmor gearbeitet waren und am Rande Spuren von Kupferverzierung zeigten.

Wuswas-ruine zu Warka.

Welcher Art aber die architektonische Behandlung einer solchen Terrassenwand, abgesehen von der Besonderheit der Verkleidung mit den konischen Pflöcken gewesen sei, darüber giebt uns eine der beschriebenen ähnliche, aber in grösserer Ausdehnung erhaltene Ruine von Warka, von den Arabern Wuswas genannt, näheren Aufschluss. Freilich ist es zur Zeit noch nicht gelungen die Erbauungszeit dieses Denkmals auch nur annähernd zu bestimmen und Rawlinson sprach sich wenigstens vorläufig über dieselbe dahin aus, dass es wahrscheinlicher parthischer oder sassanidischer denn chaldäischer Herkunft sei. Allein da er später selbst an der untersten Terrasse von Birs Nimrud, woran bestimmt Nebukadnezar zuletzt gebaut, dasselbe architektonische System wahrnahm, und da auch V. Place, welcher die Botta'schen Ausgrabungen in Korsabad fortsetzte, dieselben eigenthümlichen Wandformen im Harem des Palastes des assyrischen Königs Sargon vorfand, da endlich auch die assyrischen Reliefs derartige Formen zeigen, so kann es wohl als unzweifelhaft hingestellt werden, dass die wichtige Ruine nicht als

nachbabylonisch dem Kreise unserer Betrachtung entrückt werden darf, wenn auch vorderhand unentschieden bleiben muss, ob die Erbauung des Denkmals in die altchaldäische oder in die babylonische Epoche zu setzen sei.

Architektonische Behandlung der Wandflächen.

Diese Ruine (Wuswas) zu Warka besteht in einer Façadewand von fast 173′ Länge, die in einer Höhe bis zu 23′ erhalten ist. Wie aus der beigefügten Abbildung (Fig. 4), bei welcher sich auch das Längenprofil in doppelter Höhe verzeichnet findet, hervorgeht, scheidet sich die architektonische Ausschmückung in zwei Hälften. Der untere Theil ist mit Ausschluss der Bekleidung aus Terracottakegeln der oben beschriebenen Ruine ziemlich ähnlich, er zeigt dieselben aneinandergereihten Halbsäulen zwischen symmetrischen Ausschnitten, welche sich ohne sonstiges Vermittlungsglied eines Basamentes oder Leistens von einer nur $3^1/_2$′ weit vorspringenden Terrasse erheben, deren gerade Linie nur von vier schwachen 12′ breiten Vertiefungen unterbrochen wird. Für die Halbsäulen, von welchen immer sieben dicht aneinandergereiht sind, mussten besondere halbkreisförmige Ziegel gefertigt werden; wie aber ohne Basament, so waren diese Halbsäulen auch ohne Bekrönung. Die geradlinigen Wände zwischen diesen Halbsäulengruppen sind durch je vier senkrechte, nach innen abgestufte Einschnitte gegliedert, welche überdiess noch über die Höhe der Halbsäulen hinaus und soweit die Ruine erhalten ist, sich erheben. Ueber jeder Halbsäulengruppe aber, und von dieser durch einen schmalen Streifen getrennt, befinden sich drei andere solche senkrechte Einschnitte, von welchen der innere breiter und tiefer und überdiess dreimal abgestuft ist. Da wo die Ruine am höchsten erhalten ist, bemerkt man über den beiden äusseren dieser drei Einschnitte noch den Ansatz von zwei anderen isolirten Halbsäulen. Die Ziegel waren durch einen 2 — 4 Zoll

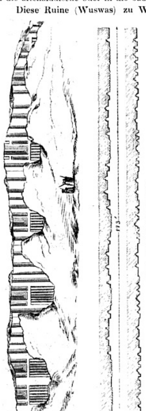


Fig. 4. Wuswasruine in Warka.

dicken weissen Verputz verkleidet, der jedoch keine Spur von Farbe zeigt.



Innenräume.

Diese also gegliederte Wand bildet die südwestliche Schmalseite eines rechteckigen Baues von 246' Länge, welcher sich 80' über die Ebene erhebt. Der Bau ruht auf einer 50' hohen künstlichen Platform und nimmt nur einen Theil des Innenraumes einer rechtwinkeligen Einschliessungsmauer von 650' Länge und 500' Breite ein. Die Ruine selbst aber zeigt, soweit sie blosgelegt wurde, einen den assyrischen Palastbauten analogen Charakter, die

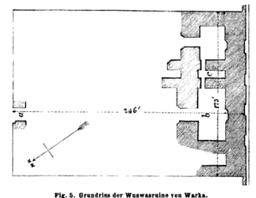


Fig. 5. Grundriss der Wuswasruine von Warka.

Reste eines Einganges (a. des beigefügten Planes) an der Nordostseite und, sich unmittelbar anschliessend an die Mauer, deren Aussenseite wir eben beschrieben haben, mithin an der Südwestseite, einige Gemächer verschiedener Grösse, von welchen das bedeutendste (b) 57 : 30', das kleinste (c) 30 : 9' misst. Die ausserordentlich dicken Mauern, deren Stärke überdiess je nach der Breite der einzelnen Gemächer verschieden ist, wie die Masse des Schuttes, brachten den Entdecker Mr. Loftus auf den Gedanken, dass diese Gemächer überwölbt gewesen seien, was derselbe auch im Anschluss an Flandin (wovon später) von den assyrischen Palästen vermuthet. Allein es findet sich für diese Annahme weder hier, noch, wie wir sehen werden, dort, ein factischer Beleg, so dass wir uns vielmehr an das Nächstliegende halten wollen. Loftus selbst berichtet von Ueberbleibseln von Palmenbalken, die man im Innern fand, und glaubt wenigstens in einem Gemache, und zwar überdiess in dem kleinsten, das selbstverständlich der Wölbung die wenigsten Schwierigkeiten entgegengesetzt haben würde, in den Wänden 12' über dem Boden noch die Löcher beobachtet zu haben, die den Deckbalken als Lager dienten. Die Dicke der Mauer aber ist weit natürlicher durch das Bestreben der Chaldäer zu erklären, die Dauerhaftigkeit, welche ihrem Baumaterial an und

für sich fehlte, durch massive Anlage zu ersetzen. Bezüglich der Beleuchtung ist es nach den bisherigen Entdeckungen nicht zu entscheiden, ob sich nach Art der jetzigen Uebung in der mesopotamischen Ebene kleine Fenster ganz oben unter dem Dache befanden, oder ob für Beleuchtung und Bedachung in der Art gesorgt war, wie wir es bei den assyrischen Palästen zu erklären versuchen werden. Die reiche Sculpturenausschmückung, die wir in Assyrien als den vornehmsten Theil ninivitischer Kunstübung finden werden, fehlt jedenfalls wegen Mangels an geeignetem Material hier ganz, doch fand man Reste von glasirten Ziegeln.

Wandverkleidung aus konischen Vasen.

Die ausgedehnten Ruinenhügel von Warka bieten ausser diesen noch viele andere sehr merkwürdige Eigenthümlichkeiten, von welchen jedoch die

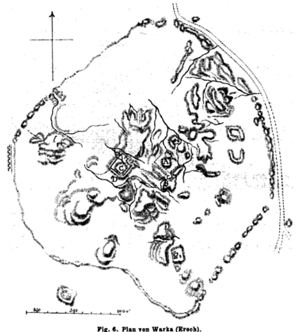


Fig. 6. Plan von Warka (Erech).

A. Tempelruine (Bowarijeh). B. Wand aus Terracottakegeln. C. Wuswasruine. D. Mauer aus konischen Vasen.

meisten als — wenn nicht sicher, so doch mit überwiegender Wahrscheinlichkeit — in die nachbabylonische Zeit gehörend, nicht hier in Betracht

gezogen werden können. Chaldäischen oder wenigstens babylonischen Ursprungs aber dürfte wohl ausser den schon oben erwähnten jetzt Bowarijeh genannten Tempelresten (A des Planes) jene merkwürdige mit D verzeichnete Ruine sein, welche nur durch einen tiefen Graben von der sogenannten Wuswasruine (C) geschieden wird. Sie scheint der untere Theil eines grossen Thurmes zu sein, von welchem Loftus die Nordseite untersuchte. Auf dem gewöhnlichen Terrassenbasament von ungebrannten Ziegeln erhebt sich ein Mauerwerk, welches aus Backstein und konischen Vasen so zusammengesetzt ist, dass auf einige Lagen Ziegel drei Horizontalreihen solcher Vasen folgen, eine Abwechselung, die sich dreimal wiederholt, worauf sich die Mauer, nur aus Ziegeln bestehend, fortsetzt. Die irdenen Gefässe, welche 10—15″ in der Länge haben, kehren ihre konische Spitze nach innen und ihre etwa 4″ weite Mündung nach aussen; nur die Hälfte einer solchen Vase ist hohl, die konische Unterhälfte massiv. Welchen Zweck diese Unterbrechung der Ziegelwände durch derlei Töpfe gehabt habe, bleibt völlig unklar: denn weder an die Erleichterung der Mauer, wie man sie später bei den Gewölben anstrebte, noch an die Schallwirkung, von welcher Vitruv in freilich etwas räthselhafter Weise bei Beschreibung des griechischen Theaters spricht, noch an eine dadurch erzielte Verstärkung oder überhaupt Verbesserung der Mauer kann hier gedacht werden. Wahrscheinlicher ist der decorative Zweck nach Art der oben beschriebenen Mauerbekleidung mit Terracottakegeln, wenigstens war der Effect ein ähnlicher und konnte vielleicht dadurch noch gleichartiger gemacht werden, wenn die Töpfe mit farbigen Substanzen ausgefüllt waren, von denen jetzt freilich keine Spur mehr sich vorfand.

Privatbau der Chaldäer.

Vom Privatbau der Chaldäer haben sich zur Zeit nur wenige Reste gefunden, und diese dürften möglicherweise dem Palastbau angehören, was, wenn nicht bei den hiehergehörigen Resten von Mugeir, so doch bei denen von Abu Scharein nicht unwahrscheinlich ist. Die ersten zeigen noch Ueberbleibsel des oben beschriebenen Verputzes im Innern und Spuren der halbkreisförmig gewölbten Eingänge; die Mauern sind aus gebrannten Ziegeln. In Abu Scharein dagegen scheinen die Ziegel ungebrannt zu sein; der feine Verputz ist bemalt. Ausser Streifen in Roth, Schwarz und Weiss zeigt ein Fragment einen Mann, der einen Vogel in der Hand hält, mit einer kleineren Gestalt, etwas roh in Roth gemalt. Die Gemächer sind länglich und schmal und zeigen häufig Nischen, von Fenstern aber hat man, da nur der untere Theil der Mauern erhalten ist, die Lichtöffnungen aber ohne Zweifel oben unter dem Dache waren, keine Spur gefunden.

Chaldäische Gräber.

Bedeutender als die Reste von Wohngebäuden sind die der chaldäischen Gräber. Es ist zwar mit Grund behauptet worden, dass die Massen von Gräbern, die man in Warka, Niffer und anderwärts findet, unmöglich aus einer Periode stammen können, dass vielmehr in der assyrisch-babylonischen Epoche und selbst bis auf die arabische Invasion herab das chaldäische Alluvionsgebiet und besonders der Umkreis einiger alter später verlassener Städte als Begräbnissplatz für ganz Mesopotamien gedient hätte, ebenso wie noch

jetzt die Perser ihre Todten selbst von grosser Entfernung nach Kerbela und Nedschif oder Mesched Ali zu bringen pflegen. Allein die Gleichartigkeit und Alterthümlichkeit eines grossen Theiles der bekannten Gräberformen, die in denselben gefundenen Geräthschaften u. s. w. erlauben wenigstens bei gewissen Gräbern von Mugeir, Abu Scharein und Tel-ed-Lahm nicht, diese über den Schluss der babylonischen Epoche, mithin 538 v. Chr. herabzudatiren, während es indess nach den Beobachtungen und Berichten gelehrter englischer Forscher mehr als wahrscheinlich ist, dass wir in ihnen vorbabylonische, altchaldäische Ueberreste besitzen.

Grabgewölbe mit falschem Bogen.

Die Gräber aber, welche den alterthümlichsten Charakter zeigen, sind dreierlei Art: Entweder sind sie, wie diess vorzugsweise in Mugeir der Fall ist, Grabgewölbe von 7′ Länge, 3½′ Breite und 5′ Höhe aus ungebrannten und nur mit Lehm verbundenen Ziegeln. Die Construction dieser ist jene primitive, die bei allen Culturvölkern der Anwendung des Bogenschnittes

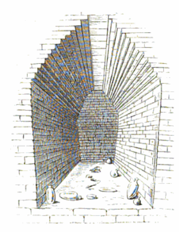


Fig. 7. Grabgewölbe von Mugeir.

voranging; es treten nemlich vom Boden an die Ziegel tunnelartig zurück, so dass sich die Kammern nach oben etwas erweitern, endlich aber springen sie fortwährend horizontal gelagert über einander vor, bis sie sich so genähert haben, dass eine Ziegelplatte das falsche Gewölbe abschliesst. Die Leichname, deren gewöhnlich drei bis vier in einem solchen Familiengrabe beigesetzt waren, lagen auf dem mit einer Binsenmatte bedeckten Backsteinboden; ein Ziegel diente als Kopfkissen, verschiedene Geräthe und Geschirre standen ringsum. Die beiden andern Gräberarten haben an sich weniger architektonischen Charakter. Entweder sind die auf den Backsteinboden gelegten

Thonsärge.

Leichen nur mit einem thönernen Deckel aus einem Stücke, der oben durch kreuzweise einander schneidende Leisten ornamentirt ist, bedeckt, oder die Leichname sind in zwei grosse Töpfe eingeschlossen, deren Mündungen aneinander gepasst und mit Erdharz verkittet sind, wodurch eine Art von rundlichem Thonsarg entstand. In beiden Fällen sind diese Gräber tief unter der jetzigen Oberfläche, gewöhnlich nebeneinander gestellt, oft auch in mehren durch Mauerwerk getrennten Schichten übereinander. Ob auch die bekannteren schuhförmigen Thonsärge, welche mit Ornamenten und Figuren, die offenbar durch Bunzen ausgeführt wurden, reichgeschmückt, die auffälligsten Funde von Niffer und Warka bilden und zu vielen Tausenden übereinandergehäuft gefunden wurden, in die chaldäische Epoche gehörten, ist erst zu entscheiden, wenn man einmal hinsichtlich der Entdeckungen des Inhalts dieser Särge glücklicher sein und wenn man, den Massen einmal auf den Grund kommend, hieher gehöriges Mauerwerk chaldäischen Charakters oder einer entschieden späteren Epoche als Grundlage entdeckt haben wird. Vorderhand aber bleibt das hohe Alter dieser schuhförmigen Särge schon deshalb unwahrscheinlich, weil die Schuttdecke über diesen Gräbern nur eine sehr geringe Tiefe zeigt.

Gräberhügel.

Doch abgesehen von dieser letzten Gräberart sind auch durch die anderen oben beschriebenen Gräber und Särge ganze Hügel künstlich gebildet und gefüllt mit den menschlichen Ueberresten einer grauen Vorzeit, welche bei der Aufdeckung selbst noch in wohlerhaltenen Skeletten bestehen, die aber bei der ersten Berührung in Staub zerfallen. Es ist zur Zeit noch nicht gelungen, über den Umfang und numerischen Inhalt dieser Nekropolen ins Klare zu kommen, doch führte die Untersuchung dieser wahrscheinlich auch terrassenförmig sich aufthürmenden Gräberhügel zur Entdeckung eines äusserst sinnreichen Entwässerungs- und Trockenhaltungssystems von thönernen Cylinderröhren, welche sich so unverwüstlich erhalten haben, dass sie noch jetzt das Wasser der Winterregen ableiten.

Stadtmauern.

Vom Stadtbefestigungsbau endlich sind nur undeutliche Reste auf uns gekommen und auch diese wurden nur ungenügend untersucht. Am augenfälligsten sind sie noch von dem alten Erech erhalten, indem die Ruinenhügel von Warka noch jetzt, wie aus dem oben beigegebenen Plane ersichtlich, von einer fast ununterbrochenen, unregelmässigen Hügelkette, den unverkennbaren Resten eines Walles oder einer Mauer, umgeben sind. Von einer rechteckigen oder gar quadratischen Ummauerung, wie sie später despotischer Uebermuth in den Euphratländern liebte, findet sich keine Spur.

Babylon.

Um 1400 v. Chr. wurde die Blüthe des chaldäischen Reiches durch das Emporkommen des assyrischen geknickt, und acht Jahrhunderte lang, bis 625, der Zeit des Regierungsantrittes des Nabopolassar, des ersten babylonischen Königs sind wir über Chaldäa fast ohne Nachrichten. Im Occident würde ein solcher Zeitraum für das Verwehen der alten und das Entstehen

einer neuen Cultur vollkommen ausgereicht haben — im Orient dagegen ist kaum ein Schritt weiter bemerklich! Der babylonische König Nebukadnezar erbaute dieselben Tempel, wie sie seine chaldäischen Vorfahren vor mehr als einem Jahrtausend errichtet, und der letzte babylonische König Nabonid stellte den Tempel (zu Mugeir), welchen der erste uns bekannte chaldäische König Uruk vor 17 Jahrhunderten erbaut hatte, wieder her. Die massiven Tempelsubstructionen richteten ihre Ecken wie früher nach den vier Haupthimmelsgegenden, es blieb, wenn auch einigermassen erweitert der Terrassenbau, Material, Art der Fügung u. dgl. wohl mit etwas vermehrter Anwendung von gebrannten Ziegeln und von Kalkmörtel. Nur die Dimensionen und der Schauplatz der baulichen Thätigkeit der neubabylonischen Herrscher veränderte sich, Ur, Erech, Larsa, Calneh u. s. w. wurden wenig mehr bedacht, und die grössten der namentlich unter Nebukadnezar's Scepter ausgeführten Werke erhoben sich zu und um Babylon (Neu-Babylon).

Die herodotei-schen Mauern Babylons.

Dass die grossen Ruinen bei Hillah die Stätte Babylons bezeichnen, wird nicht mehr bezweifelt und beruht auch auf ununterbrochener Ueberlieferung. Doch ist es den an Ort und Stelle von Rich, Buckingham, Flandin, Layard und Oppert angestellten Untersuchungen noch nicht gelungen, die ausführlichen Angaben Herodot's über die Gestalt der Stadt und ihre hervorragendsten Werke mit dem Bestande der Ruinen in Einklang zu bringen. Die Schilderung des grossen Grabens mit der 200 Ellen (340′) hohen und

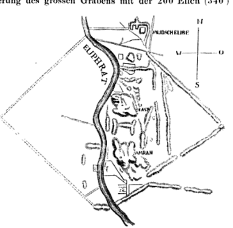


Fig. 8. Plan von Babylon nach Rich.

50 Ellen breiten Mauer, welche ein Quadrat von 480 Stadien Umfang (beinahe 10 deutschen Meilen) umschloss, mehr als das Doppelte der befestigten Enceinte von Paris, ist bekannt; ebenso, dass Ktesias, Philo von Byzanz,

Klitarch (bei Diodor), Strabo und Curtius diesen Mauerumfang nur auf 360 bis 385 Stadien (7 deutsche Meilen) angeben. Das gegenseitige Verhältniss dieser bedeutend abweichenden Angaben wurde in der unter den zahlreichen bisherigen Besprechungen gründlichsten Abhandlung von Fr. Streber »Ueber die Mauern von Babylon und das Heiligthum des Bel daselbst« (Denkschriften der k. Akademie zu München, 1847) erschöpfend behandelt, doch haben leider die nachfolgenden wenig Positives bietenden Forschungen an Ort und Stelle in dieser Beziehung nicht die glänzende Bestätigung der Streber'schen nur aus den classischen Nachrichten gezogenen Resultate geliefert, wie für dessen Herstellung des Bel-Heiligthums. Rich hat nun jenes Quadrat, wie aus dem beifolgenden Plane hervorgeht, nach den nahen Mauerresten östlich von Kasr und Amran zu reconstruiren versucht, von der Voraussetzung ausgehend, dass Herodot wie die übrigen Berichterstatter ungeheuer übertrieben, während Buckingham in Alheimar, eine geographische Meile östlich von dem Ruinenhügel Kasr, einen isolirten Rest der Stadtmauer gefunden zu haben glaubt. Von den neueren Forschern aber stellt Layard überhaupt die jemalige Existenz dieser Riesenmauer in Abrede, während Oppert die Annahme derselben und zwar nicht blos dieser, sondern auch der zweiten von Herodot flüchtig erwähnten »nicht viel schwächeren« inneren Parallelmauer in dem vollen Umfange der herodoteischen Maassangaben aufrecht erhält. Allein einige kleine, nicht etwa längliche, sondern konische Schutthügel, welche zufällig auf die von Oppert projectirte Mauerlinie treffen, sind der ganze factische Beleg dieser Reconstruction und so lange unerklärt bleibt, wie der Schutt einer 10 Meilen langen, 340′ hohen und 85′ dicken Mauer so spurlos verschwand, während die übrigen hervorragenden Bauwerke Babylons, die jedoch auf keinen Fall die Bedeutung jener Mauer gehabt haben konnten, noch jetzt die zahlreichen Schutthügel bei Hillah bilden, dürfte jene herodoteische Riesenmauer dem Gebiete des Fabelhaften nicht zu entreissen sein.

Herodot über Babylon unzuverlässig.

Der ganze Bericht Herodot's von Babylon trägt den Stempel einer ungenauen Beschreibung nicht eines Augenzeugen, sondern nach den unabgewogenen Berichten Anderer: unzweifelhaft richtige Details sind verwoben mit Unkenntniss der Localität und der wahren Dimensionen. Ziemlich richtig sind die Angaben über die Bauweise mit den Ziegeln, welche freilich nicht insgesammt aus dem Ziegelofen hervorgingen, doch bestätigt sich die (theilweise) Verwendung des Erdharzes als Cement, die Hineinbettung von Schilfflechten zwischen gewisse Gruppen von Ziegellagen u. s. w. Die exacte Schachbrettform der Stadtanlage aber, die Symmetrie und Zahl der hundert ehernen Thore u. s. w. können schon nach der Situation der erhaltenen Ruinen nicht auf Autopsie beruhen, es sind entweder Missverständnisse der Erzählungen der Chaldäer, oder ein geometrisches Rechenspiel des Geschichtschreibers. Die Existenz einer Brücke, welche die beiden diesseits und jenseits des Euphrat liegenden Stadttheile miteinander verband, ist gewiss glaublich und so wahrscheinlich, dass sie wohl schwerlich erst ein Werk der Mutter des letzten babylonischen Königs war, — wer aber würde

dem Geschichtchen Glauben schenken, dass zur Nachtzeit der hölzerne Brückenweg abgedeckt zu werden pflegte, damit sich die Babylonier nicht nächtlicherweile hinüberschlichen und einander bestahlen! Und so mochte auch ganz richtig sein, dass Cyrus vom ausgetrockneten Flussbette aus Babylon eroberte, während der Erzählung, dass die in der Mitte der Stadt wohnenden Babylonier von der bereits vor sich gegangenen Eroberung der Stadt längere Zeit gar nichts bemerkten, nur das Bestreben zu Grunde liegt, den Stadtumfang fabelhaft zu erweitern.

Reste der Mauer von Babylon.

Was aber die Ummauerung betrifft, so wird es schwerlich eine andere bedeutende Mauer um Babylon gegeben haben, als die, deren Reste auf Rich's Plane (sieh oben) als ein fortlaufender einen rechten Winkel bildender Schutthügel verzeichnet sind, gegen welche übrigens neuere Forscher ebenfalls nicht ungewichtige Bedenken erhoben. Diese Mauer, welche ausser den Palastbauten nur mehr einen kleinen Theil der Stadt selbst eingeschlossen haben konnte, würde in derselben Weise nur das hervorragendste Stadtgebiet befestigt haben, wie wir diess auch ganz ähnlich bei Niniveh finden werden; der grössere Theil der Stadt aber schloss sich wahrscheinlich unbefestigt ausserhalb an, sich, wie diess auch noch heutzutage bei vielen orientalischen Städten der Fall ist, allmälig in den Gärten und Dattelpalmwäldern der Umgegend verlierend.

Birs Nimrud.

Seit den frühesten Forschungen über Babylon aber hat man sich vorzugsweise mit dem Bericht Herodot's über den Tempelthurm des Belus und mit dessen Identificirung mit einer noch bestehenden Ruine beschäftigt, einer Untersuchung, die kaum weniger Schwierigkeiten darbietet, als die über die Mauern. Denn nach Herodot und Diodorus Siculus schied der Euphrat die Stadt in zwei Theile und liess den grossen Palast zur Rechten, den kleinen mit dem Tempel des Belus zur Linken. Nun aber finden sich zwar die gewaltigen und unverwüstlichen Reste der Palastbauten auf dem östlichen Ufer, auf der westlichen Uferebene aber ausser unbedeutenden Ruinenhügeln in den Dattelhainen und unter den Moscheen Hillah's und nördlich davon keine auf den gewaltigen Tempel beziehbaren Spuren bis auf die vielbesprochene von Hillah fast $1\frac{1}{2}$ geographische Meilen entfernte Ruine Birs Nimrud. Da aber die hier gefundenen Inschriften die Stadt, deren Hauptzierde die jetzige Tempelruine bildete, als das uns aus Arrian wohlbekannte Borsippa bezeichnen, so glaubte man anfangs Birs Nimrud nicht mit dem herodoteischen Tempel des Belus identificiren zu dürfen, und zwar um so weniger, als er nach Herodot und Diodor näher am Flusse und bei dem Palaste sich befunden zu haben scheint. Layard sprach daher, nachdem die frühere ein Auskunftsmittel darbietende Annahme Rennell's, dass der Euphrat früher weiter ostwärts die Ruinenhügel durchschnitten, in Folge genauerer Untersuchungen unmöglich geworden war, die Ansicht aus, dass der Strom, obwohl jetzt, nach den babylonischen Uferbauten zu schliessen, seinen ursprünglichen Lauf an der fraglichen Stelle wieder verfolgend, doch im Laufe der Zeit seine Richtung westwärts öfter geändert und so den westlichen

Theil von Babylon allmälig hinweggespült habe. Allein selbst Jahrtausende würden nicht ausgereicht haben, eine Mauermasse, wie sie der Terrassentempel des Belus dargeboten haben musste, so vollständig hinwegzuschwemmen; auch finden sich ja die Ruinen von kleineren Bauanlagen, namentlich (nach Oppert) von einem Mylittatempel 20 Minuten nördlich von Hillah, von Canälen u. s. w. am Westufer erhalten. Während wir aber vergeblich nach einer Ursache des Verschwindens des Belustempels forschen, erscheint es als nicht unwahrscheinlich, dass wir die Reste desselben doch in dem Hügel Birs Nimrud vor uns haben, der seit Benjamin von Tudela als der Thurm von Babel betrachtet wurde, bis Rich in ihm den Tempel des Belus vermuthete, womit Oppert übereinstimmt. Doch bedarf es hiezu nicht der gewaltigen Mauer, wie sie Oppert nach Herodot construirt, die überdiess gegen die unzweifelhaften inschriftlichen Angaben verstösst, welche die Ruine als in Borsippa und nicht in Babylon befindlich bezeichnen. Denn die vorstädtischen Ausläufe der Hauptstadt müssen Borsippa nahezu berührt haben, und daher stammt vielleicht das Missverständniss Herodot's und seiner Nach-

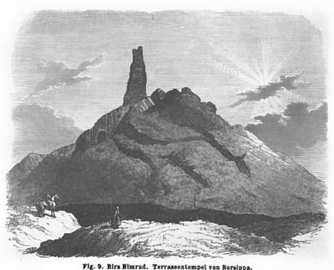


Fig. 9. Birs Nimrud. Terrassentempel von Borsippa.

schreiber, wohl nichts Anderes als eine der vielen localen Ungenauigkeiten, welche die Autopsie des Verfassers bei diesem Theile seiner Schilderungen sehr in Frage stellen.

Herodot's Schilderung des Belus-tempels.

Ob aber die Ruine von Birs Nimrud vom herodoteischen Tempel des Belus herrührt oder nicht, so viel bleibt gewiss, dass sie ein getreues Abbild desselben nach der Schilderung des Geschichtschreibers ist. Nach dieser war nemlich das Heiligthum des Belus ein Viereck, an jeder Seite zwei Stadien (nahezu 1200') lang, mit ehernen Thoren. Inmitten dieser Umfriedung aber war ein Thurm 1 Stadium lang und ebenso breit und auf diesem Thurme stand wieder ein Thurm und auf dem zweiten ein dritter und so fort bis auf acht Thürme (Terrassen). Zur Höhe derselben aber zog sich aussen eine Wendeltreppe hinauf um alle Thürme; ungefähr in der Mitte war ein Rastort mit Ruhebänken, wo sich die Hinaufsteigenden niedersetzten, um auszuruhen. Auf dem letzten Thurme aber befand sich ein grosser (?) Tempel . . . und innerhalb der Umfriedung unten noch ein zweiter.

Beschreibung der Ruine.

Die Ruine zeigt zunächst einen oblongen konischen Hügel mit einem unteren Umfange von 2286' (einem den 4 Stadien Herodot's so ziemlich entsprechenden Maasse), für dessen Höhe an der besterhaltenen Westseite die verschiedenen Angaben von 198' (Rich) und 150' (Oppert) vorliegen. Die Höhe wird von einem 37' hohen und 28' breiten Pfeiler aus Backstein gekrönt, der jedoch sehr verstümmelt und namentlich durch einen breiten Riss bis fast auf halbe Höhe herab gespalten ist. Der Ziegelbau ist in gewissen regelmässigen Zwischenräumen von rechtwinkligen Löchern durchbrochen,

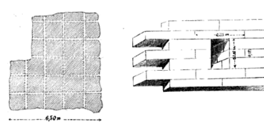
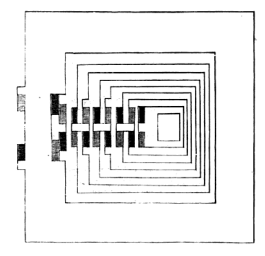


Fig. 10. Plan und Backsteinfügung des Pfeilers von Birs Nimrud.

welche horizontal in das Innere laufen und zur Trockenhaltung und Lüftung des Massenbaus dienten, eine Einrichtung, die wir auch schon im übrigen Chaldäa gefunden haben. Die schönen gebrannten Ziegel, deren Dimensionen auf der beigefügten Abbildung sich verzeichnet finden, sind so knapp und dauerhaft verbunden, dass es schwer ist, das Cement, welches übrigens Kalkmörtel zu sein scheint, zu unterscheiden und die einzelnen Ziegel von einander zu lösen. Die Inschriften auf diesen Ziegeln nennen Nabuchodonosor »als Wiedererbauer und Wiederhersteller des Thurmes, der ewigen Behausung (der Götter) von Borsippa.« Die übrigen Theile der Höhe des

Hügels sind mit Mauertrümmern besät, welche jedoch keineswegs so, wie diess aus einer Abbildung der Ruine bei Flandin et Coste (Voyage en Perse) zu entnehmen wäre, offenbare Reste von Backsteinbogen, sondern ganz formlos und überdiess ganz verglast sind. Der letzte Umstand hat, seit die nüch-



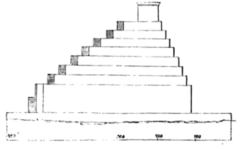


Fig. 11. Plan und Aufriss des Tempels zu Borsippa nach Oppert's Angaben.

terne Forschung anfing, nicht mehr auf das den Thurm von Babel zerstörende himmlische Feuermeer zu reflectiren, verschiedene Erklärungen hervorgerufen, worunter man namentlich häufigen Blitzen diese Wirkung zuschrieb,

bis endlich Capitän Newbold, nicht ohne den Beifall englischer Gelehrten, auf den kolossalen Gedanken kam, die Babylonier hätten ihre Gebäude, wenn vollendet, der Hitze eines Glühofens ausgesetzt!

Entdeckungen H. Rawlinson's an Birs Nimrud.

Die vielversprechenden Ausgrabungen an dem Schutthügel von Birs Nimrud, welche Layard durch die damalige Unsicherheit der Gegend zu veranstalten nicht möglich fand, wurden endlich 1854 von H. Rawlinson unternommen. Es bestätigte sich, was auch schon von Rich an einzelnen aus dem Schutte hervorragenden Mauern erkannt worden war, dass der Hügel einen Terrassenbau von zur Zeit sechs Geschossen unter der Schuttmasse berge und dass der Pfeiler von Birs Nimrud nichts Anderes sei, als ein Stück einer solchen massiven Terrasse. Jeder Absatz aber war ungefähr 20' hoch und maass horizontal 42' weniger in der Länge als der unterhalb vorausgehende. Doch fiel die Spitze dieser Terrassenpyramide nicht auf den Mittelpunkt, an welchem sich die Diagonalen der Grundform schneiden, indem die Terrassen an der Fronteseite 30', die auf der entgegengesetzten Seite aber nur 12' in der Tiefe messen, während an den beiden übrigen Seiten die Maasse gleich sind (je 21'). Nach den etwas abweichenden Angaben Oppert's erhob sich auf einer Plattform von 600' im Gevierte eine Terrasse von 75' Höhe und 384' Länge, worauf erst die sieben Terrassen, die herodoteischen Thürme je 25' hoch folgten, so dass die ganze Anlage eine Höhe von 250' erreichte. An dem untersten Geschosse bemerkte Rawlinson dasselbe System von Halbsäulen und senkrechten abgestuften Einschnitten als äusseren Mauerschmuck, wie es sich an der beschriebenen Wuswasruine in Warka befindet. In derselben Weise ferner, wie man diess vorher an dem Tempel zu Mugeir entdeckt hatte, fanden sich auch hier in den Ecken Steincylinder mit Inschriften des Erbauers oder Wiederherstellers des Tempels, welche, auch in baugeschichtlicher Beziehung zu interessant, um ganz übergangen zu werden, (nach Rawlinson) bruchstückweise also lauten:

»Ich bin Nabu-kuduri-uzur (Nabuchodonosor), König von Babylon . . . der Wiederhersteller der Tempel von Bit-Schaggeth und Bit-Tzida, der älteste Sohn von Nabu-pal-uzur, Königs von Babylon . . . Bit-Schaggeth, den Palast des Himmels und der Erde für Merodach, den obersten Herrn der Götter, und Bit-Kua, die Cella seiner Göttlichkeit, die ausgeschmückt ist mit schimmerndem Golde, ich habe sie hergestellt. Bit-Tzida auch habe ich fest gebaut. Mit Silber und Gold und einer Steinverkleidung, mit Tannen-, Platanen- und Fichtenholz habe ich es fertig gemacht. Das Gebäude genannt der Gestirnkreis, das Wunder von Babylon, ich habe es gemacht und vollendet. Mit blau glasirten Ziegeln habe ich sein Haupt erhoben. Sieh, das Gebäude genannt die Terrassen der sieben Sphären, das Wunder von Borsippa, war gebaut worden von einem früheren König. Er hat 42 Ellen (in der Höhe) zu Stande gebracht, aber er hat das Haupt nicht vollendet. Durch die Zeit kam es in Verfall, sie hatten nicht Sorge getragen für den Abfluss des Wassers und so war Regen und Feuchtigkeit eingedrungen in die Ziegelmasse. Die Bekleidung von gebranntem Backstein war

geborsten und die Terrassen von ungebrannten Ziegeln sanken in Schutt; da bewog Merodach, mein grosser Herr, mein Herz, das Bauwerk wieder herzustellen. Ich veränderte nicht seine Lage, noch zerstörte ich seine Substruction, aber in einem glücklichen Monate und an einem glückverheissenden Tage unternahm ich die Erbauung der Terrassen aus gewöhnlichem Backstein und die Verkleidung des Tempels mit gebrannten Ziegeln. Ich verstärkte seinen Grundbau und setzte eine Gedenkinschrift an den Theil, den ich wieder aufgebaut. Wie das Gebäude gewesen war in alten Zeiten, so baute ich es auf; wie es gewesen war in früheren Tagen, so erhob ich sein Haupt« . . . Aus der Inschrift geht auch ferner noch hervor, dass diese Herstellung des Nebukadnezar 504 Jahre nach der ursprünglichen Erbauung, welche etwa in das Jahr 1100 v. Chr. fällt, stattgefunden habe.

Die sieben Farben der Terrassen.

Rawlinson und Oppert stimmen darin überein, dass jede der sieben Terrassen einem der sieben Planeten geweiht und mit solchen Ziegeln bekleidet war, welche (wie diess auch bei den allerdings sehr bedenklichen sieben Mauern von Ecbatana der Fall gewesen zu sein scheint) eine entsprechend farbige Glasur hatten. Nach Oppert — Rawlinson weicht in dieser natürlich problematischen Disposition theilweise ab — war die oberste Terrasse goldig (Sonne), die folgenden silbern (Mond), roth (Mars), blau (Merkur), gelb (Jupiter), weiss (Venus) und schwarz (Saturn). Wir dürfen vielleicht annehmen, dass eine solche Abwechselung des Colorits der äusseren Ziegel die meisten, wenn nicht alle chaldäischen Terrassentempel charakterisirte, eine Eigenthümlichkeit, welche verbunden mit der übrigen ruhigen Grösse dieser Anlagen nicht ohne einen gewissen imposanten Eindruck gewesen sein kann. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass den Mauern von Ecbatana oder vielleicht blos der herodoteischen Schilderung derselben ein solches Vorbild zu Grunde lag. Dass aber gerade die Höhe des Terrassentempels von Borsippa, eines der höchstragenden Punkte der Umgebung, zugleich als eine Sternwarte der Chaldäer diente, ist nicht blos naheliegend, sondern scheint auch in einer Notiz Strabo's seine Bestätigung zu finden. »Von den sternkundigen Chaldäern«, sagt dieser XVI. 739, »giebt es mehre Arten; einige heissen Orchener, andere Borsippener und so mehre andere, die gleichsam in Schulen getheilt sind.« Woher anders aber sollten diese Schulen genannt worden sein, als von ihren hervorragenden Sternwarten! —

Die Identificirung von Birs Nimrud mit dem von Herodot beschriebenen Terrassentempel des Belus wird aber noch wesentlich unterstützt durch andere Umstände. Denn die Ruine ist eingeschlossen von den Ueberresten einer in den Maassen der classischen Schilderung ungefähr entsprechenden Umwallung, die ausser Rich schon Ker Porter bemerkte und auf seinem Plane verzeichnete. Ueberdiess befindet sich am Fusse des Ruinenhügels westlich und noch in die Umfriedung eingeschlossen ein anderer Schutthügel, niedriger als Birs Nimrud, von den Arabern Hügel Abraham's (Tel-Ibrahim-el Khalil) genannt und jetzt von zwei kleinen arabischen Kapellen gekrönt.

Wer sollte dabei nicht an jenen in demselben Temenos befindlichen zweiten Tempel denken, von welchem Herodot (I. 183) wie oben angeführt spricht.

El Kasr. D. grosse Palast des Nebukadnezar.

Während aber die beschriebene Ruine zwar an Babylon gränzen mochte, aber nicht zur Stadt im eigentlichen Sinne, sondern zu Borsippa (daher wahrscheinlich auch noch der jetzige Name Birs) gehörte, war das Herz der grossen Stadt von weitläufigen Palastbauten eingenommen, deren gewaltige Ruinen leider noch keine genügende Erklärung gefunden haben. Weder die Ausgrabungen Layard's noch die Forschungen der französischen Expedition von 1850 bis 1854 haben zu einem entscheidenden Ergebnisse in architektonischer Beziehung geführt, und es ist nach der Natur der Ruinen sehr zu

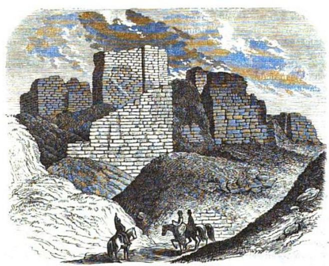


Fig. 12. El Kasr. Palastruine von Babylon.

bezweifeln, ob die Arbeiten der gegenwärtig mit Ausgrabungen in Babylon beschäftigten französischen Expedition, von welcher nur kurze journalistische Besprechungen vorliegen, nach dieser Seite hin befriedigendere Resultate liefern werden. Dass die etwa ½ deutsche Meile nördlich von Hillah liegende Ruinenmasse, jetzt El Kasr (der Palast) und Mudschelibeh oder Maklubeh (Ruine) genannt, dem grossen Palaste von Babylon, den nach Berosus (bei Flavius Josephus) Nebukadnezar erbaute, entspreche, ist kaum mehr zu bezweifeln. Ueber gewaltigen vielfach gefurchten Schuttbergen ragen noch

bedeutende Mauermassen mit Streben und Pfeilern hervor, deren ursprünglicher Zweck jedoch nicht mehr zu erkennen ist. Layard bekennt, nicht zu wissen, ob die Ruine dem Inneren oder Aeusseren des Palastes angehöre, und vergebens suchte er nach irgend einem Schlüssel, der das Räthsel des Planes dieses Palastes lösen sollte. Die gebrannten Ziegel sind von blassgelber Farbe, von ganz vorzüglicher Qualität, »klingend«, und ebenso fest, wie die Ziegel von Birs Nimrud, durch feinen Kalkmörtel aneinander gekittet, so dass es fast unmöglich ist, sie ganz von einander zu trennen. Fast auf jedem Backstein aber findet sich auf der nach unten gelegten Seite die tief und scharf eingeprägte Inschrift: »Nabuchodonosor, König von Babylon, Wiederhersteller der Pyramide und des Thurmes, ältester Sohn des Nabopolassar, König von Babylon, ich.« Das ganze Mauerwerk aber ist nach Layard's Worten so vollkommen und so frisch in der Farbe, dass es eher als das Werk von gestern, denn als ein bereits mehr als zwei Jahrtausende bestehendes erscheint. An vielen der herumliegenden Backsteinfragmente sieht man noch Reste von schwarzer, weisser, blauer, rother und dunkelgelber Glasur in brillant erhaltenen Kupfer-, Zinn- und Bleifarben. An vielen Ziegeln finden sich mehre solche enkaustische Farben, Spuren von Ornamenten und von menschlichen Figuren, welche uns an die classischen Berichte von den bemalten Wandflächen, an welchen Jagd- und Schlachtscenen, Bilder der Könige und Königinen zu sehen waren, erinnern.

Die Palastruine jetzt Steinbruch.

Dass man sich ausser solchen Fragmenten und vielleicht einigen relativ unbedeutenden Sculpturen von den im Kasr zu machenden Funden keine grossen Hoffnungen machen dürfe, geht schon aus dem Umstande hervor, dass seit Jahrhunderten die Ruine als Steinbruch dient, aus welchem bis jetzt die Materialien für die Gebäude von Hillah und den nächstliegenden Orten gewonnen werden. Eine Anzahl von Leuten betreibt die Ausbeutung des Kasr sogar als ein ständiges Gewerbe, und die Ziegel des grossen Nabuchodonosor, welcher, wie es im vierten Buche Daniel heisst, Babylon erbaut, wandern selbst aufwärts bis nach Bagdad. Von allen Richtungen wurden deshalb schon Schachte auf das im Schutte verborgene untere Mauerwerk getrieben, und so das Denkmal dergestalt durchwühlt, dass eine systematische Erforschung desselben zur unerquicklichen und wahrscheinlich undankbaren Aufgabe geworden ist.



Die Ruinenhügel von Dschumdschuma.

Von dem Ruinenhügel Kasr, dessen Ausdehnung dem Umfange von 20 Stadien, wie ihn Diodor und Curtius angeben, wohl entspricht, nur durch ein tiefes Thal getrennt, erhebt sich der Hügel von Dschumdschuma, wie er von einem naheliegenden Dorfe, oder Hügel des Amran, des Sohnes des Ali, wie er von diesem muhammedanischen Heiligen, dessen Grabmal er trägt, genannt wird. Dass auch dieser zu den Palastanlagen gehörte, ist höchst wahrscheinlich und deshalb Oppert's Vermuthung naheliegend, dass man sich vielleicht die berühmten hängenden Gärten, das Wunderwerk der alten Welt unter diesen Schutthaufen zu denken habe. Es ragen indess keine Mauerreste aus dem Schutte hervor und auch die von Layard etwas hastig und

ohne Nachdruck in die Masse getriebenen Schachte stiessen auf keine Mauer. Grossartige Nachgrabungen würden vielleicht die Entscheidung liefern, denn die Construction der Gärten war von anderen Bauten abweichend und in der Nähe des grossen Palastes mussten sich diese Gärten befunden haben: nach Arrian wenigstens liess sich der kranke Alexander von dem kleinen Palaste, welcher auf der Westseite des Flusses stand, über den Strom und erst in die Gärten, dann aber in den grossen Palast bringen, wo er starb. Inzwischen aber sind wir auf den Bericht Diodor's (II. 10) angewiesen, welchen wir allerdings bei der evidenten Verworrenheit dieses Schriftstellers hinsichtlich der übrigen Werke Babylons nicht ohne Misstrauen hinnehmen können.

Die hängenden Gärten nach Diodor und Strabo.

Nach seiner Beschreibung nun war das Ganze ein auf quadratischer Grundfläche von 400′ im Gevierte ruhender Terrassenbau, doch ein solcher nur auf einer Seite, auf der andern (wahrscheinlich gegen den Fluss gewendeten) schroff abfallend. Die Terrassen aber waren nicht massiv, wie an den Tempeln, sondern aus Parallelcorridoren (σύριγγες) gebildet, welche 10′ breit und durch 22′ dicke Mauern von einander getrennt waren. Dadurch entstanden, da jeder Corridor eine Terrasse trug, elf bis zwölf Terrassen, und selbstverständlich war der zweite Corridor höher als der erste, der dritte als der zweite und so fort, bis der letzte eine Höhe von 50′ erreichte. Alle waren da, wo sie den nächstniedrigeren überragten, durch Fenster erhellt und theilweise zu Gemächern benutzt, in dem höchsten aber war ein Pumpwerk angebracht, wodurch man das zum Begiessen nöthige Wasser aus dem Flusse heraufziehen konnte. Diese Corridore waren — was vielleicht in Bezug auf die Geschichte und Anwendung des Bogens bemerkenswerth ist — nicht überwölbt, sondern von 4′ starken und 16′ langen Steinbalken überdeckt. Auf diese Bedachung folgte eine Schicht aus Schilf und Bitumen, dann eine doppelte Schicht von gebrannten, mit Gips zusammengefügten Ziegeln, worauf endlich als letzte Bedachung bleierne Platten lagen, damit die Feuchtigkeit von der Erde des Gartens nicht in den unteren Raum durchdringen konnte. Dann auf dieses Bleidach war Erde aufgeschüttet, und zwar so tief, dass die grössten Bäume darin wurzeln konnten. Jedenfalls ist diese Construction verständlicher und möglicher, als die von Strabo VI. 738 berichtete, nach welcher das Ganze von würfelförmigen Pfeilern getragen wurde, welche hohl und mit Erde ausgefüllt waren, so dass die grössten Bäume Wurzel fassen konnten, und welche mit einander durch Gewölbe verbunden waren. — Denken wir uns nun die Terrassen durch viele Treppen miteinander in Verbindung gesetzt, so werden wir, wie diess auch Diodor bemerkt, an die Präcinctionen einer in eine gerade Linie gestreckten Cavea des griechischen Theaters uns erinnert fühlen.

Der Ruinenhügel Babil.

Der kleine Palast an der Westseite ist spurlos verschwunden, und Diodor's Beschreibung desselben dürfte als eine um so unzuverlässigere Entschädigung dafür erscheinen, als er sogar den grossen und kleinen Palast mit einander verwechselt. Dagegen fordert ein anderer kolossaler Ruinenhügel

noch besondere Besprechung. Dieser liegt fast eine halbe deutsche Meile nördlich von Kasr, bildet eine grosse oblonge Substruction von 2111′ im Umfange und bis zu 141′ Höhe, und wird von den Arabern Babil genannt, während er bei Rich noch unter dem allgemeinen Namen Mudschelibeh (Ruine) erscheint. Die Nachgrabungen sowohl von Rich als von Layard ergaben wenig Anderes, als dass man hier wieder eine von Strebepfeilern verstärkte Terrassenmasse vor sich habe, deren Ziegellegenden ebenfalls den Namen Nebukadnezar tragen. Deshalb ist es auch schwer, sich hinsichtlich der einstigen Bestimmung der Ruine zu entscheiden, da diese eine Terrasse sowohl für einen Tempel, als auch für einen Palast und für ein Königsgrab in Anspruch genommen werden könnte. Oppert glaubt, dass man in derselben das Grab des Belus zu suchen habe, von welchem zwar Herodot schweigt, das aber andere Schriftsteller als in Pyramidenform erbaut schildern, worauf in den Inschriften das »Bit-Sag-Ga-Tu« (das Gebäude, welches das Haupt erhebt) hinzuweisen scheint. Diese Belusgrab-Pyramide, wohl von der Art, wie die entsprechende assyrische Ruine von Nimrud, barg ausser der Orakelstätte, wo der Gott ruhte, ein seiner Gemahlin Mylitta-Zarpanit geweihtes Heiligthum, einen Tempel der Göttin der Erde Mylitta-Taauth, der Mutter der Götter, und ein Heiligthum des Nebo ohne Statue, wie jenes von Borsippa u. s. w. Nach Strabo zerstörte Xerxes das Grabmal, welches jener als eine viereckige Pyramide von Backstein, ein Stadion (?) (also 590′) in der Höhe und ebensoviel auf jeder Seite messend beschreibt. Nachdem Alexander vergeblich die Wiederherstellung versucht hatte, scheinen die Ruinen, d. h. die erhaltenen unteren Terrassen, Citadelle der Arsaciden und hierauf öffentlicher Steinbruch, welcher die Ziegel zur Erbauung der Städte Seleucia und Ktesiphon lieferte, geworden zu sein. Merkwürdig ist, dass sich die Reminiscenz an Babylon im Namen der Ruine »Babil« erhielt, während sie im Uebrigen nach der arabischen Sage als der Schauplatz der Strafe der beiden gefallenen Engel Harut und Marut gilt, welche hier, an den Fersen aufgehangen, des jüngsten Tages harren sollen.


Uferbau und Brücke.

Der zum Theil noch erhaltene Uferbau (der zahlreichen Ueberreste antiker Canalbauten nicht zu gedenken) ist nach den Backsteinlegenden von Nabonid und Neriglissar. Auch von der durch Herodot und Andere erwähnten Brücke glaubte Oppert bei Hillah noch Spuren der Brückenköpfe zu entdecken, deren Lage übrigens, wenn wirklich hiehergehörig, die locale Ungenauigkeit der classischen Berichte weiterhin bestätigen würde. Der von Diodor beschriebene Tunnel der Semiramis aber, welcher die beiden Schlösser unter dem Flusse verband, gehört wohl in das Gebiet der Fabeln. Ebenso ist bei der notorischen Unzuverlässigkeit der Griechen in orientalischen Fragen die von Herodot und Strabo erwähnte Eigenthümlichkeit sehr zu bezweifeln, dass die Häuser alle drei- und vierstöckig gewesen seien, was weder dem sehr mangelhaften Materiale entspricht, noch mit der sonstigen alten wie modernen Uebung im Orient übereinstimmt. Der Typus der Wohngebäude Me-

sopotamiens überhaupt dürfte vielleicht eher in einem assyrischen Relief (Fig. 47) zu suchen sein. —

Die übrigen babylonischen Ruinen.

Der zahlreichen Restaurationen der babylonischen Zeit in den chaldäischen Städten Mugeir und Warka wurde schon Erwähnung gethan, als die sonst hervorragendsten Reste von dem kolossalen Ziegelmassenbau der altchaldäischen oder babylonischen Epoche (denn nach den bisher unzureichenden Forschungen ist die Ausscheidung schwer, doch die Wahrscheinlichkeit für die letztere grösser) können aber noch die Ruinen von Akkerkuf, 2 geogr. Meilen westlich von Bagdad, von Hammam und Tel Ede, 4—6 Meilen nördlich von Warka, hieher bezogen werden. Akkerkuf ist ein imposanter massiver Backsteinthurm von rechteckiger Form, und Hammam eine mehr zerklüftete, durch Zeit und Wetter abgerundete, formlose Ruine, der von Bowarijeh und Warka ähnlich, während Tel Ede äusserlich von einem natürlichen Hügel sich wenig mehr unterscheidet und dadurch mehr an die assyrischen Ruinen vor ihrer Ausgrabung erinnert. Architektonische Belehrung bieten sie sämmtlich wenig.

Gesammtergebnisse.

Wenn wir nun die Ergebnisse der bisherigen Forschungen über chaldäische Architektur zusammenfassen, so zeigt sich, dass die Form der Sacralbauten, welche unter den chaldäischen Bauwerken jedenfalls in erster Linie stehen, die massive Terrassenpyramide war, und dass die Tempelcella selbst im Vergleich mit den Anstrengungen, welche man machte um sie zu isoliren und weit über die Ebene zu erheben, eine geringe Entwicklung hatte. In gleicher Weise scheint eine Terrassensubstruction auch für den Palastbau und nach den classischen Nachrichten und der Analogie mit Assyrien für Königsgräber beliebt gewesen zu sein. Massivbau war unerlässlich bei dem mangelhaften Material, den an der Sonne getrockneten Ziegeln, und deshalb finden wir auch im Palastbau, wie z. B. in der sogenannten Wuswasruine von Warka die Wände so viel Raum in Anspruch nehmend, wie die bedeckten Gemächer. Gebrannte Ziegel waren, wahrscheinlich wegen des Holzmangels in der mesopotamischen Ebene, gewöhnlich auf die Bekleidung beschränkt, wovon jedoch Nebukadnezar theilweise abgewichen zu sein scheint; verschiedenfarbig glasirte Ziegel aber dienten als der vornehmste Schmuck der Wände nach innen und aussen. Bei Tempelterrassen scheint man nur auf Farbenabwechselung im Grossen gesehen zu haben, indem jede Terrasse eine bestimmte Farbe hatte, Paläste wurden sowohl mit Ornamenten als mit Figuren in farbigen Ziegeln geschmückt. An die Stelle der Ziegel traten dann auch, um farbige Bekleidung zu erzielen, jene konischen Terracottapflöcke, wie sie eine in Warka entdeckte und oben beschriebene Ruine zeigte, und wie man sie auch sonst häufig im Schutte fand. Dass man sich aber nicht blos mit Farbendecoration auf flachen Wänden begnügte, beweisen die Halbsäulen und senkrechten abgestuften Einschnitte der Wuswasruine, wie der untersten Terrasse von Birs Nimrud. Diese Halbsäulen sind freilich von der primitivsten Art, Halbcylinder ohne Base und Capitäl, ohne Schwellung und Verjüngung, ja selbst ohne Zweck, denn sie sind keine tragenden, son-

dern nur decorative Glieder. Von einer freistehenden säulenartigen Stütze fand sich keine Spur; die Gemächer waren wahrscheinlich einfach mit Holzbalken gedeckt, doch war auch zuverlässig nicht blos der durch vorspringende horizontal gelegte Ziegel gebildete sog. falsche Bogen (Gräber von Mugeir) sondern auch ebenso wie den Assyrern der wirkliche Bogen den Chaldäern bekannt, wie die gefundenen keilförmigen Ziegel zu beweisen scheinen.

Die Ergebnisse in der Erforschung chaldäischer Monumente sind zwar zur Zeit noch verhältnissmässig gering, aber um so interessanter, als ohne Zweifel in der chaldäischen die Wurzel westasiatischer Cultur zu suchen ist.

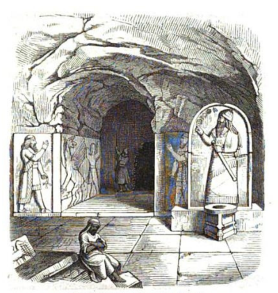


Fig. 13. Eingang zum Tempel von Nimrud.

Assyrien.

Während uns die chaldäischen Schutthügel im Alluvialgebiet des Euphrat und Tigris nur eine kümmerliche Ausbeute gewährten, betreten wir nun den unzweifelhaft fruchtbarsten Boden der antiquarischen Forschung unserer Zeit. Noch sind kaum zwei Jahrzehnte verflossen, als, wie Layard sagt, ein Raum von 3 Fuss im Gevierte im britischen Museum Alles um-

---

P. E. Botta & E. Flandin, Monument de Ninive. Par. 1849.
A. H. Layard, Niniveh and its Remains. Lond. 1849.
Id. The Monuments of Niniveh. Lond. 1849.
Id. Discoveries in the Ruins of Niniveh and Babylon. Lond. 1853.
W. S. W. Vaux, Niniveh and Persepolis. Lond. 1851.
J. Fergusson, The Palaces of Niniveh and Persepolis restored. Lond. 1851.
G. F. Grotefend, Anlage und Zerstörung der Gebäude zu Nimrud nach den Angaben in Layard's Niniveh. Götting. 1851.
H. J. C. Weissenborn, Niniveh und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale. Erfurt 1851. 1856.

schloss, was man an assyrischen Ueberresten besass, und jetzt sind ausgedehnte Paläste, mit zahlreichen Bildwerken und Inschriften buchstäblich bedeckt, wieder aus dem Schutte erstanden! Die assyrische Kunst, vorher nahezu gänzlich unbekannt, ist unserer Kenntniss jetzt fast so zugänglich, wie die ägyptische, und wenn, wie Rawlinson bemerkt, jeder unter den Inschriftfragmenten des britischen Museums zugebrachte Morgen dem Forscher neue Entdeckungen sichert, so wird die allmälige Entzifferung der massenhaften Keilinschriften in Kurzem auch eine gleichsam aus den königlichen Archiven selbst geschöpfte authentische Geschichte Assyriens liefern.

P. E. Botta.

Obwohl die Lage der Hauptstadt Assyriens, Niniveh, Mosul gegenüber auf Grundlage der localen Tradition auch schon von älteren Reisenden, Niebuhr, Rich u. s. w. erkannt war, so blieben doch die Untersuchungen dieser Reste — überhaupt mehr den auch ohne Nachgrabungen sichtbaren Ruinen von Babylon zugewandt — hier ohne Ergebniss. Rich hatte einige kleine Gegenstände gesammelt, doch von grösseren früher gelegentlich gefundenen Sculpturen nur gehört. Da fasste der französische Consul in Mosul, P. E. Botta i. J. 1843 den Entschluss, den als Ueberrest von Niniveh bezeichneten Schutthügel von Koyundschik durch Ausgrabungen zu untersuchen. Die Ergebnisse waren wegen ungeeigneter Inangriffnahme des Werkes gering, doch als die Bewohner der Umgegend die Absicht der Arbeit zu verstehen begannen, riethen einige dem Forscher die etwa fünf Karawanenstunden entfernte Höhe des Fleckens Korsabad zum Schauplatze seiner Thätigkeit zu machen. Hier stiess Botta bald auf eine künstliche Platform, auf Mauern, Gemächer und Säle, alle mit Alabaster verkleidet und der erste assyrische Palast erstand nach und nach wieder aus seinem Grabe, in welchem er fast drei Jahrtausende geruht hatte.

Es fehlte dabei nicht an erheblichen Schwierigkeiten. Abgesehen von den zu überwindenden Vorurtheilen der Bevölkerung musste ein ganzes Dorf, Korsabad, den fortgesetzten Ausgrabungen weichen; da jedoch die französische Regierung die Sache zu der ihrigen machte, so schmolzen auch die hartnäckigsten Bedenken vor dem französischen Golde. Auch ermöglichte die französische Regierung die Niederlegung der Ergebnisse von Botta's Arbeiten in einem sumptuosen Prachtwerke.

A. H. Layard.

Botta's Forschungen hatten ihre theilweise Anregung durch einen geistvollen englischen Reisenden gefunden, nemlich durch H. Layard, welcher schon in den Jahren 1840 und 1842 in Mosul gewesen war, doch erst 1845 durch die Liberalität des damaligen englischen Gesandten in Constantinopel

---

J. Bonomi, Niniveh and its Palaces. Lond. 1852.
F. Jones, Vestiges of Assyria, constructed from trigonometrical Survey in the spring of 1852.
G. Rawlirson, The five great Monarchies of the Ancient Eastern World. Lond. 1862.
H. L. Ferr, Les Ruines de Ninive, ou description des palais détruits des bords du Tigre. Par. 1864.

Sir Stratford Canning mit den nöthigen Mitteln zu eigenen Untersuchungen ausgestattet wurde. Seine Aufmerksamkeit hatte vorzugsweise der Ruinenhügel südlich von Mosul am linken Ufer des Tigris, welcher mit einem jetzt verödeten und verfallenen Dorfe den Namen Nimrud trägt, auf sich gezogen. Die Nachgrabungen daselbst wurden schon am ersten Tage mit dem besten Erfolge gekrönt und nach mehrjähriger Arbeit trat eine ganze Reihe von Palästen zu Tage, von welchen noch besonders gesprochen werden wird. Auch seine Ausgrabungen in dem Hügel von Koyundschik hatten namhafte Erfolge, weniger die bei Kileh Schergat südlich von Nimrud und von den in der nächsten Umgebung von Niniveh liegenden Ruinenhügeln die von Tel Kaif, Bascheika, Karamles, Karakusch u. s. w. Wie aber hier, so fanden sich auch assyrische Ruinen in verhältnissmässig grosser Ferne, besonders westlich zu Arban am Kabur und selbst zu Serui an einem Nebenflusse des oberen Euphrat, in der Mitte zwischen Mosul und Haleb, während das ganze Gebiet zwischen dem Kabur und Niniveh mit Ruinenhügeln übersät ist, der zahlreichen übrigen Schutthügel und Felsensculpturen nicht zu gedenken, welche sich nördlich und östlich befinden und grossentheils nur sehr unvollständig untersucht sind.

Niniveh, Kalah, Aschur, Kisir-Sargon.

Von den bekannten Ruinen aber wird durch die gelehrten Keilschriftenforscher Koyundschik, Nebby Yunes und Umgebung mit dem alten Niniveh, Nimrud mit Kalah, das noch südlicher am Westufer des Tigris gelegene Kileh Schergat mit Aschur, Korsabad nordöstlich von Niniveh mit Kisir-Sargon identificirt, Angaben, die weniger auf antiquarisch-geographischer Combination, die überhaupt wegen Mangel an historischer Ueberlieferung unbedeutend ist, als vielmehr auf weit directeren Quellen, nemlich der Entzifferung der Backsteinlegenden und der übrigen Inschriften beruhen.

Mauern von Niniveh.

Diese inschriftlichen Entdeckungen, verbunden mit dem Nachweis besonderer Stadtmauern namentlich von Kisir-Sargon (Korsabad) dürften es unmöglich machen, den Stadtumfang der Hauptstadt Niniveh und dessen Ummauerung mit den Angaben der Bibel, »den drei Tagereisen« des Jonas durch oder um Niniveh, und des Diodorus Siculus, welcher noch genauer die Stadtmauer als ein längliches Viereck von 150 Stadien Länge und 90 Breite, mithin von 480 Stadien Umfang bezeichnet, zu vereinbaren. Reste dieses grossen Mauerrechteckes liegen so wenig vor, als von dem Riesenquadrat Babylons, und dass der Höhenzug von Dschebel Maklub künstlich und ein Rest der Mauer sei, „wie man vorher anzunehmen geneigt war, und wie es Bonomi auf die Autorität des Mr. Barker hin aufrecht zu halten suchte, wird von Layard in seinem zweiten Werke über Niniveh entschieden in Abrede gestellt. Es ist zwar nicht unmöglich, dass Niniveh im weiteren Sinne mit seinen Vorstädten einen Raum eingenommen haben kann, welcher dem Umfang, den ihm Diodor und die Bibel zutheilen, im Allgemeinen entsprach und wie er sich auf dem beigefügten Plane durch punktirte Linien verzeichnet findet, aber sicher war, wie auch wahrscheinlich in Babylon, nur die Altstadt selbst ummauert, von welcher Ummauerung noch die ganze Linie

nachweisbar ist, während der vorstädtische Theil ausserhalb, nach der Weise nicht blos orientalischer sondern auch der meisten europäischen Hauptstädte, sich allmälig und ohne weiteren Mauerschutz in der Umgegend verlor. Wie liesse es sich sonst erklären, dass die unbedingt jüngere Sargonsstadt (Korsabad) ihre eigene noch nachweisbare quadratische Ummauerung und ihren eigenen Namen (Kisir Sargon) hatte, wenn sie in den Mauern

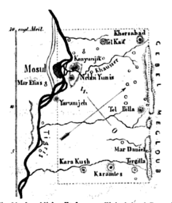


Fig. 14. Angeblicher Umfang von Niniveh (nach Bonomi).

Niniveh's eingeschlossen gewesen wäre, wie ferner die besonderen Mauern von Koyundschik und Nebby Yunes; wie wäre es auch sonst möglich, für die Stadt Resen, welche nach der Bibel zwischen Calah und Niniveh, also zwischen Nimrud und Koyundschik lag, einen entsprechenden Raum zu ermitteln, wenn Calah (Nimrud) selbst schon ganz nahe an der südöstlichen Mauerlinie von Niniveh lag. So lange man aber keine Mittel hat, solche gewiss nicht ungewichtige Einwendungen zu entwerthen, so lange man nicht erklärt, wie und warum die kolossale angebliche Mauer so spurlos verschwand, während relativ unbedeutende Ummauerungen assyrischen Ursprungs, wie die von Koyundschik, Korsabad, Nimrud, Kileh Schergat und andere sich in einer Weise erhielten, dass man nicht blos Spuren, sondern die ganze Linie nachzuweisen im Stande ist, so lange wird man eine trübe Quelle wie Diodorus oder eine so unbestimmte, wie wir sie im Buche Jonas finden, dem Gewichte des factischen Befundes aufopfern müssen. Und wie die fabelhaften babylonischen Mauern der Semiramis nach den Resten auf ein bedeutend geringeres Maass zusammenschmolzen, so wird auch die Mauerlinie, welche sich noch um die Hügel von Koyundschik und Nebby Yunes nachweisen lässt (vgl. Fig. 15), die Mauer Niniveh's gewesen sein. —

Ziegelbau. Wenn wir nun die Ruinen selbst in ihrer architektonischen Bedeutung

in's Auge fassen, so werden wir finden, dass sich die assyrische Structur eng an den bereits beschriebenen Platform- und Terrassenbau der Chaldäer anlehnt. Obwohl Assyrien einen grossen Reichthum an trefflichem Sand- und Kalkstein besitzt, welcher überdiess in der unmittelbarsten Nähe von Niniveh zu Tage tritt, so hielt man doch zäh an der Tradition fest, zum Massen-



Fig. 15. Plan von Niniveh.

bau wie zu den Hochmauern nur Ziegel und zwar fast durchaus nur an der Sonne getrocknete zu verwenden. Damit war auf die Dauerhaftigkeit der Gebäude Verzicht geleistet, und wie der Pharao mit seinen unverwüstlichen Werken sein ewiges Andenken anstrebte, so schien der assyrische König nur für sich zu bauen, es seinen Nachkommen überlassend, selbst wieder für ihre Paläste zu sorgen. Der Thon für die Ziegel war wie in Chaldäa mit Spreu und anderen faserigen Vegetabilien geknetet und in Holzmodeln geformt. Die meisten Ziegel sind von quadratischer Gestalt, die grössten bis zu 2′ im Gevierte; doch giebt es auch oblonge Ziegel, selten länger als 1′ bei einer Breite von 6 — 7½″ und einer Dicke von 4″. Im Ganzen herrscht grosse Unregelmässigkeit: die blassrothen gebrannten Ziegel dagegen sind mit grosser Sorgfalt hergestellt und meist mit einer Inschrift versehen, die jedoch nicht wie in Chaldäa, Aegypten und Babylonien in einer quadratischen oder ovalen Vertiefung in der Mitte der Fläche sich befindet, sondern entweder die ganze Oberfläche bedeckt oder am Rande hinläuft. Ob die Inschriften mit Gesammtstempeln oder nur mit einem keilförmigen Bunzen her-

gestellt waren, ist merkwürdigerweise noch unentschieden, Birch ist für die erstere allerdings viel praktischere Methode, Layard für die sehr mühsame und zeitraubende letztere.

Bruchsteinbau.

Doch blieb auch die Verwendung von Bruchsteinen nicht ausgeschlossen, beschränkte sich aber auf die Verkleidung von Substructionen, auf die Pavimente und, wenn wir auch die Alabastersculpturen hieher beziehen wollen, auf die Verzierung der Wände. Wie wir aus einem interessanten Relief von

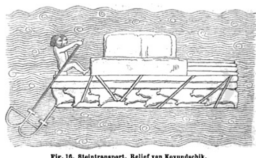


Fig. 16. Steintransport. Relief von Koyundschik.

Koyundschik erfahren, diente dieselbe Flossschifffahrt, wie sie noch am Tigris üblich ist, zur Herbeischaffung dieses Materials. Es ist in der That ein sprechendes Zeugniss für das zähe Festhalten der Asiaten an dem alten Herkommen, dass auf denselben von aufgeblasenen Thierhautschläuchen unterstützten Flössen (jetzt Kellek genannt), wie sie schon vor drei Jahrtausenden zur Herbeischaffung der Steinblöcke zu den assyrischen Königspalästen dienten, in unserer Zeit auch die von Botta und Layard für die Museen von Paris und London ausgewählten Steinsculpturen Assyriens den Tigris hinab fortgeschafft wurden. Der Landtransport von grossen monolithen Sculpturen auf Schlitten und Walzen scheint nach einem Relief von Koyundschik mit grösseren Schwierigkeiten verbunden gewesen zu sein.

Die technische Behandlung des Bruchsteinbaues war von verschiedener Vollendung. Die Stadtmauern von Kisir Sargon zeigen in ihrem unteren Theile eine Fügung, welche an den sogenannten kyklopischen Bau Griechenlands und Italiens erinnert, nur dass an dem assyrischen Mauerwerk der Art die irregulären Blöcke weniger genau ineinandergreifen und passen, und dabei die horizontale Lagerung wenigstens schichtenweise erkennen lassen. An anderen Theilen der Stadtbefestigung erscheinen die langen und schmalen rechteckigen Blöcke ohne alles Ineinandergreifen in Reihen auf den Kopf gestellt, eine Bauweise, die jedenfalls als ganz verwerflich zu bezeichnen ist. Dagegen findet sich an der Substructionsverkleidung der Platform von Korsabad (siehe nachstehende Abbildung) eine Mauer, die nicht blos aus recht-

winkelig behauenen Blöcken bei tadelloser Horizontale besteht, sondern bei welcher auch das Läufer- und Bindersystem schon in wohl berechneter Weise in Anwendung gebracht ist. Das abwechselnde Eingreifen der nach der Tiefe

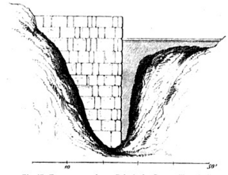


Fig. 17. Terrassenwand vom Palaste des Sargon (Korsabad).

gelegten Blöcke in die aus ungebrannten Ziegeln bestehende Mauermasse musste dem Ganzen eine wesentlich erhöhte Festigkeit gewähren. Denselben Zweck vorzugsweise müssen beim Massenbau, wie z. B. an der Substruction des thurmartigen Denkmales zu Nimrud (vgl. die folgende Abbildung), die Streben oder Pilaster gehabt haben, welche traditionell von dem chaldäischen Tempelbau herübergenommen zu sein scheinen.

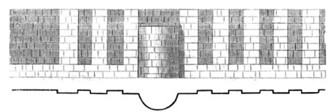


Fig. 18. Substruction des Terrassenthurmes von Nimrud (Nordseite).

Der Palastbau.

Während bei den Chaldäern, Aegyptern, Griechen und den meisten bekannten Völkern des Alterthums der Tempelbau das höchste Ziel architektonischer Thätigkeit war, so war dies, wie wir das nach den aufgedeckten Resten mit Sicherheit behaupten können, in Assyrien des Palastbau. Die verhältnissmässig kleinen Tempel erscheinen, wie wir noch sehen werden, als

Annexe der Paläste und haben, wenigstens was die sicher erweislichen Culträume betrifft, ganz das Aussehen eines Palasttheiles, ein Umstand welcher das Ueberwiegen des Despotismus der assyrischen Könige über deren Religiosität zu kennzeichnen scheint. Wie es aber bei den Chaldäern die Tempel waren, die sie auf künstliche, pyramidalterrassirte Berge setzten, so erhoben die Assyrer ihre Königspaläste auf geräumige künstliche Terrassen. Diese bestanden in ihrem massiven Kern nicht immer aus ungebrannten Ziegeln, manchmal war die Höhe einfach aus Erde oder Schutt aufgeschüttet und nur mit Ziegeln oder Bruchstein verkleidet. Die Verkleidungsmauern an den Seiten scheinen meistens das Niveau der Platform brüstungsartig überragt zu haben und mit stufenartig ausgezackten Zinnen bekrönt gewesen zu sein. Das Paviment der Platform bestand aus grossen gebrannten Ziegeln (bis zu 2' im Gevierte) oder aus Platten von Bruchstein, welche oft mit Inschriften oder sogar, wie z. B. im Nordpalaste von Koyundschik, mit reicher Orna-

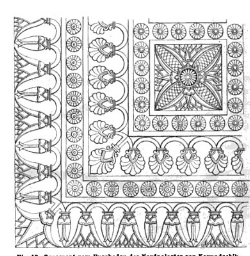


Fig. 19. Ornament vom Fussboden des Nordpalastes von Koyundschik.

mentirung bedeckt waren. In der Regel war die Platform an den Rand der Stadt gebaut, über deren Mauerlinie sie theilweise noch hinausragte und war nur von innen zugänglich. Obwohl keine sicheren Spuren der Treppenzugänge sich erhalten haben, so werden wir uns doch die Aufgänge wohl in der Art der Palastterrasse von Persepolis (wovon später) zu denken haben, als zweiflügelige Treppen, die sich, vielleicht in gebrochener Linie, an die Sub-

struction lehnten. Eine direct aufwärts führende Treppenflucht, wie bei dem griechischen Tempel, würde wohl schwerlich möglich gewesen sein.

Palast Sargon's zu Korsabad.

Bei dem Palaste des Sargon zu Korsabad, den wir nun als den abgeschlossensten und überdies weniger, als die von dem vielgelesenen Layard beschriebenen Paläste von Nimrud und Koyundschik, bekannten unserer Erörterung zu Grunde legen wollen, unterscheiden sich zwei Terrassen, von

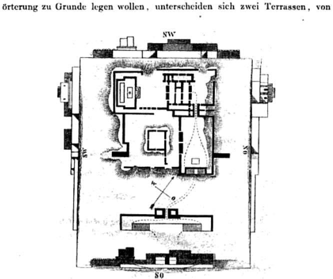


Fig. 20. Grundriss und Aufrisse des Palastes von Korsabad.

welchen die niedrigere und breitere, auf der man ausser dem Treppenraum die Reste von einem kolossalen Prachtthore fand, eine Art Vorhof gewesen zu sein scheint. Das Prachtthor war wie alle Palasteingänge von gigantischen geflügelten Stieren mit Menschenköpfen flankirt, hier nicht blos im Durchgange selbst, sondern auch an den Wänden der äusseren und inneren Fronte. Diese kolossalen Thürwächter, von welchen man in allen assyrischen Palästen eine grosse Anzahl entdeckte, da sie sich fast bei jedem Ein- und Durchgange finden, gehören zu den interessantesten und charakteristischsten Erzeugnissen assyrischer Kunst. Auf dem wuchtigen Nacken des Thieres sitzt ein majestätisches Haupt, mit einer oft reich geschmückten Tiara gekrönt, die bald konisch bald cylinderförmig und mit einem dreifachen Hörnerpaar bedeckt erscheint. Das nicht ohne Würde geformte Antlitz ist von reichem Haupt- und Barthaare umflossen, welches mühsam in regelmässigen

Die geflügelten Thorkolosse.

Flechten und Lockenringeln ausgeführt ist. Die spitzauslaufenden mit schweren Ohrringen, wie die menschlichen, behangenen Ohren scheinen den Uebergang vom Menschenhaupt zum Thierkörper zu vermitteln, welchen überdies der mächtige, sorgfältig gearbeitete Fittich, der einen grossen Theil des Vor-



Fig. 21. Geflügelter Stier von Nimrud. (Brit. Museum.)

derleibes bedeckt erleichtert. Die stärker behaarten Stellen des Thierkörpers sind überdiess durch kleine monotone Löckchen angedeutet, welche die zierliche Arbeit des Haupt- und Barthaares namentlich am Schwanzende wiederholen. Die üppige Kraft des Thieres tritt bei älteren Werken besonders in den harten Muskeln entgegen, welche striemenartig auf den Gliedern lagern, während bei späteren Sculpturen (namentlich von Korsabad und Koyundschik)



Fig. 22. Geflügelter Löwe von Nimrud. (Brit. Museum.)

das Streben nach Naturwahrheit bei all' der üppigen Uebertreibung, die der assyrischen Kunst durchaus eigen ist, über die Härten der alterthümlichen Kunstweise triumphirt. Eigenthümlich an diesen geflügelten Thorwächtern

ist, dass sie immer fünfbeinig erscheinen, da sie für die Fronteansicht und zugleich für die volle Seitenansicht berechnet sind. Während sie sich nemlich in der Fronte als Rundbilder präsentiren, bei welchen die beiden Vorderbeine neben einander gestellt sind, erheischt die reliefartige Seitenansicht des hier ausschreitenden Thieres die Wiederholung des inneren Vorderbeines. Anstatt des Stierleibes findet sich auch gelegentlich ein Löwenleib ähnlicher Auffassung mit menschlichem Haupte (Fig. 22), während bei dem kleineren Tempel zu Nimrud (Calah) vollständige Löwen mit aufgesperrtem Rachen den Eingang flankiren. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass die Wirkung dieser Kolosse, besonders wenn sie wie bei dem Hauptthore des Sargonpalastes aus drei Paaren bestehen, eine grandiose gewesen sein musste.

Kammern der Vorterrasse.

Die übrigen auf der niedrigeren Terrasse von Korsabad, dem äusseren Vorhofe gefundenen Gebäudereste sind sehr unbedeutend. Die kleinen Kammern, deren wenig erhaltene Wände nur farblosen Verputz mit Halbsäulen und senkrechten Einschnitten zeigen und dadurch an die decorative Architektur erinnern, die wir auch in Chaldäa vorgefunden haben, werden wohl für die Königswache oder für den Schwarm von Dienern und Eunuchen gedient haben, welcher, wie wir aus den Reliefs erkennen, die Umgebung des Königs belebt haben muss.

Der erste Hof.

Zu der etwas höheren eigentlichen Palastterrasse, die, wie aus dem Plane (Fig. 20) ersichtlich, grösstentheils über den Umkreis der Stadtmauern von Kisir Sargon, welche durch die nach Nordost und Südwest auslaufenden stärkeren Mauerlinien angezeigt sind, vorsprang, führte dann eine zweite ebenfalls doppelflügelige Treppe, nicht symmetrisch der ersten Haupttreppe und dem ersten Thore entsprechend, sondern in Rücksicht auf die Disposition der Palasträume selbst etwas seitwärts angebracht. Der Terrassenraum, im Allgemeinen so ziemlich quadratisch, obwohl die Aussenlinie häufig nach den Erfordernissen des Bauplanes rechtwinklig gebrochen bald vorspringt, bald sich einzieht, theilt sich in mehre Höfe, zwischen welche sich die Wohnräume gruppiren. Von den vier Höfen des Sargonpalastes ist der äussere (Fig. 23 B), zu welchem man, sobald man von dem Vorhofe aus die Treppen erstiegen, gelangte, der grösste und 350′ lang, 170′ breit. Da er zur Rechten an die Umfriedungsmauer der Terrasse gränzte, und die Treppenseite höchstens noch ein Portal enthielt, so stiessen nur zwei Seiten dieses Hofes an die Palasträume selbst, und standen mit diesen an der linken Langseite durch einen dreifachen Thorweg (C), an der anderen dem Treppenaufgang gegenüberliegenden Seite durch einen einzigen (D), der dafür um so grossartiger war, in Verbindung. Die zur Linken anstossenden Räume sind am unvollständigsten untersucht; wir gehen auch vorläufig an dem dreifachen vermuthlich zum Harem führenden Portale mit seinen geflügelten Stieren vorüber. Die Aussenwand zu beiden Seiten der Eingänge ist schon mit jenen sculpirten Alabasterplatten geschmückt, welche die Wände fast aller Zimmer und Hallen bekleiden und welche hier den König mit seinem Gefolge in processionsartigem Nebeneinander darstellen.

Verkleidung der Wände unten mit Reliefplatten,

Diese Reliefplatten und die ununterbrochene Verkleidung der unteren Hälfte der Wände sind das eigentlich Charakteristische der assyrischen Palastbauten. Doch nicht blos die ausserordentliche Productivität (die Wandverkleidungen aller assyrischen Paläste in einer Linie gedacht würden eine mehre Meilen lange Gallerie bilden), auch der Gedankenreichthum der assyrischen Künstler setzt uns in Erstaunen. Denn ausser den öfter wiederholten

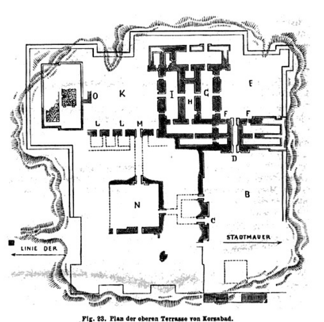


Fig. 23. Plan der oberen Terrasse von Korsabad.

formellen Paradebildern finden sich die verschiedenartigsten Situationen von Krieg und Frieden auf diesen Sculpturen dargestellt. Die Reliefdarstellungen aber nehmen nicht immer die ganze Höhe der Platte ein, sondern theilen sich oft in zwei Reliefs, die durch einen fortlaufenden Gürtel von Keilinschriften getrennt sind. Auch fanden sich wohl ganz schmucklose Alabasterplatten, oder solche, die nur einen Inschriftenstreifen enthalten.

oben mit glasirten Ziegeln

Während diese Platten eine Höhe von 10—12′ nicht überschreiten, erhebt sich die aus ungebrannten Ziegeln bestehende Mauermasse noch jetzt mehr oder weniger über dieselben. Der obere Theil aber war, wie man aus

dem Mangel hiehergehöriger Reste mit Sicherheit behaupten kann, nicht mehr mit Alabasterplatten, sondern mit gebrannten und in verschiedenen Farben glasirten Ziegeln oder bemaltem Stuck bekleidet und zeigte entweder bunte Ornamente verschiedener Art oder selbst figürliche Darstellungen von freilich in Anbetracht der Höhe, in welcher sie sich befunden haben mussten, sehr kleinen Verhältnissen. Von den Bekleidungsziegeln wurde übrigens an Ort und Stelle keiner mehr gefunden, doch hat man noch so viele Fragmente aus dem Schutte aufgelesen, dass man sich ein hinlängliches Bild von der ganzen Kunstweise machen kann. Die verwendeten Farben sind blassgelb, blassgrünlichblau, olivengrün, weiss, braunschwarz, seltener intensiv roth und blau, orange und lila. Da sich nicht nachweisen lässt, dass die Farben geblichen sind, so muss die Colorirung einen milden, effectlosen Anblick gewährt haben, der in decorativer Beziehung durch eine gewisse harmonische Zusammenstellung der Farben, welcher man häufig die Naturwahrheit ohne Weiteres zum Opfer brachte, noch gewann. Die figürlichen Darstellungen zeigen einen starken Contour, besonders an den Kleidern, der Grund ist gewöhnlich blassgrün, nackte Theile und Geräthe sind gelb, Haare und Augensterne schwärzlich, Pferde häufig blau, Gewänder grossentheils weiss. Die Figuren haben gewöhnlich nur Ziegelhöhe, obwohl einzelne Fragmente auf eine Figurenhöhe von 1—3′ schliessen lassen, wonach mehre Ziegellagen zu einer Darstellung zusammengesetzt werden mussten. Die Ornamente, meist Rosetten, Palmetten, Lotosblumen, verschlungene Bänder, Kreis-, Quadrat-,

oder bemaltem Stuck.

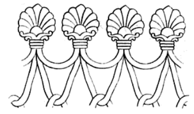


Fig. 24. Assyrisches Palmettenornament.

Sechseck-, Achteckformen, nicht ohne Geschmack combinirt, erinnern oft an griechische, noch mehr aber an etrurische Arbeiten der Art, weniger an ägyptischen Typus.

Zweiter Hof.

Fahren wir nun in der Betrachtung des Sargonpalastes von Korsabad fort. Nachdem wir an den drei Eingängen an der linken Seite des ersten Hofes vorüber, treten wir an der dem Treppenaufgang gegenüberliegenden Schmalseite durch einen 70′ langen und 10′ breiten Thorweg, welcher sowohl nach aussen als nach innen mit den erwähnten beschwingten Stieren flankirt und im Uebrigen sehr passend mit Tribut und Geschenke tragenden Männern

geschmückt ist, in das Innere. Botta hält den Thorweg für ursprünglich unbedeckt, doch die geringe Breite von nur 10′ macht keine Art von Bedachung unmöglich, welche allerdings nach Fergusson's Ansicht ein Gewölbe gewesen sein kann. Indess davon später. Von dem langen und, wenn überwölbt, düsteren Thorwege, der nach den entdeckten Spuren durch ein hölzernes Flügelthor verschliessbar gewesen zu sein scheint, führt kein Zugang in die auf beiden Seiten anstossenden Gemächer; man musste in den innern Palasthof (E) eintreten, um von da zu den verschiedenen Räumen der Königswohnung zu gelangen. Der nur 150′ im Gevierte messende Hof bot, die Nordecke des Palastes einnehmend, nach zwei Seiten die Aussicht nach den Zügen des Dschebel Maklub und weiterhin nach den Höhen von Dostakan und Amadijah mit dem erfrischenden Hauch der Gebirgsluft. Die Gemächer zu beiden Seiten des Thorwegs (F F) waren wohl von untergeordneter Be-

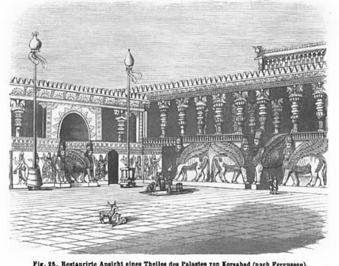


Fig. 25. Restaurirte Ansicht eines Theiles des Palastes von Korsabad (nach Fergusson).

deutung; die eigentlichen Königsräume befanden sich zur Linken und waren durch drei Portale zugänglich, welche jedoch alle in ein und dieselbe grosse Empfangshalle führten. Die Ansicht des Palastes von dem letztbeschriebenen Hofe aus wird uns durch die beifolgende Fergusson'sche Restaurationsabbildung theilweise vergegenwärtigt, welche wenigstens im unteren Theile

durchaus verlässig die grösstentheils erhaltenen Alabasterverkleidungen wiedergiebt. Von der allerdings ansprechenden, aber ganz conjecturalen Restauration des oberen Theiles wird später bei Behandlung der Fragen über Säulenstellung, Beleuchtung und Bedachung zusammenhängend gesprochen werden.



Haupthallen. Prunksäle.

Der Haupttheil des Palastes, welchen wir jetzt betreten, besteht aus drei grossen Sälen oder Hallen, welche ausser ihren hervorragenden Dimensionen (der erste Saal misst 116′ in der Länge und 33′ in der Breite) die glänzendste Ausschmückung des ganzen Palastes zeigen. Die Reliefs der ersten Halle (G) stellen die Vorführung und Bestrafung von Gefangenen dar, von welchen einigen die Auszeichnung zu Theil wird, von dem Könige in eigener Person geblendet oder sonst verstümmelt zu werden, Bilder, welche jedenfalls geeignet waren, dem in diesen Audienzsaal Eintretenden eine gewisse schaudervolle Ehrfurcht zu erwecken. Die Reliefs der zweiten Halle (H), welche durch Abscheidung eines kleineren Gemaches etwas verkürzt wird, und der dritten (I) sind in der schon angegebenen Weise durch einen ringsumlaufenden Inschriftengürtel gedoppelt und stellen interessante kriegerische Scenen, Schlachten, Belagerungen, Beutezüge u. s. w. dar, bei welchen der König wiederholt auf seinem Kriegswagen erscheint. Von der dritten Halle führen wieder drei denen an der Eingangseite gleichartige Ausgänge zu einem weiteren, dem dritten Hofe der oberen Terrasse, dem sogenannten Tempelhof (K), während sich an die Enden der drei oblongen Hauptsäle quer drei andere ähnliche Hallen verschiedener Dimensionen und vier kleinere Nebengemächer anschliessen, deren Innenraum der ausserordentlichen Dicke der Mauer ungefähr gleichkommt.

Tempelhof.

Trat man von der dritten Halle in den erwähnten etwa 180′ im Gevierte messenden Tempelhof hinaus, so fand man zur Rechten nordwestlich über die Brüstung der Terrasse hinaus die Aussicht nach der weiten Tigrisebene stromaufwärts, zur Linken aber mehre kleine Eingänge, deren Bedeutung nicht gehörig erforscht ist, welche aber zu einer Reihe kleiner Kammern (L L) geführt zu haben scheinen, die man, wahrscheinlich mit Unrecht, als Priesterwohnungen erklärt hat. Nur einer von diesen Eingängen (M) ist von den bekannten geflügelten Stieren flankirt, und entspricht in der Richtung einem ähnlich geschmückten Ausgange, welcher in den kleinsten der vier Höfe (N) mündet, gehörte also wohl zu einem Corridore, der den dritten und vierten Hof mit einander verband. Dieser vierte Hof, zu welchem wir schon drei andere Zugänge von dem ersten Hofe aus erwähnt haben, wird von Botta mit grosser Wahrscheinlichkeit dem Harem des Königs zugetheilt. Obwohl diess der wenigst untersuchte Theil des Sargonpalastes ist, so erscheint doch der auffällige Umstand vollkommen sicher, dass keiner von den drei Eingängen vom ersten Hofe aus mit dem blosgelegten einzigen Zugange der entsprechenden Seite des Haremhofes direct correspondirt, womit entweder die Erschwerung des Eintrittes in diesen geheimen Theil des Palastes oder, was noch wahrscheinlicher, wenigstens das beabsichtigt war, dass man

Haremhof.

vom äusseren Hofe aus bei etwa zufällig offenen Thüren durch die mehrfach gebrochenen Eingänge keine Einsicht in das Innere des Haremhofes gewinnen konnte.


Palast-kapelle.

Die vierte Seite des Tempelhofes, die Westecke der Palastterrasse, wird durch die Ruine (O) eingenommen, welche man für den Tempel oder vielmehr für eine Art Hauskapelle des Palastes erklärt hat. Da der Rand der Terrasse hier sehr gewichen ist; so sind zwar die Ueberreste nur mehr sehr unbedeutend. doch bieten sie noch manches Besondere. Deutlich ist eine rechteckige Erhebung über das übrige Niveau der Terrasse, welches die Substruction des Gebäudes bildete, und zu welcher dem Hauptausgang der Königshallen gegenüber eine Treppe von wahrscheinlich sechs Stufen führte, von welchen noch vier erhalten sind. Die Substruction, die einzige besondere Erhöhung auf der ganzen Terrasse, ist massiv von ungebrannten Ziegeln gebaut, und an den Seiten mit Quadern von schwarzem Basalt bekleidet, welche Verkleidung oben ein Gesims von grauem Kalkstein abschliesst, das



Fig. 26. Gesimse der Tempelsubstruction von Korsabad.

sowohl in dem Rundleisten als in der grossen Hohlkehle an den Carnies der ägyptischen Architektur erinnert. Die Tempelmauern selbst sind fast gänzlich verschwunden, doch fanden sich noch Reliefragmente mit rituellen Darstellungen ebenfalls in dem sonst in assyrischen Ruinen seltenen schwarzen Basalt, woraus wohl der Schluss gezogen werden darf, dass der königliche Erbauer bei seiner Privatkapelle im Gegensatz zu der Heiterkeit seines Palastes, der im blendenden Weiss der Alabastertafeln und im bunten Farbenspiel der glasirten Ziegel strahlte, durch Verwendung von dunklem Bekleidungsmaterial einen ernsten, ja düsteren Eindruck beabsichtigte.


Aehnliche Behandlung der übrigen assyrischen Paläste.

Nachdem wir nun die Gestalt und Disposition des Sargonpalastes von Korsabad als ein abgeschlossenes Beispiel der assyrischen Königspaläste im Einzelnen erörtert, wollen wir auch die übrigen Palastanlagen Assyriens vergleichungsweise betrachten. Die Behandlung der dicken Mauern aus ungebrannten Ziegeln, die Verkleidung der Wände mit meist sculpirten Alabasterplatten, das strenge Festhalten an rechteckigen Formen, die Gruppirung von oblongen Hallen um die Höfe, die von geflügelten Kolossen flankirten Eingänge, alles das findet sich überall. Doch haben alle (hier können jedoch selbstverständlich nur die ziemlich vollständig untersuchten Anlagen der Art in Betracht kommen), sowohl der Nordwestpalast von Calah (Nimrud), der ältest bekannte und wahrscheinlich von Sardanapal I. oder Aschurakbal, je

nachdem wir der Lesart der Backsteinlegenden und anderer Inschriften von Dr. H. Rawlinson oder Dr. Hincks folgen, um 930 v. Chr. erbaute Palast, als auch die Paläste des Sennaherib, Sargon's Sohn (um 700) zu Koyundschik, und des Essarhaddon, Sennaherib's Sohn zu Nimrud hinsichtlich der Disposition ihre bedeutenden Besonderheiten. Bei dem Nordwestpalaste von Nimrud schliessen sich die Hallen und Gemächer, wie wir aus dem beifolgenden Plane ersehen, auf allen vier Seiten um den einzigen Hof und von der grossen wenigstens sechs verschiedene Paläste enthaltenden Palastterrasse aus scheinen die Zugänge auf den vier Seiten unmittelbar zu den Königsgemächern dieses


Der Nordwestpalast von Nimrud.

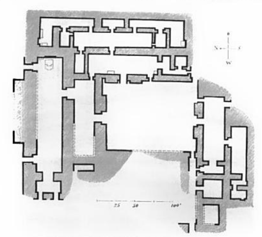


Fig. 27. Grundriss des Nordwestpalastes von Nimrud.

Palastes geführt zu haben. Diese Gemächer aber zeigen namentlich an der Ostseite eine so complicirte Symmetrie und auch sonst so vielfache Ausschnitte, Abtheilungen und Verrenkungen, dass es schwer wird, zu errathen, was damit beabsichtigt gewesen sein dürfte. Die grosse Halle an der Nordseite, wie man aus den Spuren am Ostende entnehmen kann, wahrscheinlich der Thronsaal mit einer Art von Vorzimmer an dem einen Ende, übertrifft an Dimensionen die grossen Hallen von Korsabad und misst 160 : 40′. Noch länger bei gleicher Breite mit dem Saale des Nordwestpalastes, nemlich 180′ ist der Eingangssaal des Palastes des Sennaherib zu Koyundschik, welcher Palast auch sonst der ausgedehnteste und prachtvollste gewesen zu sein scheint. Die Wohnräume gruppiren sich überdiess praktisch und ziemlich symmetrisch um die drei bisher aufgedeckten Höfe, und zeigen einen verständlichen Grundplan. Die Masse der bis jetzt entdeckten Gemächer dieses

Der Palast des Sennaherib zu Koyundschik.

Palastes, worunter verhältnissmässig wenige Hallen oder grössere Säle, beläuft sich auf die enorme Zahl von achtundsechzig. — In dem Palaste des Essarhaddon zu Nimrud zeigt sich, soweit die Räume blosgelegt sind, das Streben nach noch grösseren Dimensionen. Der geräumigste bisher entdeckte Hof mündet nemlich durch zwei Eingänge in eine Halle, welche bei 165′ Länge eine Breite von 62′ hat, und so den grössten bedeckten Raum bildet, den wir von Assyrien kennen.

Der Palast des Essarhaddon zu Nimrud.

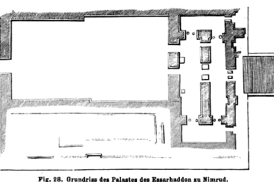


Fig. 28. Grundriss des Palastes des Essarhaddon zu Nimrud.

Bedeckung der Räume.

Die Beschaffenheit dieser Halle aber führt uns zu den interessanten Fragen über Säulenstellung, Bedachung und Beleuchtung bei den Assyrern. In der Mitte dieser Halle läuft eine mehrfach von Durchgängen unterbrochene Mauer, welche augenscheinlich keinen anderen Zweck hatte, als den Architekten der Schwierigkeit zu überheben, den 62′ breiten Raum zu überdecken. Für uns wäre das allerdings nichts Besonderes, abgesehen von der Möglichkeit einer horizontalen Balkenlage bei unserem weit vorzüglicheren Holzmaterial in Verbindung mit unseren Fortschritten in der Holzconstruction sind auch Gewölbe dieser Spannung seit der römischen Kaiserzeit keine grosse Seltenheit. Die Theorie des Wölbens aber war den Assyrern zwar vollständig bekannt, die wichtige Entdeckung aber blieb in der Praxis auf verhältnissmässig sehr geringe Sprengweiten beschränkt. Der grösste bisher bekannte assyrische Bogen ist der 1853 von V. Place entdeckte des Stadtthores von Kisir-Sargon (Korsabad) mit einer Spannung von 14—15′, wo der Bogen auf dem Rücken der beiden geflügelten Thorkolosse ruhte. Andere Gewölbe, wie der bekannte von Layard entdeckte Abzugscanal in der Substruction des Nordwestpalastes von Nimrud, also des ältesten bisher bekannten assyrischen Bauwerkes, sind von noch kleinerer Dimension. Die gebrannten Ziegel — und nur Ziegel wurden zum Gewölbebau verwendet — sind für den Zweck keilförmig und überdiess am oberen breiteren Ende convex, am unteren

Rundbogen.

concav geformt, um so nicht blos die Wölbung ohne Cementausgleichung von selbst zu ergeben, sondern auch die concentrischen Halbkreise der Bogenränder möglichst vollkommen zu machen. Derlei Gewölbe wurden in Nimrud mehre gefunden und erweisen somit die frühzeitige Existenz des Bogens in Mesopotamien zur Genüge. Doch nicht blos der Rundbogen mit dem Keilschnitte war den Assyrern genau bekannt, auch die Ehre der Erfindung des Spitzbogens scheint der Gothik durch eine andere Entdeckung Layard's in der Substruction unter dem Südostpalaste von Nimrud entrissen. Hier mündet nemlich ein Canal, auf dessen massiven Backsteinwänden ein gleichwohl


Spitzbogen.



Fig. 29. Canalmündung unter dem Nordwestpalast von Nimrud.

Fig. 30. Canal unter dem Südostpalaste von Nimrud.

noch unausgebildetes spitzbogiges Gewölbe ruht. Die grossen gebrannten Ziegel zeigen aber nicht wie die obenbeschriebenen die Keilform, und da diesem Umstande nur unzureichend mit keilförmigen Cementlagen abgeholfen ist, so stossen endlich an der Spitze des Bogens die unteren Enden der Backsteine fast zusammen, ohne sich oben ausreichend genähert zu haben. Ein Keil ungefähr von der Form eines gleichseitigen Dreiecks würde nun als Bogenschlüssel das Gewölbe passend abschliessen; allein statt dessen fand man den prismatischen Raum mit horizontalgelegten einfachen Ziegeln ausgefüllt, wodurch selbstverständlich der Hauptwerth des spitzbogigen Gewölbes verloren gehen musste.

Von beiden Bogenarten nun finden sich auch Beispiele auf den assyrischen Reliefs, besonders häufig von gewölbten rundbogigen Thüreingängen.

Bogen auf den assyri-

schen Reliefs. Doch auch horizontal bedeckte Thore sind von den Reliefdarstellungen nicht ausgeschlossen, scheinen vielmehr mit dem Rundbogen abzuwechseln. Ob auch der Spitzbogen für Thore und grössere Werke angewendet wurde, ist weniger sicher, obwohl sich auch diess durch Beispiele von den Reliefs belegen liesse, wenn anders Zeichnung und Erklärung richtig sind. Ausser dem auf nachstehender Abbildung sichtbaren spitzbogigen Thore glaubte man

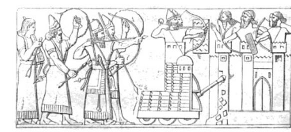


Fig. 31. Relief von Nimrud.

nemlich in einem anderen Relief (Fig. 32) eine Arkadenreihe gleicher Art zu entdecken, wobei man jedoch wenigstens nicht so weit hätte gehen sollen, die horizontalen Linien an dieser angeblichen Spitzbogenreihe auf die Steinlage zu deuten und damit auch auf das Vorkommen des sogenannten falschen

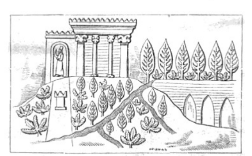


Fig. 32. Relief vom Nordpalast von Koyundschik.

Bogens (ohne Keilschnitt), wie er sich beispielsweise in Tiryuth und Ephesus findet, hinauszukommen.

Durch das Erscheinen gewölbter Thore auf den Reliefs, wie durch die Bestätigung, welche diesen durch V. Place's Entdeckung zu Korsabad ge-

worden ist, sind wir jedenfalls berechtigt, anzunehmen, dass auch an den Palästen die Thorwege überwölbt sein konnten. Ausser den Thoren und Canälen wurde allerdings noch ein Beispiel eines gewölbten Corridors in dem grossen Pyramidaldenkmal an der Nordwestecke der Terrasse von Nimrud gefunden, allein die Nothwendigkeit des Gewölbes beruht hier auf denselben Umständen, wie bei den Canälen der Palastsubstruction, denn eine flache Decke würde der ungeheuren Last des daraufgethürmten künstlichen Hügels nicht oder nur bei einem Materiale, wie es Aegypten besass, wo man überdiess überall mit der grössten Aengstlichkeit zu entlasten suchte, widerstanden haben, und ausserdem ist auch hier die Spannung sehr gering, nemlich 6′. Wir haben aber keinen Grund anzunehmen, dass auch die Gemächer und Hallen der Paläste überwölbt gewesen seien, und können dabei nur an flache Holzdecken denken. Um nun diese bei dem unzureichenden Materiale Mesopotamiens möglich zu machen, musste selbst den grössten Hallen jene unverhältnissmässig geringe Breite gegeben werden, welche dem assyrischen Grundplane so charakteristisch ist. Dadurch wurden, da man 40′ Breite nie überschreiten zu dürfen glaubte, die bis 180′ langen Säle zu ganz unproportionirten Räumen, zu förmlichen Gallerien oder Corridoren. Die Unmöglichkeit, über ein solches Breitenverhältniss hinauszugehen, erweist sich besonders bei der obenerwähnten Halle vom Palaste des Essarhaddon zu Nimrud, wo die angenommene Breite von 62′ zu überdachen so unthunlich erschienen sein musste, dass man den Saal durch eine spinaartig der Länge nach hineingestellte Mauer theilte, um so mit einer Balkenlänge von kaum 30′ auszureichen (vgl. Fig. 28).

Die Gemächer nicht überwölbt.

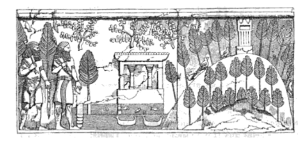


Fig. 33. Assyrische Heiligthümer. Relief von Korsabad.

Eine solche Zwischenmauer und überhaupt die jedenfalls unschöne Enge der Hallen wäre aber nicht blos nicht nothwendig gewesen, sondern würde sogar unerklärlich sein, wenn sich die Assyrer der Säulenstellung nach der Idee Fergusson's in der Art der Perser bedient hätten. Die Säule selbst war allerdings den Assyrern unbestreitbar bekannt, allein sie kam, wie wir sehen

Beschränkte Verwendung der Säule.

werden, nur in derselben beschränkten Weise, wie der Gewölbebau in Anwendung. Wir kennen sie nur durch Reliefs in ungenauen und wenig befriedigenden Darstellungen, von welchen die erste (Fig. 33) einen kleinen Tempel mit einem auf waldbewachsener Höhe sich erhebenden Altar enthält. Von den zwischen zwei Pilaster gestellten und ein plump vorspringendes mit kleinen Zinnen geschmücktes Dach tragenden Säulen bestehen die Basen aus einem grösseren und kleineren Wulst, während das Capitäl zwischen ähnlichen Wulsten und einer mehrfach abgestuften Platte zwei Volutenpaare zeigt, welche allerdings an ein gedoppeltes ionisches Capitäl erinnern. In den Bäumen, Vögeln, Figuren wird man zugleich ein Beispiel assyrischer Kunstweise in Behandlung solcher Gegenstände finden. Aehnlicher Art ist ein anderer Tempel auf einem schon oben (Fig. 32) gegebenen Relief, bei welchem jedoch die beiden Pilaster ebenfalls mit Capitälen geschmückt sind, denen aber kaum die Volutenform zu Grunde liegt, obwohl bei der Flüchtigkeit der Arbeit selbst von denen, welche das Original genau zu untersuchen Gelegenheit hatten, keine vollständige Sicherheit darüber zu erlangen war. Ein ähnlicher Altar wie auf dem ersteren Relief befindet sich auf dem zum Tempel aufwärts führenden Wege. Merkwürdig ist auch noch eine andere Capitälform

Die Säulenformen nur durch Reliefs bekannt.



Fig. 34. Säulenformen. Relief von Nimrud.

von Säulen, welche übrigens nicht die Bedeutung der Säulen als stützende Glieder haben können. Wir finden nemlich in der vorstehenden Abbildung drei wie es scheint aus Hörnerpaaren gebildete Capitäle, auf welchen Thiere, die vielleicht Widder darstellen sollen, stehen. Die wahrscheinlich eckigen Säulen sind gemustert, von Basen findet sich keine Spur. Dagegen ist in einem Relieffragmente von Koyundschik der untere Theil von mehren Säulen und Pilastern sichtbar, deren Basen lebhaft an die Säulen an den Portalen romanischer Kirchen erinnern. Es werden nemlich hier die kissenartigen Basenwulste auf den Rücken schreitender Löwen gestellt, so dass sie vollständig als Polster zu dienen scheinen, welche die Horizontale des Säulen-

anlaufes oder des den Schaft abschliessenden Rundleistens mit dem unebenen Nacken des Thieres vermitteln, an den auf ihnen lastenden Druck aber durch verschiedene Eindrücke und Schwellungen erinnern.

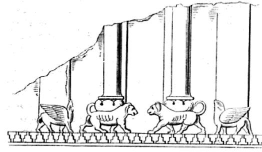


Fig. 35. Relieffragment vom Nordpalaste von Koyundschik.

Aus diesen und einigen andern Reliefbildern nun hat G. Rawlinson die Formen der assyrischen Säulen in der Weise der nachfolgenden Abbildung zusammenzustellen versucht:

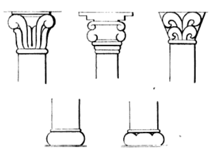


Fig. 36. Säulendetails assyrischen Styles.

Nach diesen plastischen Darstellungen dürfte allerdings der Gedanke unabweisbar sein, dass in diesen Capitälen Elemente liegen, welche sich nicht blos in der ionischen, sondern auch in der korinthischen Säulenordnung wiederfinden. Eine solche Parallele ist aber mit Sicherheit doch nur für das ionische Capitäl festzuhalten, dessen Voluten nicht blos an einigen Säulen der assyrischen Reliefs, sondern sogar auch an einem ebenfalls einer plastischen

Zusammenhang mit der ionischen Säulenordnung.

Darstellung entnommenen Geräthstücke deutlich kenntlich sind. Es ist diess eine Art von Tisch mit erhöhtem Rande, von welchem Fig. 37 eine Abbildung giebt. Auch hier ist die Aehnlichkeit des Knaufes mit einem ionischen Capitäl entschieden so gross, dass die Vermuthung alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, die so vielfach gedeuteten Elemente des ionischen Capitäls seien vom Stromland des Euphrat und Tigris über Kleinasien zu den Griechen gekommen.

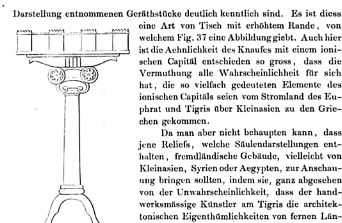


Fig. 37. Tisch von einem assyr. Relief.

Da man aber nicht behaupten kann, dass jene Reliefs, welche Säulendarstellungen enthalten, fremdländische Gebäude, vielleicht von Kleinasien, Syrien oder Aegypten, zur Anschauung bringen sollten, indem sie, ganz abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, dass der handwerksmässige Künstler am Tigris die architektonischen Eigenthümlichkeiten von fernen Ländern, die er kaum je sah, copirte, in diesem Falle nur zu Belagerungs- und Kriegsscenen und nicht zu friedlichen Jagdvergnügen den Hintergrund bilden könnten, so wird die Existenz der Säule in Assyrien nicht mehr in Abrede zu stellen sein. Und doch hat man bisher im Innern von keinem Palaste Assyriens auch nur das geringste Fragment einer solchen, oder eine Spur an der Stelle, wo sie gestanden haben konnten, gefunden, und nur ausserhalb vor dem Eingange zum Palaste des Sennaherib in Koyundschik nach dem Rande der Terrasse zu laufend entdeckte Layard eine Reihe von runden Piedestalen, welche, wenn nicht Standbilder oder Candelaber oder dergleichen, möglicherweise Säulen getragen und zu einer offenen Porticus gehört haben konnten, obwohl von dieser selbst sonst nicht die geringste Spur sich vorfand. Es könnte indess wohl sein, dass die Basen nur zu einer Art unbedeckter Porticus nach Analogie der in Abbildung Fig. 34 gegebenen gehörte. Das totale Verschwinden der Säulen aber im Uebrigen würde in Erwägung des Umstandes, dass vom Palaste von Persepolis noch mehr von den Säulen als von den Wänden sich erhalten, und dass Säulen von Stein der völligen Zerstörung weniger preisgegeben waren, als die Wände von ungebrannten Ziegeln, höchstens durch die Annahme erklärt werden können, dass man sich nur hölzerner Säulen bediente, zu deren Anwendung man sich aber im Erdgeschosse schwerlich entschlossen haben dürfte.

Die Säle im Innern nicht durch Säulen gestützt.



Fig. 38. Piedestal von Koyundschik.

Es wurde indess bereits oben erwähnt, dass durch die verhältnissmässig

geringe Breite der Säle und durch Hilfsmittel, wie die Zwischenmauer in der Halle des Palastes des Essarhaddon, der Verzicht auf die Säule schon deutlich genug im Grundplane ausgesprochen liege, was mithin durch den Mangel an allen hieher beziehbaren Ueberresten seine volle Bestätigung findet. Mit welchem Rechte also Fergusson selbst die nur 30′ breiten Hallen von Korsa-

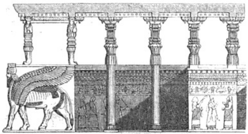


Fig. 39. Assyrische Säulenstellung nach Fergusson's Restauration.

bad (von welchen ein theilweiser Durchschnitt nach seiner Restauration beigefügt ist) innen mit einer doppelten Säulenreihe schmückt, wird klar sein. Da überdiess in den Reliefs durchaus andere Capitälformen herrschen, so ist auch, selbst wenn man die Existenz einer Säulenstellung zugeben wollte, die Hieherbeziehung der persischen Säule eine durchaus willkürliche und durch das beiderseitige Vorkommen anderer gleichartiger Details, wie der geflügelten Stiere u. s. w., noch nicht genügend gerechtfertigt.

Verwendung der Säule. Beleuchtung.

Die Verwendung der Säule aber war, kleine Tempelcellen »*in antis*«, wovon später, etwa abgerechnet, nach einem wichtigen Reliefbilde wie nach den Verhältnissen des erhaltenen Mauerwerks eine ganz andere. Würde man nemlich die Deckebalken unmittelbar auf die Wände gelegt haben, so hätte sich der grösste Theil der Palasträume in totaler Finsterniss befunden. Wenn man auch zugeben würde, dass die im Orient so beliebten Serdabs, jene Räume, in welche sich die Städter während der grössten Sonnenhitze zurückzuziehen pflegen, auch im assyrischen Palaste ihre Analogien haben konnten, wenn es auch als möglich hingestellt werden kann, dass der assyrische König in gleicher Unthätigkeit in eine solche kühle Finsterniss sich vergrub, so könnte man es doch nur als sinnlos bezeichnen, vollkommen finstere Räume mit solcher Pracht auszuschmücken, die denn doch nicht blos auf Lampenbeleuchtung berechnet sein konnten. Grosse Beleuchtungsausschnitte in der Decke dagegen, wie Layard sie in seiner Restauration annimmt, würden die Paläste bei den furchtbaren Regengüssen des mesopotamischen Winters zu grossen Nachtheilen ausgesetzt haben, und zwar um so mehr, als das Paviment der Säle meist nur aus Ziegeln bestand und weder für eine Senkung desselben nach der Mitte zu, noch ausreichend für correspondirende Abzugs-

canäle gesorgt war. Licht und Luft drang vielmehr, da die Wände in dem erhaltenen unteren Theile keine Spur von Fenstern zeigen, oberhalb unmittelbar unter der Bedachung herein, welche letztere möglicherweise auf einfachen Backsteinpfeilern, die Fensteröffnungen zwischen sich liessen, wahrscheinlicher aber auf einem Kranze von Säulen kleiner Dimension abwechselnd mit stärkeren Pfeilern ruhte. Diess macht vorzugsweise ein Relief von Koyundschik klar, bei welchem diese Luftöffnungen von je zwei zwischen grösseren Pfeilern stehenden Säulen, die in ihren Capitälen mit den von anderen assyrischen Reliefs bekannten Formen Aehnlichkeit zeigen, gebildet sind. Da aber dieses Relief unbedingt der Reconstruction der oberen Theile assyrischer

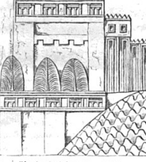


Fig. 40. Relief von Koyundschik.

Paläste zu Grunde zu legen ist, so dürfte wenigstens von den dem Verfasser bekannt gewordenen Restaurationen des Innern eines assyrischen Palastes, nur die von O. Mothes in dieser Beziehung der Wahrheit nahe kommen. Die Aussenseite jedoch gewann, da die Säulen und Pilaster doppelt gestellt sein, d. h. am Innen- und Aussenrande der dicken Wände hinlaufen und so eine Porticus auf der Mauer bilden mussten, ein der Fergusson'schen Restauration (vgl. Fig. 25) nicht ganz unähnliches Aussehen. Nur hat es Fergusson gefallen, statt sich wie Layard bei seinen äusseren Restaurationen an die gegebenen assyrischen Säulenformen zu halten, die sonderbaren Ecksäulen, wie sie sich an dem oberen Geschosse der persischen Königsgräber (vgl. Fig. 66) in Relief finden, hieher zu beziehen, und auch darin persische und assyrische Architektur zu verschmelzen.

Dächer. Obergeschoss.

Die mit Thon oder Ziegeln bedeckten Dächer waren wahrscheinlich flach oder wegen des Wasserablaufs ein wenig geneigt, vielleicht auch zu besteigen, wenn wir auf die heutige Uebung des Orients, die übrigens auch durch die Natur der Sache unterstützt wird, Rücksicht nehmen wollen, obgleich hervorzuheben ist, dass sich keine Treppenspuren in den Palästen gefunden haben. Fergusson, in seiner Identificirung assyrischer und persischer

Bauweise consequent, setzt allerdings nach Art der erwähnten oberen Geschosse der Felsengräber von Persepolis und Naksch-i-Rustam noch ein zweites Geschoss auf die Paläste, wofür sich indess ausser dem äusserst schätzbaren Gutachten Layard's wenig positive Gründe finden. Denn der beigebrachte, dass man vom Erdgeschosse aus wegen der hohen Brüstungsmauer der Terrassen die Aussicht nicht geniessen konnte, um derenwillen grossentheils die Paläste auf so stupende Substructionen gesetzt worden seien, dürfte schon deshalb nicht genügen, weil die Brüstung von Korsabad nicht überall so wie an der aufgedeckten Stelle nothwendig 6′ Höhe über dem Niveau der Terrasse haben musste, und weil es, wenn sie eine solche wirklich in ihrem ganzen Umfange gehabt haben sollte, vielleicht dem königlichen Bauherrn gar nicht um die Aussicht, sondern nach der Tradition des chaldäischen Terrassenbaues nur um eine den Unterthanen imponirende und factisch über sie erhebende Position, um Sicherheit, frischen Lufthauch, Ruhe vor den geflügelten Insecten der Tiefe u. s. w. zu thun war. Sollten aber vielleicht doch kleine Treppen im Kern der dicken Mauer sich befunden haben, welche vielleicht den Forschern entgangen sind, so würden auch diese noch kein zweites Geschoss voraussetzen, sondern müssten zunächst in die Porticus führen, welche nach unserer obigen Ausführung zwischen den massiven Wänden und dem Dache, Licht und Luft vermittelnd, herumlief, und auch hier wäre ja Gelegenheit genug geboten gewesen, die Aussicht zu geniessen. Was aber die Mehrheit der Geschosse betrifft, so können in dieser Beziehung die Reliefabbildungen nicht maassgebend sein, welche Gebäude und dergleichen in einer oft überraschenden Weise übereinander aufthürmen; denn bei jeder primitiven der Perspective nicht bewussten Kunst vertritt das Uebereinander nur die Stelle des Nacheinander. Auf diese Art erscheinen die Darstellungen von Städten immer pyramidal, und bei Befestigungswerken ruht gewöhnlich ein Thurm auf dem andern.

Tempelbau der Assyrer

Nachdem wir nun damit den assyrischen Palastbau einer ausreichenden Betrachtung unterzogen, gehen wir auf den Tempelbau über, der, wie schon erwähnt, in verhältnissmässig weit untergeordneterer Stellung erscheint, als bei den meisten übrigen Culturvölkern des Alterthums. Merkwürdig ist, dass wir — wenigstens zur Zeit — nur Palastheiligthümer kennen, und dass sich von einem Volksheiligthume im Gebiete der Städte selbst keine Spur vorfand, merkwürdig ferner, dass die erhaltenen Reste von Tempeln keine Uebereinstimmung unter sich, keinen gemeinschaftlichen Typus zeigen.

Palastkapelle von Korsabad.

Von der Substruction der Palastkapelle zu Korsabad wurde schon (S. 46) gesprochen. Obwohl an dieser vom Hochbau fast nichts erhalten ist, zeigen uns doch die über die Palastterrasse sich erhebenden Substructionsreste, dass die chaldäische Bauweise in Assyrien auch in dieser Beziehung noch einigermassen in Kraft war. Als Tempel selbst könnten wir uns wohl ohne Gefahr eines Irrthums auf dieser Substruction eine Cella der Art denken, wie wir sie auf assyrischen Reliefs (Fig. 32 und 33) sehen, denn für complicirte Anlagen ist kein Raum. Es wurden jedoch zwei andere Tempel zu Nimrud an

Palastkapellen zu Nimrud.

der Nordwestecke der grossen Palastterrasse entdeckt, welche sich eng an das Saal- und Kammersystem des Palastbaues anschliessen, und weder die Erhebung, Abgeschlossenheit und Regelmässigkeit, noch das Streben nach äusserer Wirkung zeigen, wie diess sonst den Tempelbauten eigen ist. Der Hauptheil beider Tempel besteht in einer oblongen Halle, mit einer kleinen Kammer an dem einen Ende, welche durch ihre aus einem einzigen Blocke bestehende Pavimentplatte ausgezeichnet ist, die in dem grösseren der beiden Tempel 21′ in der Länge, 16′ 7″ in der Breite, 1′ 11″ in der Dicke misst, und ganz mit Keilinschriften bedeckt ist. Von diesem innersten Heiligthume zweigen noch enge Seitenräume ab, wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Cultgeräthschaften oder überhaupt für priesterliche Zwecke bestimmt. Die grösseren Tempelhallen aber haben in einem breiten Vorgemach eine Art von Pronaos, zu welchem ein von den bekannten Kolossen flankirter Eingang führt, der aber seitwärts angebracht ist, wohl in der Absicht, von aussen keinen Einblick in die heilige Cella zu gewähren. Ein zweiter Eingang, von welchem eine Abbildung (Fig. 13) an den Anfang dieses Abschnittes gestellt ist, führt rechts durch ein anderes etwas unregelmässiges Vorgemach in die Tempelhalle. Das Ganze stösst, wie diess aus dem nächstfolgenden Plane (Fig. 41) zu ersehen ist, an die grosse Terrassenpyramide an der Nordwestecke der Palastplatform von Nimrud. Bei dem kleineren Tempel, der sich, nur durch einen Treppenaufgang (?) von dem grösseren Tempel geschieden, am Nordrande der Platform befindet, führt der von einem ganz mit Inschriften bedeckten Löwenpaare flankirte Eingang durch die linke Langseite in den Hauptsaal des Tempels, wodurch ebenfalls die Einsicht in die innere Tempelkammer verhindert und ein Pronaos entbehrlich wurde. Die Wände aber sind in derselben Weise wie in den Palästen mit Reliefsculpturen bedeckt, deren Darstellungen mythologischen Inhalts sind.

Muthmassliche Gestalt der Haupttempel.

Es ist indess sicher anzunehmen, dass die Städte selbst ihre Cultusmittelpunkte gehabt haben, die sich von diesen Hauskapellen der Könige unterschieden. Wenn wir uns hinsichtlich ihrer Gestalt Vermuthungen hingeben wollten, so wäre es allerdings am natürlichsten, an denselben pyramidalen Terrassenbau, wie wir ihn in dem alten Chaldäa gefunden, und wie er in Babylonien fortbestand, zu denken; allein die Stadtgebiete von Niniveh, Calah, Sargon u. s. w. — die freilich zur Zeit nur sehr unvollständig untersucht sind — bieten keine Ueberreste der Art dar, und wir müssen wohl annehmen, dass die städtischen Cultplätze Assyriens, wenn nicht klein, so doch nicht so hochragend gewesen seien, wie die chaldäischen. Doch finden sich Reste der Art auf oder richtiger an den Palastterrassen von Nimrud und Kileh Schergat, grossartige Pyramidalbauten, durch die Zeit in gewaltige konische Hügel verwandelt. Von diesen wurde nur der Hügel von Nimrud genauer erforscht, ohne dass man jedoch sichere Spuren fand, die auf den Zweck des Werkes hindeuteten. Der gewölbte Corridor nun, welchen Layard entdeckte (Nr. 1 des Durchschnittes Fig. 41) brachte diesen auf den Gedanken, dass man in dem Denkmale ein Königsgrab nach Art der

Die Terrassenpyramide von Nimrud.

ägyptischen Pyramiden vor sich habe. Allein der Corridor, zu welchem kein Zugang bestanden zu haben scheint und welcher nichts desto weniger ganz leer gefunden wurde, als Layard denselben auf dem von ihm hineingewühlten

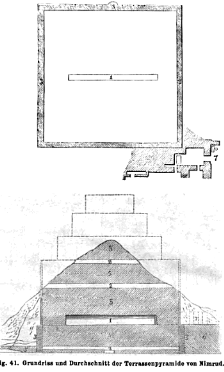


Fig. 41. Grundriss und Durchschnitt der Terrassenpyramide von Nimrud.

1) Gewölbter Corridor.
2) Moderne Stollen.
3) Aussenmauer aus Quadern.
5) Massivbau aus Ziegeln.
6) Palastterrasse.
7) Tempel.

Wege betrat, lässt sich ebenso als ein geheimer Raum der Substruction, wo gewisse geweihte Gegenstände verwahrt wurden, wie als ein nur zur Solidirung und Unterbrechung der Masse dienendes Gewölbe erklären, und würde vielleicht auch in den Terrassenpyramiden von Mugeir und Birs Nimrud sich ebenso finden, wenn man die Untersuchung des Innern in gleicher Weise vornähme. Obwohl nun damit selbstverständlich andere Ansichten

nicht ausgeschlossen werden können, so wird doch die Annahme die wahrscheinlichste bleiben, dass die Terrassenpyramide denselben Zweck hatte, wie die gleichartigen des südlichen Mesopotamien und dass, wenn sie auch nach Analogie der Belusgrabpyramide von Babylon zugleich ein Grabdenkmal war, doch die Höhe derselben von einer Tempelcella in ähnlicher Weise gekrönt gewesen sei, wie diess Herodot von dem babylonischen Belustempel beschreibt. Wahrscheinlich liegt auch ein Pyramidalbau der Art dem jedenfalls lügenhaften Berichte Diodor's (nach Ktesias) über den 900' hohen Grabtumulus zu Grunde, den Semiramis dem Ninus zu Niniveh errichtet haben soll.

Terrassenpyramide auf einem assyrischen Relief.

Ein terrassirter Pyramidalbau findet sich auch auf einem Relief von Koyundschik und giebt uns wenigstens einige Anhaltspunkte hinsichtlich der äusseren Gestalt, welche der Pyramidalbau von Nimrud gehabt haben dürfte. Wir finden hier erst einen Hügel oder eine abgerundete Substruction mit zwei von beiden Seiten aufwärts führenden Wegen, vor diesem aber äussere Pylonbauten. Die erste Terrasse zeigt die Strebepfeiler oder schwachen lisenenartigen Mauervorsprünge, wie sie sich an der ersten grossen Terrasse des Denkmals von Nimrud wirklich ganz entsprechend finden (vgl. Fig. 18).

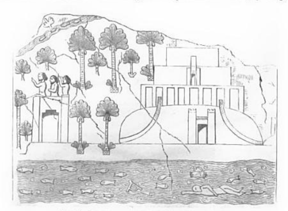


Fig. 42. Terrassenpyramide. Relief von Koyundschik.

Die zweite Terrasse des Reliefs enthält ein Portal mit pylonartigen Pfeilern zu beiden Seiten, von welchem aus zwar keine weiteren Aufgänge mehr sichtbar sind, die aber deshalb doch kaum im Innern des Gebäudes angenommen werden dürfen. Das Relief ist leider nur in der Höhe von drei Terrassen erhalten, von einer vierten (wenn hier nicht schon der Tempel war) sieht man auf einer Seite den Ansatz. Von der Terrassenpyramide von Nimrud dagegen ist selbst von dem zweiten Absatz nur mehr wenig erhalten. Diess Denkmal, noch jetzt als Schutthügel von bedeutenden Dimensionen und in

der Tigrisebene weithin sichtbar, muss in vollständiger Höhe und Erhaltung von grossartiger Wirkung gewesen sein.

Andere assyrische Reliefs zeigen wieder ganz andere Tempelformen, so dass wir wohl zu dem Schlusse berechtigt sind, dass der Tempelstyl in Assyrien kein ausgeprägter, nationaler war. Wir haben chaldäisch-babylonische Formen getroffen und unmittelbar neben der terrassirten Pyramide Tempel gesehen, welche sich aufs engste an den Palaststyl anlehnen. Nun finden wir auf einem Relief von Korsabad (Fig. 43) einen Tempel mit einem nach Art des griechischen gebildeten Giebel und einer lanzenförmigen Akroterie, mit horizontal gegliederten und mit Schilden behangenen Pilastern u. s. w.,



Giebeltempel.

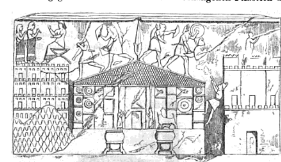


Fig. 43. Tempel. Relief von Korsabad.

wie das die beigefügte Abbildung zeigt. Es frägt sich allerdings, ob der hier dargestellte Tempel als ein assyrischer zu betrachten ist; wenn aber auch die Vertheidigung des Tempeldaches auf eine Kriegsscene deutet, so sind wir doch kaum berechtigt, gerade auf einen fernen Kriegsschauplatz zu denken, und der Künstler copirte doch auch wahrscheinlicher ein naheliegendes Original, als dass er ein fernes ihm weniger oder vielleicht gar nicht bekanntes wiederzugeben versuchte.

Antentempel.

Legen wir aber dennoch auf diese Tempeldarstellung, als vielleicht nicht hiehergehörig, weniger Gewicht, so sind dafür die beiden anderen unbestreitbar assyrisch, welche schon oben mit den Abbildungen Fig. 32 und 33 gegeben und besprochen worden sind. Wir finden hier eine Art »*templum in antis*«, d. h. eine Cella, deren Stirnseite zwei Säulen zwischen zwei Pilastern zeigt, welche ein nach obenzu vorspringendes und mit den gewöhnlichen assyrischen Zackenzinnen gekröntes Horizontaldach stützen. Die in der Nähe befindlichen Altäre lassen über die Bestimmung dieser Cellen kaum einen Zweifel übrig. Die Dimensionen sind wahrscheinlich nicht bedeutend, wie überhaupt die Cellen der chaldäischen und assyrischen Tempel darin sich nicht auszeichneten. Wenn wir uns aber diese kleinen Tempel, von welchen ein doppeltes Vorbild vorliegt, auch auf die Höhe der Terrassenpyramiden

des südlichen Mesopotamien versetzt denken, so werden wir kaum fehlgreifen und so das Bild eines chaldäischen Terrassentempels in erwünschter Weise vervollständigen.

Assyrische Altäre.

Die beiden zuletzt angezogenen Abbildungen zeigen uns die Form der Altäre, welche dieselbe Bekrönung von gezackten Zinnen trugen, wie sie auch an den Mauern gewöhnlich gewesen zu sein scheinen. Ausser diesen in das Gebiet der Architektur gehörenden Altären gab es auch noch andere bewegliche, wie der schöne in Korsabad gefundene Tripod mit runder Platte, um deren Rand eine Keilinschrift herumläuft, der anderen vermuthlich ehernen drei- oder vierfüssigen Altäre nicht zu gedenken, welche man auf den Reliefs abgebildet sieht.

Assyrischer Obelisk.

Ein anderes interessantes Denkmal wurde von Layard zu Nimrud entdeckt, nemlich ein 7′ hoher unten 2′ breiter Obelisk aus schwarzem Basalt, eine interessante Parallele zu den ägyptischen Werken der Art. Wie



Fig. 44. Obelisk von Nimrud.

nemlich der ägyptische Obelisk nichts Anderes ist als das Bild einer auf einen rechteckigen Pfeiler gestellten Pyramide, so trägt bei diesem assyrischen Obelisk der Schaft jene in Mesopotamien einheimische Terrassenform, wie wir sie bei den chaldäischen Tempeln besprochen haben. Statt der Hieroglyphen aber enthält das Denkmal ausser den Keilinschriften Reliefs, welche Tribut- oder Beutezüge darstellen und besonders interessant sind durch die aufgeführten Thiere, unter denen man Pferd, Stier, Rhinoceros, Antilope, Kameele, Elephant, Affen, Löwen, Hirsch und zwei anscheinend menschenhäuptige Thiere (Pavians?) unterscheidet. An der Fronte ist in doppelter Reliefreihe der König dargestellt, eben die Huldigung eines unterworfenen Fürsten, welcher die sogenannte phrygische Mütze auf dem Haupte trägt,

empfangend. Eine gründliche Besprechung und Erklärung der Bildwerke und Inschriften dieses Obelisken findet sich bei Ch. Forster, The Monuments of Assyria, Babylonia and Persia. Lond. 1859.

Stadtmauern.

Die bisherigen Forschungen kamen über den Hauptgegenstand unter den Ruinen, nemlich die Palastterrassen und ihre Bauwerke nur wenig hinaus. Doch gelang es wenigstens den Umfang einzelner Städte und ihre Ummauerungen nachzuweisen, so namentlich von Niniveh, Kisir Sargon und Calah. Dass es sich mit den Mauern Niniveh's ebenso verhielt, wie wahrscheinlich auch mit denen Babylon's, d. h. dass sie nur den Hauptheil derselben, gleichsam die Altstadt umschlossen, wurde schon oben (S. 33. 34) ausgeführt. An der Nordwestseite der Mauern Niniveh's, welche jetzt selbstverständlich in eine ziemlich ununterbrochene Hügellinie verwandelt sind, wurden überdiess schon von Layard die Reste eines Stadtthores entdeckt, welches durch die hier 96′ dicke Mauer führt. Der Thorweg ist nur 11′ breit, erweitert sich aber zweimal kreuzförmig in 23′ breite, 77′ lange Querhallen. Ein- und Ausgang waren wieder mit den bekannten geflügelten Kolossen geschmückt, von welchen ein Paar sich erhalten hat; auch von der übrigen Sculpturenbekleidung fanden sich Reste. Manche Theile sind noch unvollendet, und lassen vielleicht ahnen, dass die Arbeit durch die Belagerung und den Fall Niniveh's unterbrochen wurde; doch sieht man in dem Paviment von grossen Kalksteinplatten noch Spuren der Räder. Nachdem schon Layard mit Beziehung auf die gewölbten Thore auf vielen Reliefbildern und aus der Masse von Backsteinschutt auch hier auf ein Tonnengewölbe geschlossen, welches das Thor bedeckte, das aber wegen der Kreuzform des Thorraumes nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten gewesen sein musste, führten V. Place's Nachgrabungen an den Mauern von Kisir-Sargon wirklich zur Entdeckung eines Thores, von dessen Gewölbe noch Reste vorhanden waren. Wie schon erwähnt ruhten die Bogenansätze auf den Rücken der beschwingten Kolosse, die auch hier den Eingang flankirten, welcher aber sonst einfacher als das beschriebene Thor von Niniveh war.

Stadtthore.

Verhältniss der Palastterrassen zu den Stadtmauern.

Der fast quadratischen Ummauerung von Kisir Sargon ist auch die von Calah sehr ähnlich, welche namentlich auch hinsichtlich des Verhältnisses der Palastterrasse zu der Stadt zeigt, dass die erstere wie zu Korsabad (Kisir Sargon) in der Mauerlinie selbst lag und noch etwas über dieselbe nach aussen vortrat, mithin selbst als ein Vertheidigungsglied diente. Von den jedenfalls sehr breiten Mauern haben wir auf den Reliefs zahlreiche Abbildungen, welche zeigen, dass die Mauer von dreieckförmigen oder abgestuften Zinnen gekrönt und in gleichmässigen Zwischenräumen von rechteckig vorspringenden Thürmen unterbrochen war, welche die Höhe der Mauer in der Regel nicht überschritten. Eine Reliefdarstellung zeigt überdiess an den Mauern und Thürmen einen vorspringenden Zinnenkranz, ausser diesem aber kleine Fenster, welche immer zwei an der Spitze miteinander verbundenen Dreiecken gleichen. Die Form der Fenster ist kaum maassgebend, denn das Ganze ist in kleinem Verhältnisse und sehr nachlässig

gearbeitet, doch Mauerscharten an und für sich werden in Folge dieser Darstellung, obwohl sie sich auf andern Reliefbildern nicht finden, nicht mehr ganz in Abrede zu stellen sein. Was endlich die technische Behandlung der

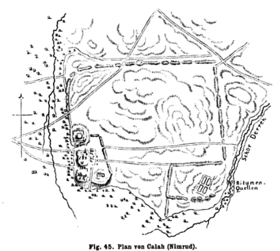


Fig. 45. Plan von Calah (Nimrud).

Stadtmauern betrifft, so zeigte sie in Korsabad, wie schon oben (S. 36) erwähnt, bei einer Dicke von 45′ eine etwa 3′ hohe Lage von einer Art kyklopischem Mauerwerk, das jedoch bei vorherrschender Horizontale schlechter gefügt ist als in Hellas und Italien, und aus kleineren Blöcken besteht. Nur die Ecken zeigen regelmässigen Quaderbau. Ueber diesem Basament erhob sich dann die Mauer aus ungebrannten Ziegeln. Die ganze Stadtummauerung unterscheidet sich scharf von der damit in Verbindung stehenden äusseren Terrassenmauer, welche mit jenem schönen und technisch vollkommenen Quaderbau verkleidet ist, wie ihn die Abbildung Fig. 17 anschaulich macht. In Korsabad wenigstens fand man auch noch die Spuren eines aussen um die Mauer laufenden ausgemauerten Grabens.

Assyrischer Häuserbau.

Von dem Privatbau der Assyrer wurden bis jetzt keine Entdeckungen gemacht oder bekannt. Wir können indess wohl annehmen, dass neben dem stolzen Palaste des despotischsten der asiatischen Despoten die Häuser der assyrischen Unterthanen oder Sklaven keine hervorragende Rolle spielten. Hinsichtlich der äusseren Gestalt aber dürften wir sie uns nach einem Relief von Koyundschik als fensterlose Kammern entweder horizontal überdeckt oder kuppelförmig überwölbt denken, in welchem letzteren Falle die Kuppel abwechselnd die Halbkugel- und die Ovalform zeigt. Die nicht in der Mitte,

sondern seitwärts angebrachten Thüren, theilweise ebenfalls halbkreisförmig überwölbt, sind so hoch, dass sie wohl auch für die Beleuchtung gedient haben konnten; sonst findet sich aber auch eine Oeffnung im Scheitel der Kuppel, welche zur Beleuchtung, wie zum Rauchabzug bestimmt gewesen zu sein scheint.

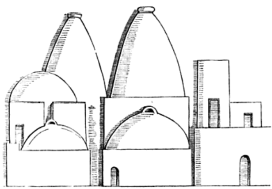


Fig. 46. Assyrische Wohngebäude. Relief von Koyundschik.

Im Allgemeinen haben sich die Formen der Wohngebäude des Orients seit dem Alterthume wenig verändert, wenn auch die Ovalform der Kuppel, wie wir sie an dem Relief sehen, nur mehr im nördlichen Syrien gefunden wird.

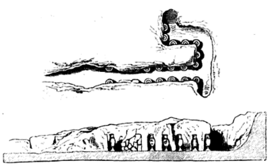


Fig. 47. Grab von Korsabad.

Ob auch die Gräber in die assyrische Zeit gehören, welche Botta in Korsabad fand, ist höchst zweifelhaft. Jedenfalls haben sie, wie aus dem Durch-

schnitt und Grundriss Fig. 47 erhellt, wenig architektonisches Interesse. Die Aschenkrüge sind in einfachen Reihen in einem schmucklosen Corridor aufgestellt, dessen oberer Theil zerstört ist, und keine Spuren von seiner ehemaligen Bedeckungsart zurückgelassen hat.



Gesammtergebnisse. Fassen wir nun die gewonnenen Resultate der Leistungen assyrischer Bauthätigkeit im Vergleich mit den chaldäischen zusammen, so werden wir finden, dass in eigentlich architektonischer Beziehung zwar mancher Fortschritt gemacht wurde; denn während das Terrassensystem und der Massivbau in ungebrannten Ziegeln in der Hauptsache blieben, finden wir nun trefflichen Quaderbau, wir finden Bogen verschiedener Art und Vollendung, Säulen in vollkommener Detailausbildung mit Basen und Capitälen. Bei weitem grössere Fortschritte aber machte die Ausschmückung der Wände. Wir haben gesehen, dass man sich in Chaldäa, mit Ausnahme einiger sehr primitiver architektonischer Versuche, hierin auf blossen Farbenschmuck, hervorgebracht durch verschiedenfarbig glasirte Ziegel oder ähnliche konische Pflöcke beschränkte, dass man überdiess nicht einmal immer Ornamente oder Figuren damit darzustellen anstrebte, sondern oft ganze Flächen, wie die Terrassenwände, eintönig behandelte. In Assyrien dagegen tritt die Bekleidung der Wände mit glasirten Ziegeln zurück und schmückt nur die oberen Theile der Mauern, die untere Hälfte der Palast- und Tempelräume aber ist ganz mit Reliefsculpturen in weissem Alabaster bedeckt, bei welchem indess theilweise Bemalung den Uebergang zu den farbigen Ziegeln vermittelt. Die plastische Ausschmückung der Wände also ist im Gegensatz zur chaldäischen Architektur das eigentlich charakteristische Merkmal der assyrischen Baudenkmale, und diese ist das Gebiet, in welchem die schöpferische Kraft assyrischer Kunst aufging und neben welchem die Anläufe von Bogen- und Säulenbau in halber Anwendung verkümmerten.

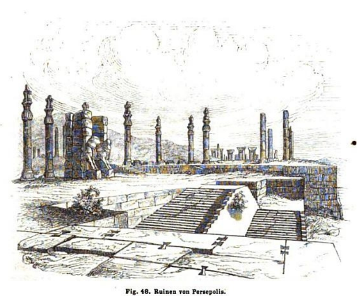


Fig. 48. Ruinen von Persepolis.

Persien.

Beschränktheit der medischen Baureste.

Von der baulichen Thätigkeit des medischen Volkes, welches das Reich der Assyrer stürzte, wissen wir factisch so wenig, dass es unthunlich erscheint, sie besonders in Betracht zu ziehen. Die Lage der beiden Ekbatana zwar, sowohl des in der Provinz Azerbeidschan als des in Irak Adschemi befindlichen, ist durch die Punkte Takt-i-Suleiman und Hamadan nahezu unzweifelhaft gegeben, allein die Ueberreste sind gering und bieten wenig oder nichts Charakteristisches dar. Ausser den Bruchsteinmauern aus massiven Blöcken wurden wohl einzelne Säulentrommeln ohne Cannelluren und ohne

---

CHARDIN, Dagverhaal der Reis van den Ritter Ch. na Persien en Oostindien. Amsterd. 1687. Gleichzeitig, und später in noch sechs Auflagen, französisch erschienen.
C. LE BRUN, Voyage per la Moscovie en Perse et aux Indes orient. Amsterd. 1718.
C. NIEBUHR, Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Kopenhagen 1774.
MORIER et SCOTT-WARNING, Voyage en Perse. Aus dem Englischen. Par. 1813. Second Voyage en Perse. Paris 1818.

Basen entdeckt, welche möglicherweise den Medern zuzuschreiben sind, so dass wir wenigstens die Existenz des Säulenbaues annehmen könnten, allein gerade diese scheinen der Nachricht des Polybius (X. 27) zu widersprechen, nach welcher Aussen- und Innensäulen, Bedachung und überhaupt der ganze Palast von Ekbatana aus Ceder- und Cypressenholz bestanden. Hinsichtlich des architektonischen Details aber giebt uns die weitere Notiz des Polybius, dass Säulen und Wände mit Silberplatten geschmückt waren, keinen Aufschluss. Auch die Erzählung von den sieben Mauern Ekbatana's wirft, wenn sie überhaupt nicht ganz in das Reich der fabelhaften Zahlenspiele gehört, kein Licht auf die medische Bauweise, und was die verschiedenen Farben derselben betrifft, mögen sie nun wirklich auf die Mauern oder nur auf die Zinnenbekrönung sich beziehen, so finden wir in ihnen nur, wie das schon bei Besprechung der Ruine von Birs Nimrud erwähnt wurde, eine Nachahmung chaldäischer Uebung. Im Allgemeinen scheinen die Meder, wenn nicht überhaupt der Kunst abhold, so doch ein der Weiterentwicklung derselben unfähiges Volk gewesen zu sein.

Reichthum an persischen Ruinen.

Ganz anders verhält es sich mit Persien, dessen massenhafte Ueberreste aus dem Alterthume noch von dem lebhaftesten Kunstbetrieb und besonders von baulicher Thätigkeit und Genialität Zeugniss geben. Die Ruinen der Königspaläste von Persepolis gehören zu den grossartigsten der Welt und bieten ein weites Feld zur Erforschung altpersischer Baukunst dar. Die Felswände in der Nähe zeigen die prachtvollen Gräber der Achämeniden von Darius abwärts, während in geringer Entfernung davon das Grab des Gründers dieser Dynastie, des Cyrus selbst mitten unter den Resten der frühesten Zeit persischen Glanzes in imponirender Einfachheit sich aus der Ebene erhebt. Auch Susa, dessen Ruinenhügel freilich unternehmenden Gelehrten noch manche Ausbeute versprechen, belohnte bereits die verdienstlichen Ausgrabungen der englischen Forscher W. K. Loftus und Sir W. F. Williams durch die Entdeckung einer persischen Palasthalle. Sonst finden sich noch zu Pasargadae und Istakr Reste öffentlicher Gebäude der Achämeniden, der Felsensculpturen und zahlreichen anderen Ueberreste der Landschaften Farsistan und Irak Adschemi nicht zu gedenken, welche vielleicht hieher, möglicherweise aber in die parthische oder sassanidische Herrschaftepoche gehören.

Keine persischen Tempel.

Dass die Ruinen uns so ziemlich über die Hauptarten öffentlicher Gebäude unterrichten werden, lässt sich bei ihrer Zahl und Bedeutung voraussetzen. Doch könnte es vielleicht befremden, dass darunter sich wenige auf

R. K. Porter, Travels in Georgia, Persia, Armenia, ancient Babylonia 1817—1820. Lond. 1821. 1822.
C. J. Rich, Narrative of a journey to Persepolis 1821. Lond. 1839.
Ch. Texier, Description de l'Armenie, la Perse et la Mesopotamia. Par. 1842.
E. Flandin et P. Coste, Voyage en Perse pendant les années 1840 & 1841. Paris s. a.
W. S. W. Vaux, Nineveh and Persepolis. Lond. 1851.
J. Fergusson, The Palaces of Nineveh an Persepolis restored. Lond. 1851.
W. K. Loftus, Travels and Researches in Chaldaea and Susiana. Lond. 1857.

den Cultus bezügliche Anlagen finden, welche doch bei den meisten Völkern in erster Linie stehen, wenn wir nicht durch classische Angaben unterrichtet wären, dass Persien wenigstens in der besten Zeit keine Tempel hatte. Wenn aber Herodot (I. 131) sagt, dass die Perser überhaupt keine Götterbilder, Tempel und Altäre errichteten, sondern vielmehr denen, die diess thun, Thorheit vorwerfen, so ist dagegen nur zu bemerken, dass wenigstens Altäre für den Feuerdienst nicht blos unentbehrlich waren, sondern sich sogar auf den Reliefs der persischen Königsgräber abgebildet finden. Dass aber die Perser für ihre Opfer zunächst die Gipfel der Berge wählten, und dass also diese die Stelle ihrer Haupttempel vertraten, mag nach Herodot seine volle Richtigkeit haben.

Zusammenhang mit assyrischer Kunst.

Wenn aber somit die Cultanlagen in architektonischer Beziehung wenigstens von untergeordneter Bedeutung gewesen sein werden, so kommen dafür Palastbauten und Gräber um so mehr in Betracht. So eigenthümlich aber deren Bauweise erscheint, so ist doch ein Anlehnen der Perser an chaldäisch-assyrische Vorbilder namentlich nach gewissen Seiten hin nicht zu verkennen. Strabo sagt von Susa (XV. 728), Stadtmauern — welche übrigens diese Stadt nach Polyklit gar nicht hatte — Tempel und Paläste seien gleich jenen zu Babylon aus Backsteinen und Erdharz gebaut; und diess war vielleicht auch bei dem grössten Theile der Palastmauern von Persepolis der Fall, welche sonst kaum so spurlos verschwunden sein könnten, wenn nicht das schlechte Material, an der Sonne getrocknete Ziegel, die Auflösung der Mauer bis auf die aus Bruchsteinen bestehenden Theile beschleunigt hätte. Auch das Terrassensystem beim Palastbau ist der assyrischen oder überhaupt mesopotamischen Uebung entlehnt, und namentlich auch die Ausschmückung der Wände mit Sculpturen und die Sculptur überhaupt, welche im Vergleich mit dem assyrischen Vorbilde nichts Anderes ist, als eine weitere Fortentwicklung, wenn nicht sogar eine Stufe des Verfalls. So bedeutend aber diese einzelnen Anknüpfungspunkte abgesehen von den vielen anderen Aehnlichkeiten im Detail sein mögen, so musste doch der Gesammtcharakter des persischen Palastes als vorwiegend Säulenbau von dem eines assyrischen als schwerem Mauerbau so wesentlich verschieden sein, wie diess noch jetzt die Ruinen von Persepolis einerseits und die von Niniveh, Calah oder Kisir-Sargon anderseits sind. Dass aber die Vermengung beider Bauweisen, wie diese von J. Fergusson versucht wurde, welcher die assyrischen Ruinen mit dem Fleische, die persischen mit den Knochen eines und desselben architektonischen Körpers, der nur durch ihre Verbindung zum vollen Verständniss gelangen könne, vergleicht, kaum richtig ist, dürfte schon oben bei Beschreibung des assyrischen Palastes nachgewiesen worden sein.

Die Ruinen von Persepolis.

Ueber persische Palastanlagen belehren uns die seit dem 17. Jahrhundert vielfach bereisten und beschriebenen Ruinen von Persepolis, jetzt Takt-i-Dschemschid (Thron des Dschemschid) oder Tschehel Minar (vierzig Säulen) genannt, in einer höchst befriedigenden Weise. In ihrer Form im Allgemeinen ist diese Palastterrasse der von Nimrud nicht unähnlich, ein

oblonges Viereck; doch lehnt sich die persische Terrasse auf einer Seite an den Felsenabhang, und bildet nicht bei allen Auszackungen genau rechteckige Formen. Auch ist sie nicht, wie die ganz künstlichen Terrassen der mesopotamischen Ebene, von Grund auf aus Backsteinen erbaut, sondern benutzt

Terrassenbau.

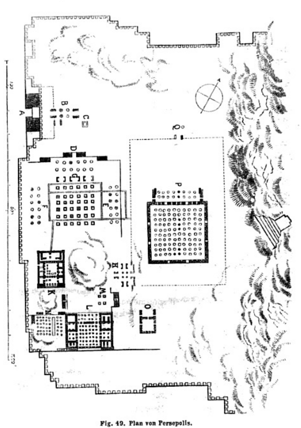


Fig. 49. Plan von Persepolis.

ein vorspringendes Felsenplateau, welches jedoch geebnet, theilweise ausgefüllt und ringsum mit Bruchsteinmauern verkleidet ist. Während ferner die Bekleidungsmauern der Palastterrasse von Kisir-Sargon (Korsabad) schon

ganz regulären Quaderbau in horizontal gelegten und nach dem Läufer- und Bindersystem wechselnden oblongen Blöcken zeigen (vgl. Abbildung Fig. 17), finden wir hier eine Art von kyklopischem Mauerwerk, bei welchem jedoch, wie bei einem Theil der Stadtmauer von Kisir-Sargon, die Horizontale vorherrscht; doch ist die Fügung an dem persischen Denkmale exacter, als an jener assyrischen Stadtmauer. Wie es aber auch früher in Italien zu grossen Irrthümern führte, als man allen sogenannten kyklopischen Mauern ein höheres Alter zuschreiben wollte, als den Mauern aus rechteckig behauenen Blöcken, so wäre es auch hier der Fall. Nicht blos die Ruinen von Nimrud und Korsabad gehen der Palastanlage von Persepolis an Alter voran, sondern auch namentlich Pasargadae, von dessen Königsburg, einem Werke des Cyrus, noch die Terrassensubstruction erhalten ist. Wir finden nemlich hier, wie die folgende Abbildung eines Stückes der noch wohlerhaltenen Verkleidung dieser Terrasse zeigt, schönes horizontales Mauerwerk, zwar was Grösse und Lage der Blöcke betrifft, nicht vollkommen regulär, dafür aber in sehr wirksam rustiker Behandlung, dadurch erzielt, dass die oblongen bis zu 8′ langen Blöcke auf der nach aussen gerichteten Seite an den Kanten etwas vertieft gearbeitet sind.

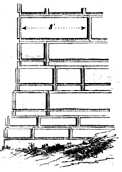


Fig. 50. Verkleidungsmauer von der Terrasse von Pasargadae.

Treppen.

Die Gestalt der zur Terrasse von Persepolis führenden und an deren Westseite angebrachten Haupttreppe (Fig. 49 A) erhellt im Allgemeinen schon aus dem beigefügten Plane. Sie lehnt sich nicht als besonderer Körper an die Terrasse, sondern ist gleichsam in dieselbe hineingeschnitten, und führt nicht in directer Linie hinauf, sondern in doppelten, in der Mitte gebrochenen, 22′ breiten Stufen. Die Steigung ist sehr gering, denn die Stufen haben bei einer Tiefe von 15″ nur eine Höhe von $3\frac{1}{2}$″, so dass man die Platform ohne Schwierigkeit zu Pferde ersteigt. Die Stufen bestehen nicht aus einzelnen für dieselben passend gearbeiteten Blöcken oder vielmehr Platten, son-

dern es finden sich meist vier, ja sogar sechs Stufen, doch nicht in ganzer Breite der Treppe, aus einem Blocke gehauen.

Propyläon des Xerxes.

Nachdem man die mit grossen, durch die sogenannten Schwalbenschwänze verbundenen Marmorplatten belegte Höhe (vgl. die Abbild. Fig. 48 zu Anfang dieses Abschnittes) erstiegen, befindet man sich vor einer von der Treppe nur 45′ entfernten Ruine von einfachem Grundbau, aber kolossalen Verhältnissen (B der Fig. 49), dem Propyläon des Xerxes, wie aus der in drei Sprachen an jedem der vier erhaltenen Pfeiler angebrachten Inschrift hervorgeht. Diese aber, hinsichtlich der Entstehung der Palastbauten von Persepolis überhaupt von Interesse, lautet nach H. Rawlinson (Journal of the Royal Asiatic Society. Vol. X. p. 329) also: »Der grosse Gott Auramazda (Ormuzd), er ist es, der diese Welt gemacht, der das Menschengeschlecht gemacht, der dem Menschengeschlecht das Leben gegeben, der Xerxes zum Könige gemacht, sowohl zum Könige des Volkes, als auch zum Gesetzgeber des Volkes. Ich bin Xerxes der König, der grosse König, der König der Könige, der König so vieler bevölkerter Landstriche, die Stütze auch der grossen Welt, der Sohn des Königs Darius des Achämeniden. Es sagt Xerxes der König, bei der Gnade des Ormuzd, ich habe gemacht dieses Eingangsthor (duwarthim); und es giebt manches noch herrlichere Werk ausser dem in Persepolis, welches ich ausgeführt habe, oder welches mein Vater ausgeführt hat. Was immer für herrliche Werke zu sehen sind, wir haben jedes von ihnen ausgeführt, durch die Gnade des Ormuzd. Es sagt Xerxes der König, möge Gott beschützen mich und mein Reich. Sowohl das was von mir ausgeführt worden, als das was von meinem Vater ausgeführt worden, möge Ormuzd es beschützen.«

Die Ruine nun, mit welcher die nach der Inschrift von Darius und Xerxes aufgeführten Palastanlagen beginnen, besteht aus vier grossen Pfeilern, welche zwei Durchgänge bilden, Eingang und Ausgang. Diese erinnern in ihrer Behandlung durchaus an die assyrischen Portale, denn sie sind ebenso innen von den uns bereits wohlbekannten Stierkolossen flankirt, von welchen die gegen die Haupttreppe stehenden, soviel sich bei der starken Verstümmelung erkennen liess, abweichend von den assyrischen Vorbildern auch Stierköpfe haben und ungeflügelt sind. Die beiden anderen nach der entgegengesetzten Seite und gegen die Felswand gerichteten Kolosse aber tragen genau dasselbe gekrönte und bartumflossene Menschenhaupt und sind geflügelt, doch zeigen ausser anderen minder bemerkenswerthen Verschiedenheiten die Schwingen nicht das gerade Gefieder der assyrischen Originale, sondern sind in starken Curven aufwärts gebogen. Die Kolosse sind etwa 15′ hoch, erscheinen aber durch die wuchtige, harte Behandlung der Gliedmassen noch gewaltiger. Zu beiden Seiten dieser Eingänge sieht man noch Mauerspuren, welche sich wohl bei genauerer Untersuchung als eine rechteckige Umfriedung erweisen dürften. Einige Reisende wollen wenigstens auch noch die Spuren eines dritten Durchganges an der rechten Seite durch eine südliche Mauer gesehen haben, und vielleicht hatte auch die vierte den

Raum an der Nordseite abschliessende Wand einen solchen, doch war er hier, wenn nicht durch die an einen Janus Quadrifrons erinnernde Symmetrie geboten, als nur an den Rand der Terrasse führend entbehrlich.

Säulen.

Zwischen den beiden beschriebenen Durchgängen erheben sich zwei kolossale Säulen, während von zwei anderen diesen gegenüberstehenden noch die Basen gefunden wurden, welche vier den Innenraum so ausfüllten, dass sie offenbar dazu bestimmt waren das Dach zu tragen. Sie sind 27′ von einander (vom Säulenmittelpunkte aus gemessen) entfernt, und ebenso weit von den Eingangspfeilern. So weit sie erhalten sind, messen sie 46′ 9″ in der

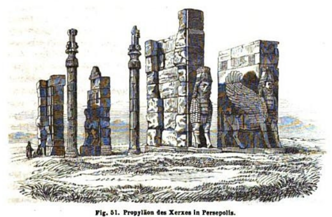


Fig. 51. Propyläon des Xerxes in Persepolis.

Höhe, haben aber das oberste Capitälglied verloren, das indess an der beigefügten nach den Trümmern und durch Analogie restaurirten Abbildung (Fig. 52) ergänzt ist. Die persische Säule zeigt eigentlich nur die Modificationen, dass manchmal die beiden unteren Glieder des Capitäls weggelassen sind, und dass sich in seltenen Fällen statt der Doppelstiere des obersten Capitälgliedes andere Thiere (Löwen) unter denselben Verhältnissen finden. Man kann daher wohl sagen, dass es in Persien nur eine Säulenordnung gab, welche jedoch mehr oder weniger vollkommen verwendet wurde. Hier haben wir jedoch ein Beispiel der vollkommensten Art. Ohne weitere Vermittelung eines besonderen Plinthes auf dem gemeinsamen Stylobat ruhend, erhebt sich eine hohe, sehr ausgebildete Base von der Form eines umgestürzten Kelches, ringsum mit herabfallenden prismatisch gearbeiteten Lotosblättern ornamentirt. Diese Base wird mit dem Säulenschaft durch einen einfachen Wulst (Torus) nach Art und Dimension des oberen Torus der attischen Base vermittelt. Der Säulenschaft zeigt Anlauf und Ablauf, d. h. einen oben und

unten etwas vortretenden Rand, der überdiess unten durch einen schmalen Rundleisten geschmückt ist und wird durch sechsunddreissig ziemlich flache Cannelluren mit scharfen Stegen, die oben und unten in Kreisbogen enden, gefurcht. Der Schaft trägt ein dreifaches Capitäl, von welchem der untere Theil selbst die doppelte Form eines abwärts und eines aufwärts gerichteten Kelchs zeigt. Der untere Kelch ist mit abwärts fallenden unten abgerundeten Blättern geschmückt, der obere aber, von dem ersteren durch einen Gürtel des von der hellenischen Architektur so wohlbekannten Eierstabes getrennt oder vielmehr damit verbunden, zeigt, ägyptischen Kelch-Capitälen im Ganzen nicht unähnlich, wulstig überschlagende Blätter, die aussen mit einer Art Perlenschnur gerändert sind und deren Mittelrippe durch eine mehrstielige Lotosblume ausgedrückt wird. Ein zweiter Eierstabgürtel verbindet dieses erste gedoppelte Capitälglied mit dem zweiten, dem seltsamen aus 16 Voluten bestehenden Mittelgliede. An die vier Seiten des länglichen rechteckigen Kernes lehnen sich nemlich je vier gegen einander gerollte Volutenpaare, und zwar so, dass ihre Polster, sonst dem entsprechenden Capitälgliede ionischer Ordnung nicht unähnlich, nicht horizontal, sondern senkrecht zu stehen kommen. Ein Blick auf die beigefügten Abbildungen der Säule und der Ruine des Propyläon wird die Gestalt dieses Gliedes vollkommen klar machen. Polster und Spiralen sind an der Breitseite in parallelen Hohlkehlen gestriemt, die Spirale selbst aber mit der Rosette im Auge, welche das Fig. 53 abgebildete persische Fragment genauer anschaulich machen wird, ist der einfachen ionischen vollkommen ähnlich. Dieses zweite Capitälglied war endlich gekrönt von einem dritten, welches ein Stierpaar oder vielmehr deren Vordertheile darstellte. Die Vorderfüsse sind in liegender Form am Knie gebogen und eingezogen, die Köpfe etwas gesenkt, so dass die Hörnerenden mit dem Nacken in einer Linie sind; am untern Halsende aber sind die beiden divergirenden Vordertheile so mit einander verbunden, dass dadurch eine sattelförmige Vertiefung zwischen dem beiderseitigen Nacken entsteht, welche offenbar, selbst wenn wir nicht darüber durch die Reliefs der Königsgräber bestimmt belehrt würden, nur dazu

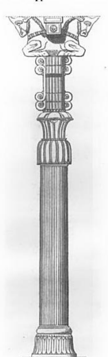


Fig. 52. Persische Säule.

dienen konnte, die Deckebalken aufzunehmen. Die künstlerische Behandlung dieser Stiercapitäle ist im Vergleich mit den Thiervorbildern Assyriens, denen sie, was Formen, Muskeln, Lockenhaar, Halsschmuck u. s. w. betrifft, genau nachgebildet sind, sehr untergeordnet, hart und mechanisch. Die Deckenbildung, von welcher allerdings keine Spuren erhalten sind, war demnach einfach. Auf die in der Halsvertiefung des Stiercapitäls liegenden Balken waren quer andere gelegt, welche über die gehörnten Köpfe hinwegliefen. Die entsprechende äussere Gebälkbildung aber, die hier, als bei einer lediglich innern Säulenstellung, nicht in Frage kömmt, werden wir aus den persischen Königsgräbern, welche uns in ihren Felsenreliefs ein Bild eines persischen Palastes geben, abzuleiten später Gelegenheit finden.

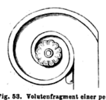


Fig. 53. Volutenfragment einer persischen Säule.

Zweck des Propylaon.

Ob dieses im Innern von vier Säulen getragene quadratische Propyläon ausser der Bedeutung eines Prunkeinganges auch noch andere Zwecke hatte, ist um so schwerer zu entscheiden, als dasselbe Gebäude auf der Platform von Persepolis sich öfter, wenn auch in kleineren Verhältnissen, wiederholt. Denn sowohl vor der Hundertsäulenhalle, als zwischen dieser und dem Palaste des Darius finden sich unverkennbare Ueberreste der Art und vielleicht gehörten auch die vier Basen auf der Substruction des Palastes des Xerxes bei der östlichen Treppe einem ähnlichen Gebäude an. Ueberall ist zwar ihre Lage so, dass sie als Prachteingänge zu den einzelnen Palastgebäuden dienen konnten, ihre häufige Wiederholung macht jedoch den Gedanken nicht unwahrscheinlich, dass sie zugleich eine Art von Vorhalle waren, in welcher sich die Wachen aufhielten, wo man sich zur Audienz zu melden hatte u. dergl. Fergusson hält diese Propyläen für eine Art von Gerichtshallen, doch ohne ausreichende Begründung. Wichtiger als derartige Vermuthungen erscheint uns aber die selbst von den Forschern, welche Ausgrabungen an Ort und Stelle veranstalteten, nicht beachtete Frage, ob diese Propyläen ihren Zweck als Thore wirklich erfüllten, d. h. ob sie allein den Zugang vermittelten und, wenn versperrt, denselben unmöglich machten. Das setzte nemlich voraus, dass sie nicht frei standen, und die Passage auch zu beiden Seiten offen liessen, sondern dass an sie zu beiden Seiten sich Mauern anschlossen, welche wirklich absperrten. Bei einem dieser Propyläen (H) hat man wirklich die Reste einer solchen seitlichen Mauerlinie entdeckt, bei den übrigen aber ist, wie von allem Mauerwerk der Terrasse mit Ausnahme der Thürpfosten und Fensterrahmen, keine Spur von einer solchen Mauer mehr vorhanden. Wie aber die Mauern der Paläste, deren Thür- und Fensterrahmen noch erhalten sind, wegen ihres Verschwindens nicht in Abrede gestellt werden können, so dürfte auch hier die Annahme solcher die Propyläen erst zu wirklichen Thoren machenden Seitenmauern nicht geradezu

verworfen werden können. Denkt man sich nemlich von dem Hauptpropyläon aus zwei Mauerlinien an den Rand des Treppenausschnittes gezogen, wie ich sie auf dem Plan der Terrasse durch punktirte Linien verzeichnet habe, so gewinnt nicht blos das Thor sein volles Verständniss, sondern es wird auch dadurch der Treppenausschnitt der sonst die Vertheidigungslinie des übrigen Terrassenrandes in einer unbegreiflichen Weise unterbrach, ebenfalls geschützt und befestigt. Wenn aber schon diese Erklärung durch die Gründe der Vernunft in der befriedigendsten Weise unterstützt wird, so werden wir sehen, dass dadurch auch die beiden anderen Propyläen vor und neben der Hundertsäulenhalle mit dieser selbst eine Bedeutung erhalten, nach welcher man unter anderen Voraussetzungen vergeblich forschen würde.

Halle des Xerxes.

Das grosse Propyläon des Xerxes führte, wenn man es von der Haupttreppe kommend in gerader Linie durchschritt, erst in einiger Entfernung zu dem zweiten vor der später zu besprechenden Halle der Hundert Säulen. Doch entsprach näherliegend dem Ausgang zur Rechten, wenn auch nicht in directer Linie, die grossartigste der Palastanlagen von Persepolis, die Halle des Xerxes. Auf dem Wege dahin lässt man ein kleines in den Felsen gehauenes rechteckiges Bassin (C des Planes Fig. 49) zur Linken, welches mit der complicirten Canalisirung der Palastsubstructionen in Verbindung gestanden zu sein scheint. Die grosse Halle (D) hatte ihre besondere um 10′ über die Gesammtterrasse sich erhebende Substruction, zu welcher man von dem grossen Propyläon, d. h. der Nordwestseite, her auf zwei doppelflügeligen Treppen gelangte, über deren Situation der Plan belehren wird. Bezüglich der geringen Steigung der Treppen gilt auch hier das von der Haupttreppe Gesagte, die ganze Substructionswand der Treppenseite aber sammt den Treppenwangen ist mit Reliefs bedeckt, die einen in drei Reihen übereinander laufenden Festaufzug von Deputationen der persischen Provinzen darstellen, welche ihrem Herrn verschiedene Ehrengaben darzubringen scheinen. Ausser verschiedenen Blumen, vielleicht den Festattributen der Perser selbst, erkennt man unter den getragenen Gegenständen Stoffe, Spangen, Schläuche, Schalen, unter den geführten Thieren Pferde, Rinder, Esel, Kameele, Widder u. s. w. Die Treppenwangen jedoch zeigen den etwas monotonen Aufzug der Garde, während in den Treppenwinkeln der Angriff eines Löwen auf einen Stier dargestellt ist. Die einzelnen übereinanderstehenden Reihen wie die Ränder der Mauern selbst sind durch Ornamentrahmen umsäumt, welche aneinandergereihte Rosetten enthalten. Die verschiedenen Gesichtstypen, Haar- und Bartbildungen, Kopfbedeckungen und sonstigen Trachten machen das Relief zu einem interessanten Culturgemälde, die künstlerische Behandlung der Sculpturen dagegen steht auf einer im Vergleich mit den assyrischen, die auch hier offenbar als Vorbilder dienten, niederen Stufe. Die Gliederformen sind höchst gedankenlos und plump contourirt, namentlich die Beine, welche nur da, wo das Nackte im Gegensatze zu den behosten Schaaren der nördlichen Völker hervorgehoben werden sollte, sorgfältiger, doch ohne die Muskelkraft der assyrischen Sculpturen gezeichnet sind.

Der Grundplan dieser, wie aus den Inschriften an der Treppe hervorgeht, ebenfalls von Xerxes erbauten Halle lässt sich aus den dreizehn erhaltenen Säulen und den gleichfalls zum grossen Theile an Ort und Stelle gefundenen Basen erkennen. Die Halle bestand aus einem grossen von sechsunddreissig Säulen getragenen hexastylen Mittelbau, der an drei Seiten von Portiken als Vorhallen umgeben war, von welchen jede zwölf Säulen ebenfalls in Reihen zu je sechs enthielt. Die Säulen waren zwar alle von gleicher Höhe (67′), zeigen aber an ein und demselben Gebäude alle Verschiedenheiten, die überhaupt an persischen Säulen vorkommen. Die nördliche Porticus und die Haupthalle mit den sechsunddreissig Säulen haben dieselben vollständigen Capitäle, wie wir sie am Propyläon des Xerxes gesehen haben. Fergusson's Annahme, dass bei den Innenräumen die Capitäle das Stierpaarglied nicht gehabt hätten, wird sowohl durch die von Coste und Flandin in Persepolis, als auch die von Loftus in Susa an einer ganz gleichartigen Halle gemachten Funde widerlegt, so dass es also der Beiziehung des in den Abbildungen Fig. 33 und 36 von einem assyrischen Relief entnommenen Capitäls mit dem gezackten Abakus unter dem Architrav nicht bedarf. Die Basen jedoch waren auch an diesen beiden Säulengruppen verschieden. Während nemlich die Basen der nördlichen Porticus vollständig und denen der Propyläen gleichartig sind, zeigen die der Halle nur den obern Torus, welcher statt auf dem kelchförmigen Untertheile auf einem doppelten Plinthe ruht. Während nun Coste annimmt, dass diese Plinthe über dem Pavimente waren, geht Fergusson's Ansicht in Rücksicht auf das Unharmonische dieser schmucklosen Platten mit den reichdecorirten Säulen und Wänden dahin, dass die Halle selbst noch um einige Stufen über die äussere Porticus erhöht war, und dass also die Plinthe das übrige Paviment nicht überragten. Allein diese letzte sonst sehr ansprechende Annahme wird durch den Umstand entkräftet, dass sich auch an den Felsenreliefs der persischen Königsgräber derselbe Doppelplinth über dem Stylobat findet.

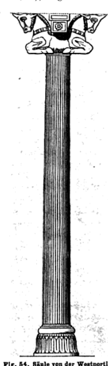


Fig. 54. Säule von der Westporticus der Halle des Xerxes.

Säulen der Seitenhallen

Die Säulen der beiden Seitenportiken sind einfacher: Die westliche Vorhalle (Fig. 49 E) nemlich zeigt nur das Stiercapitäl mit Hinweglassung der beiden

anderen Capitälglieder. Dafür ist der Schaft entsprechend verlängert, so dass die Säulen doch gleiche Höhe erreichen (vgl. Fig. 54). Die östliche Vorhalle (F) aber zeigt statt des Stiercapitäls ein gehörntes Löwenpaar von schöner Kopfbildung, welches jedoch die Vorderfüsse nicht in der Art der Stiercapitäle einzieht, sondern horizontal vorstreckt, wie diess aus der beifolgenden Abbildung (Fig. 55) hervorgeht. Dieselbe zeigt auch die restaurirte Seitenansicht der Porticus (nach Coste) mit dem Gebälke, dessen Formen

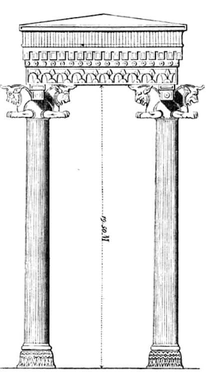


Fig. 55. Säule von der Ostporticus der Halle des Xerxes.

aus den an den Königsgräbern sichtbaren Bestandtheilen und der Bekrönung der Fenster und Thüren persischer Paläste gebildet und sonst mit Ornamenten geschmückt sind, die sich an den Terrassensculpturen finden. So an-

sprechend diese Composition erscheint, so dürfte doch die Restauration vielleicht die richtigere sein, welche ausschliessend den persischen Königsgräbern entnommen ist, wie wir sie an der Fergusson'schen Reconstruction der ganzen Halle des Xerxes sogleich sehen werden, wonach aber dem persischen Gebälke das oberste Bekrönungsglied, der Carnies, vollständig fehlte. Vollkommene Sicherheit aber lässt sich ohne entsprechende Funde darin nicht erreichen.

Problem der Anlage der Halle.

Zwischen der nördlichen oder Eingangsporticus und der Halle selbst wurden Mauerreste (C) gefunden, welche durch ihre Form zwei Eingänge zu bezeichnen scheinen. Je wichtiger aber die Aufschlüsse wären, welche von diesen unbedeutenden Mauerresten für die Ermittelung der einstigen Gestalt und Bestimmung des Gebäudes abhängen, desto mehr ist zu bedauern, dass sie nicht sorgfältig genug untersucht worden zu sein scheinen. Es frägt sich nemlich, ob diese Reste zu einer Mauer gehörten, welche die ganze Mittelhalle umgab, so wie wir diese Hallen an den andern Palastbauten umgeben finden, welche aber als von Ziegeln oder anderem kleinen Material erbaut leicht verschwunden oder von den Bewohnern von Istakr behufs Materialgewinnung zerstört worden sein konnte, oder ob diese Reste nur zu Substructionen für vereinzelte Denkmäler gehörten, welche den Eingang zur Halle schmückten. Coste entscheidet sich für das Letztere, construirt in seiner brillanten farbigen Restauration dieses Gebäudes im zweiten Bande seines Prachtwerks aus den Mauerresten Basamente und stellt auf diese vier Stiergestalten als eine allerdings nicht unpassende plastische Ausschmückung der Halle, und Loftus schliesst sich seiner Ansicht an, da er an der von ihm ausgegrabenen ganz gleichartigen Halle von Susa bei genauester Untersuchung ebenfalls nicht die geringste Spur von einer zwischen den Portiken und der Halle sich hinziehenden Mauer bemerkte, da doch an den übrigen persischen Palastbauten wenigstens die aus Bruchstein bestehenden Thür- und Fensteröffnungen sich fast vollständig erhalten haben. An der Halle des Xerxes zu Persepolis nun wären zwar für die Wand an der Fronteseite ausreichende Anhaltspunkte gegeben, doch keiner für die Wände der übrigen Seiten, wo sogar theilweise die Linie der Abzugscanäle mit der Mauerlinie zusammenfallen würde. Nichtsdestoweniger vertritt Fergusson die erstere Annahme in einer Weise, dass sie kaum ganz zu verwerfen sein dürfte, bis gründliche Nachforschungen in Persepolis auch diese Frage, wie so viele andere zur Entscheidung bringen. Während nemlich nach der von Coste und Loftus vertretenen Ansicht die Halle des Xerxes in Persepolis neben der von Loftus in Schusch entdeckten von den übrigen persischen Palastbauten wesentlich abweichen würde, indem wir uns darnach eine ganz offene Prunk- vielleicht Thronhalle vorzustellen hätten, vor deren drei Seiten (die vierte war ohne Aussenhalle) drei isolirt bedachte Portiken herumliefen, bringt die Fergusson'sche Restauration, von welcher eine Abbildung (Fig. 56) beifolgt, die Halle des Xerxes in ein System mit den übrigen Palastbauten von Persepolis und zwar — hier wohl mit Unrecht — sammt dem aufgesetzten den

Königsgräbern nachgebildeten zweiten Geschosse, von welchem bei Besprechung des Palastes des Darius sogleich die Rede sein wird, und welches ohne die Annahme einer Mauer zwischen den Portiken und der Halle unmöglich wäre. Die beiden mit Fenstern versehenen Eckgemächer der Fergusson-schen Restauration in den von den Portiken gebildeten Winkeln sind zwar, indem auch hier keine Mauerreste darauf hinweisen, ganz conjectural, aber nicht blos als Ausfüllung sehr entsprechend, sondern auch den übrigen Palastbauten analog.

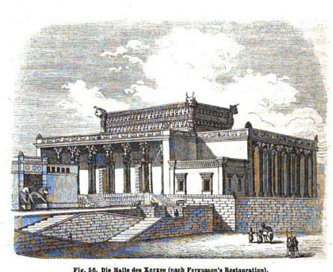


Fig. 56. Die Halle des Xerxes (nach Fergusson's Restauration).

Dimensionen der Halle des Xerxes.

Wie aber auch diese Halle beschaffen gewesen sein mag, ob offen oder durch entsprechende Mauern zum geschlossenen Körper gemacht, jedenfalls ist es schwer, sich von der Grossartigkeit dieses Gebäudes eine ausreichende Vorstellung zu machen, denn es war bei einem Areal von 105,000 Quadratfuss eines der grössten der Welt. Die grosse Halle von Karnak bedeckt mit Mauern und Porticus einen Flächenraum von 88,800 Quadratfuss und von den zwei grössten Tempeln des classischen Alterthums der des olympischen Jupiter zu Athen 59,000 und der desselben Gottes zu Agrigent nur 56,000 Quadratfuss. Der Flächenraum des Domes zu Köln beläuft sich nicht höher als auf 81,500 Quadratfuss, während jedoch der Dom zu Mailand den Flächenraum der Halle des Xerxes um fast 3000 Quadratfuss übertrifft.

Reste eines zweiten Propyläon.

Umgehen wir nun die Halle des Xerxes auf der linken Seite, so gelangen wir zunächst an die Ueberreste eines zweiten Propyläon von etwas kleineren Verhältnissen (H). Die von Coste und Flandin aufgedeckten Reste zeigen die Nothwendigkeit eines vierfachen Portals an den vier Seiten, ausserdem aber an der Nord- und Südseite die Ansätze einer Mauer, die sich zwar nicht weit verfolgen lässt, aber doch dem Thore schon von vorneherein etwas mehr als den blossen Prunkcharakter ohne weiteren Zweck giebt. Wahrscheinlich war es gedoppelt, wenigstens fand man noch eine Säulenbase einer anstossenden Propyläonhalle. Auf die Bedeutung dieser Propyläen und ihrer Schenkel-Mauern werden wir noch zurückkommen.

Palast des Darius.

Von diesem Thore westlich durch einen noch unerforschten Schutthügel getrennt, befinden sich, ziemlich nahe an den westlichen Terrassenrand gerückt, die Ruinen eines im Verhältniss zur Halle kleinen Palastes (K), der nach einer Inschrift des Xerxes, welche das Gebäude von seinem Vater errichtet nennt, ohne allen Zweifel dem Darius zuzuschreiben ist. Trotz seiner bescheidenen Dimensionen ist es einer der interessantesten Ueberreste von Persepolis, sowohl wegen der relativ vorzüglichen Erhaltung der Mauern oder vielmehr ihrer Thür- und Fensterrahmen, die uns über den einfachen, natürlichen und symmetrischen Grundplan genau belehrt, als auch wegen des Alters, denn ein vor Darius errichtetes Gebäude ist in Persepolis nicht nachweisbar. Auch dieses Gebäude erhebt sich auf einer besonderen Substruction, welche überdiess die höchste der ganzen Terrasse von Persepolis ist, 15′ höher als die Substruction der Halle des Xerxes, mithin 25′ über die Platform und 59—60′ über die Ebene sich erhebend. Auf zwei Seiten finden sich Treppenzugänge, von welchen jedoch nur die südliche Doppelflucht vor der Vorhalle ursprünglich ist, denn die Seitentreppe vom Terrassenrand an der Westseite ist erst, wie eine an derselben angebrachte Inschrift besagt, von Artaxerxes hinzugefügt. Der auffällige Umstand, dass die Haupttreppe dieses Palastes sich an der Südseite befindet, während sonst alle Eingänge auf der ganzen Terrasse nach Norden gerichtet sind, dürfte nur dadurch erklärlich sein, dass die ganze Palastanlage vor den grossen baulichen Umgestaltungen unter Xerxes eine andere Richtung hatte, und dass die Haupttreppe der Terrasse, welche von Xerxes an die Nordwestecke verlegt worden war, sich ursprünglich an der Südwestspitze befand, wahrscheinlich da, wo sich jetzt der räthselhafte Nebenbau des Xerxespalastes befindet. Der Palast selbst, von welchem der Grundriss in der folgenden Abbildung (Fig. 57) beigefügt ist, misst 132½′ in der Länge und 96′ in der Breite und bestand aus drei durch querlaufende Mauern getrennten Theilen, nemlich aus einer tetrastylen d. h. in Reihen zu vier Säulen gebildeten Vorhalle von acht Säulen, flankirt von zwei bis an die Treppe vorspringenden Vorgemächern, dann aus einer ganz bedeckten Halle, von sechzehn in vier Reihen gestellten Säulen getragen, mit je drei oder vier (die Risse der Forscher sind von einander abweichend) Nebengemächern auf jeder Seite, und endlich drittens aus

zwei Sälen mit drei Corridoren, beziehungsweise Treppenräumen, welche den Aufgang zum oberen Geschoss vermittelten.

Von den Säulen hat sich keine erhalten, doch geben ihre quadratischen Sockel ihren Platz an. Die Säulenstellung scheint sehr dicht gewesen zu sein, die Sockel wenigstens sind nur um ihre eigene Breite von einander entfernt. Das spurlose Verschwinden der vierundzwanzig Säulen mit ihren Basen aber gestattet eine doppelte Erklärung. Waren die Säulen, wie wir nach der Analogie der Halle des Xerxes zunächst voraussetzen müssen, von Stein, so waren sie doch von verhältnissmässig so kleinen Dimensionen, dass ihre Versetzung und anderweitige Verwendung nicht schwer war. Das benachbarte Istakr bestand noch ein Jahrtausend nach dem Verfall der Paläste von Persepolis und nichts ist natürlicher und wahrscheinlicher, als dass man Baumaterial von der Palastterrasse nahm, so lange sich solches vorfand. Die monolithen Thür- und Fensterpfosten und die gewaltigen Säulentrommeln der jetzt noch übrigen Säulen, in ihren Dimensionen zu kolossal, um an und

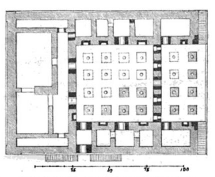


Fig. 57. Grundriss des Palastes des Darius in Persepolis.

für sich für den Privatbau der folgenden Geschlechter verwendet zu werden, schienen den schwierigen Transport nicht zu lohnen, man räumte aber dafür wohl um so gründlicher mit dem auf, was brauchbarer war und selbst geringen Anstrengungen wich. Es ist aber auch möglich, wenn auch nicht so wahrscheinlich, dass die Säulen des Palastes des Darius von Holz waren, wie diess nach Polybius wenigstens in Ekbatana nach medischer Sitte der Fall gewesen zu sein scheint, wobei man sich auch auf die Berichte von der Verbrennung des persischen Königspalastes beziehen könnte.

Thüren und Fenster.

Von den Wänden erhebt sich nur mehr das ziemlich vollständige Gerippe der marmornen Thür- und Fensterpfosten über den jetzigen Boden. Diese Rahmen aber sind (ein Beispiel findet sich bei Beschreibung der Hundertsäulenhalle [Fig. 60] abgebildet) an allen persepolitanischen Palästen

von ganz gleicher Art, aus drei Blöcken mit abgestuften Rändern bestehend, die, wenn Durchgänge bildend, halbkreisförmige Höhlen für die Thürangeln zeigen. Thür- und Fensterpfosten aber tragen eine an ägyptische Vorbilder erinnernde Bekrönung, deren grosse auch dem assyrischen Carnies der Tempelsubstruction von Korsabad nicht unähnliche Hohlkehle unterhalb mit einer Art von Perlenschnur und im Uebrigen mit einer dreifachen Reihe aufwärts stehender oben abgerundeter Blätter ornamentirt ist. In den Durchgängen selbst sind die Pfosten mit Reliefs geschmückt. Diese zeigen an den beiden Eingängen, die von der Vorhalle aus in die zwei Kammern zu beiden Seiten derselben führen, lanzentragende Wachen, eine Darstellung, die wohl darauf schliessen lässt, dass diese beiden Gemächer für die Leibwache des Königs bestimmt waren. Von der Vorhalle aus führt dann ein in der Mitte zwischen vier Fenstern angebrachter Eingang in die Halle der sechzehn Säulen, und dieser Eingang zeigt Reliefs, auf welchen der König einen Stab in der einen und eine Lotosblume in der anderen Hand haltend, langsam schreitend und von Schirm und Fliegenwedel tragenden Sklaven gefolgt dargestellt ist, während um die innern Leisten der Fensterpfosten Inschriften laufen. Dieselben Reliefs, wie auf dem Haupteingange, sind auch an den zwei Ausgängen, die sich auf der gegenüberstehenden Seite der Halle befinden und mit drei Blenden abwechseln, welche im Innern der Halle die Stelle der Fenster, wie sie an der nördlichen Wand, der Eingangsseite, sind, vertreten. An den drei übrigen Ausgängen aus der Halle, von welchen einer in die Gemächer zur Rechten, einer in die zur Linken und ein dritter links durch eine ähnliche Kammer zur Treppe des Artaxerxes führt, zeigen die Reliefs Kämpfe des Königs mit Löwen, mit einem Greif und mit einem Stier. Die eigentlichen Wohnräume des Königs aber scheinen die beiden Säle an der Nordseite gewesen zu sein, neben welchen sich zu beiden Seiten schmale Corridore befinden, die vielleicht Treppen zum oberen Geschosse enthielten. Die Substruction aber wird genau in der Mitte der Länge nach von einem horizontal überdeckten Canal durchschnitten.

Wände.

Welcher Art die Mauerausfüllung zwischen den Thür- und Fensterpfosten gewesen sei, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Dass eine solche existiren musste, ergiebt sich nicht allein aus der Natur der Sache, denn weder Thüren noch Fenster hätten sonst Sinn, sondern man sieht auch noch an den Pfosten den Ansatz der Mauer an den entsprechenden rauhgelassenen Seiten, während die Aussenseiten vortrefflich gearbeitet und sorgfältig polirt sind. Bestanden nun die Wände aus ungebrannten Ziegeln, so konnten allerdings Regen und Stürme von zwei Jahrtausenden sie spurlos zerstäuben, und zwar um so leichter, als die Wände nicht durch Steinplatten verkleidet waren, welche sie an den assyrischen Palastruinen schützten. Es konnten aber auch die Wände verschwinden, wenn sie aus kleineren, leicht fortzuschaffenden Bruchsteinen oder aus gebrannten Ziegeln bestanden, denn die Palastterrasse musste ja, wie schon erwähnt, nahezu ein Jahrtausend lang für Istakr die Materiale liefern. Wenn aber namentlich die letztere

Bauweise die wirklich gewählte war, so müssten sich doch Reste von zerbrochenen Ziegeln u. dergl. oder noch einzelne verstümmelte Mauerzüge der Art finden. Allein davon ist, wenn wir den in dieser Beziehung nicht genug achtsamen Berichterstattern Glauben schenken dürfen, nichts zu entdecken gewesen.


Die Wände bemalt.

Mochten aber diese Wandausfüllungen aus ungebrannten Ziegeln (was allerdings das Wahrscheinlichste bleibt), aus gebrannten Ziegeln oder aus Bruchstein — an Holz können wir wohl nicht denken — bestanden haben, jedenfalls waren sie nicht plastisch verkleidet, wie die untere Hälfte der Palastwände Assyriens, sondern bemalt. Das Nächstliegende ist, dass die Wände durch Anwurf mit den Marmorpfosten gleichartig gemacht, und dass dann Verputz und Marmor in gleicher Weise mit Farbenornament bedeckt wurden. Reisende früher Zeit, wie Herbert (Mitte des siebzehnten Jahrhunderts), Daulier und Chardijn glaubten auch wirklich an dem Marmor noch Spuren von Farben und selbst von Vergoldung wahrzunehmen. Nicht so wahrscheinlich ist die Verwendung von farbig glasirten Ziegeln zur Verkleidung der Wände, denn abgesehen davon, dass man von diesen doppelt gebrannten, mithin nicht leicht mehr verwitternden Ziegeln doch wenigstens Bruchstücke gefunden haben müsste, lässt es sich auch nicht erklären, wie dann die Verbindung mit den am entsprechenden Rande roh bearbeiteten Marmorpfosten hergestellt war, und wie man die Farbentöne der glasirten Ziegel in harmonischer Weise auch auf den Marmor übertrug.

Gebälk.

Was nun die Bedeckung und die Gebälkformen betrifft, so giebt uns, während hinsichtlich der ersten das bereits bei Besprechung der Propyläen Gesagte gilt, zur Ermittelung der zweiten das wohlerhaltene ausgezackte Widerlager des Gebälks der Vorhalle an dem grossen Antenpfeiler der linken Seite den Schlüssel. Es bestätigt sich daraus, was auch sonst kaum zu bezweifeln war, die ähnliche Bildung desselben mit dem Gebälk an den Reliefs der Felsengräber. Mit Bezugnahme darauf hat Coste nach den maassgebenden Ausschnitten im Antenpfeiler das Gebälk dieses Palastes restaurirt, wovon

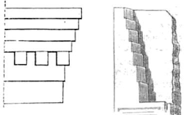


Fig. 58. Gebälk vom Palaste des Darius, nach dem Widerlager restaurirt.

eine reducirte Nachbildung beifolgt. Demnach besteht das Gebälk aus einem zweifach abgestuften Architrav und einem vierfach gestuften Fries, zwischen

welchen beiden Gliedern der von griechischer Architektur her so wohlbekannte Zahnschnitt sich befindet. Ob die Perser dieses letztere Gebälkornament von den Griechen entlehnten, oder — was jedenfalls wahrscheinlicher ist — umgekehrt die Griechen von den Orientalen, oder ob das südliche Kleinasien, wo sich primitive ionische Formen finden, die gemeinschaftliche Heimat der einschlägigen Formen sei, von wo aus sie sich über den Tigris und nach Griechenland verbreiteten, das wird wohl, wie manche andere Fundamentalfragen in der antiken Kunst, über deren Ursprung sich schon so viele und grosse Gelehrsamkeit erschöpft, wenigstens vorläufig nicht sicher entschieden werden können.

Verhältniss zwischen dem Grabe u. dem Palaste des Darius.

Die von zwei Anten eingeschlossene tetrastyle Vorhalle des Palastes des Darius erinnert in einer so auffallenden Weise an das Felsengrab desselben Königs, wie es noch zu Naksch-i-Rustam erhalten ist, dass man wohl zu dem Gedanken allen Grund hat, der König habe in seinem Grabmale seinen Palast copiren lassen, um gleichsam diesen auch noch nach seinem Tode zu bewohnen. Jedenfalls ist die Disposition des Felsenreliefs (vergl. Figur 66) genau dieselbe, wie wir sie an der Vorhalle des Palastes des Darius bemerken, undsogar die Maasse stimmen genau, denn sowohl hier als dort misst die Säulenhalle 50′ in der Weite und 20′ bis zum Gebälk in der Höhe. Sollten wir nun, was demnach gewiss nicht unwahrscheinlich ist, in der Reliefporticus des Grabmales wirklich nichts Anderes als einen Abklatsch des Palastes des Darius zu erkennen haben, so würden wir daraus zunächst entnehmen können, dass die Säulen des Palastes hinsichtlich ihres Capitäls zur Gattung jener der Westporticus der grossen Halle des Xerxes, welche nur das Doppelstiercapitäl haben, gehörten, dass die Schäfte keine Canellirung hatten, welche Auszierung möglicherweise erst von den Griechen entlehnt ward, und dass auch die Basen nach Art der Säulen im Innern der Halle des Xerxes nur aus einfachen, auf doppeltem Plinth ruhenden Wulsten bestanden, wenn wir anders annehmen dürfen, dass man es bei dem Grabmale mit der Nachbildung der Details so genau nahm, wogegen allerdings kleine Differenzen im Gebälk zu sprechen scheinen.

Obergeschoss.

Bei dem Zusammenhalt des Grabmals und Palastes aber entsteht die weitere Frage, ob diese Identificirung auch auf das architektonisch etwas sonderbare zweite Geschoss, welches wir an dem Grabmale plastisch angebracht sehen, auszudehnen sei. Dieses besteht aus zwei Abtheilungen, deren Decken, beziehungsweise Fussböden von den Köpfen und erhobenen Armen einer doppelten Reihe von Männern, welche nach den verschiedenen Trachten offenbar die Repräsentanten der Nationen des persischen Reiches sein sollen, gestützt zu werden scheinen, während sich an den Ecken massive combinirte Pfeiler befinden, welche unten Löwenfüsse auf einer Art von Vase stehend, und oben nach einer Reihe von Hohlkehlen und Wulsten dieselben gehörnten Löwenköpfe darstellen, die wir auch an den Säulencapitälen der östlichen Porticus der Halle des Xerxes gefunden haben. Am obersten Rande aber bemerken wir ein Ornament, das dem griechischen Eierstab fast vollkommen ähnlich

ist und überdiess die gleichfalls griechische Perlenschnur neben sich hat. Das flache Dach trägt einen Altar und eine Stufenerhöhung, wovon bei Behandlung der Königsgräber selbst noch genauer gesprochen werden wird.

Die Anlage des Erdgeschosses des besprochenen Palastes spricht nun allerdings für die Annahme eines zweiten Stockwerks: denn wozu sollte die dichte Säulenstellung in der Halle, welche jedenfalls für die Benutzung derselben zu wohnlichen oder anderen Zwecken sehr ungeeignet war, gedient haben, wenn die Säulen keine andere Last zu tragen gehabt hätten, als die einfachen Deckbalken? Wie würde sich ferner der beengte Wohnraum des grossen Königs erklären, wenn nicht noch andere Räume im oberen Geschosse ergänzend dazu kamen, Gemächer, welche durch ihre Abgeschlossenheit und Erhebung so recht für den Aufenthalt der geheiligten Person des Königs geschaffen zu sein schienen, und welche auch anderseits, während von dem Erdgeschosse aus mit Ausnahme der Vorhalle alle Aussicht versperrt war, einen Ueberblick über das beherrschte Land gewährten, sowohl vom Innern aus, als namentlich von der ringsum laufenden Platform über den Aussengemächern des Erdgeschosses. Mauern und Säulenstellung waren jedenfalls im Stande, selbst eine grosse ihnen zugemuthete Last zu tragen, es finden sich, wie schon erwähnt, passende Räume zu Treppenaufgängen im Innern, und es fehlt überhaupt auch sonst nicht an den Bedingungen für ein zweites Geschoss. Die Existenz und theilweise auch Gestalt und Zweck desselben wahrscheinlich in einem grossen Theile Vorderasiens ergiebt sich auch aus dem Berichte der Bibel von Hesekiah und seinem Auftreten gegen den sabäischen Sonnendienst, wie er unter Anderem die Altäre verbrannte, die »auf der Höhe des oberen Gemaches des Ahaz« waren. Wer möchte dabei nicht an das obere Geschoss und an den daraufstehenden Altar denken, wie wir beides an dem erwähnten Grabmale sehen, und solche obere Gemächer für eine Eigenthümlichkeit nicht blos des persischen Palast- sondern auch des Privatbaues halten, um so mehr, als auch die heutige Uebung jenseits des Tigris sowohl an den Palästen (Ispahan) als auch an gemeinen Wohnhäusern dieselbe Einrichtung und einen mit dem Namen Talar bezeichneten Oberbau zeigt.

Wenn wir also, nach Fergusson's Vorgang, freilich nicht mit unbestreitbarer Sicherheit ein solches Obergeschoss annehmen, so ist noch weiter zu entscheiden, in wie ferne diess äusserlich der Darstellung auf dem Grabmale ähnlich gewesen sein konnte. Jedenfalls ist es unstatthaft, unter Annahme ziemlicher Genauigkeit in der Copie der Säulenhalle, dieselbe Genauigkeit hinsichtlich des Dimensionenverhältnisses und der decorativen Nachbildung des Obergeschosses vorauszusetzen. Dass die Dimensionen zunächst factisch dieselben gewesen, ist vom technischen Standpunkte aus geradezu unmöglich; denn wenn auch das obere Stockwerk, was wohl kaum zweifelhaft erscheint, nicht dieselbe Ausdehnung hatte, wie das Erdgeschoss, sondern einen terrassenförmigen Vorraum ringsum frei liess, so ruhten doch dessen Wände gewiss nicht auf den Deckbalken zwischen den Säulen, sondern ent-

weder, wenn wir das Obergeschoss sehr klein annehmen wollen, auf den zwölf entsprechenden der sechzehn Säulen der Halle, oder, was ansprechender und mehr als wahrscheinlich ist, auf den vier Wänden, welche die Halle von der äusseren Porticus und den Gemächern der drei übrigen Seiten trennten. Die beschriebenen Eckpfeiler sind nicht unwahrscheinlich, doch die doppelte Reihe von Männern, welche die Decke zu stützen scheinen, kann nur mit gewissen Beschränkungen auf unsern Palast übertragen werden, denn man vermisst die hier jedenfalls unentbehrlichen Thür- und Fensteröffnungen, oder wenigstens die ersteren, wenn man sich — was indess kaum zulässig erscheint, zu der Annahme entschliesst, die Figuren seien im Runden gearbeitet gewesen und hätten also zwischen sich für Licht und Luft freien Durchgang gelassen. Wenn aber das obere Geschoss wirklich mit solchen Darstellungen geschmückt war, so waren diese wahrscheinlicher in Relief oder nur in Farben ausgeführt und in entsprechenden Intervallen durch Thür- und Fensteröffnungen unterbrochen. Ein anderes, der Hundertsäulenhalle entnommenes Relief (Fig. 59) zeigt uns dieses Talar des Königspalastes noch in einer anderen Bedeutung. Hier erscheinen nemlich die verschiedenen dem persischen Scepter unterthanen Völker, welche die Decke tragen, in sinniger Weise als die Stützen des Thrones. Denn während das Relief des Königsgrabes das flache Dach des Obergeschosses als zum Opfer benutzt und einen Feueraltar tragend darstellt, zeigt das beifolgend abgebildete Relief auf der Höhe desselben einen Thron und den König, Skeptron und Lotosblume in den Händen, auf demselben sitzend, während hinter ihm ein Sklave das Schweisstuch hält und Kühlung fächelt. Der Thron



Fig. 59. Relief der Hundertsäulenhalle.

aber wird von einem befransten Baldachin beschattet, in welchen heilige Symbole, Löwen und Rosettenornamente eingewebt oder gestickt sind. Die Pfeiler der von den Männern gestützten Substruction sind den Füssen des Thronsessels vollkommen ähnlich, und wir können daraus vielleicht entnehmen, dass die Decorationsmotive des besprochenen Oberbaues kaum eigentlich

architektonisch sind. Die Thronsubstruction des abgebildeten Reliefs ist aber ohne Zweifel dasselbe, was der Oberbau an dem Felsengrabe, und wir werden uns von der thurmähnlichen Gestalt nicht beirren lassen, wenn wir bedenken, dass der in der Breite knappe aber hohe Raum einer Thüröffnung — denn eine solche schmückt unser Relief — zu einer derartigen Zusammenziehung zwang.

Von der Gestalt eines solchen Obergeschosses im Allgemeinen giebt die Fergusson'sche Restauration der Halle des Xerxes (Fig. 56) eine ausreichende Vorstellung. Doch dürfte die Annahme eines solchen Talar über der grossen Halle des Xerxes mit grösseren Schwierigkeiten verbunden sein, als diess bei dem Palaste des Darius der Fall ist. Denn bei jener ist sie, wenn die Mauern um die Halle nicht wirklich existirten, unmöglich; aber selbst bei deren Annahme ist nicht abzusehen, wo die Treppenaufgänge angebracht waren, da das Erdgeschoss nur aus Säulenhallen besteht; die Treppen aber im Innern der allerdings dicken Mauern zu suchen, stimmt wenig zu dem grossartigen Charakter der ganzen Anlage und wird auch durch das untergeordnete Material der Wände (wahrscheinlich ungebrannte Ziegel) sehr erschwert.

Beleuchtung.

Noch ist es übrig, die Frage in Betracht zu ziehen, wie der Palast des Darius, und überhaupt alle nach diesem Typus erbauten Paläste beleuchtet gewesen seien. Die Mittelhalle erhielt durch die Thüre der Vorhalle und durch vier Fenster zu beiden Seiten derselben ein in Folge der dichten Säulenstellung innen wie in der Vorhalle zwar gedämpftes, aber durch die intensive Kraft des orientalischen Sonnenscheins ausreichendes Licht, so dass wir nicht zu dem bedenklichen, bei Annahme eines Talar sogar unmöglichen Auskunftsmittel greifen müssen, durch einen Dachausschnitt die Beleuchtung besorgt zu denken. Anders aber verhält es sich mit den anstossenden Zimmern und Sälen. Hätten diese ihr Licht von der Mittelhalle her bezogen, so hätte man auf keinen Fall die Fenster, welche gegen die Vorhalle offen sind, an den drei übrigen zu den Gemächern führenden Seiten als Blenden geschlossen, sondern man hätte vielmehr bestimmt dem ohnehin dürftigen Lichte der Mittelhalle durch möglichst zahlreiche Thür- und Fensteröffnungen einen Weg in die Gemächer gebahnt. Das Licht aber, welches von der Mittelhalle durch die Thüren in diese Gemächer drang, war selbst für die Räume zu wenig, welche unmittelbar mit der Halle in Verbindung standen, die Seitenkammern jener aber konnten von diesem Lichte kaum mehr berührt werden. An den Aussenwänden jedoch ist bei keinem Palastbau eine Spur von einem Fenster bemerkbar, während sich gerade Thür- und Fensterrahmen an den inneren Wänden nahezu vollzählig erhalten haben, wie auch aussen am Palaste des Darius die Thür des Artaxerxes. Es scheint sich daher auf den ersten Blick aus diesen Umständen nichts Anderes zu ergeben als fast nächtliches Dunkel für die königlichen Gemächer, und ich finde wirklich mit Erstaunen, dass viele von den modernen Autoren in diesem sich ganz wohl zu gefallen scheinen und dass überdiess Krause in seinem sonst trefflichen »Dei-

nokrates« diese Fensterlostigkeit und, sobald man die Thüre schloss, absolute Finsterniss der Gemächer aus der ganz episch gehaltenen Erzählung Herodot's von der Ermordung des Pseudo-Smerdis (III. 78) belegt, wo doch offenbar Herodot diese Finsterniss nöthig hat, um den mit dem Mager ringenden Gobrias zu Darius sagen lassen zu können: ei, wenn Du Dein Ziel nicht siehst, so durchbohre uns beide! Man setzt aber mit dieser Annahme der Lichtlosigkeit der Gemächer voraus, dass die Perser ohne Verstand oder blind, und gerade in der Kunst am untüchtigsten gewesen seien, in der sie doch so Grosses geleistet, nemlich in der Architektur. Die Beleuchtung ist indess leicht zu erklären. Erhalten haben sich nur die Architekturtheile, die aus Bruchstein bestehen und unmittelbar auf dem Pavimente ruhen. Wenn aber diess bei den Fenstern im Innern des Palastes der Fall war, mussten nicht auch die Fenster der Aussenwände so angebracht gewesen sein. Das Bestreben liegt vielmehr nahe, an den Aussenwänden die Fenster in solcher Höhe anzubringen, dass das Hereinsehen und Hereinklettern unmöglich war, und im Orient ist diess noch eine fast allgemeine Sitte. Ich denke mir deshalb auch hier, wie an den assyrischen Palästen, die Aussenwände der Gemächer nicht in ununterbrochener Mauer bis an das Dach reichend, sondern oben unter dem Dache in irgend einer Weise die Lichtöffnungen bildend, welche nicht blos die Gemächer erhellten, sondern von dem reichlichen Lichte durch deren Thüren auch der spärlich beleuchteten Mittelhalle mittheilen konnten.

Palast des Xerxes.

Fahren wir nun in der Betrachtung der Palastanlagen von Persepolis fort. Die Ostecke des Palastes des Darius berührt fast die Westecke einer andern Palastterrasse von etwas grösseren Dimensionen aber geringerer Erhebung. Denn diese beträgt nur 10′ mehr als die der Halle des Xerxes, erreicht eine Höhe von 20′ über der ganzen Platform, 55′ über der Ebene und ist mithin 5′ niedriger als die vom Palaste des Darius. Die Terrasse zerfällt in zwei Theile von nahezu gleichem Flächeninhalt, von welchen der nördliche einen fast ganz freien Terrassenvorhof bildet. Zu beiden Seiten desselben finden sich Treppenaufgänge, die Haupttreppe aber, deren Inschriften es unzweifelhaft machen, dass dieses Gebäude von Xerxes errichtet sei, lehnt sich in doppelter gebrochener Flucht an die hier etwas vorspringende Ostseite. Nicht ferne vom Treppenspiegel zeigen sich die Spuren von vier Säulen (M) in einer solchen Stellung, dass der die Treppen Heraufkommende zwischen denselben hindurchgehen musste, um zur gegenüberliegenden Treppe zu gelangen. Wie schon bei Besprechung der Propyläen erwähnt wurde, ist es nicht unwahrscheinlich, dass wir in denselben die Spuren eines ähnlichen Prunkthores zu erkennen haben. Ausser diesen aber enthält der Terrassenvorplatz keine Spuren anderer Gebäude.

Der Palast selbst ist in seiner Disposition im Allgemeinen dem beschriebenen des Darius ähnlich, nur sind die Dimensionen grösser, die Zimmer und Säulenhallen geräumiger und die letzteren statt tetrastyl, wie wir sie am Palaste des Darius fanden, hexastyl (sechs Säulen in einer Reihe). Anderseits aber fehlt hier der ganze Rücktheil, so dass man von der Halle unmittelbar

an den Terrassenrand gelangt, während an die Halle des Dariuspalastes dem Eingange gegenüber die grössten, gerade die Hauptgemächer stiessen. Von den zwölf Säulen der Vorhalle wurden nur mehr zwei fragmentirte Basen an Ort und Stelle gefunden. Dagegen sind noch die Anten, und die Thürpfosten der beiden die Vorhalle flankirenden Wachzimmer und die Antenpfeiler an den Ecken erhalten. Die letzteren tragen Inschriften, die Thürpfosten aber zeigen, wie bei dem schon beschriebenen Palaste Wachen mit Lanzen in Relief. Zwei Eingänge, deren Reliefs, wie auch die der übrigen Durchgänge der Halle den König und sein Gefolge mit Sonnenschirm, Fliegenwedel und Schweisstuch darstellen, führen von der Porticus in die Halle, von deren 36 Säulen nur einzelne Spuren im Pavimente, doch keine Fragmente erhalten sind. Fergusson hält es deshalb für wahrscheinlich, dass auch hier, wie im Palaste des Darius, die Säulen der Halle von Holz waren, eine Vermuthung, die jedoch dadurch an Wahrscheinlichkeit verliert, dass Flandin und Coste von den jedenfalls gleichartigen Säulen der zwei Säle zu beiden Seiten marmorne Basenfragmente entdeckten. Während man an der Fronteseite der Halle zwei Eingänge fand, enthält jede der drei übrigen Seiten nur einen Durchgang; jede Seite aber scheint, soweit sich diess aus den wenigen Resten bestimmen lässt, von sechs Fenstern durchbrochen gewesen zu sein, deren Pfosten mit Reliefs geschmückt waren, welche die Ueberbringung von Geschenken an den König darstellen, ein Gegenstand, der auch auf den verstümmelten Reliefs der Treppenwand erkennbar ist. Der Ausgang an der Rückseite führt auf eine sehr schmale Terrasse, welche zu beiden Seiten durch Treppen mit der südlichen Platform, beziehungsweise dem sogleich zu besprechenden Südwestgebäude in Verbindung gesetzt wird; die beiden Eingänge zur Linken und Rechten aber führen zu den beiden in der Mitte von vier Säulen getragenen Hauptgemächern, welche dann wieder durch kleinere Durchgänge, deren Reliefs aufwartende Sklaven mit Salb- und Räuchergeräthen zeigen, mit den beiderseits anstossenden Zimmern in Verbindung stehen. Es ist nicht zu bezweifeln, dass wir hier die Wohnräume des Xerxes vor uns haben, zu welchen vielleicht noch das problematische Obergeschoss kam, von welchem oben gesprochen wurde, dessen Treppen etwa in irgend welchen der schmalen Kammern an der Südwand anzunehmen wären. Wie bei dem Palast des Darius zieht sich auch hier ein Canal mitten durch die Substruction dieses Palastes, welcher durch mehrfache Verzweigungen mit den Dachtraufen in Verbindung gestanden und die Bestimmung gehabt zu haben scheint, das Regenwasser abzuführen. Man hat diese Canäle für Wasserleitungen zur Versorgung von Bädern gehalten, allein nach den über die Niveauverhältnisse angestellten Beobachtungen mit Unrecht.

An den Palast des Xerxes schliesst sich westlich wahrscheinlich als eine Art Anbau eine sonst nicht erklärbare Anlage (N) an, von der zwar eine hexastyle Halle von sechsunddreissig Säulen, sowie eine nördlich davon befindliche hexastyle Vorhalle kenntlich sind, die jedoch nach den noch

übrigen Mauerresten wie nach ihrer Lage am Terrassenrand in kein verständliches System gebracht werden kann.

Dritter Palast.

Ohne uns deshalb dabei länger aufzuhalten, eilen wir zu einer in den erhaltenen Theilen dem Palaste des Darius vollkommen ähnlichen Ruine (O) östlich vom Palaste des Xerxes. Die fast völlige Gleichheit in Dimensionen und Details erlaubt uns kurz zu sein: wir haben nemlich hier dieselbe tetrastyle Halle von sechzehn Säulen, die jedoch bis auf die Spuren am Pavimente verschwunden sind, dieselbe Vorhalle mit acht ebenfalls verschwundenen Säulen und vorspringenden Antenmauern zu beiden Seiten, fast dieselben Thüren und Fenster in den vier die Halle umgebenden Wänden, ja sogar dieselben plastischen Darstellungen an den Thürpfosten, höchstens — wenn die vorliegenden Zeichnungen genau sind — durch einen schwereren Styl sich unterscheidend. Von den diesen Mittelbau ohne Zweifel umgebenden Gemächern aber kennen wir nichts, da das Gebäude sehr tief und mit der Substruction noch unter dem Niveau der übrigen Platform steht, wodurch natürlich die Anhäufung des Schuttes befördert werden musste, den Coste und Flandin nur im Innern beseitigt zu haben scheinen. Weitere Nachforschungen in den äusseren Räumen hätten auch wahrscheinlich in architektonischer Hinsicht nichts Neues geboten, und so die sehr beträchtlichen dazu nöthigen Ausgrabungen nicht gelohnt, doch in antiquarischer Beziehung hätte diese Arbeit einen vielleicht interessanten Aufschluss gegeben, nemlich durch die Entdeckung der Inschrift hinsichtlich der Erbauungszeit des Denkmals. Bis diess geschehen, muss es unentschieden bleiben, ob der Palast von einem der Nachfolger oder vielleicht von einem der Vorgänger des Darius und Xerxes, welche hier doch nicht selbst in Betracht kommen können, erbaut worden sei; würde es sich aber erweisen, dass er des Cyrus oder Cambyses Werk sei, so gewänne natürlich die Ruine, als die älteste von Persepolis, gesteigertes Interesse.

Hundertsäulenhalle.

Wir kommen nun zu dem letzten der grossen Palastdenkmäler von Persepolis (P), welches wohl, selbst bei der mässigsten Ergänzung der wahrscheinlich fehlenden Aussenräume, zwar nicht in den Proportionen und in der Höhe, aber doch an Ausdehnung der grossen Halle des Xerxes wenigstens gleich kam. Wie bei dem letztbeschriebenen Palaste, so ist auch hier nur der Mittelraum mit der Vorhalle erhalten, doch sind der Anzeichen genug, um die ursprüngliche Gestalt im Vergleich mit den übrigen Anlagen errathen zu lassen. Die Vorhalle bestand aus einer oktastylen (acht Säulen in der Fronte) Porticus, von welcher zwei Basen nebeneinander entdeckt wurden, deren Dimensionen und Abstand sowohl Zahl als Höhe der Säulen ergeben, welch letztere 25′ kaum überschritten haben dürfte. Diese Porticus war von zwei Antenmauern flankirt, welche, wie überhaupt die Mauern der Halle, eine Dicke von 10′ gehabt haben müssen, und welche an der vorderen Ecke innen Reste jener kolossalen Stiere zeigen, die uns von den assyrischen Palästen und auch von den persischen Propyläen bekannt sind. Ausserdem zeigen diese beiden Antenmauern auch je einen Eingang, dessen Pfostenreliefs

wieder jene lanzentragenden Wachen zeigen, wie wir sie an gleicher Stelle auch bei den übrigen Palastbauten von Persepolis gefunden, und welche es unzweifelhaft machen, dass auch hier an den beiden Flügeln der Vorhalle Gemächer für die Palastwache sich befanden.

Aeusseres. Während sonst die Vorhallen in der Breite gleiche Säulenstellung und Säulenzahl, mithin überhaupt gleiche Breite mit der Haupthalle hatten, finden wir hier diese Porticus um den Raum von zwei Säulen verkürzt. Die wirklich imposante Umfassungsmauer der quadratischen Haupthalle, welche etwa 225' im Gevierte misst und somit einen Flächenraum von mehr als 50,000 Quadratfuss einnimmt, ist unzweifelhaft sicher durch die vollzählig erhaltenen marmornen Thür-, Fenster- und Blendenrahmen, welche sich jetzt nach gänzlicher Zerstörung der sie verbindenden Wände allein noch über den Boden erheben. Die mit der Porticus verbindende, nach Norden gewendete Vorderseite enthält zwei Eingänge, drei zwischen diesen angebrachte Fenster und noch auf jeder Seite (nach Coste, andere Berichte sind abweichend) drei Blenden, welche nichts Anderes sind, als maskirte Fensteröffnungen, nur dazu dienend, die hier fast ängstliche Symmetrie zu erhalten und die Wände angenehm zu unterbrechen. Die drei übrigen Seiten zeigen dieselbe Einrichtung, nur sind hier die Durchgänge nicht so breit und hoch und die Fenster sämmtlich maskirt. Die Blenden und Fenster sind von der schon früher beschriebenen Art und mit Carniesen gekrönt, doch plastisch schmucklos und ohne Inschriften, die Durchgänge aber zeigen in ihren Sculpturen wieder die schon bekannten Gegenstände (vgl. Abbildung Fig. 59). Von besonderer Schönheit sind die Compositionen an den beiden grossen fast 13' weiten und in vollständiger Erhaltung an 25' hohen Haupteingängen, von welchen sich aber der gewaltige Thürsturz nicht mehr an Ort und Stelle befindet. Die Reliefs stellen den unter einem Baldachin thronenden König mit Lotos und Skeptron in den Händen, und mit zwei Räuchergefässen vor dem Fussschemmel dar, wie er eben, von Wachen und dem fächelnden Sklaven umgeben, den Vortrag eines vor ihm stehenden Mannes entgegennimmt; eine fünffache Reihe von verschieden bewaffneten Kriegern füllt den unteren Theil der Reliefflüche. Die Reliefs der vier Durchgänge der beiden Seiten stellen entsprechend den Bildwerken der Seitenthüren des Dariuspalastes Kämpfe des Königs mit einem Löwen, einem Stier, einem andern combinirten Thiere und einem Greif dar. Von dem letzteren ist eine Abbildung (Fig. 60) beigefügt, welche zugleich die Gestalt eines der vielen bisher erwähnten Durchgänge der persepolitanischen Paläste anschaulich machen wird.

Inneres. Von den Säulen der Haupthalle wurden sechs Basen an Ort und Stelle entdeckt, welche keinen Zweifel übrig lassen, dass die Halle, nach beiden Richtungen dekastyl (zehn Säulen in einer Reihe), im Ganzen hundert Säulen enthielt. Bei den kleinen Verhältnissen der Säulen, deren Höhe nur ein Zehntheil der Länge und Breite des ganzen Raumes einnahm, muss die Halle ein düsteres und gedrücktes Aussehen gehabt haben, um so mehr, als wenigstens die unmittelbare Beleuchtung nur von zwei Eingängen und

den drei Fenstern der Vorderseite kam, welche von den elf Intercolumnien nur fünf vollständig erhellen konnten. Coste glaubt zwar, dass ausserdem noch durch vier quadratische Ausschnitte in der Decke für die Beleuchtung gesorgt war, welche da, wo die vier geraden von einer Thür zur gegenüber-

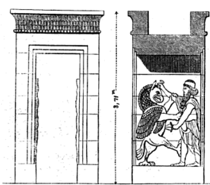


Fig. 60. Fronte und Durchschnitt eines Seitenportals der Hundertsäulenhalle.

liegenden anderen führenden Linien sich schneiden, zwischen den entsprechenden vier Säulen sich befunden haben müssten. Wir fügen von seinem Längendurchschnitt einen diess klar machenden Theil mit einem solchen Ausschnitte bei (Abbildung 61), weniger, weil wir dieses Auskunftsmittel für wahrscheinlich halten, als weil die Abbildung zugleich eine passende Vorstellung von dem persischen Säulenbau und seinen Thür- und Fensterverhältnissen geben wird. Nach den Coste'schen Aufnahmen wäre übrigens diese unbelegte Beleuchtungsweise ganz überflüssig, da er das Hallengebäude als ein abgeschlossenes betrachtet, an welches sich keine anderen Räume anreihten, und annimmt, dass die sechs Thüren der drei fraglichen Seiten (die Fronteseite ist unzweifelhaft) unmittelbar auf die freie Terrasse führten. Die acht grossen Thür- und die drei Fensteröffnungen hätten in diesem Falle die Halle ausreichend erhellt, und wenn man noch mehr Licht gewünscht hätte, so wäre es ja viel zweckmässiger gewesen, von den vielen Blenden einige in derselben Weise als Fenster zu benutzen, wie diess an der Fronte sich findet.

Umliegende Gemächer.

Es bleibt indess das Wahrscheinlichste, dass man sich mit der durch die fünf Oeffnungen der Eingangsseite zugeführten Beleuchtung, so unzureichend sie auch gewesen sein mochte, begnügte, und dass höchstens noch ein mittelbares Licht durch die sechs Eingänge der drei übrigen Seiten in der oben entwickelten Weise hinzukam. Denn für's Erste, wenn irgend ein anderer Bau von Persepolis, so trug diese grosse und so unverhältnissmässig niedrige Halle ein oberes Geschoss, und diess erschwert schon die Annahme

von Oberlicht, sowohl wegen des durchbrochenen Estrichs als auch wegen des durch den Ueberbau verringerten Lichtes. Für's Zweite aber war die Halle gewiss in der Weise der Paläste des Darius und Xerxes von einer Reihe von Gemächern umgeben. Die beiden Wachzimmer an den Flanken der Vorhalle sind unbestreitbar, denn sonst hätten weder die beiden Durchgänge noch die Reliefs derselben irgend einen Sinn, und man müsste, wenn in einem so congruenten Falle, auf alle und jede Schlussfolgerung auf dem Wege der Analogie verzichten. Diese Wachzimmer aber mussten, auch wenn wir sie als noch so schmal annehmen, über die Ecken der grossen Halle hinausreichen. Wenn nun die Aussenwände dieser spurlos verschwanden, warum sollen nicht auch die andern Mauern, welche die weiteren an die Halle

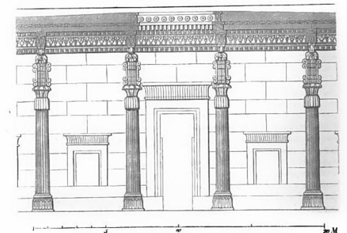


Fig. 61. Restaurirter Durchschnitt eines Theiles der Hundertsäulenhalle.

anstossenden Gemächer begränzten, ebenso verschwunden sein können? Der Grund, warum sie sich verloren, ist doch naheliegend: Auf der ganzen Platform von Persepolis haben sich ausser den Säulenresten nur Thür- und Fensterrahmen, also nur die aus grossen Marmorblöcken bestehenden Theile der Wände erhalten. Die fraglichen Aussenwände aber verschwanden, weil sie weder viele Thüren (zwei Zugänge werden wir noch finden) noch niedrige Fenster hatten und der Natur des Gebäudes nach, wie wir sogleich sehen werden, haben konnten.

Durch die Annahme eines die Hundertsäulenhalle umschliessenden Saumes von Gemächern, der sich vielleicht durch die Arbeit eines Tages, z. B.

durch Ausgrabungen zwischen je zwei Seitenthüren die erwünschte Bestätigung beschaffen liesse, wird auch verständlich, warum man nicht ebenso an den drei übrigen Seiten Fenster statt der Nischen angebracht, wie diess zwischen den zwei Eingängen der Fronteseite der Fall war, was jedenfalls, wenn diese Fenster wirklich in's Freie geführt hätten, der dadurch gesteigerten Symmetrie der Halle nicht zu gedenken, für die erhöhte Beleuchtung sehr förderlich gewesen wäre. Dadurch erklären sich auch die sechs Eingänge an den drei Seiten ausser den zwei grossen der Fronte, welche letzteren wohl genügt hätten, wenn die Halle für sich bestanden hätte. Dadurch erklärt sich namentlich auch, und das ist vielleicht einer der wichtigsten Punkte, der Zweck dieser Anlage.

Die Hundertsäulenhalle od. das Harem.

Die praktische Bedeutung der Hundertsäulenhalle als eines selbstständigen Gebäudes lässt sich, sowie die Grundrisse und Zeichnungen vorliegen, nicht absehen. Fergusson erklärt die Halle für einen Thronsaal und sucht diese Annahme vorzugsweise durch Beispiele aus der modernen Architektur Persiens zu erhärten. Allein abgesehen davon, dass ein solcher, wie diess auch Coste annimmt, viel passender in der ebenso prachtvollen als grossartigen Halle des Xerxes zu suchen ist, passen die Verhältnisse der fraglichen Halle ganz und gar nicht für einen solchen Zweck. Das Gebäude selbst erhebt sich auf keiner besonderen Substruction, und die auffallende Niedrigkeit der Säulenhalle stimmt so wenig zu dem Bestreben, den Thron möglichst hochragend aufzurichten, dass wir damit auf das Erdgeschoss verzichten und den Thron eher in oder auf dem Talar oder Obergeschosse annehmen müssten, wofür allerdings die schon erwähnten Reliefs einigen Beleg darzubieten scheinen. Allein während, wie gesagt, die Halle des Xerxes in jeder Beziehung für solche Zwecke besser passt, vermissen wir noch einen anderen, für orientalische Palastbauten unentbehrlichen Raum, nemlich das Harem.

Es wurde schon früher auf den im Vergleich mit den assyrischen Palästen und überhaupt mit allen denkbaren Königspalästen irgend welches civilisirten Volkes sehr beschränkten Wohnraum der beschriebenen Paläste hingewiesen. Der ganze Wohnraum im Erdgeschosse des Palastes des Darius namentlich bestand aus zwei grösseren und höchstens sieben kleineren Gemächern, und selbst die Annahme eines Talar oder Obergeschosses über der Mittelhalle erweitert den Wohnraum des »Königs der Könige«, des Beherrschers von ganz Vorderasien in einer kaum ausreichenden Weise. Dass hier auch die grosse Schaar der Frauen untergebracht gewesen sei, wird Niemand zu behaupten versuchen. Ebenso verhält es sich mit dem Palaste des Xerxes und mit dem Nordostpalast, welche beide für diesen Zweck nicht geeigenschaftet erscheinen. Der Orientale aber pflegt sein Harem von seinen zugänglichen Privaträumen abgesondert und wo möglich auf das Innere beschränkt zu halten. Während nun der Rand der Terrasse an und für sich keinen Raum mehr für ein solches Gebäude darbot, werden wir schon dadurch auf das Innere derselben verwiesen, und es erscheint nichts natürlicher, als dieses in der ebenbeschriebenen Ruine zu suchen. Denken wir uns die

geräumige Halle von einer verhältnissmässig grossen Zahl von Gemächern umgeben, denken wir uns ferner den Raum fast um das Doppelte durch ein geräumiges Obergeschoss über der Halle vermehrt, und das Ganze vielleicht in derselben Weise, wie ich das auf dem Plane durch punktirte Linien verzeichnet, durch die Aussenmauer der Gemächer selbst abgeschlossen, so wird man wohl zugeben müssen, dass ein persischer Palast in keiner passenderen Weise zur gemeinschaftlichen Wohnung der Königinen oder vielmehr königlichen Sklavinen ausgedehnt werden konnte, und wir werden dann zugleich auf der persischen Palastterrasse das nicht mehr vermissen, was von dem Palastcomplex eines asiatischen Despoten unmöglich ausgeschlossen werden kann. Betrachten wir die Hundertsäulenhalle als eine Art von Conversationssaal des Harem, so wird uns der Raum nicht mehr zu weit, nicht mehr zu niedrig, nicht mehr zu sehr mit Säulen verstellt erscheinen; der für jeden anderen Zweck zu dichte Säulenwald wird zum angenehmen Haine für die Spiele der armen Gefangenen und erscheint höchst passend für die einzelnen Gruppen, in welche sich die grosse Gesellschaft je nach Neigung oder Abneigung zertheilte. Und während jedem öffentlichen Zwecke das Dämmerlicht der Halle nachtheilig gewesen wäre, ist es diesem keineswegs entgegen, und es ist wohl kaum romantische Schwärmerei, wenn wir uns die Halle in den Abendstunden von bunten Lampen erhellt denken, die ebenso von den Deckbalken herabhingen, wie noch heutzutage in den Moscheen des Orients.

Pracht-eingänge.

Diese Bedeutung der Halle erklärt aber auch das völlige Verschwinden der äusseren Mauer der umliegenden Gemächer des Harem. Wenn schon an den äusseren Wänden der übrigen Palastanlagen die Lichtöffnungen fast unzweifelhaft unmittelbar unter dem Dachansatze waren, so werden wir es um so mehr von dem Harem zu erwarten haben, dass die Fenster so hoch angebracht waren, dass man weder hinaus- noch hereinsehen konnte. Als aber die aus schlechtem Material bestehenden Mauern selbst den Stürmen der Jahrtausende wichen, mussten auch die hochangebrachten vielleicht auch kleinen Fenster zertrümmern, während die bis auf den Boden reichenden Thür- und Fensterrahmen des Innern, deren massive Pfosten nicht auf dem vergänglichen Mauerwerke ruhten, sich erhielten. Die äusseren Zugänge aber, die sich wie die inneren aus gleichen Gründen erhalten mussten, waren auf die zwei für den Verkehr des Königs bestimmten beschränkt, von welchen wir noch Reste in den zwei Propyläen finden, von welchen sich das eine (Q) nördlich vor der Fronte des Gebäudes, und das andere bei der Südecke des Palastes befand. Von dem letzteren wurde bereits gesprochen, und bemerkt, dass sich Maueransätze weiterhin verfolgen lassen, in denen wir wohl nichts Anderes zu erkennen haben als jene im Uebrigen verschwundene Aussenwand der rings um die Halle gelagerten Gemächer. Von dem ersteren Propyläon aber, das vor der Eingangshalle in ziemlicher Entfernung stand, liefen jedenfalls auch Mauern aus, welche dann den Haremvorhof bildeten, und ohne welche das ganze Prachtthor keinen Sinn hätte. Obwohl von diesem Denkmal sich nur mehr die Hälfte eines Stieres und ein verstümmelter un-

canellirter Säulenschaft über die Trümmer erhebt, so lässt sich doch aus diesen wie aus den Abständen des Erhaltenen ermessen, dass dieses Propyläon zwar kaum von geringeren Dimensionen war als das grosse erstbeschriebene an der Haupttreppe, dass es aber nur einen Durchgang hatte, was mit dem Zweck und den räumlichen Verhältnissen übereinstimmt.

Total-Anblick.

Nachdem wir nun die Ruinen im Einzelnen betrachtet, wollen wir noch versuchen, uns den ohne Zweifel prachtvollen Totalanblick zu vergegenwärtigen, welchen die Terrasse mit ihren Palästen dargeboten haben muss. Die verschiedenen Erhebungen der Substructionen schieden jedes einzelne Glied auseinander und hinderten durch ihre Schattenwirkung eine dem ganzen Eindrucke nachtheilige Vermengung. Diese einzelnen Substructionen aber erheischten grossartige Freitreppen, deren meist symmetrische Disposition von dem feinen Geschmacke der persischen Kunst Zeugniss giebt und deren ganz mit Sculpturen bedeckte marmorne Wandflächen gewissermassen die plastische Bedeutung hatten, wie die Giebelfelder der hellenischen Tempel. Die Vorderseiten der Gebäude zeigten dann immer eine dipterale Porticus von Säulen, deren üppiger Reichthum, wenn vollständig, alle andern bekannten Säulenformen übertraf. Denken wir uns diese mit ihren namentlich im Capitäl vielfach ausgeschnittenen Conturen in blendender Weisse sich abhebend von den buntbemalten und unter der Halle tief beschatteten, an den Seiten um so lebhafter beleuchteten Wänden und gekrönt mit dem schön gegliederten Gebälk, dessen Architrav mit den Wellen des Zahnschnittes und dessen Fries als Zophoros im eigentlichen Sinne des Wortes mit den sculpirten Löwen geschmückt war, die wir wenigstens an den Friesen der Königsgräber sehen, so werden wir, wenn wir die ruhige selbstbewusste Vollkommenheit des hellenischen Styles uns aus dem Sinne schlagen, der geschmackvollen Pracht dieser Paläste unsere Anerkennung nicht versagen können. Besonders wirksam aber muss die Halle des Xerxes gewesen sein, deren Seiten ebenfalls durch Portiken gegliedert waren, und deren kolossale Dimensionen, selbst wenn nicht auch sie, wie die eigentlichen Paläste, ein Obergeschoss trug, die benachbarten Gebäude überragten. Die architektonisch weniger gegliederten Aussenmauern aber wurden wiederholt durch die ernsten Propyläen mit ihren assyrischen Stierpaaren unterbrochen, Thorgebäude, deren ganze Pracht sich jedoch erst in der Kreuzung der beiden Durchgänge entfaltete. Man denke sich dazu noch den theilweise abgeschrofften Felsen als Hintergrund, in Zwischenräumen architektonisch unterbrochen von den in der Ferne unklaren Umrissen der Königsgräber, und man wird finden, dass Diodor (XIV. 70) nicht mit Unrecht die Terrasse »die in der ganzen Welt berühmte Königsburg« nennt. Nach den noch vorhandenen Ueberresten aber ist die völlige Zerstörung dieser Königsburg durch Alexander, wie sie Diodor berichtet, unmöglich. —

Die Städte Persepolis und Pasargadae.

Die Angaben der Griechen über die Stadt Persepolis selbst sind im höchsten Grade widersprechend. Schon der Name ist nicht persisch und nichts Anderes als eine griechische Uebersetzung der »Perserstadt« katexochen und

wahrscheinlich mit dem persischen Namen Pasargada oder nach einer einfachen Verschiebung Parsagarda, wenn wirklich die bei persischen Städtenamen noch jetzt häufig vorkommende Endung »gard« oder »gerd« auch damals »Stadt« oder »Wohnung« bezeichnet, gleichbedeutend. Da es indess nicht zulässig ist, die Stadt, welche von den Griechen selbst Pasargada oder Pasargadae genannt wird, mit ihrem Persepolis zu identificiren, da sie selbst beide Städte nebeneinander nennen, so dürfte die wahrscheinlichste Erklärung vielleicht die sein, dass des Cyrus Nachfolger dessen in Pasargadae gegründeten Königssitz nach der nur $2\frac{1}{2}$ geographische Meilen entfernten Stelle verlegten, wo wir die beschriebenen Ruinen gefunden haben, und dass daraus eine neue »Perserstadt« Parsagarda oder griechisch Persepolis entstand. Es ist indess fraglich, ob diese letztere wirklich eine ganz neue Schöpfung und jünger als die erste von Cyrus in der Ebene von Morgab an der Stätte seines Sieges über Astyages angelegte Perserstadt war, denn wenn wir der übereinstimmenden Tradition der Perser einigen Glauben schenken wollen, so bestand die Stadt Istakr, deren allerdings für unsere Annahme passende Ruinen man noch in der Ebene von Merdascht sieht, und deren überaus günstige Lage kaum jemals übersehen werden konnte, schon seit den frühesten Zeiten und war die älteste Persiens.

Istakr. Ohne jedoch darauf viel Gewicht legen zu wollen, beschränken wir uns vielmehr auf die Frage der Identität. Es kömmt uns nemlich vorzugsweise darauf an, zu ermitteln, ob Istakr wirklich die von den Griechen Persepolis genannte Stadt im eigentlichen Sinne war, an welche sich die Palastterrasse vorstadtähnlich anschloss, oder ob wir die Stadt vielmehr in der Ebene von Merdascht, zu Füssen der Palastterrasse zu suchen haben. Das Letztere scheint nun allerdings nicht durch die zu erwartenden Ruinen- und Schutthügel, welche in der Ebene fast vollständig fehlen, bestätigt zu werden, und dass die »reichste Stadt unter der Sonne«, wie sie Diodor nennt, so spurlos verschwunden sei, können wir ebenso wenig annehmen, wie wir glauben können, dass sie an einer so schutzlosen Stelle erbaut war, während ganz in der Nähe die festesten Punkte von der Natur dargeboten wurden. Eine hiehergehörige Ruine lässt sich zwar in der Ebene vor der Südspitze der Terrasse und etwa 400′ davon entfernt nachweisen, nemlich eine quadratische Substruction von etwa 100′ im Gevierte, auf welcher man noch sechs persische Säulenbasen an Ort und Stelle und zwei grosse Piedestale entdeckte, freilich in einer Anordnung, dass jeder Erklärungsversuch vergeblich wäre. Allein sonst vermissen wir namentlich die Mauerzüge in der Ebene, welche sich indess auf dem Felsen, an welchen sich die Palastterrasse lehnt, nachweisen lassen, wo sie aber nur zum Schutz des Palastes selbst gedient haben können; auch die Steinbrüche an der Nordwestecke des Palastes scheinen gegen die Annahme einer Stadt an den drei Seiten der Königsburg zu sprechen.

Dagegen sind die Ruinen von Istakr, etwa 10,000′ nördlich von der Palastterrasse nicht unbedeutend und wohl altpersischen Ursprungs. Wir finden hier die Spuren einer beträchtlichen Ummauerung und die Reste eines eigenthümlichen Thores, durch welches noch jetzt die Strasse von Schiras

nach Ispahan an der Stelle führt, wo man von der Ebene von Merdascht in das enge Thal des Flüsschens Murgob oder Morgab eintritt. Es besteht aus vier 8′ breiten Durchgängen, von welchen die beiden mittleren durch drei Säulen getrennt werden, deren Schäfte aus dem hier ziemlich hohen und namentlich den linken Durchgang bis auf den horizontalen Deckbalken begrabenden Schutte hervorragen. Leider scheinen hier keine Nachgrabungen vorgenommen worden zu sein, deren Ergebniss, wenn bis zu den Basen geführt, für die Bestimmung der Erbauungszeit dieses Thores hätte entscheidend sein müssen. Von den Säulenschäften sind die beiden äusseren nicht völlig rund, sondern bilden nur nach innen einen Halbcylinder, während die beiden äusseren Seiten von rechteckiger Form sind. Die kolossalen Dimensionen der oblongen Steinblöcke, welche eine Länge bis zu 30′ erreichen und theilweise kyklopisch gefügt sind, lassen jedenfalls ein hohes Alter vermuthen. Noch entschiedener achämenidisch aber sind die Ruinen des sogenannten Harem des Dschemschid in Istakr, eines grossen Palastbaues mit einem bis zu entscheidenden Nachgrabungen unverständlichen Grundplane. Eine Säule mit einfachem Stiercapitäle steht noch vollkommen erhalten aufrecht, von mehren anderen erheben sich Basen und Schaftstrunke über den Schutt. Die erhaltenen Mauerreste zeigen wieder kolossale Steinblöcke, wie auch andere aus der Trümmermasse des weiten Stadtgebietes sich erhebende gänzlich unverständliche Ruinen.

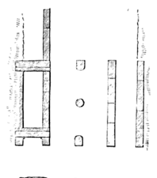




Fig. 62. Thor von Istakr.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass auch die Achämeniden schon jene drei schroffen Felshügel für fortificatorische Zwecke benutzten, welche 1—1½ geographische Meilen von Istakr an der Ausmündung eines westlichen Seitenthales ganz isolirt stehend die Ebene von Merdascht beherrschen. Die Ruinen eines grossen ganz ausgemauerten Bassins machen zwar diess nicht erweislich, da das rustik gehaltene Mauerwerk allein nichts entscheidet, allein die Lage dieser ebenfalls Istakr genannten künstlich abgeschrofften Höhen erhebt diese Annahme zu grosser Wahrscheinlichkeit.

Susa.

Im Vergleich mit den Ruinen von Persepolis sind die Ueberreste der beiden andern persischen Hauptstädte und Königssitze unbedeutend. Von den drei Hügeln von Susa, jetzt Schusch genannt und in dem angeblichen Grabmale des Propheten Daniel noch eine historische Reminiscenz an

Daniel's Aufenthalt in Susa bewahrend, ergab bei den Untersuchungen durch Sir Williams und Mr. Loftus in den Jahren 1849—1852 nur der nördliche Ruinenhügel eine zusammenhängende und verständliche Ausbeute in den Resten einer Palasthalle, die in ihrer Disposition der Halle des Xerxes ganz ähnlich ist. Der besonderen Beobachtungen des Mr. Loftus wurde schon oben bei Besprechung der Halle des Xerxes gedacht. Jedenfalls aber harren unter den Schutthügeln noch wichtige Entdeckungen künftiger Zeiten. Strabo sagt ausdrücklich (XV. 728), dass die Perser die Königsburg zu Susa unter den Königsburgen am meisten schmückten, und wenn wir dem Aelian Glauben schenken dürfen, so fanden sich bei der Vermählungsfeier des Alexander im Palast zu Susa nicht weniger als neunzig Brautgemächer vor und ein Speisesaal, der für hundert Triklinien Raum bot.

Palastterrasse von Pasargadae.

Mehr noch als Susa bietet Pasargadae. Die grösstentheils künstliche Terrasse des Palastes des Cyrus ist noch ziemlich vollständig erhalten und zeigt einen ebenso vollendeten als schönen Steinbau. Denn wie schon bei Besprechung der Terrasse von Persepolis, wo sich auch die Abbildung einer Ecke der Terrasse von Pasargadae findet (Fig. 51), erwähnt wurde, besteht die ganze Bekleidung der Terrasse aus rustik bearbeiteten Blöcken von schönster Fügung. Der Kern der Terrasse aber ist, soweit nicht der natürliche Fels verwendet ist, aus zwar quadratisch, aber roh bearbeiteten Steinen. Die ganze Substruction misst 260′ in der Fronte und 192′ auf der linken, 262′ auf der rechten Seite, rückwärts lehnt sie sich an einen nur schwach ansteigenden Hügel. Die beiden Seiten sind rechteckig ausgeschnitten, die rechte breiter und tiefer als die linke. Aus den Dimensionen ergiebt sich, dass nur für eine Palastanlage, kaum von der Grösse der Hundertsäulenhalle von Persepolis, Raum war, und ausser der verhältnissmässig ungünstigen Lage von Pasargadae erklärt sich auch daraus die Versetzung des Königssitzes nach der neuen Perserstadt am Rande der Ebene von Merdascht, wo sich die Terrasse breiter und sicherer an die Felsen anlehnen konnte. Da die Oberfläche der Terrasse von Persepolis selbst nicht mehr intact ist, so können wir natürlich nicht erwarten, dass sich von dem Palaste des Cyrus etwas erhalten habe, und wahrscheinlich ist es auch dieser Palast und nicht der Complex von Persepolis, den Alexander nach den classischen Nachrichten so gründlich zerstörte.

Palastruine.

Etwa 4000′ südlich von dieser Palastterrasse befinden sich auf einer schwachen rechteckigen Substruction die Reste eines anderen Palastgebäudes, nach den Plänen von Coste bestehend aus einer von sechzehn (?) Säulen getragenen Halle mit einem Vorraum, der jedoch eine von der Vorhalle persischer Paläste, wie wir deren Typus in Persepolis kennen gelernt haben, verschiedene Beschaffenheit gehabt haben muss. Das Ganze hat eine Länge von 150′ und eine Breite von 130′. Drei massive Pfeiler stehen noch aufrecht und geben theilweise den Schlüssel zum Grundplan; einer von ihnen trägt in drei Keilschriftsprachen die einfache, auch auf den meisten anderen Ueberresten von Pasargadae vorkommende Inschrift: »Ich bin Cyrus der

König, der Achämenide«. Von den Säulen erhebt sich noch eine, ein kolossaler nicht canellirter Schaft von fast 50′ Höhe, ohne Capitäl, und nur aus vier Stücken bestehend, selbst ein riesiges Räthsel, das aber jedenfalls auf ein kolossales Gebäude schliessen lässt. Aufgefundene Basenfragmente zeigen abweichend von anderen persischen Säulen einen in horizontalen Hohlkehlen gestriemten Torus, welcher sehr an die Wulste ionischer Basen erinnert. Ein anderer isolirter Pfeiler unweit davon und wohl zu einer anderen Porticus von noch grösseren Verhältnissen, von welcher man jedoch nur mehr die Sockelspuren entdeckte, gehörend, trägt ausser der schon erwähnten Inschrift das oft abgebildete Relief einer männlichen Gestalt mit vier Flügeln und einem complicirten Hauptschmuck auf den aus dem Scheitel sprossenden Hörnern, eine Gestalt, in welcher man gewöhnlich, mit Beziehung auf die darübergesetzte Inschrift, den Cyrus selbst erkennen zu müssen glaubt. In architektonischer Beziehung geben diese Ruinen keine ausreichende Belehrung; die übrigen hervorragenden Gebäude Pasargadae's aber gehören zur Classe der Gräber und der Cultplätze, von welchen sogleich im Zusammenhang gesprochen werden soll.

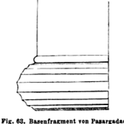


Fig. 63. Basenfragment von Pasargadae.

Gräber. Grab des Cyrus.

Die Gräber — und hier kommen vorzugsweise die Grabdenkmäler der Könige und Angehörigen des Königshauses in Betracht, denn von Volks-Nekropolen sind keine sichern Spuren auf uns gekommen — zerfallen in zwei Gattungen: in der Ebene gebaute Gräber und Felsengräber. Die ursprünglichsten sind wahrscheinlich die ersteren, wenigstens gehört dazu das Grabmal des Gründers der persischen Herrschaft, des Cyrus, welches wir wohl in dem stattlichen Denkmale von Morgab zu erkennen haben. Arrian nemlich beschreibt dieses Grabdenkmal (VI. 29) so: »Es befindet sich nach Aristobulos' Angabe das Grabmal des Cyrus zu Pasargadae im königlichen Parke: rings um dasselbe ist ein Hain von verschiedenen Bäumen, wohl bewässert, und hohes Gras wächst auf der Au. Das Grab selbst ist in seinem unteren Theile aus Quadern in Form eines Vierecks aufgebaut, darüber erhebt sich eine gewölbte (?) Halle aus Stein mit einem so schmalen Eingange, dass kaum ein einzelner schmächtiger Mann eintreten kann. In der Halle aber stand ein goldener Sarg, in welchem der Leichnam des Cyrus beigesetzt war, und eine Bahre. Die Füsse der letzteren waren von gediegenem Golde, sie war mit babylonischen Decken bedeckt und ruhte auf purpurfarbigem Pelzwerk.. Auch ein Tisch stand da; mitten auf der Bahre aber befand sich der Leichnam des Cyrus. Im Innenraum (offenbar der Umfriedung) neben der Treppe, die zum Grabmale führt, war ein Gemach für die Mager angebracht, welche die Wache am Grabe versahen. Die Inschrift des Grabes war persisch und lautete: »Mensch, ich bin Cyrus, der Sohn des Cambyses, des Perserreichs

Gründer und Asiens Beherrscher. Darum missgönne mir diess Denkmal nicht.«

Da diese Beschreibung im Allgemeinen auf das noch erhaltene, jetzt Medsched Mader-i-Suleiman (Grabmal der Mutter Salomo's) genannte Denkmal passt, da dieses unzweifelhaft im Gebiete des alten Pasargadae sich befindet, und da sich, wie schon erwähnt, an allen übrigen Resten ringsum Inschriften des Cyrus finden, so unterliegt es wohl nur mehr geringem Zweifel, dass wir in dem Denkmale von Morgab das Grab des Cyrus wirklich vor uns haben, einen Ueberrest, noch interessanter durch den historischen

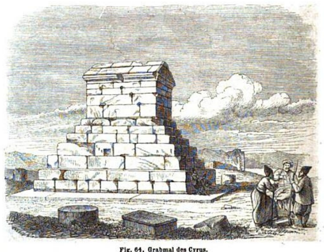


Fig. 64. Grabmal des Cyrus.

Werth als Ruhestätte eines der grössten orientalischen Herrscher, wie in architektonischer Beziehung. Das Denkmal umschloss ein Säulenhof, von welchem noch einige uncanellirte Säulenstümpfe aus dem Boden hervorragen, deren Basen und Capitälfragmenten nachzuforschen merkwürdigerweise selbst von den sonst so thätigen Franzosen Coste und Flandin unterlassen wurde, weshalb wir über die ursprüngliche Form der persischen Säule ununterrichtet und bezüglich der Basen auf das oben (Fig. 63) abgebildete Fragment beschränkt sind. Die trefflich erhaltene Grabkammer selbst erhebt sich auf einer siebenfach abgestuften 18′ hohen Pyramide, welche unten 45′ lang und 42′ breit ist, und überdiess noch auf einer Platform ruht, und misst aussen 21 : 17½ Fuss. Das flache Giebeldach wie die schön geschwungenen ein-

fachen Leisten am Fusse der Kammer, am Gesimse und an der Thürbekrönung erinnern lebhaft an griechische Formen. Der Eingang ist kaum 3′ breit und wenig über 4′ hoch, die Kammer selbst misst innen nur 10½′ in der Länge und 7′ in der Breite und Höhe. Von einer Inschrift aber, sowohl von der oben erwähnten persischen als von dem angeblichen griechischen Hexameter, welchen der schon den Alten als unverlässig geltende Onesikritos überlieferte: »Hier ruhe ich, Cyrus, König der Könige«, fand sich keine Spur. Auch ist die Decke nicht gewölbt, wie Arrian sagt, sondern flach und wie die Wände mit Ausnahme der dem Eingange gegenüberstehenden, welche, wie auch der aus zwei Steinplatten bestehende Fussboden, weiss ist, ganz geschwärzt. Die Erhaltung des Denkmals aber ist ausser der Verehrung, die es als angebliches Grabmal der Mutter Salomo's in muhammedanischer Zeit genoss, nicht so fast den grossen Blöcken, als vielmehr der trefflichen Fügung zuzuschreiben; die vier grossen Steinblöcke nemlich, welche die untere Lage der Grabkammer bilden, greifen ausgezahnt ineinander und dasselbe wird auch bei der Stufenpyramide der Fall sein. Das klosterähnliche Gebäude bei dem Grabmal, welches nach Arrian die Mager bewohnten, die den Dienst und die Wache am Königsgrabe zu besorgen hatten, wird — obwohl wahrscheinlich mit Unrecht — in den Grundmauern der naheliegenden Karawanserai gesucht.

Reste ähnlicher Grabmäler.

Zu einem ähnlichen Grabdenkmale gehören vielleicht auch die zwei noch erhaltenen Stufen einer 38′ : 35′ im Grundplane messenden Pyramide bei Naksch-i-Rustam und einige andere indess mehr zweifelhafte Reste, welche wahrscheinlicher als Substructionen für die Feueraltäre dienten, wie wir solche noch näher kennen lernen werden. Die Erhebung solcher Feueraltäre war vielleicht auch von Einfluss auf die Gestalt des Grabes des Cyrus, des mit Recht so vielgefeierten Heros der persischen Nation, wenn wir nicht auch dabei an eine Nachahmung der Terrassenpyramiden Chaldäa's, wo sie ausser ihrer Bestimmung als Tempelsubstructionen auch wohl die Gräber chaldäischer Heroen tragend erscheinen, denken müssen.

Hochgrab bei Naksch-i-Rustam.

Eine andere Art der in der Ebene gebauten Grabmäler aber war die, von welchen noch zwei Beispiele erhalten sind, ein fast vollkommenes bei Naksch-i-Rustam und ein mehr zerstörtes bei Morgab (Pasargadae). Fergusson allerdings hält sie eher für heilige Feuerplätze, als für Grabmäler, doch ohne ausreichende Begründung; die Kammern im Innern sprechen eher für das Letztere. Da beide vollkommen gleichartig, so wollen wir nur das erhaltenere bei Naksch-i-Rustam besonders in Betracht ziehen. Es ist ein thurmähnliches Gebäude von vollkommen quadratischer Grundfläche, 23′ im Gevierte und 35′ in der Höhe messend. Fast die ganze untere Hälfte ist massiv, die obere Hälfte enthält eine 17′ hohe, 12′ lange und breite Kammer, zu welcher ein fensterähnlicher, 16′ über dem ursprünglichen Boden angebrachter und keinen Treppenzugang zeigender Eingang führt, der 7′ hoch und fast 5′ breit ist. Der Thürrahmen ist oben ausgeschweift und trägt ein Gesims mit zwei einfachen Akroterien. Höchst eigenthümlich aber erscheint die Aussenseite durch eine zwar nüchterne aber originelle Ornamentirung.

Die Flächen zwischen den etwas vortretenden Eckpilastern nemlich zeigen eine grosse Zahl oblonger Vertiefungen, welche erst nach Vollendung des Gebäudes gemeisselt sind, denn es gehen diese Einschnitte öfters über die Fugen des schönen Quaderbaues hinweg. Sonst sind die drei Wandflächen

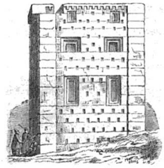


Fig. 65. Persisches Grabmal bei Naksch-i-Rustam.

ausser der Eingangsseite mit je sechs grösseren cassettenförmig abgestuften Blenden geschmückt, von welchen die mittleren zwei niedriger, aber breiter als die unteren, die höchsten zwei aber bedeutend kleiner sind; an der Eingangsseite sind zwei solche übereinander oberhalb der Thüre angebracht. Die Pilaster oder vielmehr Lisenen zeigen keinerlei Bekrönung; die Wandfläche zwischen ihnen aber schliesst mit dem Zahnschnitte ab, auf welchen sofort die sehr flach pyramidale Bedachung folgt. Ueber Zweck und Erbauer dieser Denkmäler findet sich an ihnen selbst kein positiver Aufschluss.

Felsengräber. Grabmal des Darius.

Weit grossartiger und zahlreicher ist die zweite Classe von Grabdenkmälern, nemlich die der Felsengräber der persischen Könige vertreten. Sieben von diesen, in der Hauptsache einander ganz ähnlich, finden sich in zwei wenig entlegenen Gruppen, vier an der Naksch-i-Rustam genannten Felswand nordwestlich von Istakr, drei an dem Felsen, an welchen sich die Palastterrasse von Persepolis lehnt. Ein achtes in diese Classe gehörendes Grabmal von etwas abweichender Form fand sich ferne davon bei Serpul Zohab, nordöstlich von Bagdad. Wir wählen vorderhand zur Beschreibung dieser Classe das besterhaltene und vollkommenste von allen, welches auch allein unter den übrigen mit Keilinschriften versehen ist, die, wie schon früher erwähnt, das Denkmal dem Darius zuschreiben. Es befindet sich an der Felswand von Naksch-i-Rustam und ist das westlichste der drei nach Süden gerichteten Grabmäler (das vierte wendet sich nemlich, einen scharfgebogenen Felsenvorsprung benutzend, nach Westen). Die 72′ hohe und 60′ breite vertiefte Grundfläche des die Aussenseite des Grabmals bildenden Felsenreliefs

hat, wie aus nachfolgender Abbildung ersichtlich ist, die Form eines Kreuzes, von welchem jedoch der untere Theil nur flach gemeisselt und ohne Bildwerk ist. Die Querbalkenform aber enthält eine zwischen zwei schmucklose Antenpfeiler eingeschlossene tetrastyle Säulenvorhalle. Die vier ziemlich stark vortretenden Halbsäulen zeigen als Base nur einen auf zwei Plinthe gestellten Torus, ohne den von Persepolis her bekannten untergestellten Blätterkelch und vielleicht in dieser Einfachheit primitiver. Wir fanden indess diese Art auch schon in Persepolis bei den Innensäulen der Halle des Xerxes und es ist nicht unwahrscheinlich, dass dem in Pasargadae gefundenen Basenwulst (vgl. Abbild. 63, S. 101) auch ein solcher Doppelplinth untergelegt war. Der Schaft ist uncannellirt, und wenn wir diesen Umstand mit den Säulenresten von Pasargadae zusammenhalten, dürfen wir vielleicht annehmen, dass die glatten Schäfte in Persien ursprünglich allgemein waren, und dass vielleicht erst durch Xerxes nach griechischen Vorbildern die Canellirung eingeführt wurde. Das Profil der flachen durch scharfe Stege getrennten persischen Canelluren erweist sich übrigens als an die dorische Art sich anschliessend, während der halbkreisförmige An- und Ablauf der Canelluren der ionischen Ordnung entlehnt zu sein scheint. Als Capitäl finden wir an dem Felsengrabe nur den Doppelstier, in dessen gemeinsamen Nacken eingedrückt in einer über persische Architektur sehr belehrenden Weise die Deckbalkenenden erscheinen, welche erst das Gebälke tragen. Dieses besteht aus einem dreifach abgestuften Architrav oben mit dem Zahnschnitt gekrönt, der nach hellenischer Art erst dem nächsten Gliede angehört, und einem glatten Friese ohne Spur von Gesims. In der Mitte zwischen den vier Halbsäulen befindet sich die ziemlich hohe Thüre, deren Rahmen, ebenso wie wir diess auch in Persepolis sahen, sich dreimal nach innen abstuft und von dem ebenfalls schon besprochenen ägyptisirenden Hohlkehlengesims bekrönt wird. Die übrigen Intercolumnien mit Ausnahme der äussern zur Linken sind mit den Keilinschriften des Darius, als des Besitzers dieses Grabmals fast vollständig bedeckt.

Auf dieser Porticus und den oberen Theil der Kreuzform ausfüllend ruht jenes eigenthümliche, ebenfalls in Relief ausgeführte Gerüste, dessen Gestalt schon bei Besprechung des Palastes des Darius beschrieben wurde, und in der Hauptsache auch aus der beiliegenden Abbildung erhellt. Diese von vier aus Löwenpranke und Löwenhaupt wunderlich componirten Pfeilern getragene und von den Unterthanen des persischen Herrschers gestützte Erhebung trägt den Feueraltar und die Stufenpyramide, auf welcher der König mit dem ungespannten Bogen in der Hand eben opfert oder betet; oberhalb schwebt ein dreifach geflügelter Genius und das Symbol der Sonnenscheibe. Zur Linken finden sich wieder zwei starke Columnen von Keilinschriften. Die Reliefs der Seitenflächen und der innern Umrahmung dieser oberen Vertiefung stellen übereinanderstehende Wachen und Leute aus dem Gefolge des Königs dar.

Es wurde schon früher, nach Fergusson's Vorgang, darauf hingewiesen, Nachbildung des

Palastbaues.

dass dieses Grabmal des Darius wahrscheinlich nichts Anderes als eine Reliefabbildung des Palastes desselben Königs sei, was wenigstens auf den Hauptttheil, nemlich die Porticus, selbst in den bezüglichen Maassen fast genau passt. Gehört aber — was, wie oben entwickelt wurde, nicht unwahrscheinlich ist — auch der obere Theil des Felsenreliefs zu dieser Copie, so erhält das Denkmal hinsichtlich der Kenntniss des persischen Palastbaues eine Wichtigkeit, wie kein anderes in Persien, des historischen Werthes nicht zu gedenken, welchen die Inschriften diesem unzweifelhaften Grabmal des grossen Darius verleihen.

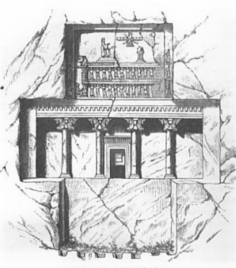


Fig. 66. Felsengrab des Darius.

Was nun das Innere, den eigentlichen Grabraum betrifft, so bedurfte es bei einem Grabeseingang keiner grossen Thüröffnung, weshalb nicht einmal die ganze untere Hälfte der Thüre wirklich durchbrochen ist. Der obere etwas vertiefte Theil ist in offenbarer Nachahmung eines Holzverschlages sculpirt. Der Innenraum wurde jedenfalls später erweitert, denn ausser der für drei Särge Raum bietenden Vertiefung dem Eingange gegenüber finden sich zur Linken noch zwei andere Vertiefungen der Art, die wie die erste gegen einen corridorartigen Vorraum offen sind, so dass der Innenraum zur Linken noch über die Querbalkenform der Aussenseite hinausgeht, während er zur Rechten hinter der Ausdehnung derselben zurückbleibt.

Die übrigen Königsgräber.

Die drei anderen Königsgräber von Naksch-i-Rustam sind äusserlich diesem völlig gleichartig, doch ohne Inschriften, die wahrscheinlich der Zeit durch Verwitterung der Oberfläche zum Opfer gefallen sind. Innen aber ist nur das nach Westen gewendete dem beschriebenen ähnlich, doch ist die Anlage der drei Kammern mehr regulär und der Aussenseite entsprechend. Die Kammern der beiden übrigen Gräber reihen sich an einen in leichter Curve gekrümmten Corridor, dessen Segmentlinie auch auf die Form der drei Grabstellen von Einfluss ist. Die drei Felsengräber von Persepolis bilden aussen die ebenbeschriebene Kreuzform nur unvollständig. Das bedeutendste derselben, unmittelbar über der Palastplatform befindlich, zeigt den unteren geebneten Theil gar nicht, und zwar offenbar aus dem Grunde, weil hier der Felsen in so sanfter Neigung sich abdacht, dass der senkrechte Ausschnitt bis auf den unteren Theil der Kreuzform eine zu bedeutende Tiefe erreicht haben würde. Die Porticus selbst ruht daher auf einer ziemlich weit vorspringenden Felsenterrasse, von welcher dann noch fünf andere aus kyklopischem Mauerwerk gebildete grosse Terrassenstufen zur Palastplatform herabführen. Der untere Theil der Pseudoporticus ist gegenwärtig so hoch verschüttet, dass ein förmlicher Graben gezogen werden musste, um zur Thüröffnung des Denkmals zu gelangen. Der Thürrahmen, bei den Gräbern von Naksch-i-Rustam zwar abgestuft, aber sonst glatt, ist hier mit einer dreifachen Reihe von Rosetten und der Fries, den wir dort schmucklos gefunden, mit einer Reihe schreitender Löwen verziert. Die Grabkammer ist klein und nur für einen Sarg berechnet, der Vorraum aber erscheint als ein in den Felsen gehauenes Rundbogengewölbe. Das nächstliegende über dem Südostrande der Palastterrasse befindliche Grabmal ist äusserlich von der Art des eben beschriebenen, nur ist statt der Stufenterrasse hier ein ziemlich unregelmässiger aus Quadern gebauter Stufenweg angebracht, der zu dem Denkmal führt. Hier zog man es bei der Plünderung des Grabmales vor, statt sich durch den hohen Schutt einen Weg zu dem Eingang zu bahnen, lieber die Felswand links davon durchzuschlagen, wodurch das Denkmal sehr verstümmelt wurde. Von dem noch weiter südlich gelegenen dritten Grabe endlich sieht man nur noch den obern Theil, der überdiess nicht ganz aus dem natürlichen Fels besteht, sondern durch Mauerwerk ergänzt werden musste, in welches die sehr beschädigten Sculpturen theilweise noch hineinragen. Soviel sich bei der sehr bedeutenden Verschüttung erkennen lässt, war hier überhaupt nur der oberste Theil mit dem Altare und der Königsgestalt auf der Stufenpyramide ausgeführt.

Felsengrab von Serpul-Zohab.

Die Hiehergehörigkeit eines achten derartigen Felsengrabes bei Serpul Zohab ist zwar nicht ganz unzweifelhaft, doch ist wenigstens die Idee dieselbe. Mehr als 60′ über der Ebene findet sich auch hier in der schroffen Bergwand ein Felsengrab mit einer Säulenvorhalle, doch ist diese keine Pseudoporticus, wie bei den beschriebenen Königsgräbern, sondern war von zwei freistehenden Säulen getragen. Nach den vorliegenden Zeichnungen fehlt jedoch alle charakteristische Architektur; einfach abgestufte Rahmen umgeben

das Ganze, die ziemlich niedrige Thür ist ganz schmucklos und von den drei Säulen hat sich nur ein dreifacher Plinth und eine einfache Capitälsplatte erhalten, beides aus dem Felsen selbst gearbeitet. Ob diess auch mit den jetzt fehlenden Schäften der Fall war, oder ob diese eingesetzt gewesen, ist nicht

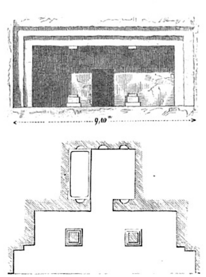


Fig. 67. Felsengrab bei Serpul Zohab.

zu entscheiden. Im abgeschrofften Felsen unterhalb befindet sich ein kleines sehr verstümmeltes, wahrscheinlich altpersisches Relief.

Cult-stätten.

Wir haben endlich noch die persischen Cultstätten zu betrachten. Da die Existenz von Tempeln in Persien nach den classischen Nachrichten, wie oben berührt, kaum angenommen werden darf, so haben wir hier nichts Anderes als heilige Feuerstellen und Altäre zu erwarten. Die Form der Feueraltäre ist aus den Reliefs der Königsgräber zu entnehmen: auf einigen Stufen erhob sich der anscheinend nicht massive, mit dreifacher Platte bedeckte Altartisch. Ein Beispiel der Art ist jedoch nicht erhalten, denn das bei Nakschi-Rustam befindliche Altarpaar (vgl. Abbildung Fig. 76) gehört wahrscheinlich in die sassanidische Epoche. Da man aber für den Feuer- und Gestirndienst vorzugsweise hochgelegene Plätze, besonders Berge wählte, so lag es nahe, auch in der Ebene künstliche Berge als Cultstätten oder jedenfalls eine Erhöhung zu errichten. Dahin gehört wahrscheinlich der kegelförmige 160′

hohe und von zwei Mauerringen getragene Erdhügel Kalla Darab bei Darabgerd, der von einem weiten in acht regelmässigen Abständen durchbrochenen Wall und Graben kreisförmig eingeschlossen wird, und ebenso der kleinere von einem quadratischen Graben umgebene Erdhügel Tel Zohak bei Fessa. Mehr baulichen Charakter hat ein massiver fast 90′ hoher Thurm bei Firus Abad, dessen Fuss eine rechteckige Terrasse von 60 : 70′ bildet und dessen quadratische Grundfläche 28′ im Gevierte misst. Noch glaubt man an dem Aeusseren der sich nach oben obeliskartig verjüngenden Ruine die schräg-ansteigende Linie der aussen herumlaufenden Treppe zu bemerken, diese selbst aber und überhaupt die äussere Bekleidung fehlt. Sicherer dürfte eine vierte Ruine hieher zu beziehen sein, nemlich eine 82′ im Gevierte messende Platform bei Firus Abad mit vier breiten in Kreuzform an die vier Seiten angelehnten schräg ansteigenden Aufgängen, welche wahrscheinlich zu einer zweiten jetzt zerstörten Erhöhung von etwa 50′ im Gevierte führten. Das Ganze ruht auf einer rechteckigen Substruction von 260 : 205′ und ist in seinen Linien genau nach den vier Haupthimmelsgegenden gerichtet. Die Fügung der schön behauenen Quadern ist exact und überdiess durch Anwendung derselben Schwalbenschwänze, wie sie ihre Spuren auf der Palastterrasse von Persepolis zurückgelassen, noch mehr befestigt. — Die kleinsten und einfachsten,



Fig. 68. Cultstätten von Pasargadae.

aber auch die sichersten hiehergehörigen Cultstätten endlich sind die hier in Abbildung gegebenen beiden massiven Sockel bei Pasargadae, von welchen der eine noch sammt der Treppe erhalten ist.

Verschiedene andere persische Ruinen.

Von den übrigen wahrscheinlich altpersischen Ruinen, die sich nicht in eine der beschriebenen Classen einreihen lassen, verdienen besonders noch drei hier in Betracht gezogen zu werden. Unter den Takt Mader-i-Suleiman genannten Ruinen bei Schiras stehen noch drei verhältnissmässig kleine marmorne Thürrahmen mit persischen Reliefs nach Art der bekannten in Persepolis an ihrer ursprünglichen Stelle. Sie bilden die symmetrischen Eingänge der drei Seiten eines quadratischen Saales von äusserlich 40′ im Gevierte. Der

Eingang der vierten Seite ist mit dem gesammten Mauerwerk verschwunden. Von ähnlicher Art scheint ein anderes jetzt bis über die Eingänge verschüttetes Gebäude gewesen zu sein, das sich bei Schapur befindet und bei einem Grundplan von 57 : 54′ in ziemlicher Höhe erhalten ist. Wenn diese Ruine wirklich altpersisch, so dürfte sie uns vielleicht auch über die Beschaffenheit der Palastwände belehren. Denn die fast 8′ dicke Wand besteht äusserlich aus gut gearbeiteten Quadern, innen aber aus einer Ausfüllung von rohen Blöcken. Am oberen Rande zeigt die Mauer die uns von der persischen Säule bekannten Halbstiere als Kragsteine, eine passende und keineswegs geschmacklose Verwendung dieses tragenden Säulengliedes zu ähnlicher Function. Coste und Flandin bezweifeln, doch wohl mit Unrecht, das hohe Alter dieser beiden Ruinen. Nicht mehr begründet dürfte auch sein, die hufeisenförmige Quelleinfassung bei Schapur, deren Gesimse das geschwungene Profil von den Carniesen am Grabmal des Cyrus und das vereinfachte Ornament der Thür- und Fensterbekrönungen von Persepolis zeigt, als nicht altpersisch zu bezeichnen. Im Uebrigen bestehen die noch erhaltenen persischen Denkmäler aus Relief- und Inschrifttafeln, die meist in beträchtlicher Höhe in den Felsen gehauen sind.

Privatbau.

Vom Privatbau dürfen wir uns selbstverständlich keine Ueberreste erwarten: das Haus des persischen Unterthanen war kaum prächtiger und solider gebaut, als das des assyrischen und chaldäischen, und so konnten auch ganze Städte fast spurlos zu Grunde gehen. Der Typus der Wohngebäude aber wird wohl derselbe gewesen sein, wie in dem benachbarten Mesopotamien, und vermuthlich wechselten auch hier flache Dächer mit Kuppelgewölben (vgl. Abbildung Fig. 46). Dass aber der beifolgenden Abbildung

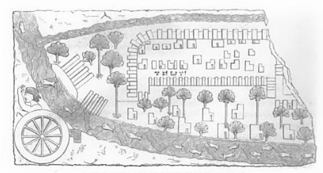


Fig. 69. Susa. Assyrisches Relief von Koyundschik.

einer durch die Keilinschrift als Susa bezeichneten Stadt nach einem assyrischen Relief hinsichtlich der Häuserformen gerade grosses Gewicht beizulegen

sei, wage ich nicht zu behaupten. Künstler oder vielmehr Steinmetzen, welchen die untergeordnete Arbeit an den assyrischen Reliefs zufiel, strebten gewiss nicht nach culturhistorischen Zielen und gaben sicher die Gebäudeformen so, wie sie ihr eigenes Land als Vorbild darbot.

Verhältniss zur assyr. Kunst.

Fassen wir nun den persischen Kunstcharakter zusammen, so werden wir finden, dass, während in assyrischer Kunst die architektonische Thätigkeit und Entwicklung bei weitem von der Plastik überboten wurde, die Perser die letztere mehr oder weniger von Assyrien herübernahmen, dagegen aber in der Palastarchitektur die grossartigsten Fortschritte machten, und wahrhaft glänzende Erfolge errangen. Statt der düsteren und schweren Mauermassen assyrischer Paläste wechseln jetzt leichte Säulenhallen in der wohlthätigsten Weise mit den durch Thüren und Fenster vielfach durchbrochenen Wänden, und ein symmetrischer, harmonisch abgeschlossener Plan tritt an die Stelle des schwerfälligen Conglomerats der langgestreckten assyrischen Hallen. —

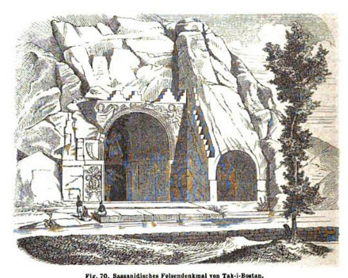


Fig. 70. Sassanidisches Felsendenkmal von Tak-i-Bostan.

Neu-Persien.

Alexander, Seleuciden, Parther.

Dass die künstlerische Entwicklung Persiens durch die Eroberung Alexander's des Grossen den Todesstoss erlitt, liegt in der Natur der Sache. Wenn auch seine Toleranz und Herrscherklugheit die Werke des Orients, namentlich soweit sie religiöse Bedeutung hatten, zu respectiren wusste, wie wir aus den Berichten von seinem Versuch den Belusthurm wiederherzustellen, von seiner Sorge für die Erhaltung des Cyrusgrabes u. s. w. erfahren, so lag doch diess Bestreben nicht in dem Sinne der Diadochen und von diesen am wenigsten in dem der griechisch-macedonischen Beherrscher Asiens. Die sabäische Religion und die ganze religiöse Auffassung der mesopotamischen und diessseits wie jenseits der beiden grossen Ströme wohnenden Völker war den Griechen fremdartiger und unverständlicher, als beispielsweise die ägyptische, wo sich unter den Ptolemäern mit den Cultformen auch die Kunst forterhielt, und gewissermassen eine Art Nachblüthe erlebte. Von den Werken

Die Literatur ist dieselbe wie für den vorhergehenden Abschnitt.

der griechischen Beherrscher Asiens aber ist nur sehr wenig bekannt, noch weniger erhalten und die jedenfalls sehr glänzende Stadt Seleucia am Tigris, welche an die Stelle des nach Alexander verfallenden Babylon trat, ist fast spurlos verschwunden. Was zunächst Persien betrifft, so kennen wir von dort nur einen bedeutenden Rest griechischer oder vielmehr römischer (parthischer?) Bauthätigkeit in den Ruinen der grossen Tempelumfriedung von Kengavar, einer wahrscheinlich dem grossen Tempel von Palmyra nachgebildeten Anlage, die jedoch demnach wohl erst aus der Kaiserzeit stammt. Es sind diess die Reste einer weiten Porticus aus eigenthümlich dorischen Säulen mit attischen Basen, glattem Schaft und einem flachen dorischen Capitäl, dessen flache Platte überdiess nach korinthischer Weise geschweift ist. Die Seleuciden- und Römerherrschaft am Tigris ist demnach in monumentaler Beziehung fast spurlos vorübergegangen. Auch das streitbare Volk der Parther, welches nach den Seleuciden von dem persischen Reiche Besitz nahm und einer der gefährlichsten Feinde der römischen Grenzen wurde, scheint kein sicheres und bedeutendes Denkmal hinterlassen zu haben, überhaupt ein unkünstlerisches Volk gewesen zu sein, welches ohne eigene schöpferische Kraft das Nöthigste von griechischer Kunst borgte.

Sassaniden.

Einen neuen Aufschwung nahm die Kunstthätigkeit im Gebiete Persiens, als im Jahre 226 n. Chr. die Perser unter Ardschir, von den Griechen Artaxerxes genannt, der sich auch der Abstammung von den Achämeniden rühmte, das parthische Reich zertrümmert und das neupersische gegründet hatten. Die altpersische Kunst war natürlich während der fünf Jahrhunderte seit Alexander obsolet geworden, eine Menge fremder und namentlich occidentaler Elemente hatten sich inzwischen eingebürgert, und es war unvermeidlich, dass eine Mischung von alle dem der neuen Kunst in Persien zu Grunde liegen musste. Doch lag noch die Kraft künstlerischer Gestaltung im Volke selbst, die es nicht zuliess, altpersische, griechische oder andere Vorbilder im Ganzen nachzubilden, obwohl wir im Einzelnen die Vorbilder noch in grösserer oder geringerer Veränderung oder vielmehr Verzerrung nachzuweisen vermögen.

Palastruinen.

Von den zahlreichen Denkmälern des neupersischen oder Sassanidenreiches, wie man es nach Sassan, des Ardschir Vater, des Stammherrn der Dynastie zu nennen pflegt, verdienen wieder zunächst die Palastruinen unsere Aufmerksamkeit, von welchen sich die bedeutendsten zu Ktesiphon, der Hauptstadt und Residenz der Sassaniden, zu Sarbistan und zu Firus-Abad befinden. Betrachten wir den letzteren Palast, als wenigstens in einigen Details an altpersische Kunst anklingend, zuerst.

Palast v. Firus-Abad.

Der Grundplan des Palastes von Firus-Abad besteht in einem länglichen Viereck, dessen eine Schmalseite die Façade bildet. Die ganze Länge (320′) zerfällt in zwei Hälften: die vordere enthält eine grossartige offene Eingangshalle mit vier gleichartigen Flügeln, welche durch drei schmale Eingänge in drei gleiche, in der Breite nebeneinanderliegende quadratische Kuppelsäle führt. Die massiven Mauern dieses Theiles messen 15′ in der Dicke.

Von den drei Kuppelräumen führen drei Eingänge zur zweiten Hälfte, in den Wohnraum des Palastes, welcher den altpersischen Palästen ähnlich aus einem von Gemächern auf allen Seiten umschlossenen Hofe besteht, der jedoch nicht, wie dort, mit Säulen verstellt und bedeckt war. Die Aussenseite dieses kolossalen Rechtecks erscheint an der Vorderseite nur als eine von doppelter Blendenreihe gegliederte Wandfläche. Die Blenden, welche in der unteren Reihe von kleineren Dimensionen sind, als in der oberen, sind mit halbkreisförmigen Bogen überwölbt, deren Durchmesser etwas grösser ist als die Breite der Blenden, wodurch der Bogen zu gross erscheint. Der 41′ breite und 50′ hohe Eingang aber, dessen Gewölbeurve von dem Halbkreise eiförmig abweicht, welche eigenthümliche Bogenform auch bei den übrigen Gewölben und Kuppeln des Palastes sich findet, ist äusserlich ohne alle architektonische Zierde. Das etwas reichere Aeussere der beiden Längenseiten zeigt zwar keine gedoppelte sondern nur eine Reihe von langgestreckten und die ganze Höhe einnehmenden Blenden, dafür aber sind diese in doppelter Abstufung vertieft und durch halbrunde von unten bis oben reichende Pilaster geschieden, die auch dem Profil der Substruction und des Gesimses

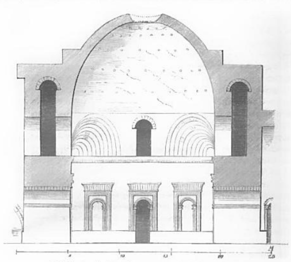


Fig. 71. Durchschnitt eines Kuppelsaales von Firus-Abad.

entsprechend in einfacher Basen- und Capitälbildung etwas vortreten; das oben um das Ganze laufende Gesimse zeigt in dem unteren der drei Leisten einen prismatisch gezackten Zahnschnitt. Was das Innere betrifft, so sind

die Wohnräume des Palastes der niedrigste Theil, die drei Kuppelhallen der höchste. Die letzteren sind überhaupt bei grosser Einfachheit der übrigen Räume, welche nur dem Aeusseren entsprechende Blendenreihen zeigen, der schönste Theil der ganzen Anlage und scheinen die Empfangs- und Festsäle gewesen zu sein. Der beigefügte der Länge nach gezogene Durchschnitt der mittleren Halle (Fig. 71) wird die Ausschmückung einer solchen Kuppelhalle anschaulich machen, und namentlich die Verkleidung der Thüren und Fenster, welche der altpersischen nachgebildet ist. Fergusson glaubt, dass auch die Thüren und Fenster der Achämenidenzeit den gewölbten Durchgang gehabt haben könnten, allein die Ungehörigkeit des Bogens in dem rechteckigen Thür- und Fensterrahmen ist zu augenfällig, als dass wir diese Combination für etwas Altpersisches halten dürften; es wurde vielmehr der den Sassaniden geläufige und in seiner allseitigen Anwendung wohl von den Römern entlehnte Halbkreisbogen erst in die rechteckige Thürform, wie man sie nach den Bauten der Achämenidenzeit copirte, hineingestellt.

Palast von Sarbistan.

Während wir an dem Palaste von Firus-Abad massiven Mauerbau, aber keine Säulen, welche auch bei der breiten Anwendung von Bogen und Kuppel in ihrer eigentlichen Bedeutung überflüssig sein mussten, sondern nur decorative Pilaster beobachteten, finden wir in dem Palaste von Sarbistan doch einen primitiven Versuch, die freistehende Säule, oder vielmehr deren Schaft wenigstens im Innern zu verwerthen. Der Palast ist seiner ganzen Anlage nach von dem eben beschriebenen ziemlich abweichend, und harmonirt vorzugsweise nur hinsichtlich der eiförmigen Kuppel- und Gewölbeform, der Thür-, Blenden- und Carniesbildung. Die Wölbung der Blenden und Thüren aber hat wieder das Eigenthümliche, dass hier der Durchmesser des Halbkreises kleiner ist, als die Weite der Thüre oder Blende, wodurch der Bogenansatz etwas vorspringt. Die Vorderseite zeigt drei grosse Eingänge, von den Langseiten die eine fünf kleinere, die andere vier, und selbst die Rückseite einen Eingang. Von den drei Eingangshallen der Fronte führt die mittlere in einen grossen Kuppelsaal, welcher an den drei anderen Seiten mit einer seitlichen Vorhalle, dem Hofe und einem mit Säulen geschmückten oblongen Saal in Verbindung steht. Unter den um den Hof gruppirten Wohnräumen, deren Anlage nicht so regelmässig ist wie zu Firus-Abad, befindet sich noch ein kleiner Kuppelsaal.

Was nun das Aeussere dieses Gebäudes betrifft, so sind zwei Seiten völlig und die dritte fast schmucklos. Die Fronteseite dagegen, von welcher eine restaurirte Ansicht (Fig. 72) beigefügt ist, wird von vier Pfeilern zwischen den drei Eingängen und an den Ecken mit Halbsäulen, welche auf einem den einzelnen Gruppen gemeinsamen Basament stehen, sonst aber weder Base noch Capitäl zeigen, gegliedert. Das ringsumlaufende Gesimse springt über diesen Halbsäulen oder vielmehr Halbcylindern etwas vor. — Dieselbe Nacktheit wie diese zeigen auch die Säulen des Innern, wo gewöhnlich, wie aussen an den Pfeilern des mittleren Einganges drei Halbsäulen, so zwei freistehende Säulen durch eine gemeinsame Deckplatte zusammen-

gekuppelt sind. Sie bestehen aus kaum drei Durchmesser hohen Cylindern, ohne Vermittlung vom Pavimente sich erhebend und belastet mit stark vorspringenden Wandpfeilern, die sich miteinander in Bogenform verbinden.

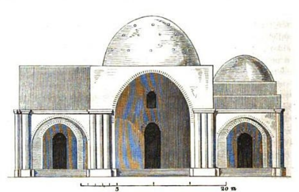


Fig. 72. Restaurirte Façade des Palastes von Sarbistan.

In Anbetracht dieser bedeutenden Last ist die Stämmigkeit dieser Säulen und ihre Verdoppelung wohl gerechtfertigt.

Palast von Ktesiphon.

Bedeutender als die beschriebenen Paläste war der in der sassanidischen Hauptstadt Ktesiphon oder El Madain, wie die verbundenen Städte Ktesiphon und Seleucia später hiessen, welcher letzteren Ktesiphon auf dem östlichen Ufer des Tigris gegenüberlag. Jetzt ist allerdings von dem zweifellos grossartigen Gebäude nur noch die Eingangshalle mit zwei Flügeln erhalten. Die Seitenmauern dieser 68′ breiten und 110′ tiefen offenen Halle haben die erstaunliche Dicke von 23′ und tragen ein Tonnengewölbe von demselben eiförmigen Profil, wie diess schon beschrieben wurde, und sind im Innern ohne alle architektonische Ausschmückung. Um so reicher ist dafür die Façade behandelt, welche bei einer Höhe von 62′, wie sie auch das Gewölbe der Halle fast erreicht, in drei Geschosse und in sechs Arkadenreihen gegliedert erscheint. Die beigefügte Abbildung (73) wird davon eine Vorstellung geben. Zwei starke mehrfach gestufte Streben schliessen die erhaltene Wandfläche ein. Das erste Geschoss zeigt auf jeder Seite der offenen Eingangshalle vier Paar von Halbsäulen, welche ohne Basen auf gemeinsamem Basamente stehen, aber Capitäle zeigen. Diese sind jedoch von sehr primitiver Form, vom runden Schaftende in's Rechteck übergehend und blosse Flächen ohne Spur von Verzierung darbietend, und eben so einfach und schmucklos ist der von ihnen getragene Fries. Zwischen diesen Säulenpaaren sind unten auf jeder Seite der Eingangshalle drei überwölbte Eingänge, von welchen jedoch nur

die beiden mittleren wirklich geöffnet, die beiden andern als Blenden behandelt und geschlossen sind, wie diess auch bei den beiden äusseren kleinen an den Eckpfeilern der Fall ist; über diesen acht Bogen aber befinden sich je drei kleinere gleichartige Blenden, zwischen welchen kleine durch gemeinsame Deckplatten zusammengekuppelte Halbsäulen ohne Base und Capitäl stehen. Das zweite Geschoss zeigt statt der acht Paare des Erdgeschosses nur acht einzelnstehende Halbsäulen zwischen welchen sich in der unteren Reihe je zwei, in der oberen je drei Blenden befinden, die auch einzelne Säulchen zwischen sich haben. Die letzteren sind nicht blos ohne Platte,

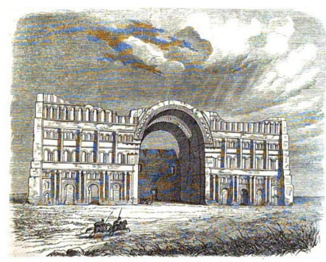


Fig. 73. Façade des Sassanidenpalastes von Ktesiphon.

sondern zeigen überdiess den Schaft am oberen Ende abgeschrägt. Das dritte und oberste Geschoss ist ohne die Gliederung durch die grösseren Halbsäulen und wird nur durch zwei fortlaufende Reihen von Blenden, die wieder Säulchenpaare zwischen sich nehmen, geschmückt; die oberste Reihe ist grösstentheils zerstört. Bei allen Wölbungen der Eingänge und Blenden aber ist wieder die Eigenthümlichkeit zu bemerken, dass der Durchmesser der Bogen im Vergleich zur naturgemässen Weite zu gross genommen ist. Der Aussenrand des Portalgewölbes ist theilweise von einem aus Halbkreisen bestehenden Ornament umsäumt, welches an einer ganz willkürlichen Stelle abschliesst und so den hässlichen Eindruck des ovalen Bogens eher vermehrt als ver-

mindert. Sonst ist der Umstand von günstiger Wirkung, dass die Dimensionen der Arkadenreihen nach oben zu abnehmen, was abgesehen von der vortheilhaften optischen Wirkung die Gleichförmigkeit der sonst ziemlich monoton decorirten Wandfläche einigermassen mildert.

Sassanidische Säulen.

Die meisten Säulen und Halbsäulen dieser Paläste erweisen sich als blosse Cylinder oder Halbcylinder, die des Schmuckes fast gänzlich entbehren, der die Säule eigentlich erst zu solcher macht, nemlich der Basen und Capitäle. Diese Schäfte erinnern daher eher an jene chaldäische Decoration, wie wir sie oben (vgl. Figur 3 und 4) gesehen haben, als an hellenischen oder altpersischen Einfluss. An dem letztbeschriebenen Palaste von Ktesiphon aber fanden wir die grösseren Halbsäulen auch von Capitälen gekrönt, die freilich von sehr ungefüger Bildung sind, die jedoch in ihrer Form wieder an die Capitäle der byzantinischen und romanischen Kunst erinnern, wie sie sich auch im Occident später, als die Last des auf die Säulen gestellten Bogens grössere Gedrungenheit der Säulenbestandtheile verlangte, entwickeln mussten. Weit entfernt aber, den Anstoss zu dieser Umwandlung der griechisch-römischen Säule in die der altchristlichen Kunst in persischem Vorbilde suchen zu wollen, glaube ich vielmehr, diess als ein nur zufällig übereinstimmendes Ergebniss bei gleichen Bedingungen betrachten zu müssen. Es ist ja auch übrigens bekannt, in wie mannigfacher Weise die altchristliche Kunst den Uebergang von der Kreisform des Säulenschaftendes in das Rechteck des Bogenansatzes durch das Capitäl zu vermitteln wusste, nachdem man einmal von den canonischen Formen der drei griechischen Ordnungen abgegangen war, und namentlich auf Grundlage der jüngsten, der korinthischen fortgebaut hatte, und so können wir auch den Persern der Sassanidenzeit wohl zutrauen, das Problem dieses Ueberganges durch die Erfindung eines einfachen Capitäls von unten kreisförmiger und oben quadratischer Grundfläche selbstständig gelöst zu haben.

Decoration der Capitäle.

Wie aber bei den Persern der Sassanidenzeit wieder die Architektur von der plastischen Thätigkeit weit überwuchert worden zu sein scheint, so bemächtigte sich auch die Plastik der an und für sich unentwickelten Formen der Architektur, um sie in einer Weise auszuschmücken, die nicht architektonisch genannt werden kann. Diess geschah ganz vorzugsweise bei den Capitälen der besprochenen Art. Ein bei Bi-Sütun gefundenes Capitäl zeigt auf einer Seite eine ganz plastisch gehaltene Königsfigur und auf der andern eine entsprechende Victoriengestalt mit dem Kranze, wie man beide auch auf sassanidischen Felsenreliefs findet, während von den beiden andern Seiten die erhaltene mit schuppenartig gelegtem Blätterornament bedeckt ist. Die nicht über das Capitäl vorragende und mit diesem aus einem Stück gearbeitete Platte ist mit einer Reihe von Rosetten bedeckt, während der Torus am unteren Ende des Capitäls ein anderes den Bedingungen der Wulstform ebenso wenig entsprechendes Ornament zeigt. Ein zweites daselbst gefundenes Capitäl enthält an zwei Seiten dieselben menschlichen Brustbilder, an den zwei andern aber ein üppiges Laubgewinde, das an die hellenischen Akanthos-

bildungen erinnert, doch ohne deren Reiz zu besitzen. Aehnlicher Art sind zwei andere zu Ispahan gefundene Capitäle, von welchen eines in zwei Seiten abgebildet angefügt ist (Fig. 74), dessen Blätterornament jedoch der Fülle und auch des kraftvollen Schwunges des obigen entbehrt. Das andere Capitäl zeigt ausser den zwei Gestalten an den beiden übrigen Seiten Rosetten in rautenförmigen Feldern, die ebenfalls mit der Capitälform nicht im geringsten Zusammenhang stehen. Das Profil der Capitäle aber zeigt entweder eine gerad-



Fig. 74. Sassanidisches Capitäl von Ispahan.

linige Erweiterung nach oben, oder eine geschwungene, die erstere Form, wie sie sich an den Exemplaren von Bi-Sütun findet, scheint die ältere zu sein.

Verschiedene Bogenformen.

Von den übrigen Denkmälern aus der Sassanidenzeit zeigt namentlich eine kühne Brücke über den Zab bei Altun Kupri denselben eiförmigen Bogen, wie wir ihn an den Portalen, Gewölben und Kuppeln der Paläste gesehen haben, und neben diesem auch Spitzbogen an den kleineren Brückengewölben, ein Beweis, dass auch diese schon bei den Assyrern (vgl. Fig. 30) vorkommende Structur im orientalischen Alterthum nicht ausser Gebrauch kam, wenn wir anders den bei aller Schönheit manchmal ungenauen Zeichnungen bei Coste und Flandin trauen dürfen, und wenn diese Seitenbogen ebenfalls wie der Hauptbogen aus sassanidischer Zeit stammen. Auch der Halbkreisbogen findet sich nicht selten, obwohl bei Denkmälern, die nur diesen zeigen, wie Wasserleitungen, Brücken u. s. w., die Hiehergehörigkeit nicht immer zu erweisen ist. Ein Beispiel des Halbkreisbogens ausser den Blenden und Thüreingängen ist jedoch sicher durch die Ausschmückung mit sassanidischen Reliefs, nemlich das prächtige Felsendenkmal zu Tak-i-Bostan, von welchem eine Abbildung (Fig. 70) an die Spitze dieses Abschnittes gestellt ist. Es ist diess eine Grotte mit quadratischer Grundfläche, deren Tonnengewölbe ebenfalls aus dem Felsen gehauen ist. Das Architektonische an dem Denkmale ist unbedeutend: eine Bekrönung von vierfach abgestuften Zinnen, wie wir sie von assyrischen Reliefs kennen, aussen und zwei Halbsäulen innen. Die letzteren sind von ganz eigenthümlicher Art: Basen fehlen, an den Canelluren wechseln die Hohlkehlen mit Rundleisten ab, und ohne weitere Vermittlung liegt sofort eine rechteckige Platte auf dem halbkreisförmigen Schaftende, worauf dann ein Phantasiecapitäl folgt, das in der Mitte mit einer candelaberartigen Blume und an den Seiten mit Rosetten geschmückt ist, nach deren Form

Felsendenkmal von Tak-i-Bostan.

auch der Rand des Capitäls ausgezackt ist. Das Capitäl neigt sich, zugleich den vorspringenden Carnies decorirend, an welchem im Uebrigen ein Saum von Blumenornament hinläuft, vorwärts. Als architektonisches Ornament könnte dann ferner noch der Kranzwulst neben einem Blätterleisten gelten, welcher sich aussen um den Bogen herumzieht und in ein mit schwerer Faltenbildung aufwärts flatterndes Band endigt. Die Laubgewindfelder an den beiden Pfeilern des Bogens ausserhalb zeigen eine eben so grosse Ueppigkeit als freie Behandlung in der Nachbildung des hellenisch-römischen Laubornaments. Ein römisches Vorbild schwebte dem Künstler auch gewiss in den die beiden Bogenwinkel schmückenden Victorien vor, deren schwebende Stellung und Gewandung wenigstens in der unteren Hälfte genau den römischen Triumphaldenkmälern entnommen ist. Die Aermel aber zeigen den Typus nationaler Kunst, jene üppig gekräuselten Falten, die noch bewegter in den schweren Bändern der Kränze auftreten, welche die Victorien in der Rechten tragen. Von ganz nationaler Haltung dagegen und eines der vorzüglichsten Beispiele sassanidischer Kunst darbietend, sind die Reliefs des Innern. Im Fond der Grotte, welcher durch das erwähnte Gesimse in zwei Hälften getheilt ist, befindet sich nemlich in der unteren Hälfte zwischen den Halbsäulen ein Hochrelief, das einen gepanzerten Ritter darstellt, welcher auf den ersten Blick an einen Turnierhelden der eisernsten Zeit des Mittelalters erinnert. Von dem sehr verstümmelten, wieder mit den charakteristischen Bändern geschmückten Helm fliesst, nur an den Augen ausgeschnitten, über Kopf und Leib ein Panzerhemd herab, das um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Statt des Schwertes hängt ein Köcher an einem Wehrgehenk, die Linke hält einen runden Schild, die Rechte balancirend die Lanze. Auch das Vordertheil des Pferdes ist bis über das Kniegelenk gepanzert und mit vielen Quasten behängt. Wie dieses untere Relief den Kriegshelden, so zeigt das obere zwischen zwei anderen Gestalten den Fürsten im reichsten Thronornat. Unter dem wunderlichen Kopfputz drängt sich das wulstige an assyrisch-persische Perücken erinnernde Lockenhaar hervor; das eng anliegende Kleid ist bedeckt mit grossen Perlentropfen, eine vierfache Perlenkette schmückt den Hals, ein ähnlicher Gürtel geht um die Brust, ein anderer um die Hüften, ein dritter bildet das Wehrgehenk. Die Linke fasst den Griff des am Boden aufgestützten Schwertes, dessen Scheide ganz mit Perlen und Edelsteinen bedeckt ist. Weite ähnlich geschmückte Beinkleider, am Knöchel gebunden, reichen bis auf den Boden. Während schon der Oberkörper eine fast unnatürliche Fülle zeigt, selbst an den enganliegenden Aermeln, erscheint der untere Theil des Kleides, wie auch das Beinkleid glockenförmig aufgebläht; excessive Ueppigkeit und Rundung der Formen ist überhaupt neben der gekräuselten Faltenbildung das Charakteristische der sassanidischen Plastik.

Von den beiden interessanten Reliefs der Seiten dieser Grotte stellt das eine in zahlreichen Figuren eine Eberjagd in einem Sumpfe, das andere eine Hirschjagd dar. Auf dem ersten erscheinen die Treiber auf Elephan-

ten, der König steht mit gespanntem Bogen in einem Kahn, umgeben von zwei anderen Kähnen, die mit Harfenspielern gefüllt sind. Nach der Darstellung des zweiten Reliefs werden die Hirsche aus drei Pferchen in einen mit Netzen umschlossenen Raum gesprengt, und hier mit Pfeilen erlegt. Der König ist hier, den Bogen über den Hals gehängt und im Schatten eines von einem Sklaven getragenen Schirmes zu Pferde sitzend, blos Zuschauer. Neben ihm finden wir ein förmliches Orchester auf einer besonderen Bühne.

Während die Victorien aussen, wie die Darstellungen im Fond der Grotte auf ein Siegesdenkmal hinzuweisen scheinen, lassen die Jagdscenen der Seiten wieder auf eine andere Bestimmung schliessen. Da wir nemlich statt dieser gewiss Schlachtenbilder finden würden, wenn das Denkmal zu Ehren eines Sieges errichtet wäre, dürfen wir vielleicht annehmen, dass es entweder die Heldenthaten eines sassanidischen Nimrod verherrlichte, oder, da die Netzjagd nach den Darstellungen keine besonders ruhmvolle Unternehmung sein konnte, dass es vielleicht nur als ein kühles Jagdruheplätzchen für einen persischen König so ausgeschmückt worden sei. Neben diesem Denkmal befindet sich noch eine kleinere, ebenfalls halbkreisförmig überwölbte Felsengrotte mit zwei männlichen Reliefgestalten desselben üppigen, flatternden Styls mit wulstigen Locken und schweren Büschen auf den Hüten und zwei Pelwi-Inschriften zu beiden Seiten. Die Bestimmung dieser Grotte, ebenfalls der sassanidischen Epoche angehörend, ist noch weniger klar, und auf die Reliefs selbst wie auf die vielen anderen sassanidischen Felsenbilder, die zum Theil auch historisch sehr interessant sind, wie die Valerian's Gefangennahme durch Schapur darstellenden Reliefs, näher einzugehen, liegt ausser den Grenzen unseres Gegenstandes.

Ruinen von zweifelhafter Hiehergehörigkeit.

Halbkreisbogen finden sich auch noch an den bedeutenden, jetzt Kala-i-Küna genannten Ruinen von Serpul-Zoab, welche Coste für die Ueberreste eines befestigten Punktes hält, von welchen aber die grössere Ruine möglicherweise von einem grossen Bade herstammt. Diese Ruine besteht nemlich aus einer rechteckigen Umfriedung von 390′ Länge und 300′ Breite, deren 6½′ dicke Mauer nach aussen von halbcylinderförmigen Streben verstärkt wird. Nach innen aber schliesst sich um diese Umfriedung eine ringsumlaufende Reihe von 16′ tiefen und 10′ breiten gewölbten Kammern und zwar in zwei Stockwerken, wie man an den Treppenresten neben den beiden Eingängen in Mitte der Schmalseiten der Umfriedung ersieht. In der Mitte dieses grossen Rechtecks befinden sich die Spuren eines gleichfalls rechteckigen Bassins. — Die zweite Ruine von Serpul-Zoab, 70′ im Gevierte messend, besteht aus neun kuppelförmig gewölbten Kammern, die miteinander in Verbindung stehen und, wie aus den Treppenspuren erhellt, noch ein zweites Geschoss trugen. Der Zweck des letzteren Gebäudes ist völlig unklar, wie auch die Hiehergehörigkeit beider Ruinen nicht mit voller Sicherheit zu ermitteln ist.

Hufeisenbogen.

Ausser diesen Bogenformen aber erscheint noch eine weitere, wahrscheinlich ebenso wie die ovale, sassanidischer Herkunft, nemlich der von der sara-

cenischen Architektur so wohlbekannte Hufeisenbogen. Ein Beispiel der Art findet sich an dem Denkmal bei Tak-i-Gero am Berge Zagros. Es ist, wie die beigefügte Abbildung zeigt, im Ganzen den Felsgrotten bei Tak-i-Bostan nicht unähnlich, doch ganz aus Quadern gebaut und ohne den reichen Reliefschmuck; dafür aber zeigt die architektonische Behandlung eine grössere Vollendung. Das mehrfach abgestufte Basament ist mit leichtgeschwungenen Leisten und das Gesimse unter dem Bogensatz mit der Bandflechte des classischen Styls geschmückt. Der schöngegliederte Saum des Hufeisenbogens

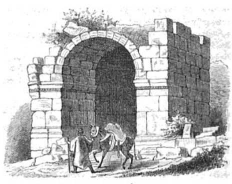


Fig. 75. Denkmal bei Takt-i-Gero.

aber zeigt noch den plötzlich abgeschnittenen Ansatz seiner horizontalen Fortsetzung über dem Carniese. Es ist nicht unmöglich, dass wir in diesem Denkmale einen Keim zu erkennen haben, der erst in der muhammedanischen Kunst zur vollen Entfaltung kam; doch finden wir ähnliche Bogen auch an alten Kirchen Kleinasiens, wie namentlich zu Digur. Der Zweck dieses Denkmales ist nicht zu errathen; an eine Grabkammer ist dabei so wenig zu denken, wie bei bei den Felsgrotten von Tak-i-Bostan, wie denn überhaupt keine Spuren von persischen Grabmälern aus der Sassanidenzeit vorliegen. Wahrscheinlich transportirten die Perser damals ebenso, wie noch heutzutage, ihre Todten nach Mesopotamien, um sie dort in der geweihten chaldäischen Erde zu bestatten, und nur dadurch werden die grossen Nekropolen Chaldäa's zu erklären sein, welche in Millionen von Särgen die sterblichen Ueberreste aus der Umgegend nicht blos von Generationen, sondern von vielen Jahrhunderten enthalten. Vielleicht gehören auch die so vielbesprochenen schuhartigen Thonsärge, welche in Niffer, Warka u. s. w. übereinandergehäuft ganze Gräberberge bilden, in diese Epoche.

Feuer-Altäre.

Was nun endlich die Cultstätten Persiens aus der Sassanidenzeit betrifft, so dürften wohl die schönen Feueraltäre bei Naksch-i-Rustam

hieher zu beziehen sein, welche nachstehend abgebildet sind. Die Ecksäulen derselben wenigstens erinnern mit ihren rechteckigen Sockeln und flachen Capitälplatten an die Säulen der Sassanidenpaläste, und auch die daraufgestellten Bogen, durch welche sie verbunden sind, entsprechen der oben behandelten Bauweise. Oben zeigen sie eine Art von Zinnen, welche die



Fig. 76. Feueraltäre bei Naksch-i-Rustam.

heilige Flamme einschlossen. Auffällig ist, dass auch sie, wie die Altarsubstructionen von Pasargadae aus altpersischer Zeit, zu zweien nebeneinanderstehend erscheinen.

Ueberblick.

So mangelhaft aber auch die künstlerische Entwicklung der sassanidischen Architektur im Ganzen sich darstellt, so bietet sie doch immerhin die erfreuliche Erscheinung einer selbstschöpferischen Nachblüthe, die um so merkwürdiger ist, als sonst der Orient seit Alexander die Triebkraft dazu verloren, und bis zur muhammedanischen Aera nichts Neues mehr hervorgebracht hat. Jedenfalls ist die bedeutsame und mannigfache Entwicklung des Gewölbebaues aus assyrischen Anfängen anzuerkennen. Es wurde dabei namentlich der ovale Bogen wahrscheinlich neu geschaffen und in Tonnen- und Kuppelgewölbe vielfach verwendet, und der Rundbogen so angebracht, dass er kleiner oder, was noch häufiger, grösser war, als die Thür- oder Blendenweite, welche er abschloss. Indem man aber die in dem letzten Falle entstehenden vorspringenden Ecken der Wände unter dem Bogenansatz abstumpfte und durch Fortsetzung der Bogencurve auszugleichen versuchte, entstand der Hufeisenbogen, wie wir ihn ebenfalls an einem Denkmale gesehen haben. Im Uebrigen muss aber zugegeben werden, dass, wie in der assyrischen Bauweise, die Durchbildung des architektonischen Details in Säulenstellungen und Wanddecoration, theilweise durch die Ueppigkeit der lebhaft und selbstständig betriebenen Plastik überlastet, wenn nicht unversucht, so doch entschieden zurück blieb. —

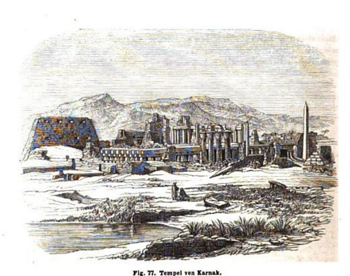


Fig. 77. Tempel von Karnak.

Aegypten und Nubien.

Nachdem wir nun die Culturentwicklung des Euphrat- und Tigrislandes bis zum Ende des Alterthums verfolgt, wenden wir uns zu dem Wunderlande Aegypten. Wir haben von keinem Volke der Welt eine ältere Geschichte, von keinem ältere Denkmäler, von keinem Volke des Alterthums grossartigere, stupendere Culturleistungen als von diesem. Es wäre übrigens falsch, diese letztere Behauptung nur auf die Dimensionen beziehen und lediglich Kolossalität als das den alten Aegyptern vorschwebende Ideal bezeichnen zu wollen. Jedes Sklavenvolk wäre im Stande gewesen, Pyramidenberge, höher, als das

---

Description de l'Egypte, publiée par les ordres de sa Majesté l'Empereur Napoléon le Grand. Paris. 1809.
F. C. Gau, Neuentdeckte Denkmäler von Nubien. Stuttg. u. Par. 1822.
M. Fr. Cailliaud, Recherches sur les arts de la vie civile et domestique des anciens peuples de l'Egypte, de la Nubie et de l'Ethiope. Par. 1831.
G. A. Hoskins, Travels in Ethiopia above the second cataract of the Nile. Lond. 1835.
J. G. Wilkinson, Topography of Thebes and general view of Egypt. Lond. 1835.
Id. Manners and customs of the ancient Egyptians. Lond. 1837.

grosse Denkmal von Giseh aufzuthürmen, wenn Hunderttausende von Händen eine Reihe von Jahren Bruchsteine oder Ziegel übereinandergehäuft hätten. Treten wir aber an die ägyptischen Pyramiden näher heran, so werden wir finden, dass der blosse Aufwand von Zeit und roher Kraft, ohne die Herrschaft des menschlichen Geistes über das gewaltige Material, Werke der Art nicht zu schaffen vermochte. Einzelne erhaltene Steinblöcke der Bekleidung mit ihrer unübertrefflichen Adjustirung und Fügung, die Einrichtung der Gänge und Grabkammern zwingen dem Denkenden vielleicht grössere Bewunderung ab, als die himmelragende Höhe eines solchen Denkmals. Diese Bewunderung aber steigert sich, wenn zu der Kolossalität, verbunden mit erstaunlicher technischer Vollendung, die sich in Ueberwindung von Schwierigkeiten äussert, vor welchen man noch heutzutage fast zurückschaudert, auch eine künstlerische Behandlung hinzutritt, die ganz frei geschaffen und durchaus national bis zu ausserordentlicher Formenschönheit, ja selbst an den gewaltigsten Werken bis zu einer gewissen weichen Anmuth sich erhebt. Beides, Kolossalität und künstlerische Schönheit vereinigen die grossen Tempelbauten Aegyptens.

Technik u. Kunst.

Zur Entwicklung der künstlerischen Schönheit jedoch bedurfte das gleichwohl hochbegabte Volk vieler Jahrhunderte und der Höhenpunkt derselben wurde erst mit der 18. Dynastie erreicht. Der berechnende Verstand aber ward weit früher rege, als der eigentliche Kunstsinn, und die staunenswerthen technischen Errungenschaften, welche das ägyptische Volk vor allen auszeichnen, sind fast so alt als seine Geschichte. Diese Ungleichzeitigkeit der Entwicklung von Technik und Kunst, des constructiv Nothwendigen und des architektonischen Styls musste daher den frühesten Werken einen Stempel aufdrücken, der uns fast wie ein wunderbar verkörperter abstracter Gedanke anfröstelt, musste Gebilde ohne Gliederung, schweigende, todte Massen zu Tage fördern, und da die zu Grunde liegende Idee eine berechnende, und

---

R. Lepsius, Sur l'ordre des colonnes-piliers en Egypte et ses rapports avec le second ordre égyptien et la colonne grecque. (Annali dell' Instituto di Corrisp. archeol. Roma. 1837. IX. 2. p. 65 sq.)

Col. H. Vyse, Operations carried on at the Pyramids of Gizeh with an Appendix containing a survey of the Pyramids at Abou Roash, and to the southward, including those in the Faiyoum, by J. S. Perring. Lond. 1840 sq.

Chr. C. J. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Hamb. 1842 fg.

R. Lepsius. Ueber den Bau der Pyramiden (Monatsbericht der Berliner Akad. 1843. S. 177 fg.).

W. Brockedon, Egypt and Nubia, from drawings mads on the spot by D. Roberts. Lond. 1846.

J. Kenrick, Ancient Egypt under the Pharaohs. Lond. 1850.

R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berl. s. a. Text. 1849.

Ders. Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel Sinai. Berl. 1852.

G. Erbkam, Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Berl. 1852.

Uhlemann, Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde. Leipz. 1857. 2. Band.

nichts weiter, war, so kristallisirte sie auch, aus Zahlen geboren, gleichsam in stereometrische Formen.

Die ältesten Denkmäler.

Diess beweisen die ältesten Denkmäler Aegyptens, die ältesten erhaltenen Culturwerke der Welt, die Pyramiden. Sie hatten keine andere Bestimmung, als die Grüfte der Könige zu bedecken und zu schützen, und zugleich die geheiligte Ruhestätte fortan zu kennzeichnen. Sollte aber diess für alle Zukunft geschehen, so war eine bedeutende, himmelanstrebende Höhe nöthig. Denn wie noch jetzt in wenigen Jahren der in unserer Zeit an seiner Vorderseite ganz aufgedeckte Sphinxkoloss vor den Pyramiden wieder bis an den Kopf vom Sande verschüttet wurde, so flutheten sicher auch schon vor fünf Jahrtausenden die Sandwellen über das flache Wüstengebirge am libyschen Saume, und wer dafür sorgen wollte, dass sein Gedächtniss nicht je nach Ebbe und Fluth dieses Sandmeeres zeitweise oder für immer begraben werde, musste bei diesen Wüstendenkmälern auf namhafte Höhe und auf schräge Seiten, auf welchen der in die Luft gewirbelte Sand sich nicht lagern konnte, bedacht sein. Dieses Streben nach Höhe im Gegensatze zu den flachen Gräbern der Unterthanen ist vielleicht auch im Namen ausgedrückt; nach J. de Rossi wird nemlich das nicht griechische sondern ägyptische Wort »Pyramide« von »peram«, der Hohe, abgeleitet, wogegen aber die koptische Etymologie »p-uro-ba(ma)«, d. h. königliches Grabmal, nicht übersehen werden darf.

Todtenfelder.

Dass aber die alten ägyptischen Könige, um dem Uebelstande der Verschüttung auszuweichen, ihre Gräber nicht lieber in das Nilthal versetzten, ist — ganz abgesehen von den ausgedehnten Bewässerungs- und Cultivirungsarbeiten der Könige — ein Beweis, dass diese nicht die rücksichtslosen Despoten waren, die, wie man aus manchen griechischen Nachrichten entnehmen könnte, mit dem Glück ihres Volkes und Landes nur ein wahnsinniges Spiel trieben. Schon einige griechische Denker haben nicht übersehen, dass die Bauarbeit an den Pyramiden für das während der Ueberschwemmung arbeits- und verdienstlose arme Volk gerade nicht immer unerwünschter Frohn gewesen sein mag (Aristoteles), wie denn auch eine Masse von mehr als 100,000 Arbeitern schwerlich von verhassten Königen zwangsweise und unentgeltlich zu verwenden gewesen wäre; und nicht ohne an die ägyptischen Pharaonen und ihre Gräber zu denken, lehrt Platon, dass die Todten keinen Raum mit ihren Denkmälern einnehmen sollten, auf welchem die Lebenden Nahrung gewinnen könnten. Nehmen wir nur hundert Pyramiden an und denken wir sie uns in das Nilthal versetzt, jeder nur ein Durchschnittsareal von 40,000 Quadratfuss anweisend: welch ein ungeheurer Entgang an Getreideproduction würde durch diese Beeinträchtigung des besten Ackergrundes der Welt in den fünf Jahrtausenden bis jetzt schon erwachsen sein!

Pyramidengruppen.

Die hier in Frage kommenden Pyramiden, wahrscheinlich insgesammt dem alten Reiche, d. h. den zwölf Dynastien vor der Hyksosperiode angehörend, liegen alle an der Westseite des Nil am Felsenrande der libyschen

Wüste und erstrecken sich, zunächst den alten Königssitz von Memphis umgürtend, von Cairo bis an das Fajum, nördlich ziemlich dicht aneinander, wie die Gruppen von Abu Roasch, Giseh, Sauiet-el-Arian, Rigah, Abusir, Saqára und Daschúr, südlich in etwas grösseren Entfernungen, wie die Pyramiden von Lischt, Meidun, Illahun, Howara und Biahmu, zusammen eine Kette von 12 geographischen Meilen in der Länge bildend. Form und Einrichtung dieser Pyramiden ist keine typische, unwandelbare, und die Vorstellung, welche von den Gisehpyramiden allenthalben geläufig ist, darf nicht auf alle ausgedehnt werden. Jede Gruppe und jede Dynastie hatte, ganz abgesehen von der nirgends gleichen Beschaffenheit der inneren Grabräume, ihre Besonderheiten, verschiedenes Material und abweichende Behandlung desselben im Innern, wie an der Bekleidung, verschiedene Erhebungswinkel und deshalb auch wechselnde Proportionen der Höhe zur Diagonale, ja es finden sich selbst gebrochene Pyramidenbildungen und solche mit oblonger statt quadratischer Grundfläche.

H. Vyse. S. Perring. R. Lepsius.

Betrachten wir nun die hervorragendsten im Einzelnen, und zwar nach den höchst dankenswerthen Ergebnissen der aufopfernden Forschungen des Major H. Vyse und des von diesem gewonnenen Ingenieur J. S. Perring, wie nach den Forschungen von Lepsius und Bunsen in möglichst chronologischer Weise.

Pyramide von Abu Roasch.

Perring glaubt in einer sehr zerstörten Pyramide von Abu Roasch (Kochome?) die älteste zu erkennen, und schreibt sie dem vierten Könige der ersten manethonischen Dynastie Mnevis (Uenephes um 3750 v. Chr. nach Lepsius) zu, begründet aber seine Vermuthung nicht ausreichend. Nicht viel sicherer ist die Annahme, dass die nördliche Ziegelpyramide von Daschur einem Könige der dritten Dynastie, dem Asychis des Herodot angehörte, und jene Inschrift trug, welche Herodot berichtet: »Verachtet mich nicht neben den Pyramiden von Stein: denn soweit Ammon über die anderen Götter hervorragt, soweit rage ich über jene. Mit Stangen schlugen sie in den Sumpf und aus dem daran hangen bleibenden Schlamme formten sie Ziegel, und also machten sie mich.« Die 16″ langen, 8″ breiten und $4\frac{1}{2}-5\frac{1}{2}''$ dicken Ziegel sind in der That aus Nilschlamm, mit etwas Stroh geknetet und in Sand gebettet, wie auch die ganze Pyramide merkwürdigerweise auf Sand gebaut ist. Der von vier starken Ziegelmauern eingeschlossene Innenraum der Substruction ist nemlich mit feinem Sande ausgefüllt, auf welchem die Masse der Pyramide ruht, ein Verfahren, das auch in dem sogenannten Campbell-Grabe bei Giseh, in dem Tempel mit den Hieroglyphen bei der Pyramide von Rigah und bei mehren anderen Pyramidalbauten und Gräbern beobachtet worden ist. Die Bekleidung der Backsteinmasse bestand aus grossen von steinernen Schwalbenschwänzen zusammengehaltenen Quadern von einer Länge bis zu 8 Fuss. Bei dieser Pyramide, und zwar an deren Nordseite, fanden sich auch die Ueberreste einer sonst bei den Pyramiden Unterägyptens nicht üblichen tempelartigen Vorhalle, wie man sie den äthiopischen Pyramiden vorgestellt findet. Sie war vermuthlich durch eine steinerne

Ziegelpyramide von Daschur.

Flachdecke mit der Pyramide verbunden, die Decke der Halle selbst aber war durch den sogenannten falschen Bogen gebildet, d. h. die immer mehr zusammentretenden horizontal gelegten Blöcke waren nach vollzogenem Abschluss bogenförmig abgemeisselt. Andere Versuche der Art, den Keilschnittbogen, der im alten Reiche wenigstens in Bruchstein noch unbekannt gewesen zu sein scheint, zu ersetzen, werden wir bei den übrigen Pyramiden finden.

Pyramiden von Daschur.

Sollte es sich nun, was ich indess für unwahrscheinlich halte, durch Wiederaufnahme der von Perring unvollendet gelassenen Erforschung der Innenräume bestätigen, dass wir in dieser Backsteinpyramide das Grab eines Königs der dritten Dynastie zu erkennen haben, so dürften wir wohl annehmen, dass auch die drei übrigen Königspyramiden derselben Dynastie angehörten, da es auch sonst unverkennbar und natürlich ist, dass die einzelnen Königsgeschlechter ihre besonderen Gruppen bildeten. Von diesen dreien ist die südlichste, ebenfalls ganz aus Ziegeln gebaut, sehr zerstört, während die beiden übrigen, die ganz aus Bruchstein bestehen, vortrefflich



Fig. 78. Südliche Steinpyramide von Daschur.

erhalten sind. Beide sind sich hinsichtlich der Einrichtung der Gänge und Grabkammern ähnlich. Die letzteren namentlich zeigen in beiden Pyramiden eine durch allmälig vorkragende Steine gebildete hohe Decke, an welcher jedoch die Kanten nicht bogenförmig abgemeisselt sind, sondern dieselben stufenartigen Vorsprünge bilden, wie wir sie auch an etrurischen Gräbern finden werden.

Während aber die nördliche von den beiden Steinpyramiden äusserlich die regelmässige Pyramidenform zeigt, hat die andere, südliche, eine ganz abweichende Gestalt. Nachdem sich nemlich nahezu die untere Hälfte unter dem ziemlich steilen Winkel von 54° 14′ erhoben, ändert sich in einer senkrechten Höhe von 147′ dieses Verhältniss plötzlich, und die Steigung der Seiten senkt sich zu einem Winkel von 42° 59′. Die beigefügte Abbildung (Fig. 78) wird davon eine Vorstellung geben. Wenn dem Bau nicht dieselbe Idee zu Grunde lag, die auch die Gestalt der Obelisken bedingte, so müssen wir annehmen, dass man während des Baues von dem eine allzu bedeutende Höhe beabsichtigenden Plane und dem steilen Winkel abwich, um bei gemindertem Winkel einem rascheren Ziele zuzueilen. Wie der obere Winkel der ursprünglich beabsichtigte sein konnte (was mehrfach angenommen wird), ist technisch unverständlich. Das Problem, einen derartigen Bau früher, als diess in der ursprünglichen Anlage angedeutet ist, abzuschliessen, werden wir übrigens an den Pyramiden von Saqara und Meidun noch in anderer Weise gelöst finden. Die Steine der Pyramide sind abweichend von den übrigen nicht horizontal, sondern in einer leichten Senkung nach innen gelagert; die grösstentheils erhaltene Bekleidung aus Mokattamstein zeigt die schönste Politur.

Knick-Pyramide.

Etwas mehr Sicherheit hinsichtlich ihrer Entstehungszeit finden wir bei den Königsgräbern von Abusir. Sie bilden eine Gruppe von fünf Pyramiden, wenn wir eine nur begonnene und eine kleine dazurechnen; hier kommen jedoch nur drei in Betracht, von welchen die südlichste die grösste ist. Die Masse dieser Denkmäler besteht aus unregelmässig gelegten Bruchsteinen, die von dem Felsenplateau, das sich hier 80′ über die Nilebene erhebt, selbst gewonnen und statt mit Kalkmörtel mit Nilerde verbunden sind. Sie waren mit Quadern der Brüche von Turah bekleidet, wie die wenigen erhaltenen Reste zeigen, während die Gänge aus Granit gebaut waren. Die innere Einrichtung besteht aus einem einfachen grösstentheils horizontalen Corridor, theilweise unter der Grundfläche, welcher in eine im Mittel befindliche Grabkammer führt. Diese aber ist mit dreifach übereinander liegenden schräg gegeneinander gelegten Blöcken von kolossalen Dimensionen gedeckt, wie diess der beifolgende Durchschnitt der mittleren Pyramide (Fig. 79) anschaulich machen wird. Die Decke in der mittleren Pyramide zeigt nur die untere Lage unter dem flachen Winkel, wie dieser sich in der nördlichen Pyramide in allen drei Lagen findet, die beiden oberen Deckelagen sind, wohl um noch mehr zu entlasten, unter einem etwas spitzeren Winkel hergestellt. Von den gewaltigen Deckblöcken messen an der nördlichen Pyramide die grössten 35′ 9″ in der Länge und 12′ in der Dicke, neben welchen Zahlen es kaum einer weiteren Erörterung der ausserordentlichen technischen Geschicklichkeit bedarf, die zur Verwendung eines Materials von so riesigem Gewichte unerlässlich war. Die zerstörenden Plünderungen der muhammedanischen Eroberer Aegyptens haben um das bischen Gold, welches im Königssarge zu finden war, selbst die ungeheure Anstrengung nicht gescheut, solche Massen theilweise

Pyramiden von Abusir.

wegzusprengen, um einen Zugang zur Grabkammer zu gewinnen. Während man aber in den gemalten Steinmarken an den Verkleidungsresten der mittleren Pyramide die Königsschilder des Königs Rasesur gefunden, zeigten dieselben an der nördlichen Pyramide den Namen Amchura, welche nach Bunsen die beiden letzten Könige der dritten Dynastie waren, wofür sich freilich in

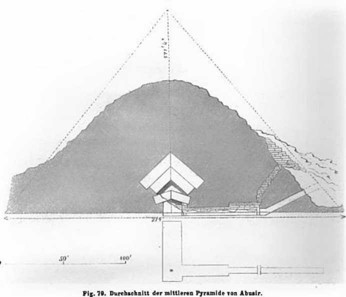


Fig. 79. Durchschnitt der mittleren Pyramide von Abusir.

den Lepsius'schen Dynastienverzeichnissen keine Bestätigung findet. Würde es aber dennoch seine Richtigkeit haben, so wäre bei der Gleichartigkeit sämmtlicher Glieder der Gruppe kaum zu bezweifeln, dass auch die grosse Pyramide von Abusir derselben Epoche und sogar Dynastie angehöre, wie die beiden, deren Namen sich nachweisen liessen, und da der gemeinsame Steindamm der grossen und der mittleren Pyramide zur letzteren schräg abzweigt, zur ersteren aber in gerader Linie führt, so ist auch ferner anzunehmen, dass er ursprünglich für die grosse Pyramide angelegt und für die mittlere nur benutzt ward, und dass mithin die erstere die ältere sei.

Pyramiden von Giseh.

Alle früheren und alle nachfolgenden Königsgräber der Art übertrafen die Ideale von Pyramiden, die nach dem Flecken Giseh den weltbekannten Namen haben. Wie überhaupt alle Pyramiden in ihren Seiten genau

nach den vier Himmelsgegenden gerichtet, haben sie auch alle ihre Eingänge an der Nordseite, während sich an der Ostseite freistehende tempelartige Räume befinden. Zahlreiche Privatgräber gruppiren sich in regelmässiger Weise namentlich um die grosse Pyramide, während von den sechs kleineren Pyramiden, die neben den drei grossen zur Gruppe von Giseh gehören, drei sich an die grosse, die übrigen an die dritte schmiegen, und schon durch ihre Lage zeigen, dass sie eher für Familienangehörige, Frauen, Töchter oder nachgeborne Prinzen der Könige der dritten Pyramide bestimmt waren, als für andere Könige, die sich kaum in so demüthiger Weise an die Gräber ihrer

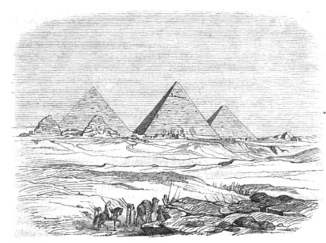


Fig. 80. Die Pyramiden von Giseh.

Vorgänger angeschlossen hätten. Dass aber die Gräber fast insgesammt aus der vierten Dynastie stammen, ist unzweifelhaft, wenn auch hinsichtlich der Vertheilung der Glieder dieser Dynastie unter die einzelnen Grabdenkmäler noch einige Schwierigkeiten übrig sind.

Cheops-pyramide.

Bunsen glaubt nemlich, dass die zweitgrosse Pyramide die älteste und von Cheops (Chufu), dem ersten Könige der vierten Dynastie (dem zweiten, Suphis, nach Manetho) erbaut sei. Allein Lepsius hält die herodoteische Nachricht aufrecht, dass jener König die grosse Pyramide, die grösste Aegyptens, als sein Grabdenkmal errichtet habe. Die Masse derselben besteht aus gutem Mauerwerk von rechteckig behauenen Steinen, von der Bekleidung haben sich nur einzelne Reste am Fusse der Pyramide erhalten, kolossale, schön bearbeitete Blöcke, welche durch ihre Lage und ihren Winkel die Be-

rechnung der ursprüngliche Maasse bedingen. Diese selbst, wie die Maasse aller grösseren Pyramiden werden sich am Schlusse der Besprechung in vergleichender Uebersicht zusammengestellt finden. Die Vermessungen Perrings ergaben überraschende Resultate hinsichtlich der exacten mathematischen Anlage dieser Pyramide, wonach sich die perpendiculäre Höhe zur Axe oder zur Grundlinie der quadratischen Fläche genau verhält, wie 5 : 8, indem jede Seite der Base 448 ägyptische Ellen (767,424 englische Fuss) und die senkrechte Höhe 280 ägyptische Ellen (479,640 engl. Fuss) misst. An dem ganzen Bau, selbst in den Gängen und Kammern ist kein Abstand willkürlich, und alle Dimensionen ordnen sich dem Grundschema unter, so dass z. B. die gleiche Distanz von 40 ägyptischen Ellen von der Grundfläche bis zum Boden der sogenannten Königinkammer, von dieser bis zum Boden der Königskammer, und von dem letzteren bis zum oberen Ende der sogenannten Campbell-Kammer sich ergiebt, während die übrige Höhe von dem letzten Punkte bis zum Gipfel der Pyramide das Vierfache dieser Maasseinheit, nemlich 160 Ellen gemessen haben muss.


Inneres der Cheops-pyramide.

Der 46′ in verticaler Höhe über der Grundfläche befindliche Eingang zu dieser Pyramide ward schon in muhammedanischer Zeit gefunden und erbrochen. Das Auffinden machte übrigens keine Schwierigkeit, denn der Eingang war, nachdem einmal die Verkleidung beseitigt war, durch zwei dachförmig gegeneinander gelehnte Steinbalkenpaare, mit welchen die Horizontaldecke entlastet war, kenntlich, eine Einrichtung, welche sich an dem ganzen in einem Winkel von 26° 41′ abwärts führenden Gange fortsetzt, bis dieser, die Grundfläche der Pyramide erreichend, sich in den Felsen selbst eingräbt. Kurz bevor diess geschieht, zweigt ein zweiter schräg aufwärts führender Corridor von diesem ab, welchen auch die muhammedanischen Plünderer, sich einen gewaltsamen Weg über die Steinverrammlung bahnend, verfolgten, während die weiterhin abwärts führende Fortsetzung des Einganges ihrer Beachtung entgangen zu sein scheint. Diese letztere führt durch einen über 300′ langen und nur $3^1/_2$′ breiten und 4′ hohen Stollen in einen 27′ langen Horizontalcorridor von nur 3′ Höhe, der in eine im Felsen ausgehauene Kammer mündet, welche über 100′ Fuss unter der Grundfläche und dem Mittelpunkte der Pyramide zwar nahe, doch nicht in der Mitte selbst liegt, wie auch die Axe des Ganges und die der Pyramide nicht zusammenfallen. Diese Kammer war im Jahre 1817 von dem Italiener Caviglia entdeckt worden, und zwar bereits sehr zerstört und ohne Sarkophag. Die Zerstörung aber musste, da man den Zugang verrammelt fand, schon im Alterthume, vielleicht bald nach der Erbauung geschehen sein. Wenn wir Diodorus Glauben schenken dürfen, so waren weder Chufu noch sein Nachfolger in ihren Pyramiden beigesetzt, sondern wegen des allgemeinen Volkshasses und der Drohung, ihre Leichen wieder herauszureissen und zu zerfleischen, insgeheim an einem abgelegenen Orte begraben worden. So kam vielleicht — wenn anders an solchen Berichten historischer Gehalt ist, und wenn die unterirdische Kammer überhaupt jemals zur Grabkammer bestimmt war und nicht vielmehr eine

rituelle Bestimmung hatte — nie ein Sarkophag in die Grabkammer. Sollte übrigens Caviglia, der noch Reste griechischer oder lateinischer an die Wände gemalter Inschriften beobachtet haben will, recht gesehen haben, was freilich sehr zu bezweifeln ist, so muss die Kammer noch geraume Zeit offen gestanden sein. Die Nachricht des Herodot über den Grabraum in der Tiefe

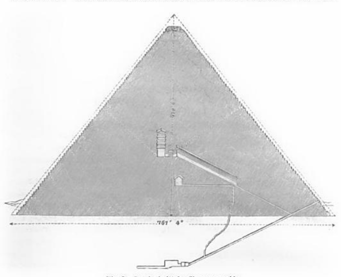


Fig. 81. Durchschnitt der Cheopspyramide.

auf einer unterirdischen von Nilcanälen umflossenen Insel beruht wohl auf einer unbegründeten Volkssage; jedenfalls konnte sich eine solche nicht unter der beschriebenen Kammer befinden, denn Perring bohrte von dieser aus einen Schacht von 36′ in die Tiefe, mithin einen Fuss tiefer, als das Ueberschwemmungsniveau des Nil reicht, ohne irgend etwas davon zu entdecken.

Obere Grabkammer.

Der unter einem ähnlichen Winkel, wie der abwärts führende, nemlich unter 26° 18′ aufwärts führende Gang ist 156′ lang und erst niedrig, wie der beschriebene, erweitert sich aber bald zu einer zwar nur 5′ 2″ breiten, aber 28′ hohen Gallerie. Wir finden an dieser wieder den schon besprochenen Ersatz für Bogenwölbung durch sieben Lagen nur wenig über einander vorkragender Steine, welche den Abschluss durch horizontale Steinbalken erleichtern, oder vielmehr solidiren; denn an sich wäre es nicht schwer gewesen den schmalen Corridor ohne diese Einziehung der oberen Steinlagen sofort flach zu überdecken. Am Boden bemerkt man hervorragende Parallelen,

förmliche Steinschienen, welche wahrscheinlich die Hereinschaffung des Sarkophages erleichtern sollten, wie auch Einschnitte an den Seiten zu diesem Zwecke angebracht zu sein scheinen. Wie alle Gänge über der Grundfläche, so ist auch diese Gallerie mit grossen herrlich gefügten Blöcken des schönen Mokattamkalksteines verkleidet. Die aufsteigende Gallerie mündet in einen 22′ langen und 4′ hohen Horizontalgang, der in seiner Mitte ein kleines 11′ hohes und 9′ langes Vorgemach bildet, das durch vier granitene Fallthüren geschlossen war, welche in ringsumlaufenden Rinnen in den Wänden eingefugt waren. Reste davon haben sich in merkwürdig schwebender Lage noch erhalten. Die Axe der Grabkammern selbst bildet, wie auch bei den übrigen Pyramiden von Giseh, mit der Axe des Ganges einen rechten Winkel, und nähert sich so, da die Axe des Ganges, wie schon erwähnt, mit derjenigen der Pyramide nicht zusammenfällt, mehr dem Mittelpunkte der Pyramide. Die ganz mit polirtem Granit bekleidete Kammer ist 34′ 1″ lang, 17′ 1″ breit und 19′ 1″ hoch. Trotz der bedeutenden Breite finden wir sie mit horizontalen Blöcken bedeckt, neun Granitbalken von 18½′ Länge. Bei dieser nicht ganz ungefährlichen Art von Bedeckung, welche bei grosser Belastung durch das Bersten der schwebenden Granitblöcke den Einsturz der Kammer und die Zerstörung des Grabmals befürchten liess, beruhigte sich aber die hinsichtlich der Solidität scrupulöse Vorsicht ägyptischer Könige und Architekten nicht, und so suchte man die Decke durch fünf niedrige Räume zu entlasten, welche immer wieder durch ähnliche Granitdecken von einander getrennt waren, bis man endlich die fünfte durch schräg gegen einander geneigte Blöcke dachförmig abschloss. Von diesen Räumen, bei gleicher Länge und Breite, wie die Grabkammer nur 3—4′ hoch und deshalb nur sehr uneigentlich Kammern genannt, wurde der unterste schon 1763 von Davison erbrochen, während die übrigen erst von Vyse entdeckt wurden. Die Grabkammer war auch, was an den übrigen Pyramiden nicht der Fall gewesen zu sein scheint, ventilirt, nach Norden und Süden laufen nemlich Luftzüge von 6″ bis 9″ im Gevierte schräg aufwärts, von welchen der nördliche 233′ lang ist. Ein zertrümmert gefundener Sarkophag scheint ganz schmucklos gewesen zu sein.

Andere Räume.

Die gemalten Steinmarken, welche man in den erwähnten Entlastungsräumen über der Königskammer fand, beweisen, dass auch diese Grabkammer gleichzeitig mit dem ursprünglichen Bau errichtet ward. Bunsen nimmt jedoch an, dass in dem hier gefundenen Sarkophage nicht der Erbauer der Pyramide, sondern Chabryes (Schafra), den er den letzten König der vierten Dynastie nennt, bestattet gewesen sei. Ob auch die sogenannte Kammer der Königin, zu welcher von dem Anfange der grossen Gallerie abzweigend ein 110′ langer horizontaler Gang führt, eine Grabkammer gewesen, ist sehr fraglich; die gründlichen Nachforschungen Vyse's nemlich liessen keine Spur von einem Sarkophage erkennen. Ebenda aber, wo der horizontale Gang zu der sogenannten Königinkammer von der zur oberen Königskammer aufwärts führenden Gallerie abzweigt, beginnt auch ein anfangs senkrechter, dann

unregelmässiger Schacht, der in den schräg abwärts führenden Gang kurz vor der unterirdischen Grabkammer selbst mündet, dessen Zweck aber nicht klar ist.

Zweite Pyramide v. Giseh.

Die Grundfläche der zweiten Pyramide liegt etwas höher, als die der grossen, wodurch die erstere nicht unbedeutend gewinnt. Doch ist wegen der Unebenheit des Felsenplateau's an der Nord- und Westseite von demselben noch abgetragen worden, um eine entsprechende Fläche zu erzielen. Die Masse der Pyramide scheint aus einer Art von riesigem Gusswerke aus Mörtel und Steinblöcken, das von einem Netze aus starken sich rechtwinkelig schneidenden Mauerlinien gehalten wird, gebildet zu sein. Von der Bekleidung sind die beiden untersten Lagen in einer Höhe von 7—8′ von Granit, das Uebrige, wovon sich jedoch nur ein Theil oben an der Spitze erhalten, von Kalkstein aus Turah. Die Fläche war durch Ueberarbeitung und Polirung nach Vollendung des Baues selbst hergestellt; von den an einer Seite eingehauenen Stufen aber, auf welchen man nach Diodor zur Spitze, die jetzt nach Zerstörung der obersten Blöcke eine Fläche von 9′ im Gevierte darbietet, gelangte, fanden sich keine Reste.

Inneres.

Der von Belzoni 1818 entdeckte nicht ganz in der Mitte der Nordseite und etwas über dem Niveau der Grundfläche befindliche Eingang der Pyramide führt durch den gewöhnlichen schrägen Gang zu einem horizontalen Corridor, der schon unter der Grundfläche der Pyramide befindlich und in den Felsen gehauen ist. Bald nach dem Beginne des horizontalen Ganges aber mündet in diesen ein zweiter Eingangscorridor, den Belzoni zwar entdeckte, aber nicht weiter verfolgte, und dessen unter dem Pflaster nördlich vor der Pyramide verborgener äusserer Zugang erst von Vyse aufgedeckt wurde. Dieser zweite ganz in den Felsen gehauene Eingang senkt sich mit dem oberen parallel laufend erst schräg abwärts, setzt sich dann eine kurze Strecke weit horizontal fort, und mündet hierauf wieder schräg aufwärts steigend in den erwähnten oberen Horizontalgang, welcher direct zur Grabkammer führt. Diese, 46′ 2″ lang und 16′ 2″ breit, ist in ihren Wänden ganz aus dem Felsen gehauen, während ihre schon in die Pyramide selbst hineinragende Decke aus dachförmig zusammengelehnten Blöcken besteht, wie wir diess in grossartigerer Weise schon an den Pyramiden von Abusir gesehen haben. In der südwestlichen Ecke war ein granitener Sarg ohne Inschrift, dessen Deckel halb zerstört gefunden wurde, in den Boden eingelassen. Der Sarkophag war mit Schutt gefüllt, aus welchem man jedoch Knochen herauslas, die später in Folge einer vielleicht unzureichenden Untersuchung in England für Ochsenknochen erklärt wurden, was natürlich zu dem Gedanken an ein Apisgrab führte. Allein die Dimensionen des Sarkophags, 7′ Länge, 2′ 2″ Breite und 2′ 5″ Tiefe im Innern, lassen keine andere Annahme zu, als dass der Sarg wenigstens ursprünglich einen menschlichen Leichnam, vermuthlich den des Chephren nach Herodot, barg.

Herstellung und Ver-

Eine zweite Kammer derselben Pyramide, welche von dem unteren Eingange in Mitte der horizontalen Abtheilung rechts abzweigt, scheint nicht



den Charakter einer Grabkammer gehabt zu haben. Wozu übrigens sonst diese Kammer, wie überhaupt der doppelte Zugang gedient habe, ist schwer zu sagen. Gewöhnlich nimmt man an, dass die zweite Kammer von ritueller Bedeutung und für die Todtenopfer und Ceremonien bestimmt gewesen sei, wie denn ein solcher Raum auch in Privatgräbern sich findet, und dass, wenn sich zwei Zugänge finden, der eine nach der Beisetzung der Leiche zum Ausgange diente, indem der Haupteingang nicht von aussen, sondern von innen durch steinerne Fallthüren und durch Mauerwerk geschlossen worden zu sein scheint.



Nicht minder merkwürdig, wenn auch bedeutend kleiner ist die dritte Pyramide von Giseh, schon von den Alten die herrlichste genannt. Sie ruhte nicht, wie die übrigen, auf dem geebneten Felsboden selbst, sondern auf einer ausgedehnten künstlichen Substruction, welche die Unebenheit des etwas geneigten Bodens ausglich. Der Massivbau war schöner und regelmässiger hergestellt, als der irgend einer anderen Pyramide, und ihre Bekleidung bestand bis zu ziemlicher Höhe aus geschliffenen Granitblöcken. Auch ist es bei dieser Pyramide sicher nachweisbar, dass sie in Terrassen gebaut war, und dass man erst schliesslich durch Ausfüllung der Stufen die Pyramide im stereometrischen Sinne herstellte.

Wie bei den meisten Pyramiden, so führt auch hier, 13 Fuss über der Grundlinie beginnend, ein schräger 104′ langer Gang, bis zum Eintritt in den Felsen mit Granit bekleidet, zu einem Vorgemach und durch dieses und



Fig. 82. Grabkammer des Mykerinus in der dritten Pyramide von Giseh.

eine weitere horizontale Fortsetzung des Corridors, die mit grossen Blöcken und granitenen Fallthüren verrammelt war, zu einer ähnlich, wie in den anderen Pyramiden situirten Grabkammer. Diese horizontal bedeckte 46′ 3″

lange, 12′ 7″ breite und 12′ hohe Kammer zeigte in dem freilich zerstörten und des Pavimentes beraubten Felsboden noch die Spuren von der zur Einsenkung des Sarkophags ausgemeisselten Vertiefung, von dem Steinsarge selbst aber fanden sich im Schutte nur kleine Stücke von rothem Granit. Im Boden dieser Kammer entdeckte man den vormals vom Pavimente überdeckten und verborgenen Eingang zu einem weiteren, schräg abwärts führenden und wohlverrammelten Schachte, der zu einer zweiten Grabkammer führte, in welcher der verdienstvolle Major Vyse einen wohlerhaltenen Sarkophag fand. Die merkwürdige Entdeckung traf indess das Grab nicht mehr intact: der Deckel war zertrümmert und der grössere Theil davon wurde verschleppt in der oberen Kammer neben den Resten der misshandelten Mumie gefunden, glücklicherweise mit dem Deckel des hölzernen Mumienkastens, dessen Inschrift nach Birch also lautet: »Osiris, König Menke-ura, Ewiglebender, Himmel-Stammender, Kind der Netpe, Spross der Mutter (von Seb Geliebter), ausstrecken möge sich deine Mutter Netpe über dich: in ihrem Namen der Himmelausspannenden . . . dich darstellend dem Gotte, (Vernichter) deiner unreinen Feinde: König Menke-ura, Ewiglebender.« Wir erfahren durch diese Inschrift, dass wirklich Menkeura, der gute von Herodot gepriesene Mykerinus es war, dessen Ueberreste sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, und welchem, wie diess auch Herodot berichtet, diese dritte Pyramide errichtet war. Die Plünderung des Grabmales, welche nach Edrisi um 1240 unternommen wurde, und von den Werthgegenständen nichts übrig liess, hat sich auch durch eine jetzt unleserliche arabische Inschrift in dem Sarkophage verewigt.

Sarkophag des Mykerinus.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, dass Vyse sofort die merkwürdigen Ueberreste für das britische Museum sammelte. Der Sarkophag war von vorzüglicher Schönheit, aus braunem, im Bruche blauen Basalt, äusserlich architektonisch unter offenbarer Nachahmung von Holzlattenfügung sculpirt und spiegelnd polirt. Mit grosser Mühe wurde er aus der Pyramide gezogen und in Alexandria eingeschifft. Allein der Kauffahrer, der ihn an Bord hatte, ward, nachdem er Livorno verlassen, nicht mehr gesehen, und nur einige Planken seines Wracks, welche bei Carthagena ans Land trieben, verriethen, dass er an der spanischen Küste gesunken sei.

Falscher Spitzbogen.

Als man die 21′ 8″ lange und 8′ 7″ breite Grabkammer des Mykerinus (Fig. 82) zum ersten Male betrat, glaubte man wirklich sich in einem Spitzbogengewölbe mit dem gedrückten Bogen der sog. englischen Gothik zu befinden. Bei näherer Untersuchung ergab sich aber, dass hier gar keine Bogenconstruction vorlag: es waren nemlich die dachförmig gegen einander gelehnten Blöcke nur nach dem Contour eines gedrückten Spitzbogens abgemeisselt.

Mykerinus Nitokris.

Der Umstand nun, dass von den Alten die einen diese Pyramide dem Mykerinus, die andern (namentlich Manetho) der Nitokris, der sechsten und letzten Herrscherin der sechsten Dynastie zugeschrieben, findet durch die im Innern gemachten Entdeckungen die befriedigendste Erklärung. Denn sowie man zwei Grabkammern und zwei Särge gefunden, so finden sich auch zwei

Corridore. In die erste Grabkammer, die jedoch nach Mykerinus' Anlage wohl nichts Anderes, als ein auch bei den übrigen Pyramiden vorkommendes Vorgemach war, mündet nemlich über dem gegenwärtigen Eingange noch ein zweiter von so ziemlich paralleler Richtung. Dieser obere Gang, der, wenn die Pyramide bis zur jetzigen Aussenseite durchschneidend, in nicht unbeträchtlicher Höhe über dem gegenwärtigen Eingang seine äussere Mündung haben müsste, endigt jedoch schon wenig über der Grundfläche, und zwar in einer solchen Höhe und Art, dass man zu der Annahme genöthigt ist, hier sei der ursprüngliche Eingang, und die Pyramide sei nach Mykerinus' Anlage um so viel kleiner gewesen, als die Mächtigkeit des Mantels der Pyramide vom oberen Ende des erwähnten Ganges bis zur jetzigen Aussenseite ausmacht. Danach hätte des Mykerinus Bau bei einer Grundlinie von ungefähr 180′ eine Höhe von 145′ gehabt, während die Maasse der Pyramide nach der späteren Vergrösserung und nach ihrem dermalen Bestande 352′ : 219′ betragen. Der untere Corridor aber, welcher überdiess, soweit er unterirdisch ist, zeigt, dass er von innen nach aussen gemeisselt ist, mündete bei der ursprünglichen Anlage in dem Pavimente vor der Pyramide, und hatte wohl nur den schon erwähnten secundären Zweck der unteren Ausgänge, bis er bei der Vergrösserung und Besitzergreifung der Pyramide durch Nitokris, nachdem der obere Eingang durch den umgelegten Steinmantel ganz vermauert worden war, der einzige Eingang wurde. Wahrscheinlich erhielt auch unter Nitokris das obere Gemach eine bedeutende Vergrösserung, nachdem es sich vermuthlich früher nur bis zum Anfang des zur Mykerinuskammer führenden geneigten Stollens, der jetzt durch das Paviment geschlossen ward, ausgedehnt hatte.

Die kleinen Pyramiden v. Giseh.

Die bei den sechs kleineren Pyramiden angestellten Untersuchungen ergaben keine befriedigenden Resultate, am wenigsten jene gewaltsame der französischen Expedition mit Kanonenkugeln, welche nur bei vollständigster Zerstörung des Denkmales zu Entdeckungen hätte führen können. Daraus, dass auf einem Steinbalken der mittleren der vor der dritten Pyramide liegenden der Namensschild des Königs Menkeura gelesen ward, ist auch noch nicht, wie Bunsen gethan, zu schliessen, dass diese Pyramide für einen zweiten Mykerinus bestimmt war, der Pharaoh konnte ja auch als Vater und Gemahl der hier beigesetzten Person die Pyramide errichtet haben, und eine solche Bestimmung dieser Grabmäler scheint auch der bekannten widerlichen, von Herodot (II. 126) berichteten Sage zu Grunde zu liegen, wenn auch gerade bei Mykerinus die Annahme von Prinzen und Prinzessinen mit Herodot (II. 129) im Widerspruch zu stehen scheint.

Sphinx-Koloss.

Vor den Pyramiden von Giseh ruht als deren riesiger Wächter der berühmte Sphinxkoloss, der ausser seiner mystischen und plastischen auch seine architektonische Bedeutung hat. Denn sowie sonst die Architektur als die Trägerin der Schwesterkünste, der Sculptur und Malerei, erscheint, so trägt hier umgekehrt die Plastik ihre ältere Schwester, die Architektur, gleichsam in den Armen. Die Pranken des Kolosses nemlich umfangen eine

mit der Rückwand an die Brust gelehnte kleine Tempelcella, die jedoch nach den Inschriften wenn nicht ursprünglich, so doch in vollständiger Herstellung aus dem neuen Reiche stammt. Der Koloss selbst besteht bekanntlich aus einem Löwenleib mit menschlichem etwas aufwärts gerichteten und in die aufgehende Sonne schauenden Antlitz männlichen Geschlechts, durch das Symbol der Uräosschlange als königlich charakterisirt. Nur der verstümmelte Kopf ragt gegenwärtig aus dem Sandmeere.

Die übrigen Pyramiden.

Im Ganzen gehören nicht blos die Pyramiden von Giseh, unter den ältesten Denkmälern Aegyptens und der Welt unbedingt die grossartigsten und bedeutendsten, sondern auch die sich ringsum gruppirenden Gräber der vierten Dynastie (3124—2840 v. Chr. nach Lepsius) an. Wenn aber diese Gruppe fast ausschliessend einer verhältnissmässig kleinen Königsreihe entspricht, wie diess wahrscheinlich auch bei den Pyramiden von Daschur und Abusir der Fall ist, so dürfen wir vielleicht annehmen, dass in jeder Gruppe in der Hauptsache ein zusammengehöriges Königsgeschlecht zu suchen ist, wie denn auch nichts wahrscheinlicher ist, als dass die verwandten Könige auch in ihren Grabmälern sich nahe blieben. Auf diese Weise dürften auch die übrigen Pyramidengruppen von Memphis und Umgegend noch ihrer Bestimmung näher gebracht werden, um so mehr, als es nicht nachzuweisen ist, dass nach der Invasion der Hyksos diese Begräbnissart in Unterägypten fortdauerte, während die thebaischen Könige nach der Vertreibung der Hyksos sich der schon in der sechsten Dynastie in Mittelägypten entwickelten und schon früher auch in Unterägypten bekannten Felsengräber bedienten. In die Zeit zwischen die fünfte und zwölfte Dynastie wahrscheinlich (2840—2167 v. Chr.) gehören also die Pyramiden von Sauiet-el-Arian und Rigah südwestlich von der Gruppe von Giseh, die grosse Gruppe von Saqara, weiterhin südlich die Pyramiden von Lischt und Meidun, und endlich die am Eingang zum Fajum und in demselben befindlichen Pyramiden von Illahun, Howara und Biahmu. Die vorletzte, jedenfalls eine der jüngsten, gehörte nach Lepsius' Entdeckung des Namensschildes in einer Kammer vor der Pyramide dem Könige Amenemhe III. aus der zwölften Dynastie (c. 2200 v. Chr.).

Verschiedene Bauformen.

Ohne uns auf chronologische Betrachtungen weiter einlassen zu können, haben wir die architektonischen Besonderheiten der genannten Pyramiden ins Auge zu fassen. Hinsichtlich des Materials und der technischen Herstellung ist nur zu bemerken, dass die meisten Steinpyramiden sind, und dass alle von einer mehr lässigen Arbeit, als wir sie an den grossen Pyramiden von Giseh fanden, Zeugniss geben. Die Ziegelpyramide von Illahun dagegen ist von Hausteinmauern durchzogen, von welchen die stärksten in der Richtung der Diagonalen gelegt sind. Merkwürdiger jedoch ist die von der stereometrischen Pyramidenform abweichende Anlage einiger anderer, und besonders die der grossen Pyramide von Saqara und der Pyramide von Meidun.

Pyramiden von Saqara.

Beide zeigen einen zu steilen Erhebungswinkel, als dass sie in einer Linie einer Spitze zugeführt werden konnten, wenn nicht das angestrebte Höhenziel unverhältnissmässig und die Pyramide in einen Thurm verwandelt

werden sollte. Wir haben schon bei einer der Pyramiden von Daschur gesehen, auf welche Weise man damals demselben Missverhältnisse abhalf, indem man nemlich, auf einem gewissen Punkte der Höhe angelangt, plötzlich die Neigung der Seiten vermehrte, mithin auf eine abgestumpfte in einem

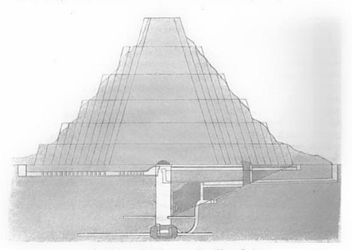


Fig. 83. Durchschnitt der grossen Pyramide von Saqâra.

Winkel von 54° eingezogene Pyramide eine andere, weniger steile mit einem Winkel von 42° setzte. Bei der noch steiler angelegten grossen Pyramide von Saqara, welche sich in einem Winkel von 73° 30′ erhebt, ging man nun ganz von dem pyramidalen Umriss ab, und beschränkte sich, wie das aus dem beigefügten Durchschnitte (Fig. 83) erhellt, auf die pyramidale Stufenform (die sich jedoch als nicht rechteckig wesentlich von der chaldäischen Bauweise unterschied), oder um die Sache stereometrisch zu fassen, auf übereinandergethürmte, an Dimensionen regelmässig abnehmende, abgekürzte Pyramiden mit gleichen Winkeln. Mit derselben niedrigen aber steil ansteigenden abgekürzten Pyramide, die auch die Linien des Durchschnittes als den Kern angeben, mit derselben Form, die sonst im alten Reiche für Privatgräber üblich war, und wie sie noch an hunderten, namentlich die Pyramiden von Giseh umgebenden Gräbern ersichtlich ist, scheint man den Bau begonnen zu haben, dessen Weiterführung bis zu sechs Terrassen durch ebenso viele vorgelegte und stufenartig vorspringende Doppelmäntel ermöglicht wurde. Eigenthümlich ist dieser Pyramide auch der Umstand, dass die Maasse der Seiten nicht die gleichen sind, indem sie an der Ost- und Westseite 393′ 9″,

an der Süd- und Nordseite aber nur 351′ 1″ betragen, wonach die Grundfläche nicht wie sonst quadratisch, sondern oblong (ein Parallelogramm) ist. Die grosse Pyramide von Saqara enthält zugleich unter allen Pyramiden die complicirteste Grabanlage, welche auch in ihren Hauptlinien von derjenigen der übrigen wesentlich abweicht. Statt der schrägen Gänge, welche sonst immer zu der im Felsgrunde befindlichen Grabkammer führen, sehen wir hier vorwiegend horizontale Corridore, welche stufenartig durch senkrechte Schachte verbunden in verschiedenem Niveau und sich höchst mannigfach kreuzend und verzweigend zur Tiefe des im Centrum befindlichen grossen Gewölbes führen. Dieses mass ursprünglich bei einer Grundfläche von 24′ im Gevierte über 100′ in der Höhe und reichte mit der Decke noch in die Pyramide selbst hinein. Am Grunde aber war aus Werkstücken erst die Grabkammer selbst gebaut, deren rundlicher Zugang durch einen mächtigen Steinpfropfen verschlossen war. Von den übrigen Pyramiden von Saqara scheinen die meisten in ihrer inneren Anlage den früher beschriebenen gleichartig gewesen zu sein, während wenigstens eine bei verschiedenem Aeusseren eine der grossen Pyramide von Saqara ähnliche innere Gestaltung zeigt.

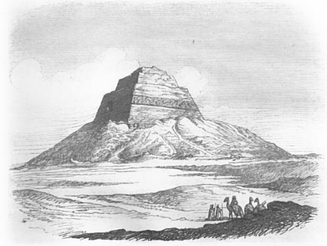


Fig. 84. Die Pyramide von Meidun.

Die Pyramide von Meidun endlich ist zwar ihrer Anlage nach ebenfalls eine Terassenpyramide, doch wieder mit besonderen Eigenthümlichkeiten. Die untere Terrasse, fast zur Hälfte in dem bedeutenden Schutte begraben,

Pyramide von Meidun.

ist unverhältnissmässig hoch und zeigt auch eine wechselnde Behandlung des Bekleidungsmaterials, indem die grossentheils erhaltene glatt polirte Aussenseite von breiten Bändern aus Blöcken, die auch nach aussen nur roh bearbeitet sind, unterbrochen wird. An dieser Pyramide namentlich ward die Bauweise dieser Denkmäler im Allgemeinen offenbar: jene fortgesetzte Vergrösserung eines erst ganz klein angelegten pyramidalen Kernes durch immer wiederkehrende Verschalungen oder Ummantelungen, welche der König so lange wiederholte, als er sich dem Augenblicke seiner Beisetzung noch ferne wähnte. Merkwürdig ist jedoch hier die bei jedem der inneren Steinmäntel bemerkte Politur der äusseren Quadern, welche füglich doch erst nach der definitiven Vollendung des Werkes auszuführen gewesen wäre.

Möris-Pyramiden. Nach Herodot's Bericht gab es auch abgekürzte Pyramiden, deren Spitzen durch sitzende Kolossalbilder der bestatteten Herrscher ersetzt waren. Solche sollen im Mörissee gewesen sein, ob aber die Pyramidenreste von Biahmu hieher zu beziehen seien, ist sehr zweifelhaft.

Uebersicht. Die bedeutenderen der noch erhaltenen Pyramiden reihen sich nach ihren Dimensionen (engl. Fuss) wie folgt:

	Ursprüngl. Höhe.	Jetzige Höhe.	Grundlinie.	Winkel.
1. Grosse Pyramide von Gisch	479,6	450,7	767,4	51° 20′
2. Zweite Pyramide von Gisch	457,4	447,5	705,8	52° 21′
3. Nördl. Steinpyramide von Daschur .	342,6	326,5	719,5	43° 36′
4. Südl. Steinpyramide von Daschur . .	335,7	319,5	616,7	U. 54° 14′ O. 42° 59′
5. Pyramide von Illahun	—	130,0	(jetzt 560,0)	—
6. Pyramide von Meidun	—	224,5	(jetzt 530,0)	74° 10′
7. Südpyramide von Lischt	—	68,5	(jetzt 450,0)	—
8. Pyramide von Howara	—	106,0	383,7	—
9. Nordpyramide von Lischt	—	89,7	(jetzt 360,0)	—
10. Südl. Backsteinpyramide von Daschur	267,3	156,0	342,6	57° 20′
11. Grosse Pyramide von Abusir . . .	227,8	164,0	359,7	51° 42′
12. Dritte Pyramide von Gisch	219,3	203,0	252,9	51° 10′
13. Nördl. Backsteinpyramide von Daschur	214,1	90,0	342,7	51° 20′
14. Grosse Pyramide von Saqara . . .	200,4	190,0	O & W 393,9 S & N 351,1	73° 30′
15. Pyramide von Abu-Roasch	—	—	342,6	—

Pyramiden in Nubien. Diese Königsgräber des alten Reiches, von welchen Lepsius siebenundsechzig, zum Theil freilich nur in unscheinbaren Resten, nachwies, kamen jedoch mit der zwölften Dynastie, d. h. mit der Invasion der Hyksos ausser Gebrauch. Mit Ausnahme einiger vereinzelter Pyramidaldenkmäler in Mittelägypten fand der Pyramidenbau nur in Nubien, wo überhaupt nicht, wie man früher annahm, die Heimat der ägyptischen Cultur zu suchen ist, sondern wohin sie vielmehr erst spät und verhältnissmässig unvollkommen von Aegypten aus hinaufdrang, eine kümmerliche Nachblüthe. Hieher gehören besonders die Pyramidenfelder von Kurru und Zuma, von Tanquassi, Barkal und Nuri, welche sich alle in der Gegend um den Berg Barkal in grösseren oder geringeren Abständen gruppiren, und weiterhin die Pyramiden von

Begarauieh oder Meroe. Sie sind zumeist von Sandstein oder Nilziegeln, haben einen steilen Steigungswinkel, aber im Vergleich mit den Memphispyramiden nur geringe Dimensionen. Ihre Orientirung ist dieselbe, wie bei den grossen Originalen, fast allen aber ist östlich ein pylon- oder tempelartiger Vorbau angelehnt, welcher an den erhaltensten Denkmälern Rundbogen oder gedrückte Wölbungen als Decke zeigt. Häufig sind die Kanten lisenenartig umsäumt, wie namentlich an den Pyramiden von Barkal und Meroe, und gewöhnlich ist dann die Spitze schon ursprünglich abgestumpft gewesen, wie diess der Lisenenrahmen oben beweist. Auch Knickpyramiden,

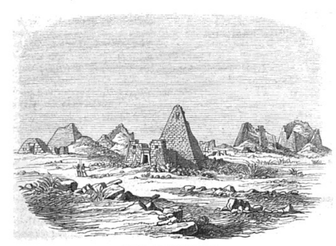


Fig. 85. Pyramiden von Meroe.

wie die zu Daschur, und Stufenpyramiden kommen vor, wie auch die Praxis der allmäligen Vergrösserung durch umgelegte Steinmäntel noch aus den Resten erweislich ist. Als charakteristisches Beispiel nubischer Pyramiden ist eine theilweise Ansicht der Gruppe von Meroe beigefügt. Bei diesen wenigstens dürfte es nach den von Lepsius geprüften Darstellungen und Inschriften in den Vorkammern sicher sein, dass sie grösstentheils für Könige, einige vielleicht für Königinen, Prinzen und Prinzessinen errichtet seien, während diess bei den Pyramiden um den Berg Barkal nicht nachweisbar erscheint. Hinsichtlich ihrer Erbauungszeit aber ist so viel gewiss, dass zwischen den Pyramiden von Memphis und den äthiopischen fast drei Jahrtausende dazwischenlagen, und dass diese kaum aus einer früheren Zeit stam-

men, als die rundbogigen Tempelruinen Aethiopiens überhaupt, nemlich aus dem Jahrhundert vor und nach Christi Geburt.

Privatgräber.

Wir haben nun die hervorragendste ägyptische Gräberform betrachtet. Wie schon erwähnt, lag auch den kleineren Privatgräbern des alten Reichs, wie sie sich z. B. massenhaft um die Pyramiden von Giseh schaaren, hinsichtlich ihres Hochbaues dieselbe Idee zu Grunde. Nur war es dem Unterthan nicht gestattet, sein Grabdenkmal mit einer natürlich verkleinerten Nachbildung jener himmelanstrebenden Pyramidenspitze zu krönen, welche ausschliessliches Vorrecht und Symbol der königlichen Macht zu sein schien. Deshalb zeigen die um die Pyramiden gelagerten Privatgräber nur die Form einer stark abgestumpften Pyramide, gleichsam einen massiven Sargdeckel, welcher die Grabräume bedeckte. Die letzteren aber waren, wie die der Königspyramiden grösstentheils, in dem Felsen selbst ausgehauen, hatten aber gewöhnlich oder vielleicht immer eine Vorkammer im Hochbau, die für die Bestattungsceremonien und Todtenopfer bestimmt gewesen zu sein scheint. Diese ist häufig durch Blenden und andere Ausschnitte gegliedert, die manchmal als falsche Thüren behandelt und in offenbarer Nachahmung von Holzconstruction und Lattenwerk decorirt sind. Rechteckige Formen und Symmetrie sind gewöhnlich, Zugänge, Disposition und Ausdehnung der Räume aber verschieden, nur der von der Vorkammer in die tiefer liegende Grabkammer führende Gang ist fast durchgängig ein durch den Boden der ersteren gebrochener Schacht.

Felsengräber.

Neben diesen waren auch die eigentlichen Felsengräber schon im alten Reiche in vollem Gebrauche. Wir verstehen darunter solche, welche nicht in ebener Fläche in den Felsboden gegraben sind, was bei den meisten der bereits beschriebenen der Fall ist, sondern welche, so ziemlich horizontal in eine abgeschroffte Felswand gebrochen, allen Ueberbau ausschliessen. Schon die Felswände bei den Pyramiden von Memphis zeigen zahlreiche Gräber der Art, welche jedoch zumeist, mit Ausnahme einiger einfachen, einem Holzverschlage nachgebildeten Blendenverzierungen architektonisch und plastisch schmucklos und ohne Pfeilerstellungen, aber gewöhnlich innen bemalt sind. Einige Gräber der Art bei Saqara zeigen indess ausser engen Kammern eine von rechteckigen Pfeilern getragene Halle, die schon einigen Sinn für architektonische Entwicklung verräth.

Anfänge der Säulen.

Die Decorirung dieser Pfeiler nun scheint zu den mannigfachen Säulenformen geführt zu haben, wie wir sie namentlich an den grossen Tempelbauten des neuen Reiches bewundern. Der Pfeiler aber entwickelte sich auf eine zwiefache Art zur Säule. Die erstere Art ist ganz rechnender, mathematischer Natur: Man schrägte nemlich die scharfen Kanten des Rechtecks ab und gewann dadurch nicht blos in Rücksicht auf Schönheit durch vermehrte Gliederung, sondern auch in Bezug auf Raum und Bequemlichkeit der Durchgänge. Der Pfeiler erhielt dadurch acht Seiten statt vier, und schrägte man die acht Ecken abermals ab, wieder das Doppelte, und die nunmehr sechzehneckige Grundfläche näherte sich dem Kreise, der Pfeiler

dem Säulenschafte. Der anderen, zweiten Art aber lag eine mehr plastische Idee zu Grunde. Zwei unmittelbar unter den Blüthenkelchen zusammengebundene Lotosstengel (vgl. Fig. 86) erscheinen selbst in den ältesten Privatgräbern von Giseh als gewöhnliche, kleinere vertiefte Räume zwischen dem nachgeahmten Lattenwerk ausfüllende Decoration. In solchem Falle ist dann dem Gedanken nach diese Doppelblume nichts Anderes, als eine Parallele des assyrisch-ionischen Ornaments der sog. Palmette. Ein ähnliches Ornament, zur Ausschmückung der Flächen auf die Pfeiler übertragen, scheint die Erfindung einer der wichtigsten ägyptischen Säulenarten vorbereitet zu haben. Diess macht uns die Pfeilerdecoration von zwei jedenfalls dem alten Reiche angehörigen Gräbern bei Sauiet-el-Meitin (Fig. 87) anschaulich. Die Stengel beugen sich hier nicht mehr, wie an dem daneben abgebildeten Ornament nach unten auseinander, sondern schliessen sich, senkrecht stehend, säulenartig eng zusammen, das mehrfach herumgeschnürte Band umschlingt den Bündel oben unter den noch geschlossenen Blüthen und presst ausser den neun Knospen noch zwei kleinere offene Blüthenkelche, deren kleine Stengel nur wenig unter dem Schnürbande vortretend sich an den grossen Stengelbündel anschmiegen, an den Knospenstrauss; auf den drei mittleren oben etwas zusammengedrückten Knospen aber ruht die Deckplatte, der Abakus, dazu bestimmt, die Stütze mit der Last zu vermitteln.

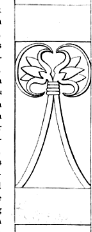


Fig. 86. Aegyptisches Blumenornament von Gräbern bei Giseh.

Die ältest bekannten Säulen.

Wir wissen nun freilich nicht, wann aus diesen Vorstufen der mannigfache und schon an und für sich der grössten Ausbildung fähige Säulenbau der Aegypter sich entwickelte. Diess geschah möglicherweise vor der Zeit, in welcher die hier die Beispiele liefernden Gräber entstanden, denn die angeführten mögen vielleicht, obwohl die Gräber von Sauiet-el-Meitin insgesammt in die sechste manethonische Dynastie gehören und mithin fast bis an die Zeit der Pyramiden von Giseh reichen, doch nicht die ältesten Werke mit solchen Eigenthümlichkeiten sein. Auch können wir nicht nachweisen, welchen Einfluss die rascher lebende Privatarchitektur und deren Behandlung des Holzpfeilers auf die Gestaltung des monumentalen Säulenbaues ausübte, oder ob die Privatarchitektur in der Zeit der sechsten Dynastie (28. und 27. Jhrh. v. Chr.) sich überhaupt schon künstlerische Ziele steckte. Wie dem auch sein mag: das bleibt unbestreitbar, dass sich aus den beschriebenen Anfängen die verschiedenen Säulenarten genetisch erklären lassen. Die ältest bekannte Anwendung der beiden ursprünglichen Hauptformen aber zeigen die Gräber von Benihassan.

Gräber von Beni-hassan.

Diese aus der zwölften Dynastie (2380—2167 v. Chr. Lepsius) stammenden Felsengräber befinden sich nahezu in der Mitte zwischen den beiden Hauptstädten Aegyptens, Memphis und Theben, und bildeten die Nekropole einer wahrscheinlich schon in der Hyksoszeit verschwundenen Stadt, die in den Inschriften Nus genannt wird. Der architektonische Fortschritt an ihnen ist im Vergleich mit den aus der sechsten Dynastie stammenden Felsengräbern von Sauiet-el-Meitin wahrhaft überraschend. Während wir an jenen nur rechteckige Pfeiler als innere Architekturglieder, die Aussenseite aber ganz schmucklos sehen, finden wir hier schon die Säulenstellung nicht blos im Innern, sondern auch eine vorgestellte, gleichfalls aus dem Felsen gearbeitete Porticus, eine Art von Pronaos in antis. Von diesen Gräbern zeigt namentlich das erste (nördlichste) die zwei Stadien der Entwicklung jener merkwürdigen ersteren Säulenart, welche unter dem Namen der protodorischen allgemein bekannt ist (Fig. 88). Denn die zwei Säulen der Vorhalle belegen jene obenerwähnte Mittelstufe zwischen dem vierseitigen Pfeiler und der Säule, bei welcher jener durch Abschrägung der Ecken achteckig gemacht und durch der Säulenrundung näher gebracht wurde, während die stark vorspringende runde Basenplatte, wie der bekrönende Abakus diese Stützen geradezu als Säulen charakterisiren. Treten wir aber durch die schmucklose Thüre in die Grabkammer selbst, so finden wir diese Säulenart schon in der vollkommensten Ausbildung. Der Schaft ist nicht blos sechzehneckig mit flachen Streifen, wodurch er bei etwas grobkörnigem Gestein, das die Kanten und Flächen nicht so bestimmt erkennen liess, nur den Eindruck einer unvollendeten Cylinderbildung gemacht haben müsste, sondern um die Schattenwirkung zu erhöhen und die sechzehn Kanten schärfer vortreten zu lassen, sind hier an den vier Innensäulen die Flächenstreifen mit Ausnahme eines einzigen canellirt, d. h. rundlich vertieft, und zwar in derselben Segmentform, wie wir sie auch an der dorischen Säulenordnung hellenischer Architektur finden. Der einzige nicht canellirte Streifen aber enthielt aufgemalte Hieroglyphen, wie sich überhaupt die farben- und inschriftlustigen Aegypter selten auf eine rein architektonische Behandlung beschränkten. Von einer systematischen Gebälkentwicklung konnte jedoch im Innern der Felsengräber um so weniger die Rede sein, als hier kein Bedürfniss zur Nachahmung von Freibauten

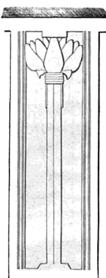


Fig. 87. Pfeilerdecoration aus den Gräbern von Sauiet-el-Meitin.

zwang. Es laufen zwar über den Säulen in der Richtung der Tiefe der Grabkammer Architrave, über den durch die Säulen gebildeten drei Durchgängen

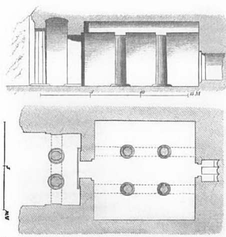


Fig. 88. Durchschnitt und Grundriss des nördlichsten Felsengrabes von Benihassan.

aber zeigt die Decke drei in schwacher Curve in den Felsen gearbeitete und in der Richtung der Architrave laufende Wölbungen, wie eine solche querlaufend auch den Pronaos bedeckt.



Fig. 89. Ansicht des zweiten Felsengrabes von Benihassan.

Gebälkbildung.

Dieselbe vollendete Säulenform der sog. protodorischen Ordnung, wie das erste Grab im Inneren, zeigt das zweite Felsengrab von Benihassan auch schon in der äusseren Porticus (Fig. 89). Da war denn auch die äussere Gebälkbildung nicht mehr zu umgehen, und so finden wir über dem Architravbalken ein stark ausladendes Gesimse, nach unten von sparrenförmig vorspringenden, wie alles Uebrige aus dem lebenden Fels gearbeiteten Latten gestützt, durch welche man indess kaum, wie Einige wollen, an die dorischen Tropfen oder an die Hängeplatte derselben Ordnung, sondern vielmehr an die ähnlichen Gesimsbildungen lykischer Felsengräber erinnert werden dürfte. Ich bin indess weit entfernt, den Zusammenhang der beiderseitigen Bauweisen daraus erweisen zu wollen. Es war nur ein gemeinsames, einfaches Vorbild, welches hier wie dort vorschwebte: denn diess Gesimse ist nichts Anderes als die Nachbildung eines vorspringenden von leichten Sparren gestützten Holzdaches. In Aegypten scheint jedoch diese Gesimsform ihre Stelle gegen den Hohlkehlencarnies nicht nachhaltig behauptet zu haben.

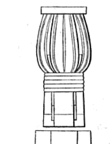


Fig. 90. Lotossäule von Benihassan.

Lotossäule.

Die zweite aus Blumenornament entstandene Säulenart findet sich vornehmlich in der südlichen Hälfte der Gräbergruppe von Benihassan, wo sie indess nur im Innern der nach aussen schmucklosen Kammern angebracht worden zu sein scheinen. Sie bestehen ihrer Idee nach, wie schon erwähnt, augenscheinlich aus vier unter den Knospen durch eine Bandverschnürung zusammengehaltenen Lotosstengeln. Die runde, weit ausladende Basenplatte ist dieselbe, wie an der oben beschriebenen Säule und überhaupt die einzige Basenform Aegyptens, die nur nach Durchmesser und Höhe unbedeutend variirt; auch trägt sie dieselbe quadratische Deckplatte, welche ohne eigentliche Vermittlung auf die horizontal abgeschnittenen Spitzen der vier aneinander gepressten Knospen aufgedrückt ist.

Da aber damit jenes Pfeilerornament, das in Fig. 87 anschaulich gemacht wurde, gewissermassen verkörpert erscheint, so ist kaum eine mystisch-symbolische Bedeutung hinter dieser Säulenform zu suchen, am wenigsten, wie behauptet wurde, die eines Phallos, für welche die früheste Säule zu ausgeprägt die Blumenform darbietet. Auch der Wahl des Lotos dürfte kaum eine ausschliessend innere Bedeutung zuzuschreiben sein, sowenig wie dem Akanthos der Griechen, und der Distel, dem Eichenlaub u. s. w. im gothischen Ornament. Die Architektur wählt überall, soweit sie Vegetabilisches beizieht, das Bildsame aus den gewöhnlichsten heimischen Gewächsen, und so war den Aegyptern Lotos, Papyrus und anderes schönformiges Sumpf-

gewächs so nahe gelegt, wie den Griechen der Akanthos. Auch die Bemalung der Lotossäule von Benihassan erinnert an die vegetabilische Idee: grün und gelb sind die vorwiegenden Farben; nur der untere Theil des Schaftes und die Basenplatte sind intensiv roth, der Abakus ist blau; am Schafte wechseln die Farben gelb, grün und blau in horizontalen Gürteln, das fünffache Schnürband zeigt das bunte Nebeneinander von den vier Farben; die grünen Knospen haben senkrechte weisse Streifen, und erinnern an die Knospen einer weissen Rose, bei welchen der schneeige Inhalt durch die Spalten der aufbrechenden Umhüllung eben sichtbar wird.

Kelchsäule.

Wie jedoch das Blumenornament sich nicht auf die Knospenform be-

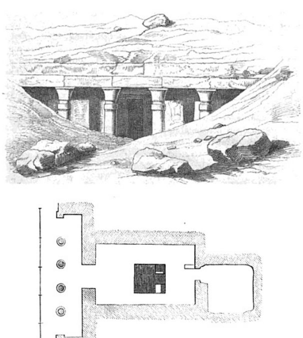


Fig. 91. Grundriss und Vorderansicht eines Felsengrabes von Giseh.

schränkte, sondern gerade in alten und häufigen Verzierungen auch den geöffneten Blumenkelch zum Vorbilde nahm (vgl. Fig. 86), so lag es nahe,

neben der Knospenform auch die aufgeschlossene Blume der Capitälbildung zu Grunde zu legen. Man nimmt indess wahrscheinlich mit Recht an, dass diese Säulenform verhältnissmässig jünger sei, denn ihr Erscheinen vor der zwölften Dynastie (auch in den Gräbern von Benihassan findet sie sich nicht) ist nicht bestimmt nachzuweisen, und ein Felsengrab bei Giseh, von welchem Grundriss und Ansicht (Fig. 91) beifolgen, scheint nicht aus dem alten Reiche zu sein. Die Säule mit dem Kelchcapitäle aber verhält sich zur Lotosknospensäule durchaus unselbstständig und verwandt, d. h. die erstere hat nur ihr eigenthümliches Capitäl und entlehnt die Schaftform von der älteren Schwester. Dadurch mussten aber die Elemente des Lotosschaftes zur inneren Unwahrheit und zum blossen Ornamente werden. Denn während dort die zu Grunde liegende Idee ein Knospenbündel war, haben wir hier nur einen einzigen Blumenkelch, und sowohl die Stengelbehandlung als auch die Verschnürung verloren dadurch ihre Bedeutung. Die erstere verkümmerte auch frühzeitig, selbst bei vielen Knospensäulen und liess nur eine unverstandene Reminiscenz am Säulenhalse zurück, die Verschnürung aber blieb, wenn auch nur als Zierband, als welches es auch im Festschmuck, factisch um den Säulenhals gebunden, die Enden wimpelartig flattern liess.

Thebaische Königsgräber.

Die Felsengräber von Giseh, zumeist aus der vierten und fünften Dynastie, von Sauiet-el-Meitin (sechsten Dynastie), von Benihassan (zwölften Dynastie) und andere aus der Zeit vor der Hyksoseinwanderung bestehen nun gewöhnlich aus horizontal in den Felsen gehauenen Kammern ohne beträchtliche Tiefe. Eine bedeutendere Entwicklung fanden indess diese Felsengräber im neuen thebaischen Reiche, in welchem auch die Könige unter Aufgebung der Pyramidengräber diese Grabform annahmen. Die Umgebung von Theben bietet nicht jene flachen Felsrücken, wie die Höhen, welche das Nilthal bei Memphis umschliessen und so passende Pyramidenfelder bilden, dar. Das terrassirte Kalksteingebirge ist in zahlreiche wilde Schluchten zerrissen, und seine zwar niedrigen aber schroffen Wände mussten von selbst auf eine Weiterentwicklung der Felsengrotten zu Grabmälern, die der Könige würdig waren, hinweisen. Diese aber verfolgte nicht die bei den Gräbern von Benihassan eingeschlagene Richtung, welche ebenso auf eine entsprechende architektonische Aussenseite und Wirkung nach aussen bedacht nahm, wie auf innere Gestaltung, sondern ging nur von der Absicht aus, den beigesetzten Leichnam des Königs so viel als möglich vor Entweihung zu sichern, d. h. die Grabkammer möglichst unzugänglich zu machen. Dasselbe Streben lag auch den Pyramidengräbern zu Grunde, doch wurde dort nicht, wie hier der architektonische Gesichtspunkt so entschieden vernachlässigt, wenigstens war auch der äussere Anblick wenn auch nicht architektonisch entwickelt, so doch grossartig monumental. Ein fast ganz schmuckloser, kleiner Eingang, der wahrscheinlich ebenso wie die Eingänge in die Pyramiden nach der Beisetzung verrammelt und möglichst unkenntlich gemacht wurde, führte zunächst durch mehr schräg abwärts steigende nicht sehr breite Gänge ohne architektonische und plastische, dafür aber mit um so reiche-

rer gemalter Ausschmückung zur Grabkammer, welche im Bedürfnissfalle, d. h. bei grösserer Ausdehnung, mit rechteckigen Pfeilern gestützt war. Der Sarkophag ruhte gewöhnlich, wie auch in den Grabkammern der Pyramiden, in einer leichten Vertiefung im Boden.

Allmälige Erweiterung.

Wie aber der königliche Erbauer einer Pyramide, wenn er von dem Ziele seines Lebens noch hinreichend entfernt zu sein glaubte, manchmal wiederholte Steinmäntel um seine Pyramide herumlegte, und so das bereits mehrmals fertige Denkmal fortwährend vergrösserte, so setzten die thebaischen Könige des neuen Reiches den Schachtbau so lange fort, als es ihre Regierungs- und Lebenszeit erlaubte, und fügten immer neue Gänge und neue Grabkammern zu den ersten, bald in gerader Linie weiter in den Felsen hineinbrechend, bald in rechtem Winkel abbeugend und die Schachte labyrinthisch verzweigend, und nicht selten findet sich ein weiterer Corridor unvollendet, wenn nemlich der König während des Baues seine Tage beschloss. An architektonischer Bedeutung gewinnen indess durch diese Ausdehnung die Felsengräber Thebens wenig. Ohne uns deshalb länger dabei zu verhalten, eilen wir zur Betrachtung der zweiten grossen Denkmälerclasse Aegyptens, nemlich der Tempel.

Fig. 92. Königsgrab bei Theben.

Tempelbau.

Die ebenso zahlreichen als prachtvollen Tempel Oberägyptens geben uns hinsichtlich der Gestalt des Tempelbaues im alten Reiche keinen ganz genügenden Aufschluss. Ausdehnung und Gliederung und ganz besonders der Säulenbau derselben, dieses hervorragendste Element der thebaischen Tempel, gehört nur in geringen Anfängen dem alten Reiche an. Von den erweislich hieher gehörigen Tempeln des memphitischen Reiches finden sich nur wenige, die nicht fast vollständig zerstört wären, wie auch die neuerlich aufgedeckten Reste des Serapistempels zu Memphis keine ausreichenden Aufschlüsse geben, und der kleinere, dem griechischen Heroon analoge Culttempel vor der Pyramide bestand nur aus einer schlichten Cella, die durch Zwischenwände in drei oder mehr Abtheilungen geschieden war, mit wahrscheinlich säulenlosem Vorraum. Die ältesten bestimmt nachweisbaren

ägyptischen Säulenbeispiele sind, wie schon erwähnt, die der Gräber von Benihassan (zwölfte Dynastie 2380 — 2167 v. Chr.) und nicht sehr viel früher scheint sich diess köstliche Architekturglied aus dem Steinpfeiler gebildet zu haben. Ohne Säulenbau aber war die Entwicklung des grossartigen Tempelbaues der Aegypter nicht möglich, und Cellen, Höfe und Pylone können eben nur massive Wände, zwar mit reicher plastischer und malerischer Ausschmückung, aber ohne volle architektonische Entfaltung dargeboten haben.

Entwicklung des Säulenbaues.

Ehe wir nun zur Besprechung des ägyptischen Tempels in seiner Glanzzeit (achtzehnte und neunzehnte Dynastie) übergehen, wollen wir vorher die Entwicklung der Säule zusammenfassend behandeln. Die beiden Hauptordnungen fanden wir schon bei den Felsengräbern von Benihassan, wo auch ihre muthmassliche Entstehung bereits erörtert wurde, so ziemlich ausgebildet. Es ist kaum zu bezweifeln, dass jener polygone Steinpfeiler ohne Capitäl, für welchen der Name der protodorischen Säule üblich geworden, die ältere Säulenbildung und in der letzten Periode des alten Reiches ziemlich allgemein war. Dieser aber war dem üppigen Gestaltungstriebe des neuen Reiches nicht mehr passend, und kam daher im Verhältnisse zu der zweiten Säulenordnung entschieden in Abnahme. Sein Erscheinen ist daher selten, die Variationen sind unbedeutend. Achteckig wie an der Vorhalle des ersten Grabes von Benihassan erscheint er zu Medinet-Abu und in den Steinbrüchen von Sauadeh, sechzehneckig zu Karnak, Dehr-el-Bahri, Amada, Semneh, Dakkeh u. s. w., vierundzwanzigeckig in Kalabscheh. Die achteckigen Pfeilersäulen sind nicht canellirt, die sechzehneckigen theils auf allen, theils auf fünfzehn Seiten, indem im letzteren Falle eine Seitenfläche uncanellirt blieb, um für eine aufgemalte Inschrift Raum zu geben. Die Säulen von Kalabscheh aber haben an den vier Seiten solche Inschriftstreifen, welche überdiess beträchtlich breiter sind, als die zwanzig flachen Canelluren. Alle haben das für Säulen charakteristische Merkmal der Verjüngung; hinsichtlich ihrer Dimensionen messen die meisten den fünffachen Durchmesser in der Höhe, die stämmigen Säulen von Kalabscheh jedoch kaum den dreifachen.



Heimat der dorischen Säule.

Der Umstand, dass mehre dieser Säulen die sonst bei allen Säulenarten Aegyptens übliche mühlsteinartige Basenscheibe nicht haben, sondern sich unmittelbar vom Boden erheben, die quadratische Deckplatte, die Verjüngung der Schäfte und ganz besonders die Eigenthümlichkeit der flachen Canelluren, alles diess muss uns an die Aehnlichkeit dieser ägyptischen Säule mit der hellenisch-dorischen erinnern, welche sich in der Hauptsache nur durch den zwischen Schaft und Abakus eingelegten Polster (Echinus) unterscheidet, und auch zu der von den meisten Fachmännern ausgesprochenen Behauptung veranlassen, dass die dorische Säule in der altägyptischen ihre Wurzel habe. Es scheint indess dazu auch nicht der Conjectur des durch seine ägyptischen Studien so berühmten J. G. Wilkinson zu bedürfen, jener Polster sei durch Beiziehung der zweiten Säulenordnung Aegyptens ent-

standen, indem man von dem geschlossenen Lotoscapitäl den unteren ausladenden Theil abschnitt und unter die Deckplatte legte, wenigstens brauchte diese Composition nicht erst griechischerseits vorgenommen zu werden, da ein Beispiel der völlig ausgebildeten Art in einem Tempel von Karnak vorliegt (Fig. 93). Wir haben nemlich hier auch das Echinuscapitäl, wenn auch nicht von dem schön geschwungenen Profil der dorischen Säule, so doch in der unverkennbarsten Weise, und überdiess die allerdings bei dieser Säulenart unmotivirten Schnürbänder unter demselben, aus welchem vielleicht die Einschnitte unter dem Echinus des dorischen Capitäls hervorgegangen sind. Merkwürdig bleibt indess bei diesem von Falkener beigebrachten Capitäle der sonderbare Umstand, dass es sich in den grossen Expeditionswerken über Aegypten nicht findet.

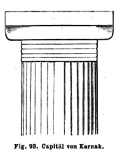


Fig. 93. Capitäl von Karnak.

Hathorsäule.

Von anderen Versuchen die polygone Säule den plastischen Anforderungen des neuen Reiches entsprechend fortzubilden, verdient der besondere Aufmerksamkeit, der sich in nachfolgender Abbildung (Fig. 94) vergegenwärtigt findet. Wir sehen nemlich hier dem Säulenschafte ein Capitäl aufgesetzt, welches ursprünglich und auch noch später, seinem Charakter entsprechend, als Pilastercapitäl und auf rechtwinkeligen Pfeilern erscheint. Es besteht diess aus einem weiblichen Kopf oder vielmehr aus einer Maske mit thierischen Ohren und einer dicken Calantica, der ägyptischen Perücke, bald auf einer, bald auf zwei, später häufig auf den vier Seiten des Capitäls angebracht, mit einem architektonischen Kopfschmuck. In dem letzteren ist die Nachbildung einer einfachen Kapelle mit dem Hohlkehlengesims zu erkennen, welche man als einen bei Rundbildern und Reliefs übrigens nicht vorkommenden Hauptschmuck behandelte. Die henkelartigen Spiralen dürften auch am leichtesten aus den sonst bei den wunderlichen Kopfbedeckungen ägyptischer Königs- und Götterbilder häufig erscheinenden Krummstäben zu erklären sein, welche aber hier in symmetrischer Behandlung verdoppelt und aus architektonischen Rücksichten enger angeschlossen erscheinen. Aehnlich wie die abgebildete von Sedeinga sind die Säulen eines kleinen Tempels von El Kab (Eileithyia), wo überdiess die eine Maske nur in die Fronte des sonst ganz polygonen Schaftes eingelassen und der seltsame Hauptschmuck noch ziemlich unentwickelt erscheint. Man kann natürlich nicht behaupten, dass das Bewusstsein der gleichartigen Herkunft des polygonen Schaftes wie des Capitäls bei dieser aus nicht sehr früher Zeit stammenden Zusammenstellung maassgebend war, jedenfalls findet sich diess Bewusstsein nicht mehr in jenen ptolemäischen Werken, bei wel-

chen man diess Capitäl nicht blos häufig an sich benutzte, sondern sogar in mehr reliefartiger Behandlung als Würfel über ein anderes Capitäl setzte.



Fig. 94. Säule von Sedeinga.

Während aber die Pfeilersäule bei zunehmendem Streben nach plastischer Entwicklung auch der stützenden Glieder nicht mehr entsprach und mit Ausnahme der letztbeschriebenen Art allmälig obsolet ward, hielt man sich mehr an den aus vegetabilischen Vorbildern entstandenen Säulenschmuck, und zwar zunächst an jene Lotossäule, die wir in den Gräbern von Benihassan neben dem polygonen Pfeiler gefunden haben. Wie schon erwähnt, scheinen sie dort aus vier Stengeln zu bestehen, sind unten an der Base ohne Einziehung, im Schafte ohne Schwellung, am Halse durch ein fünffaches Band zusammengeschnürt, und bilden vier Knospen als Capitäl. An dem Tempel von Luxor (Theben, achtzehnte und neunzehnte Dynastie) sehen wir schon acht Stengel aneinander gereiht, welchen ebenso viele Knospen entsprechen und überdiess Schaft und Capitäl in zwiefacher Weise weiter entwickelt.

Die Hauptgruppe zeigt den Schaft, der sich in kurzer, aber entschiedener Schwellung von der Basenplatte erhebt, nicht blos am Säulenhalse, sondern in gleichen Abständen noch zweimal durch das fünffache Band zusammengeschnürt, eine Eigenthümlichkeit, die sich hier vereinzelt findet. Das Capitäl hat eine doppelte Gliederung, gleichsam eine Umhüllung des unteren Theiles, die an den Säulen von Benihassan noch fehlt, und ausserdem nicht mehr das gleichmässig geschwellte Profil, wie wir es dort fanden, sondern die kräftige Ausbeugung gleich über dem Säulenhalse, worauf sich der Blüthenbündel in geraden Linien gegen den Abakus hin einzieht. Aehnlicher Art, doch im Schafte etwas einfacher, sind besonders auch die Säulen von Kurnah (neunzehnte Dynastie).

Entwicklung der Lotossäule.

Lotossäulen v. Luxor.

Die Ruinen von Luxor enthalten aber auch noch eine andere Art dieser Säule mit geschlossenem Capitäle, deren gefälligere Bildung mehr zur Nachahmung und Fortentwicklung anregte als die bereits beschriebenen Formen. Die scharfe Schwellung des Schaftes über der Basenplatte verwandelte sich hier in eine mehr allmälige Verstärkung, welche jedoch an einem gewissen Punkte plötzlich aufhört, worauf der Schaft, so wenig wie bei der Schwellung in der Contour eine convexe Curve bildend, geradlinig wieder abnimmt. Die Ausschmückung oder vielmehr Umhüllung sowohl unterhalb der Verschnürung,

wie oberhalb derselben am Capitäle wird complicirter, die Motivirung derselben unklarer.

Plastische und Farbenbehandlung.

Nun aber geht die Weiterbildung dieser Säule, welche sich immer mehr von der ursprünglichen Idee entfernt, nach zwei Richtungen auseinander. Man behält nemlich entweder die plastische Gliederung bei, oder man beschränkt sich blos auf Bemalung. Von der ersten Art finden sich typische Säulen zu Karnak, woher auch das beifolgende Beispiel (Fig. 95. a) entlehnt ist, zu Soleb, am Labyrinth und an mehren anderen Plätzen. Sie sind sich in der Hauptsache gleich, Stengel und Knospen werden prismatisch, sowohl am Schaftende als am Capitäle legen sich breite Blätter an, aus den eingebundenen kleinen Blumen der Säulen von Benihassan ist schon eine fast unverständliche lineare Spielerei, die an Flechtwerk erinnert, geworden. Häufiger aber war wenigstens in Theben die weit leichtere Behandlung durch einfache Bemalung. Man meisselte zu dem Zwecke Schaft und Capitäl ganz rund und ohne alle Stengel- und Knospencharakterisirung, malte die Blätter am unteren Schaftende und andeutungsweise auch am Capitäle, vergegenwärtigte das Schnürband am Säulenhalse durch verschiedenfarbige Horizontalstreifen und ebenso auch die senkrechten Bandstreifen unterhalb wie oberhalb der Verschnürung, und füllte den Schaft sonst durch mythologische Darstellungen und Opferscenen, während man das Capitäl oben mit Namensringen mit ihren Attributen decorirte, natürlich Alles innerhalb der koilanaglyphisch hergestellten Umrisse malend. Das angefügte Beispiel von dem Memnonium Ramses des Grossen (Fig. 95. b) wird davon eine Vorstellung geben. Der Art sind auch die Säulen in der grossen Halle von Karnak, im Tempel von Medinet-Abu u. s. w.

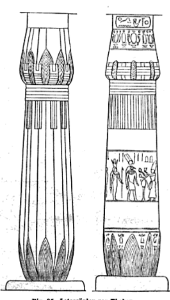


Fig. 95. Lotossäulen von Theben.
a. Sculpirte Säule vom grossen Tempel zu Karnak. b. Bemalte Säule vom Memnonium Ramses II.

Kelchsäule.

In derselben Weise nun, wie der korinthische Styl in römischer Zeit die beiden anderen griechischen Ordnungen zurückdrängte, traten auch in späterer ägyptischer Zeit die beiden bisher besprochenen Säulenarten vor einer

dritten zurück, nemlich vor der Säule mit dem Kelchcapitäl. Die bezüglichen Ordnungen hellenischer und ägyptischer Säulen gestatten den Vergleich auch noch von einem anderen Gesichtspunkte aus. Wie der Hauptunterschied der ionischen und korinthischen Ordnung im Capitäle liegt, so unterscheiden sich auch die ägyptische Lotosknospensäule und die Kelchsäule fast nur durch das Capitäl. Von der Entstehung dieses Capitäls wurde schon gesprochen, wie auch ein einfaches Beispiel schon in der Ansicht eines Felsengrabes bei Giseh (Figur 91) gegeben ward. Es ist sehr fraglich, ob diese Säule einer frühzeitigen plastischen Entwicklung sich zu erfreuen hatte, oder ob diese nicht vielmehr erst in eine spätere Epoche, welche selbst erst der Zeit der Riesenbauten Thebens nachfolgte, gehört. In den letzteren haben wir sie nur farbig behandelt ohne mehr als koilanaglyph sculpirte Gliederung, und zwar ungefähr gleichartig in der grossen Halle von Karnak und in dem Memnonientempel Ramses II. Der Schaft bietet wenig von den nicht sculpirten und blos bemalten Knospensäulen (vgl. Fig. 95. b) Abweichendes, nur fehlen hier die senkrechten Stengelenden unter der Verschnürung am Säulenhalse, wofür die Namenschilder, welche wir dort am oberen Capitälende gefunden, hier unter dem Säulenhalse angebracht sind. Der stark ausladende Kelch zeigt an den angegebenen Tempeln unten bunt

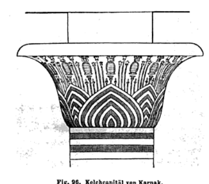


Fig. 96. Kelchcapitäl von Karnak.

gestriemte ringsum sich anlegende Blätter, hinter welchen verhältnissmässig kleine, langstielige Blumen hervorsprossen, die regelmässig von Namenschilden unterbrochen sind (Fig. 96). Die ganze Composition dieser Capitälbemalung ist kleinlich und mehr auf das Bunte als auf harmonische Gliederung berechnet, und würde, wäre nicht das hohe Alter der Säulen sicher, an eine späte überladene Behandlung einer schon lange vorher bestehenden Capitälform, deren Grundgedanke bereits fast vergessen war, denken lassen.

Karnak bietet auch noch ganz besondere Beispiele von blos bemalten Kelchsäulen dar, bei welchen die Kelchcapitäle umgestürzt auf die Schäfte gestellt sind, so dass die auf dem Schaftende aufliegende Ausladung derselben statt einer Verjüngung des Schaftes eine Verstärkung desselben nach

Umgestürzte Kelche.

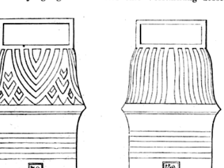


Fig. 97. Capitäle von Karnak.

oben und überdiess einen starken Ablauf erfordert. Die Säulenhalsverschnürung ist deshalb auch etwas tiefer, noch vor der Ausbeugung des Ablaufes angebracht. Der senkrechte Hieroglyphenstreifen, der den im Uebrigen einfach tiefrothen Schaft schmückt, scheint dem Schriftstreifen der sogenannten protodorischen Säule entlehnt, während das nach oben sich einziehende Capitäl schwach an die Lotossäule erinnert. Die bunte Ornamentirung des letzteren zeigt entweder das breite Sumpfblatt der übrigen Kelchcapitäle, natürlich abwärts gelegt, oder nur einfache bunt wechselnde Streifen. Der Versuch dieser Säulenform indess scheint keinen Grund gefasst und keine typische Geltung erlangt zu haben.

Sobald man sich entschloss von dem kleinlichen Muster der Bemalung abzugehen und die decorativen Motive mehr zusammenzufassen und zu stylisiren, wurde das Kelchcapitäl auch für Meisselbehandlung ein höchst passendes Object. Plastisch aber scheint zuerst eine besondere Art von Kelchcapitälen entwickelt worden zu sein, welche jedoch trotz der gefälligsten Form nicht zu ausgedehnterer Herrschaft gelangte, nemlich das Palmencapitäl. Es besteht in einfachster Gestalt, wie wir sie in dem von Amenophis III. (1524 bis 1488 v. Chr., achtzehnte Dynastie) erbauten Tempel von Soleb finden, aus einem Bündel von acht aufwärtsstrebenden Palmenzweigen, deren einzelne Blätter nur gemalt waren. Die Zweige sind oben kelchförmig auswärts

geneigt und erinnern durch diesen Ueberschlag an den Druck des Abakuswürfels und des Architravs oder auch an die Gestalt des Palmbaumes, welcher in dieser Säule als einheitliches Ganze nachgeahmt war. Die dicken, rundlich profilirten oberen Enden der Zweige lehnen sich nicht an eine Kelch-

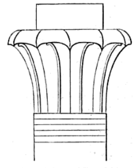


Fig. 98. Palmencapitäl von Soleb.

form, sondern sind isolirt gemeisselt und zeigen dadurch für den Blätterausschnitt des Kelchcapitäls im Allgemeinen den Weg. Das Palmencapitäl ist überdiess höher und schlanker als die übrigen ägyptischen Kelchcapitäle.

Papyrus-capitäl.

Während indess diese ebenso stattliche als sinnvolle und zugleich unbestreitbar schönste unter den ägyptischen Säulenkronen selten blieb, gewann das mit Sumpfpflanzen geschmückte Kelchcapitäl, zunächst blos in Bemalung, dann aber auch plastisch ausgeführt und überdiess bemalt, mehr Verbreitung. Die Schablonen, nach welchen die Capitälbemalung des Tempels von Karnak und des Memnonium Ramses II. ausgeführt war, eigneten sich wegen der Kleinheit des Musters wenig für die Plastik, und nur seltene Beispiele, wie im Tempel Ramses III. (c. 1270 v. Chr.), jetzt von Medinet Abu genannt, zeigen den Versuch, die Hauptlinien der dort ersichtlichen Malerei d. h. die breiten vom Säulenhalse an aufsteigenden Blätter und die senkrechten langen Stiele der kleinen Blumen einfach auf plastische Behandlung zu übertragen. Eine vollständigere und daher sehr minutiöse Nachbildung findet sich unter den Capitälen des weit späteren Tempels von Esneh, wo übrigens die plastische Auszierung flach, effectlos und nicht ohne Härte ist. Wie die Bemalung keine typische war, so dass selbst in der grossen Halle von Karnak an den nebeneinanderstehenden Säulen abweichende Muster vorkommen, so entwickelte sich auch weiterhin im plastischen Ornamente nicht der feste Styl der Capitälauszierung, wie er in der verwandten korinthischen Ordnung sich bald ausgebildet hat. Als vorwiegend herrschendes Ornament erscheint

allerdings das Blätterwerk der sumpfliebenden Papyrusstaude, wie im korinthischen Capitäl und Ornament das in Hellas einheimische Akanthoslaub, allein es erscheint in fast überall mehr oder weniger verschiedener Anordnung und wird später häufig von verschiedenen anderen Pflanzenmotiven ver-

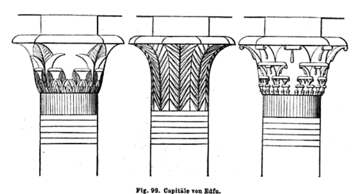


Fig. 99. Capitäle von Edfu.

drängt, welche zuletzt ihren architektonischen Charakter ganz verlieren, wie diess besonders bei den ptolemäischen Capitälen mit den allzu ängstlich der Natur nachgeahmten Reben- und Obstbaumzweigen deutlich hervortritt. Sonst sind es ausser der Papyrusstaude häufig auch andre Sumpfpflanzen und Blumen, welche das Capitälornament bilden. Sehr gewöhnlich sind auch später Capitäle, aus deren Kelch in verschiedenen Höhen gleichsam Pilze hervorzuwachsen scheinen (vgl. Fig. 99, c). Die jüngsten Beispiele der Art zeigen dann diese von Spiralen getragen und unterbrochen, die mit den Ranken des korinthischen Capitäls in naher Verwandtschaft stehen. Die Art und Anordnung der Ornamentirung besonders an den Papyruscapitälen erheischt auch oft den blätterförmigen Ausschnitt des Kelchrandes, der sich übrigens schon frühzeitig bei dem Palmencapitäl findet. Auch von der Kelchform ganz abzugehen fand man nicht unpassend, und es finden sich Capitäle ohne den überschlagenden Rand, ja es schien selbst nicht störend, geschlossene Capitäle, die, wie die beifolgende Abbildung (Fig. 100) zeigt, in den Hauptzügen an die Lotossäule erinnern, aber im Contour ganz frei, jedoch mit vielem Geschmack und Geschick behandelt sind, mitten unter die Kelchcapitäle zu setzen, wie denn überhaupt namentlich in ptolemäischer Zeit unter den Capitälen einer und derselben Halle die bunteste Abwechselung angestrebt ward. Da aber die Schäfte jedenfalls von gleicher Stärke sein mussten, so ergiebt sich von selbst, dass namentlich die Beiziehung der Palmensäule mit ihrem

verhältnissmässig höheren Capitäl die gleiche Höhe der Schäfte alterirte. Diesen Missstand wusste man dadurch auszugleichen, dass man an den übrigen Säulen die Bandverschnürung nicht am Säulenhalse, sondern etwas weiter unten am Schafte, in gleicher Höhe mit der Verschnürung der Palmensäule anbrachte. Es werden diess die drei in Fig. 99 zusammengestellten Capitäle klar machen. Der Zwischenraum zwischen dem Bande und dem Kelche aber wurde in senkrechten Rundleisten, einer Reminiscenz der Stengelbildung, ornamentirt. Es wäre leicht an hundert Säulenbeispiele zusammenzustellen,

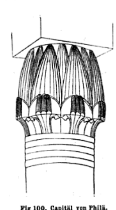


Fig 100. Capitäl von Philä.

welche alle entweder in den Kelchcapitälen, d. h. in dessen Höhe, Profil, Ausladung und Rand oder in ihrer Ausschmückung sich mehr oder weniger unterscheiden, und der daraus abzuleitende Ideenreichthum der Aegypter in der fortgesetzten und von aussen her fast völlig unbeeinflussten Neugestaltung ihrer Architekturglieder und vornehmlich dieses bedeutendsten, der Säule, ist kaum zu überschätzen. Und mit Ausnahme einiger misslungener Versuche, die übrigens alle der Ptolemäerzeit angehören, herrscht immer Geschmack und Verstand in der Disposition und Gruppirung dieser vegetabilischen Zierden, die sich auch selten nur müssig anlegen, sondern stets mit dem Kelche verwachsen erscheinen und dessen Ausladung harmonisch vermitteln.

Abakus. Der Abakus, jenes ursprünglich plattenartige Vermittlungsglied zwischen Capitäl und Architrav, verstärkt sich im Laufe der Zeit bedeutend, so dass seine Höhe besonders an einem Tempel zu Philä das Doppelte der Capitälhöhe erreicht. Ursprünglich war er gewöhnlich mit einem liegenden Namensring bemalt; als er an Höhe zunahm wurde er gleichsam zu einem Kämpfer oder einem zweiten quadratischen Capitäl, das nun häufig an den vier Seiten

jene Hathormaske annahm, die wir schon als selbstständige Capitälverzierung kennen gelernt haben. An ihrer Stelle findet sich auch die Typhons- oder Phthafratze (Philä), ja selbst die ganze koboldartige Typhons- oder Phthagestalt an Aufsätzen von doppelter Höhe (Edfu).

Pfeiler m. plastischen Bildwerken.

Neben der Säule erhielt sich auch der einfache rechteckige Pfeiler im Tempelbau. Diesem wurde jedoch gewöhnlich eine männliche Figur vorgestellt, welche indess nicht mit den griechischen Telamonen oder Atlanten zusammenzustellen ist, da diese immer, selbst wenn sie sich unmittelbar an Pfeiler oder Wände lehnen, eine tragende Function haben. Diese vorgestellten Figuren, gewöhnlich Osirisgestalten mit dessen kreuzweise über die Brust gelegten Attributen, Geissel und Krummstab, oder ähnlich behandelte Königsfiguren, sind vom architektonischen Standpunkte aus nur decorativ und ohne praktische Bedeutung. Sie sind in freistehenden und in Felsentempeln häufig, das angefügte Beispiel ist von dem Memnonium Ramses II. in Theben. Seltener sind Typhonspfeiler, und diese vorzugsweise in Nubien, wie am Berge Barkal und in mehr reliefartiger Behandlung zu Ben-Naga.

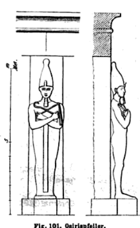


Fig. 101. Osirispfeiler.

Gebälk.

Das von Säulen oder Pfeilern getragene Gebälk besteht in der Regel nur aus zwei Gliedern, dem Architrav und dem Hohlkehlengesims, welches letztere in der senkrechten Linie des Architravs ansetzt, von diesem aber durch einen Rundstab getrennt wird, wie diess an der letztbeigefügten Abbildung (Fig. 101) ersichtlich ist. Der Architrav ist immer mit Hieroglyphen bedeckt, gewöhnlich auch das Gesimse, welches indess öfters durch das längliche, aufrechtstehende und oben abgerundete Laubwerk geziert ist, das überhaupt das typische, älteste und durch seinen Ueberschlag am oberen Ende für das Profil des Carnieses maassgebende Ornament dieses ägyptischen Architekturgliedes gewesen zu sein scheint, sich aber nur an den Thürbekrönungen dauernd erhielt. Ob diese Zierde aus dem Vorbilde stehend aneinandergereihter Blätter oder eines ähnlich behandelten Federschmuckes, dessen Annahme durch die am Kopfputz von Göttergestalten auf Wandgemälden vorkommenden Federn wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, so doch möglich gemacht wird, sich entwickelt habe, darüber sind die Ansichten verschieden; die erstere Annahme dürfte jedoch in Rücksicht auf die sonst überall wahrnehmbaren vegetabilischen Vorbilder die wahrscheinlichere sein. Mit dem Ornamente des Hohlkehlengesimses hängt auch die Auszierung des Leistens zusammen. Denn die deut-

lich an Holzvorbilder anklingende Verschnürung dieses Leistens, wegen des fortlaufenden Bandes genetisch unerklärbar, wenn man sich nicht den Leisten getrennt, und erst nach der Umschnürung an die Fuge zwischen dem Architravbalken und dem Carniese oder vielleicht nur an den oberen Rand des ersteren gefügt denkt, kann nicht bedeutungslos sein, gewinnt aber ihre volle Bedeutung durch die Vorstellung, der Blätter- oder Federnschmuck des Carnieses sei durch das Schnürband an dem Leisten und mit diesem an dem Architravbalken befestigt.

Decke.

In Säulenhallen spannten sich natürlich die Architravbalken von einem Säulenmittelpunkte zum anderen, bei grösseren Verhältnissen häufig aus zwei nebeneinander gelegten Steinbalken bestehend, die auf die Schmalseite gestellt sind, wodurch, ohne dass dadurch der Solidität Eintrag geschah, die beim Bau zu hebenden Lasten auf die Hälfte reducirt wurden. Der quadratische Raum zwischen den sich kreuzenden Architraven wurde durch längliche Steinplatten gedeckt, die man wie Bohlen nebeneinanderlegte, und zwar so eng und genau gefügt, dass sie von unten den Anblick einer einzigen Deckplatte darboten, worin der meist aufgemalte tiefblaue von Sternen und astronomischen Darstellungen unterbrochene Ton unterstützte. Die Enden der Deckplatten werden nach aussen durch den Hohlkehlencarnies, welcher bei gewöhnlich halber Breite nur auf der äusseren Hälfte des Architravs ruht, maskirt.

Verbindung des Palast- u. Tempelbaues.

Die Säulen fanden ihre vorzüglichste Verwendung im Tempelbau. Dieser umfasst in Aegypten im weiteren Sinne weit mehr, als in dem Begriffe liegt. Denn von einem gesonderten Palastbau sind nur wenige Reste, wie z. B. der sogenannte Pavillon von Medinet-Abu übrig, so dass die Annahme wohl gerechtfertigt ist, dass die grossen Tempel mit ihren weitläufigen Wohnräumen an ihrer Rückseite zugleich den Königen als Paläste dienten. Die Tempel, d. h. die grossen Reichstempel waren im Frieden der Wirkungskreis des Königs und auch dessen Gefängniss. Unablässig beschäftigt mit dem complicirtesten Gottesdienste stand er natürlich nicht blos in Verbindung, sondern selbst in Abhängigkeit von den ihn umgebenden höheren Priesterclassen, deren Aufsicht, Lehre und Rath ihn wie der Schatten verfolgte, und deren Einfluss sich nicht blos auf alle Entschliessungen, selbst auf die alltäglichen Functionen, wie Essen und Trinken erstreckte. Der dauernde Aufenthalt der Priester in den das Allerheiligste umgebenden Wohnräumen und Höfen machte überdiess den Palast zugleich zum Kloster, und erforderte für die Beschäftigung und für den heiligen Dienst der Priester noch manche andere Einrichtungen, unter welchen eine Bibliothek, wie sie wenigstens im Memnoniumtempel Ramses II. gewesen zu sein scheint, die hervorragendste war. Diese complicirte Verbindung von Palästen und Priesterwohnungen mit einzelnen ägyptischen Tempeln veranlasste grosse Verschiedenheiten in der Anlage, zu welchen überdiess locale Verhältnisse, die angestrebte Verbindung mehrer in nicht ganz gleicher Richtung angelegter Tempelräume, sowie zahlreiche Anbauten und nachträgliche Erweiterungen noch Wesentliches beitrugen. Auch

ist wohl — wenn wir von den Tempeln des alten Reiches, deren Kenntniss noch sehr lückenhaft ist — ganz absehen, zwischen Tempeln und Kapellen, wie zwischen Tempeln der 17. bis 20. Dynastie und den Tempeln späterer, besonders der Ptolemäer- und der Römerzeit zu unterscheiden.

Dreitheilung d. grösseren Tempel.

Legen wir nun unserer Betrachtung die grösseren Tempel des neuen Reiches von der siebzehnten bis zur siebenundzwanzigsten (Perser-) Dynastie, des Jahrtausends von 1684 bis 525 v. Chr. zu Grunde, so lassen sich in der Hauptsache drei Abtheilungen des ägyptischen Tempels erkennen: ein in der Mitte offener Säulenhof, eine gedeckte Säulenhalle und die heiligen Tempelräume im engeren Sinne. Diese Dreitheilung macht der beifolgende Plan des Südtempels von Karnak, Tempel des Kons, (Fig. 102) anschaulich, zugleich mit den sich oft vorlegenden Sphinxgallerien, jenen breiten heiligen

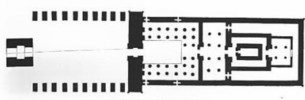


Fig. 102. Südtempel von Karnak.

Tempelwegen, die zum Theil, wie am Tempel zu Der-el-bahri und zu Karnak, eine bedeutende Länge und vornehmlich den Zweck hatten, mehre Heiligthümer mit einander zu verbinden. Diese Sphingen sind gewöhnlich auf Piedestalen liegende Löwengestalten entweder mit dem Haupte eines Mannes, Königs (weibliche Sphingen sind eine nichtägyptische Vorstellung), oder mit dem Haupte eines Widders, besonders in der Ammonsstadt Theben. Seltener sind vollständige Widder mit eingezogenen Vorderbeinen, und dann vorzugsweise in Nubien vorkommend. Sie scheinen als eine Art von festlichem Spalier gedacht, weniger für den eintretenden Andächtigen, obwohl sie auch diesem Ehrfurcht vor dem Orte, den er betreten wollte, einflössen mochten, als vielmehr für die verschiedenen Processionen, die sich zwischen derartig verbundenen Heiligthümern bewegten, bestimmt. Die Sphinxgallerien begannen manchmal mit einem grossartigen freistehenden Pylonbau, von welchem an dem in obenstehendem Plane gegebenen Tempel nur der Durchgang sich erhalten hat.

Pylonbau.

Diese Pylone bestehen aus zwei nebeneinander gestellten, nach oben sich stark verjüngenden massiven Thürmen, zwischen welche der Eingang eingezwängt ist. Die beiden Thürme sind an allen Kanten mit dem umwickelten Rundstabe umsäumt, den wir schon als Architekturglied beim Gebälke kennen gelernt haben, und mit dem ebenfalls schon von daher bekannten Hohlgesims bekrönt. Nach der oben gegebenen Erörterung scheint jener

Saum nur oben unter dem Gesimse seiner Bedeutung nach gerechtfertigt und an den schrägen Seiten abwärts lediglich fortgeführt, um eine äussere Harmonie in den ganzen Bau zu bringen. Die Wandflächen sind ganz mit bemalten Sculpturen bedeckt, jenen sogenannten Koilanaglyphen, welche trotz ihrer flachen Behandlung doch in den Umrissen nicht ohne bedeutende Licht- und Schattenwirkung sind. Die Darstellungen sind nemlich vertieft, erheben sich aber innerhalb dieser Vertiefung, soweit die Wandfläche es erlaubt, noch zu einem flachen Relief. Es finden sich natürlich, wie überhaupt an den Tempelwänden, zumeist Opfer, doch auch Kriegsthaten der Könige dargestellt. Die Aussenseite der Pylone zeigt auch je zwei oder mehr senkrechte Einschnitte, die zur Aufnahme von bewimpelten Masten dienten, wie diess durch eine schon von der französischen Expedition gefundene Darstellung einer Tempelfaçade an einer Wand im grossen Südtempel von Karnak gesichert wird. Von der Gestalt eines Pylonbaus, von dessen Verhältniss zum Tempel und von dem letzteren in seiner Gesammtheit wird die beifolgende Ansicht des Tempels von Edfu ein anschauliches Bild gewähren.

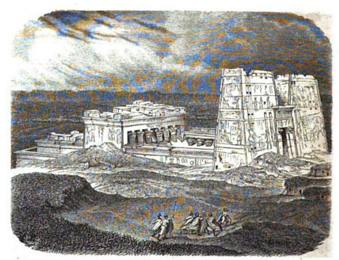


Fig. 103. Ansicht des Tempels von Edfu.

Idee und Zweck der Pylone.

Die beträchtliche Einziehung der Pylonthürme, die auch an allen Mauern an deren Aussenseite bemerkbar ist, enthält eine nicht zu verkennende Reminiscenz an den Pyramidalbau des alten Reiches, der überhaupt die ur-

sprüngliche monumentale Idee Aegyptens gewesen zu sein scheint. Der verschiedene Zweck bedingte indess bei den Königsgräbern den Abschluss in einer Spitze, wodurch jeder Gedanke an eine anderweitige Benutzung eines solchen Grabdenkmals buchstäblich den Boden verlor, bei den Pylonen aber, bei denen man auch auf eine gewisse Brauchbarkeit rechnete, den Abschluss in einer horizontalen Fläche oder Platform. Denn es ist kaum anzunehmen, dass einzig dem Bestreben, dem Tempeleingang ein imposantes Aussehen zu geben, der ägyptische Pylonbau seinen Ursprung verdankte, so wenig als das Zeigen nach oben als der einzige Grund des Thurmbaues der christlichen und muhammedanischen Kirche betrachtet werden kann. Wäre diess der Fall gewesen und hätten die Pylonen ohne innere Bestimmung nur den Zweck gehabt, dem gläubigen Publicum in die Augen zu arbeiten, so würden sie noch weniger wie die Pyramiden, deren Grabkammern und Gänge übrigens zumeist unterhalb in den Felsen gehauen sind, von Gängen, Treppen und Kammern durchbrochen worden sein. Da aber überall in den Pylonen solche, und zwar von Fenstern, die dem äusseren Anblick keineswegs förderlich waren, erhellt und bis auf die Platform führend sich finden, so hatten sie auch eine räumliche Bedeutung, über welche uns Olympiodor einen sehr glaublichen Aufschluss giebt. Er sagt nemlich, dass Claudius Ptolemäus vierzig Jahre mit der Beobachtung der Gestirne in den sogenannten »Flügeln« (welche nach den Parallelstellen nichts Anderes sind als eben die Pylone) des Tempels von Canobus zubrachte. Höchst wahrscheinlich waren daher die ägyptischen Pylone ebenso wie die Pyramidalterrassen Chaldäa's Sternwarten, freilich wohl weniger für rein astronomische als für astrologische Zwecke.

Obelisk.

Diese massiven Thore wiederholen sich an manchen Tempeln, die aufeinanderfolgenden Höfe theilend, zwei- bis viermal, an Dimensionen allmälig abnehmend, und nicht immer in derselben Linie, sondern öfters aus localen Gründen, oder um die Verbindung von zwei verschieden situirten Tempeln zu vermitteln, oder aus anderen nicht leicht ersichtlichen Ursachen etwas schräg gestellt. Häufig sind sitzende Kolossalstatuen von Königen an einer oder an beiden Seiten des Durchganges vorgesetzt, manchmal auch Obelisken, von denen sich ausser vielen anderen namentlich die beiden riesigen vor dem Tempel von Luxor bis zum Jahre 1831 an Ort und Stelle erhielten, in welchem Jahre der westliche ausgehoben wurde, um nach Paris gebracht und auf Place de la Concorde aufgestellt zu werden. Die Obelisken retteten noch mehr als die Pylone die Pyramidalform ins neue Reich herüber: denn sie sind selbst nichts Anderes, als auf Stelen gesetzte Pyramiden. Ihr Zweck war, für besondere Inschriften einen abgesonderten imposanten Raum darzubieten, der selbst durch die Schwierigkeit seiner Herstellung seine Bedeutung erhöhte, die ganze Stela nemlich musste monolith, d. h. aus einem einzigen Blocke (Granit) gearbeitet sein. Sie erhoben sich nicht, wie man gewöhnlich annimmt, unmittelbar vom Boden, sondern standen auf einem wenig über den Boden ragenden quadratischen Sockel, welcher Umstand ihre Aufstellung noch erschwerte. Schon aus der sechsten Dynastie wird ein Obelisk erwähnt,

und in der That wurde auch bereits in einem Grabe aus der siebenten Dynastie bei Giseh ein kleiner Obelisk gefunden. Von den grösseren ist der noch aufrechtstehende von Heliopolis (jetzt Matarijeh) der ältest bekannte, und von Sesostris I. (2371—2325 v. Chr., zwölfte Dynastie) errichtet. Sie sind fast alle, wie die noch in Aegypten befindlichen so auch die in römischer Kaiserzeit nach Rom geschleppten, von quadratischer Grundfläche, und ihr Schaft, der nach Wilkinson's Beobachtung unmerklich geschwellt ist, verjüngte sich leicht bis zur pyramidalen Spitze, welche bald steiler, bald flacher erscheint. Ein im Fajum bei Bedschig unweit Arsinoe gefundener, gestürzter Obelisk weicht jedoch von dieser Grundform dadurch ab, dass er nicht eine quadratische, sondern oblonge Grundfläche zeigt, indem zwei Seiten doppelt so breit sind als die beiden anderen, und dass er nicht in eine Pyramide, sondern halbkugelförmig geendet zu haben scheint.

Peristyl. Der auf den Hauptpylon folgende Säulenhof zeigt an dem oben angeführten Plane des Südtempels von Karnak nur die drei Seiten mit Ausschluss der Pylonenseite mit Säulen umgeben. An dem Tempel von Luxor, der überdiess nicht von rechteckiger, sondern rhombischer Form ist, sind dagegen die vier Seiten mit doppelten Säulenreihen umsäumt, während die Säulenhöfe des grossen Tempels von Karnak, des Tempels von Medinet-Abu und andere nur an zwei Seiten Säulenstellungen haben. An dem letzteren Tempel ist überdiess die Säulenreihe der rechten Seite durch eine Pfeilerreihe mit den schon besprochenen Osirisbildern ersetzt. Dieser offene Säulenhof erscheint aber öfters verdoppelt, wie dieses bei dem Memnonientempel Ramses II. (dem sogenannten Grabmal des Osymandyas), bei den Tempeln von Medinet-Abu, von Luxor und anderen der Fall ist. Es scheint dabei, wovon jedoch Luxor abweicht, Regel gewesen zu sein, die Säulen oder Osirispfeilerstellungen des zweiten Hofes zu vermehren; gewöhnlich stiessen auch die beiden Höfe, entweder durch eine einfache Mauer mit Thorweg (Tempel Ramses II.) oder durch einen Pylonbau getrennt (Tempel von Medinet-Abu), unmittelbar aneinander, die beiden Säulenhöfe von Luxor aber werden erst durch einen zwischenliegenden gedeckten Säulengang miteinander verbunden.

Hypostyl. Auf diesen Säulenhof (Peristyl) folgte dann eine gedeckte Säulenhalle (Hypostyl), deren Säulenzahl je nach den Dimensionen der ganzen Anlage sehr verschieden ist. In dem Südtempel von Karnak war die Halle nur von acht Säulen getragen, während sie an dem Tempel von Medinet-Abu vierundzwanzig, am Tempel von Luxor zweiunddreissig, am Memnonium Ramses II. achtundvierzig und an dem grossen Tempel von Karnak die fast beispiellose Zahl von einhundertvierunddreissig Säulen enthielt. Bei den grösseren Säulenhallen der Art war der Mittelgang, wie sich aus dem beifolgenden theilweisen Durchschnitt ergiebt, durch Säulen von grösseren Dimensionen ausgezeichnet, welche dann auch durch das Kelchcapitäl von den übrigen Säulen mit dem Knospencapitäl sich unterschieden. Die vergrösserten Dimensionen dieser Säulen des Hauptdurchganges unterbrechen die horizontale Decke der übrigen Halle nicht blos in einer den Hauptdurchgang imposant

charakterisirenden, sondern auch für die Beleuchtung sehr förderlichen Art. Denn die Verbindung der höheren Decke des Mittelganges mit der niedrigeren der übrigen Halle gab sehr geeigneten Raum für fensterartige Oeffnungen, die in Karnak von fast gitterförmiger Gestalt sind, während sie sonst durch einfache Pfeilerstellungen gebildet werden. Von der Gestalt und Ornamentirung der Architravbalken und der Decke im Allgemeinen wurde schon gesprochen, was aber die Halle von Karnak im Besonderen betrifft, so gehen deren Dimensionen und die riesigen dabei verwendeten Baustücke fast in's Unglaubliche. Die Mittelsäulen, welche eine Höhe von 75′ haben, und deren

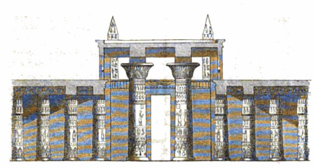


Fig. 104. Durchschnitt der Halle von Karnak.

Capitälkelche einen Durchmesser von 20′ zeigen — gross genug, um zur Ausrichtung einer ansehnlichen Tafel Raum zu bieten — sind durch je zwei Architravbalken verbunden, welche 22′ in der Länge, 4′ in der Dicke und über 6′ in der Höhe messen und ein Gewicht von 825 Centnern repräsentiren. Nicht viel geringer sind dann die 28′ langen Deckplatten, oder vielmehr Deckbalken, da Breite und Dicke fast gleich ist 4 : $3^2/_3$′. Dass Lasten der Art vermittelst der gewöhnlichen und noch üblichen Vorrichtungen gehoben und an ihre Stelle gesetzt wurden, wird kaum mit Sicherheit zu behaupten sein, wahrscheinlich bediente man sich auch hier, wie bei den Pyramiden, einer allmälig aufgehöhten schiefen Ebene. Dem zweifellos ungeheuren Aufwande bei der baulichen Herstellung der Säulenhalle von Karnak entsprach auch dessen künstlerische Auszierung: der dichte Säulenwald und alle Wände, Gebälk- und Deckenstücke der 300′ langen Halle sind nemlich mit bunten Bildwerken buchstäblich bedeckt, so dass zur Vollendung des einzigen Saales die Regierungszeit und die Mittel eines einzigen Herrschers kaum ausgereicht haben dürften. Bisher wurden auch bereits die Namensringe von fünfundzwanzig Königen, die an der Vergrösserung und Vollendung des Riesenbaues von Karnak thätig waren, entdeckt, eine Zahl, die bei vollständiger Erhaltung der Anlage ohne Zweifel noch grösser gefunden worden

Innere Tempelräume.

wäre. Auch bei anderen grösseren Tempeln ist das Hypostyl die höchste und prachtvollste der drei Tempelabtheilungen.

Die gedeckte Säulenhalle, welche z. B. in Soleb wie der Säulenhof doppelt ist, führte durch die Mittelthüre zu der eigentlichen dem Eingang gerade gegenüber in der Mitte liegenden vielfach verschachtelten Tempelcella, und durch Seiteneingänge zu den diese in einigem Abstande umgebenden Räumen, welche theils für den Dienst der Gottheit, theils für Priesterwohnungen und deshalb auch, wie schon erwähnt, für den obersten Priester, den König, als Palast eingerichtet waren. Bei kleinen Tempeln kann natürlich von weitläufigen Priester- oder gar Königswohnungen keine Rede sein, obwohl die Kammereintheilung selten so einfach ist, wie in dem unserer Besprechung zu Grunde gelegten Plane des Südtempels von Karnak; dafür sind in dem grossen Staatstempel von Karnak diese Räume nicht blos sehr ausgedehnt und entwickelt, sondern es

Fig. 105. Grundriss des grossen Tempels von Karnak.

lässt sich sogar, wie aus dem vorstehenden Plane ersichtlich ist, eine von den die Cella umschliessenden Tempelräumen ganz getrennte grosse Palastanlage unterscheiden, welche indess ebenfalls durch die innere Tempelumfriedung eingeschlossen wird. Der grosse Tempel von Karnak zeigt auch eine an anderen Anlagen der Art nicht wahrnehmbare scharf ausgeprägte Zweitheilung: das Riesenhypostyl und der eigentliche Tempel mit den Palasträumen stehen nemlich nicht miteinander in Verbindung; ein Pylonbau schliesst das Hypostyl ab und mit anderen nach kleinerem Maassstabe aufgeführten Pylonen, die gegen das Hypostyl hin ganz frei stehen und wieder ein Obeliskenpaar vor sich haben, fangen die Tempelräume an, denen aber noch ein verhältnissmässig kleiner, d. h. zusammengedrängter Säulenhof vorangestellt ist. —

Aeussere Bestandtheile des Tempelcomplexes.

Grosse Tempelanlagen waren gewöhnlich durch eine grosse wallartige Umfriedung eingeschlossen, welche häufig noch andere kleinere Tempel und Wohnräume, grosse und kleine Teiche für die häufigen Reinigungsceremonien, Gehege für die verschiedenen Thiere u. dergl. enthielt. Auch gelangte man öfters von dem äusseren Säulenhofe aus zu einem kleineren seitlich angebauten Nebentempel, dem sogenannten Typhoneum (vgl. Fig. 105), wie auch die Zugänge zum Haupttempel von der Seite her, deren namentlich an dem grossen Tempel von Karnak viele waren, hin und wieder durch Pylonbauten charakterisirt wurden. Der in der Mitte der ganzen Anlage befindliche rechte Seitenzugang zum Haupttempel von Karnak, dessen Mündung auf dem obigen Plane durch zwei Schenkelmauern kenntlich ist, zeigt nicht weniger als vier gewaltige Pylone, an deren äusserstes Paar sich eine lange Sphinxallee anschliesst, welche den Haupttempel mit einem mehr als 1000′ entfernten anderen Tempel in Verbindung setzt.

Monolithe Kapellen.

Ausser den grossen ebenbeschriebenen Tempelanlagen fand sich auch eine grosse Menge mit diesen in Verbindung stehender oder isolirter kleiner Tempel oder Kapellen, die bis zu den kleinstmöglichen Dimensionen herabgehen. Es gab Kapellchen, die monolith hergestellt werden konnten, wie die von der französischen Expedition zu Meylauy el Arich entdeckte Kapelle von schwarzem Basalt, die tragbare monolithe Cella von Theben, die noch neben dem Wege zum Phtha-Tempel liegt, und andere durch classische Nachrichten erwähnte. Diese letzteren aber bildeten oft nur den Kern grösserer Anlagen, wie nach Herodot die monolithe Kapelle von Buto und auch die von Sais, an welchem Orte sie allerdings diese Bestimmung durch äussere Hindernisse nicht erreichte, sondern am Eingange der Tempelanlage stehen blieb.

Grössere Kapellen.

Abgesehen von diesen Monolithen haben fast alle Kapellen einen mehr oder weniger verschiedenen Grundplan. Entweder zeigen sie die schon besprochene Verschachtelung der Tempelcella in mehrfacher Ummauerung, oder ein Nebeneinander von mehren Kammern, indem entweder nur die Idee des innersten Heiligthums einer grösseren Tempelanlage oder die der letzteren in ihrer Gesammtheit maassgebend war (Fig. 106). In beiden Fällen bieten sie äusserlich, wie auch die grossen Tempel, nur Mauern dar, welche jedoch

wenigstens an der Fronte als Ersatz für das gewöhnlich fehlende Pylonportal mit dem umschnürten Rundleisten eingesäumt und mit der Hohlkehle bekrönt sind, wie auch den sonst schlichten Thüreingang eine solche Bekrönung charakterisirt. Die Oede der Mauern ist durch die bunten Koilanaglyphen

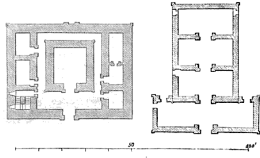


Fig. 106. Kapellen von Theben.

belebt, wodurch überhaupt die Aegypter ihre ungegliederten und meist fensterlosen Wände erträglich zu machen wussten.

Einflüsse der Ptolemäerzeit.

Der ägyptische Tempel erhielt aber äusserlich wie innerlich eine etwas veränderte Gestalt, als gegen das Ende der ägyptischen Unabhängigkeit das Kunstleben desjenigen Volkes, auf welches vorher Aegypten nicht ganz ohne Einfluss gewesen war, wieder über das Nilland zurückwogte, nemlich die Cultur der Hellenen. Gleichwohl war und blieb Aegypten das einzige Land, das sich in seiner Kunst nicht vor dem sonst allenthalben siegreichen Hellenismus beugte, das zwar manches griechische Element in sich aufnahm und verwerthete, aber doch seine nationale Kunst im Ganzen und Grossen nicht aufgab, selbst als bereits mehr denn ein halbes Jahrtausend von Fremdherrschaft durch Perser, Ptolemäer und Römer über das gesegnete Land hingegangen war. Die Aeusserlichkeit des griechischen Tempels war auch der Innerlichkeit und geheimnissvollen Abgeschlossenheit des ägyptischen so entgegen, dass eine vollständige Durchführung des hellenischen Tempelplanes am Nil nicht möglich schien, und eine allgemeine Einsicht in die Vorgänge im Innern der Tempelmauern mochte auch dem Interesse der Priesterkaste bedenklich zuwiderlaufen. Gleichwohl konnten es sich die Ptolemäer in ihrer äusseren Prachtliebe und hellenischen Abkunft nicht versagen, den Säulenbau, der bisher nur im Innern sich entfaltet hatte, auch nach aussen zu verlegen, wobei man sich aber nicht blos an ägyptische Säulenformen hielt, sondern auch im Sinne ägyptischer Abschliessung die freie hellenische Säulenstellung wesentlich modificirte. In hellenischer oder römischer Weise wären abgeschlossene Räume ohne Verzicht auf Säulengliederung durch Halb-

säulen und Pilaster, welche namentlich in der römischen Architektur eine so grosse Rolle spielen, auszuschmücken und dadurch ein Mittelweg zwischen Säulen- und Mauerbau einzuschlagen gewesen. Halbsäulen und Pilaster aber blieben Aegypten bis in die letzte Zeit fast völlig fremd, indem man dort dasselbe Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen strebte. Die Intercolumnien (Säulenzwischenräume) wurden nemlich bis über halbe Höhe hinauf durch hineingezwängte Wände geschlossen, wovon die beifolgende Abbildung eine Vorstellung geben wird. Dadurch wurde man der Sorge für Beleuchtung überhoben, gerieth aber mit der Thüre in einige Schwierigkeit. Denn



Fig. 107. Kapelle auf der Höhe des Tempels von Denderah.

diese hätte in Berücksichtigung der Bedürfnisse bei Processionen u. s. w. eine bedeutendere Höhe erheischt, als sie diese innerhalb einer solchen Zwischenwand erhalten konnte, wenn man sie in der gewöhnlichen Weise durch einen mit der Hohlkehle bekrönten Sturz abgeschlossen hätte. Man zeigte deshalb diesen Sturz nur durch dessen Ansätze an beiden Seiten an, ohne die Thüre wirklich zu überdecken. Die niedrigen Zwischenwände, welche mächtiger zu sein pflegten als die Durchmesser der Säulen, verdeckten den unteren Theil des Säulenschaftes fast vollständig, und würden ihn ganz unsichtbar gemacht haben, wenn diese Zwischenwände nicht bei den Säulen unterbrochen, sondern in fortlaufender Aussenlinie hergestellt worden wären. Durch diese markirte Unterbrechung der Zwischenmauern entstanden gleichsam einzelne Schirme, von welchen jeder mit dem umschnürten Rundleisten eingesäumt und durch das Hohlkehlengesims abgeschlossen wurde. Zu dem letzteren kam später noch eine Verdoppelung, indem man ein zweites Gesimse aufsetzte, das durch eng nebeneinandergereihte Uräosschlangen in überladener und unschöner Weise decorirt ward, eine Ausschmückung, die auch

den Profilschnitt dieses Carnieses bedingte. Die Wandflächen waren, wie die Wände überhaupt mit Opferdarstellungen bemalt. Kleine Tempel oder vielmehr Kapellen der Art hatten im Innern gar keine Cella, und scheinen gewöhnlich hypäthral, d. h. unbedeckt gewesen zu sein, wodurch sie zur blossen Umfriedung wurden, so dass sie eher als Pferche für heilige Thiere oder als für bestimmte Culthandlungen abgeschlossene Räume, denn als eigentliche Tempel zu betrachten sein dürften.

Hellenisirende Anlagen.

Bei etwas erweiterten Dimensionen finden sich innerhalb dieser Säulenumfriedungen auch Cellen nach Art der Tempelräume Griechenlands und Italiens, entweder mit Pronaos und Opisthodom d. h. mit Quertheilung der Cella, oder mit theilweiser dreifacher Längentheilung (nordöstlicher Tempel von Denderah). Bei solchen Tempeln sind dann die Ecksäulen durch Pfeiler ersetzt, welche durch ihre Verjüngung wie durch ihre architektonische und plastische Behandlung als ein Rest der früher üblichen Aussenmauer sich eng an die älteren ägyptischen Tempel anlehnen. Die einfachste Art solcher Tempel ist die, welche an den Langseiten nur rechteckige Pfeiler enthält, wie wir diess z. B. an einem kleinen Tempel von Elephantine sehen, der zu den sogenannten Mammeisi-Tempeln gehört. Hier findet sich auch eine erhöhte Platform mit einer schmalen zu derselben führenden Treppe. Es scheint, dass diese Form das verhältnissmässig höchste Alter unter den in Rede stehenden besitzt, und die wenigen verwendeten Säulen sind in den bekannten Beispielen immer Lotosknospensäulen, welche in ptolemäischer Zeit durch die Kelch- und Hathormasken-Säule fast verdrängt sind; eine bestimmte Entstehungszeit jedoch ist nicht anzugeben. Uebrigens ward durch diese Formen selbst bis in die letzten Zeiten die altägyptische Tempelform keineswegs verdrängt, denn gleichzeitig neben solchen Tempeln mit hellenisirendem Grundplane erheben sich noch immer andere in altägyptischer Weise, wie diess der Tempelcomplex von Philä auf nachfolgendem Plane zeigt. Auch combinirt sind beide Arten auf verschiedene Weise. So ist z. B. dem Pylonhof eines Nebentempels von Medinet-Abu ein halbgeschlossener, kleiner, äusserlich von Säulen umgebener Vorhof vorangestellt, während der grosse Tempel von Denderah, sonst ganz in altägyptischer Weise gebaut, gleich mit dem Hypostyl beginnt, welches jedoch nicht die gewöhnliche Pylonfaçade vor sich hat, sondern durch halbgeschlossene Säulen selbst die Aussenseite bildet. Das Dach desselben Tempels trägt überdiess noch eine besondere kleine Tempelhalle späteren Styls, die sich bereits in Fig. 107 dargestellt findet.

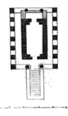


Fig. 108. Tempel von Elephantine.

Nubische Tempel.

Der jüngere Tempelstyl ist auch weiter nilaufwärts in Nubien der vorherrschende, nur werden die Bauten einfacher, nüchterner, die Pylone schlanker, die Mauern höher. Im Allgemeinen sind die Verhältnisse verkümmert im Vergleich mit den Riesenwerken von Memphis und Theben und

der wohlerhaltene Tempel von Sabua mit seiner durch zwei stehende Figuren eröffneten Sphinxgallerie ist ein sprechendes Beispiel von der Nüchternheit und Armuth, wie von der Magerkeit und den schwächlichen Dimensionen der nubischen Tochterkunst. Denn dass Nubien seine Kunst von Aegypten

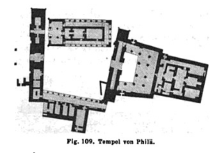


Fig. 109. Tempel von Philä.

entlehnte, und dass die Cultur nicht stromabwärts, wie man früher glaubte, sondern stromaufwärts ging, ist, wie schon erwähnt, jetzt unzweifelhaft festgestellt.

Felsentempel.

Unter den nubischen Denkmälern sind entschieden die hervorragendsten die Felsentempel. Diese waren weder um Memphis noch in der Thebais durch die Localität geboten. Das breite Nilthal hier wie dort und in der Umgegend der dazwischen liegenden bedeutenderen Städte zwang nicht zu einem Auskunftsmittel, welches den Göttern einräumte, was für die Menschen unbrauchbar war, wenn man auch dort, wie aus den Königsgräbern sowohl auf dem memphitischen Pyramidenplateau wie in den Schluchten der Höhenzüge bei Theben ersichtlich ist, den Werth der gesegneten Nilebene wohl zu schätzen wusste. Gegen die Katarrhakten hin aber drängt sich der Saum des libyschen und des arabischen Wüstengebirges so nahe an den Strom, dass der schmale Uferstreifen auch für die Tempel keinen ausreichenden Raum mehr darbot. Man grub daher das eigentliche Heiligthum, nemlich die Cella mit ihren nächstliegenden Vorhallen und umgebenden Seitenkammern, in den Felsen und setzte diesem, soweit es thunlich war, noch Höfe und Treppen voran, so dass die Anlage theils aus Freibau, theils aus Grottenbau bestand. Von den Freibauten hat sich wenig mehr erhalten, dagegen erscheinen die Felsenarbeiten noch in ihrer fast vollständigen grossartigen Pracht.

Felsentempel im eigentlichen Aegypten.

Versuche der Art finden sich schon unterhalb der Katarrhakten, wie die Felsenkapellen von El Kab, von Redesieh und Silsilis. Doch vermissen wir an diesen noch die Ausführung einer Façade im Felsen selbst; denn an allen diesen ist die nüchterne Fronte nur angebaut, entweder als eine Kapellenvorhalle mit Lotossäulen, deren Intercolumnien durch Zwischenwände theil-

weise geschlossen sind, wie bei den zwei erstgenannten, oder als eine nackte mit der Hohlkehle gekrönte und nur von ganz schmucklosen Eingängen unterbrochene Wand, wie sie sich bei der letzteren Felsenkapelle findet. Auch die Innenentwicklung ist ganz unbedeutend und bietet wenig mehr als rechtwinklig ausgehöhlte Grotten; in seichten Nischen und rechteckigen Pfeilern oder Lisenen besteht die ganze Architektur.

Felsentempel von Abu-Simbel.

Bedeutender nach innen und aussen sind die Felsentempel Nubiens und unter diesen ragt am meisten der grössere von Abu-Simbel (Ipsambul) unfern von der zweiten Katarrhakte hervor. Wir finden hier eine grossartige Felsenfaçade, bei welcher jedoch der plastische Charakter den architektonischen

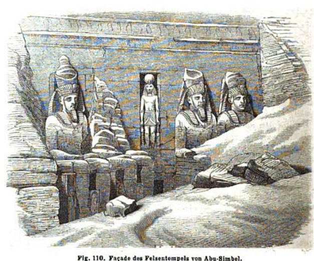


Fig. 110. Façade des Felsentempels von Abu-Simbel.

überwiegt. Die Aehnlichkeit mit der Pylonfaçade eines Freitempels durchzuführen, war nemlich unmöglich. Der nicht sehr steil abfallende Fels konnte durch einen Ausschnitt höchstens zu der annähernd senkrechten Fläche der ägyptischen Wände gearbeitet werden, dessen Bekrönung oben in der gewöhnlichen Weise angedeutet wurde: auf die Zweitheilung der Seitenthürme und die Freistellung des Einganges zwischen den Pylonen musste man verzichten. Dafür benutzte man die bedeutende wegzuarbeitende Felsmasse zu vier sitzenden Kolossen, gleichsam riesigen Tempelwächtern, wie sie auch bei Freitempeln neben dem Eingange angebracht zu werden pflegten, und an den Heiligthümern von Luxor und Medinet-Abu sich noch finden. Diese

Bildnisse, Ramses II. den Grossen darstellend, massen 51′ in der Höhe ohne die Kopfbedeckung, welche in vollständiger Erhaltung 14′ hoch war; eine der Figuren ist fast vollständig zerstört. Zwischen den Beinen und an den Seiten der Kolosse sind weibliche Gestalten in Hochrelief und in viel kleinerem Maassstabe angebracht, bei jedem Kolosse drei, welche als die Töchter oder Frauen des grossen Königs bezeichnet werden. Ueber dem Eingange befindet sich in einer schmalen Nische in Hochrelief ein Götterbild mit der Sonnenkugel auf dem Sperberhaupte, neben welchem zu beiden Seiten eine opfernde Königsgestalt in koilanaglypher Arbeit wahrnehmbar wird, die durch Namensringe als den grossen Ramses II. (neunzehnte Dynastie 1388—1322 v. Chr.) darstellend sich erweist, welcher somit auch als der Erbauer dieses Felsentempels zu betrachten ist.

Inneres.

Der Eingang zum Tempel wurde, da das Denkmal vorher bis an die Köpfe der Kolosse, die erst Burkhardt i. J. 1813 zufällig entdeckte, von dem über das Wüstenplateau herabgewehten Sande verschüttet war, durch

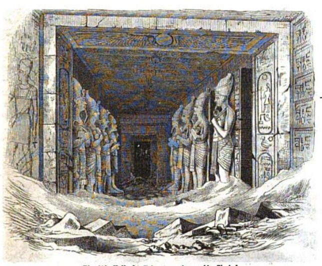


Fig. 111. Halle des Felsentempels von Abu-Simbel.

eine von Belzoni i. J. 1817 veranstaltete grossartige Ausgrabung aufgefunden. Man gelangt durch denselben zunächst in einen 57′ langen, 52′ breiten und etwa 30′ hohen Felsensaal, der an den beiden Langseiten je vier rechteckige Pfeiler zeigt. Diesen sind, wie der ganze Saal aus dem lebenden Fels

gehauen, dieselben Osiris- oder Königsgestalten mit Krummstab und Geissel vorangestellt, wie wir sie schon von Medinet-Abu und anderwärts her kennen. Der ganze Raum ist mit prächtigen Hieroglyphen und historischen Koilanaglyphdarstellungen geschmückt, die in voller Farbenpracht gefunden wurden. Von dieser Halle gelangt man durch zwei andere Gemächer, von welchen das erste von vier Pfeilern gestützt ist, in eine 23′ 7″ breite und 12′ 3″ tiefe Kammer, das eigentliche Heiligthum. Hier sind vier ursprünglich bemalte Göttergestalten auf einer Bank sitzend im Runden dargestellt, angeblich die thebaische Trias mit dem sich selbst vergötternden Ramses. In der Mitte der Kammer fand sich ein Altar, ebenso wie die Göttergestalten aus dem Felsen gehauen. Schmale Seitenkammern schliessen sich unsymmetrisch an diese Mittelräume zu beiden Seiten an.

Felsentempel von Girscheh.

Eine ähnliche innere Einrichtung zeigt auch der Felsentempel von Girscheh. Doch war die Façade nur angelehnt, bestehend aus einer dreiseitigen Porticus, deren Fronte von vier Säulen, und deren Seiten aus Osirispfeilern gebildet gewesen zu sein scheinen. Die Haupthalle ist von etwas geringeren Dimensionen, die Osirisgestalten aber verrathen, obwohl sich auch dieser Tempel durch die Inschriften als ein Werk Ramses II. erweist, eine weit untergeordnetere Kunststufe im Vergleich mit der unvergleichlichen Arbeit am grossen Felsentempel von Abu-Simbel, dessen Sculpturen zu den besten Erzeugnissen ägyptischer Kunst gehören. Es ist diess Denkmal ein Beweis, wie leicht man sich bei der Zeitbestimmung von Kunstwerken lediglich nach ihrer Arbeit, bei der doch auch die künstlerische Tüchtigkeit der verwendeten Arbeiter in Betracht kömmt, falschen Voraussetzungen hingeben kann. Auf die Haupthalle folgt wieder ein querlaufender Corridor mit zwei Seitenkammern und dann als innerstes Heiligthum eine kleine Kammer mit sitzenden Figuren und einem Altar in der Mitte, wie zu Abu-Simbel.

Zweiter Felsentempel von Abu-Simbel.

Auch ein drittes Felsendenkmal der Art, nahe bei dem erstbeschriebenen von Abu-Simbel hat im Allgemeinen dieselbe Einrichtung. Die abgeschrägte Felswand zeigt hier sechs fast senkrecht ausgeschnittene Nischen, welche von kolossalen aufrechtstehenden Königsgestalten, in Hochrelief aus dem lebenden Felsen gemeisselt, ausgefüllt werden. Der in der Mitte befindliche Eingang führt zu einer Halle, die von sechs rechteckigen, nach dem inneren Durchgange zu mit Hathormasken geschmückten, freistehenden Pfeilern gestützt wird. Diese Halle ist durch drei Eingänge mit einem anstossenden Quercorridor verbunden, der an beiden Seiten zu Nebenkammern und in der Mitte zu einem sehr kleinen Adytum führt. Aehnlicher Einrichtung sind auch die übrigen Felsentempel, und so finden wir auch bei diesen das Nacheinander mehrer nach innen an Dimension abnehmender Räume ebenso, wie bei dem grösseren Freitempel, wozu noch äusserlich, da wo der Nil einigen Raum bot, ausser Vorhöfen die Sphinxreihen gekommen zu sein scheinen. Diese gleichartige Gliederung hatte wohl in Cultverhältnissen ihren Grund, indem der Zutritt zu der zweiten und der dritten Raumesabtheilung wahrscheinlich nur bestimmten Kategorien verstattet war.

In den Freibauten Nubiens, die sonst ganz ägyptisches Gepräge haben, fand ein Bauelement ausgedehntere Anwendung, welches im eigentlichen Aegypten zwar frühzeitig erfunden, aber spärlich gebraucht worden war, nemlich der Bogen. Bei Gräbern des alten Reiches scheint er zwar nicht ganz ungewöhnlich gewesen zu sein, allein entweder diente er, wie wir diess

Der Bogen.

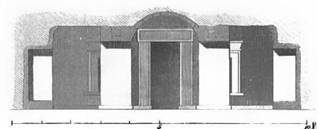


Fig. 112. Grabmal von Saqara (Durchschnitt).

an einem Grabmal von Saqara (Fig. 112) sehen, nur dazu, den in den weichen Felsen gehauenen Bogen mehr zu solidiren, oder er erfüllte nur seinen praktischen Zweck, ohne auf architektonische Bedeutung oder Wirkung berechnet zu sein (Fig. 113). In einer solchen mochte er auch mit dem Wesen ägyptischer Architektur nicht vereinbar sein und erst römischer Einfluss scheint dem Bogen als Architekturglied Bahn gebrochen zu haben. Auf der Insel Bidscheh, Philä gegenüber, finden wir einen Bogen als Eingangsthor in monumentaler Behandlung und zwar mit einem Gesimsleisten umsäumt und auf einem Carniese ruhend, so dass die Nachbildung desselben nach occidentaler Bauweise kaum zu verkennen ist. Eine engere Verbindung des Bogens mit dem ägyptischen Säulenstyl ist nur an einem Tempel, dem in Fig. 114 abgebildeten van Naga in Nubien nachweisbar. Es sind nemlich auch hier die Intercolumnien mit Zwischenwänden ausgefüllt, die aber etwas höher hinaufreichen und dafür durch Fensteröffnungen unterbrochen sind, die gleichwohl für die Beleuchtung überflüssig und nur decorativer Natur sind. Beispiele von Fenstern zwar sind an den Ruinen Aegyptens nicht ganz selten: ausser einfachen Fensteröffnungen und den gitterartigen von Karnak findet sich selbst ein schönes Beispiel eines von Säulchen gestützten zu Dehr-el-Medinah. An dem Tempel von Naga aber wechseln Rundbogenfenster mit horizontalgedeckten ab, und bestätigen das Fremdartige entschieden durch die nicht ägyptischen Ornamente ihrer Rahmen. Andere charakteristische Architekturtheile sind dagegen unverwischt ägyptischen Styls, wie die Hohlkehlensimse und

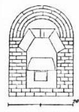


Fig. 113. Backsteinbogen von einem Grabmal bei Giseh.

die Säulen des letztbesprochenen Tempels, welche mit demselben Palmencapitäl gekrönt sind, wie die Säulen von Soleb (Fig. 100), während anderen Säulenschäften der Ruinen von Naga ohne alles Capitäl nur ein stark vorspringender Würfel aufgesetzt ist. Noch zäher hielt sich Plastik und Malerei, besonders

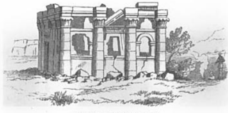


Fig. 114. Tempel von Naga.

die letztere an den nationalen merkwürdig entwicklungslosen Typus. Erst seit Hadrian kamen griechischer oder vielmehr römischer Styl neben dem heimischen mehr in Aufnahme, ohne jedoch den letzteren zu verdrängen.

Palast- und Häuserbau.

Im Vergleich mit der durch die erhaltenen Denkmäler ziemlich vollständigen Kenntniss des Gräber- und Tempelbaues der Aegypter ist die Gestaltung des Palast- und Häuserbaues im Nilthale nur lückenhaft bekannt. Die Hauptpaläste scheinen, wie diess bei Besprechung des Tempels von Karnak erwähnt wurde, mit den grossen Staatstempeln in Verbindung gestanden zu sein. Der Grundplan des bezüglichen Theiles der Tempelanlage (vgl. Fig. 105) zeigt eine ebenso verständige als reiche Entwicklung, ein stattliches Hypostyl, nicht von jenen riesigen Verhältnissen, wie das Tempelhypostyl, sondern von menschlicheren, wohnlichen Dimensionen als Vorhalle, und hinter wie neben demselben Säle mit Säulen und Gemächer, bedeckte und unbedeckte Räume in praktischer Anordnung und in einer für eine Hofhaltung ausreichenden Anzahl und Ausdehnung.

Pavillon von Medinet-Abu.

Weniger erklärlich, obwohl unter den wenigen hieher gehörigen Ueberresten durch seine vortreffliche Erhaltung ausgezeichnet, erscheint der sogenannte Pavillon von Medinet-Abu. Die Façade besteht aus einem Pylonpaar ohne Thürverbindung, zwischen welchem man in einen kleinen Hofraum tritt. Soweit die, wie leider nur zu häufig, verschiedenen Aufnahmen der französischen und der preussischen Expedition Grundplan und Hochbau verstehen lassen, führte von diesem kreuzförmigen Hofe ein Ausgang auf der den Pylonen entgegengesetzten Seite in der Richtung gegen den Tempel von Medinet-Abu wieder hinaus, ein Seiteneingang zur Rechten aber zu den Gemächern des kleinen Gebäudes selbst, das sich in drei Geschossen erhob und ein ebenso complicirtes Kammer- als Treppensystem zeigt. Zahlreiche meist quadratische und von einem einfachen Rahmen umschlossene Fenster erhellten die Innenräume, die Wände waren theilweise, doch ohne Symmetrie

plastisch ausgeschmückt, unter anderem mit auffälligen von je vier Halbfiguren gestützten Consolen, welche wahrscheinlich vormals besondere Inschrifttafeln trugen. Merkwürdig ist noch die Bekrönung, welche nicht die gewöhnliche Hohlkehle, sondern nach oben abgerundete, eng an einander gereihte Zinnen zeigt. Würden die Königsringe nicht den Namen des Königs Ramses III., des Erbauers des Tempels von Medinet-Abu (ersten Königs der zwanzigsten Dynastie, um 1270) zeigen, so möchte man das in vielen Stücken fremdartige Ganze für ein Werk einer ganz anderen Zeit und anderer Hände als derjenigen, welche die grossen Tempel von Theben schufen, halten. Nun aber wird die Ruine um so bedeutsamer, als sie der einzige Rest von guter Erhaltung und überdiess bestimmter Herkunft ist, der uns über Privat- und Palastbau einige Vorstellung giebt.



Denn der Riesenpalast des Labyrinths im Fajum ist ein Räthsel, das durch Lepsius' höchst verdienstvolle Aufdeckungen noch keineswegs völlig

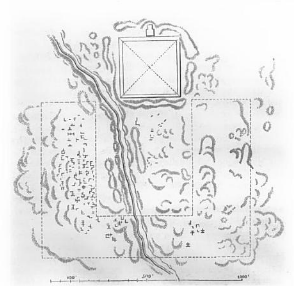


Fig. 115. Das Labyrinth nach Lepsius (Erbkam).

gelöst ist. Jedenfalls hat sich daraus ergeben, dass die bisherigen nach den sich widersprechenden, ungenügenden und zum Theil übertriebenen Berichten Herodot's (II. 148), Diodor's (I. 66), Strabo's (XVII. p. 811) und des Plinius (XXXVI. 19) versuchten Restaurationen von Richtigkeit weit ent-

fernt sind — ein unter vielen anderen nicht unbedeutender Beleg für die Bedenklichkeit von Herstellungen blos nach classischer Ueberlieferung. Wir finden hier nemlich (nach Erbkam's Aufnahme) ein stadtähnliches Aggregat von Gemächern und Gängen zwar unter demselben Winkel, aber in der That so labyrinthisch aneinander gereiht, dass von einem System einander gleicher Gruppen, wie diess die Ueberlieferung hervorhebt, keine Spur sich ermitteln lässt. Doch scheint die ganze Anlage ungefähr ein Quadrat von mehr als 1000′ im Gevierte gebildet zu haben, in welchem sich ein wahrscheinlich mehre Höfe bildender oblonger Raum befand, der an drei Seiten von den Gemächern und Corridoren des Labyrinths, und an der vierten (gegen Norden) von einer Pyramide abgeschlossen war.

Die classischen Nachrichten.

Hinsichtlich der äusseren Gestalt scheint die Angabe Diodor's »es bildet ein Quadrat, jede Seite von einem Stadium« im Allgemeinen richtig zu sein, doch ist jedenfalls das Maass zu gering genommen. Was das Innere betrifft, so enthält der Bericht Herodots, welcher wiederholt erwähnt, dass er das Labyrinth theilweise selbst gesehen, unzweifelhaft so viel Richtiges, dass wir ihn näher betrachten müssen: »Das Gebäude besteht aus zwei Geschossen, ein unterirdisches und eines über der Erde, von welchen jedes 1500 Gemächer enthält, zusammen 3000. Von den Gemächern des oberen Raumes spreche ich aus eigener Anschauung, die unterirdischen kenne ich nur vom Hörensagen: denn die ägyptischen Aufseher wollten sie durchaus nicht zeigen, weil nemlich daselbst die Grüfte der Könige (?), eben der Erbauer dieses Labyrinths und der heiligen Krokodile sich befänden. Die oberen Gemächer aber, die ich selbst sah, erscheinen als ein fast übermenschliches Werk; man kann sich über die Gänge durch die bedeckten Räume und die mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Höfen nicht genug verwundern. Höfe, Gemächer, Säle, andere Räume und wieder Höfe, eines reiht sich an das andere. Steindecke wie Mauern sind allenthalben mit Koilanaglyphen bedeckt...« Diess Aggregat findet sich wirklich, wahrscheinlich ganz ungenau und auf falschen Schlüssen beruhend ist jedoch die von Herodot weiterhin gegebene allgemeine Disposition. Danach sollte die Anlage aus zwölf Höfen ringsum mit überdachten Säulenhallen umgeben bestehen, die neben einander lagen und äusserlich mit einer und derselben Mauer umgeben waren. Solcher Höfe giebt Strabo siebenundzwanzig, Plinius sechzehn an, jeder nach seiner Voraussetzung des Ursprungs und Zweckes der Anlage. Denn wie Herodot, jedenfalls missverständlich, in dem Labyrinthe einen den zwölf Königen gemeinsamen Palast der Dodekarchie erkennend, die Anlage in zwölf gleichartige Theile zerlegt, so nennt sie Strabo das Werk von so viel Königen als das Land Gaue hatte, und da er deren siebenundzwanzig berechnet, so muss auch das Labyrinth nach seiner Ansicht aus ebenso vielen Theilen bestehen, wie Plinius nach den ihm bekannten sechzehn Gauen auch sechzehn Palastabtheilungen annimmt. Diese Höfe sind nach dem Befunde der Ruinen kaum anders unterzubringen, als in dem grossen 500 : 600′ messenden rechteckigen Innenraum, eine genauere Untersuchung und die Ermittlung ihrer Abthei-

lungen und ihrer Zahl macht indess ein in arabischer Zeit mitten hindurch geführter Canal unthunlich.

Erbauer des Labyrinths.

Wie über die innere Disposition, so sind wir auch über den oder die Erbauer des Labyrinths noch im Unklaren. In den manethonischen Listen finden wir den Ammenemes III. den sechsten unter den acht Pharaonen der zwölften Dynastie, welche die letzte vor der Hyksoszeit war und von 2380—2167 (Lepsius) herrschte, genannt. Dieser entspricht dem Maros, Mendes, Ismandes, wie die Erbauer bei Strabo und Plinius genannt werden, und wirklich fanden sich auch die Namenschilder des Königs Amenemha III. unter den Säulen- und Architravresten des Labyrinths und an der vor der Pyramide liegenden Kammer. Es bedürfte aber einer noch viel genaueren Untersuchung, um den inschriftlichen und sachlichen Nachweis zu liefern, dass wirklich der Hauptheil der Anlage dieser Epoche, und nicht, wie Herodot und Diodor angeben, erst der Zeit der Dodekarchie (sechsundzwanzigste Dynastie 685—525 v. Chr.) angehörte.

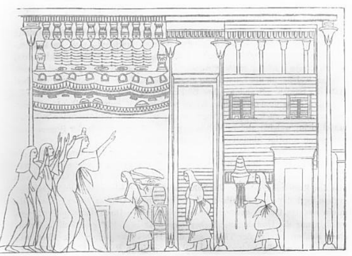


Fig. 116. Inneres eines Hauses. Aegyptisches Wandgemälde.

Wohnungen nach Wandgemälden.

So ausgedehnt die Ruinen des Labyrinths sind, so bieten sie doch nach den bisherigen Ausgrabungen über den Palast- und Häuserbau weniger Belehrung, als die besprochenen Reste des sogenannten Pavillons von Medinet-Abu. Ebenso unzureichend sind die wüsten Backsteinreste ganzer Städte. Einige Hilfsmittel zum Verständniss des Privatbaues geben jedoch die nicht

seltenen hiehergehörigen Wandgemälde an die Hand, von welchen eines in Abbildung beigefügt ist. Wir sehen hier eine Säulenhalle von ungemein schlanken Verhältnissen, die wir aber mit Beziehung auf ähnliche Säulchen römischer Wandgemälde nicht als den wirklichen genau nachgebildet denken dürfen, da selbst Eisenconstruction eine solche Schwächlichkeit der Stützen nicht zulassen würde. Es sind daher statt dieser den Kelchsäulen, wie sie sich in den Tempeln befinden, ähnliche zu substituiren, die aber vielleicht etwas schlanker sind als jene, weil ihnen auch nicht die ungeheure Last der Steindecken zugemuthet war, sondern weil man sich im Privatbau sicher wenigstens hölzerner Decken, wenn nicht auch Säulen bediente. Die Leichtigkeit der Decke scheint auch erlaubt zu haben, den Architrav (für Luft und Licht?) gitterförmig zu gestalten. Die Thüren zeigen die bekannte Hohlkehlenbekrönung, die fast quadratischen Fenster sind einfach umrahmt und anscheinend mit Läden aus Lattenwerk verschliessbar. Die kleineren Säulen oben bekrönen wahrscheinlich die Platform des Hauses oder ein zweites Geschoss, wohin indess schwerlich die zur Linken dargestellte Vorrathskammer gehört haben wird, welche nur die ägyptische Unkunde einer perspectivischen Zeichnung an diese Stelle hinauf versetzte.

Gegensatz zum mesopotamischen Häuserbau.

Der Anblick des ägyptischen Wohnhauses, das auf Gemälden nicht selten mitten in regelmässig angelegten Gärten erscheint, mag im Gegensatz zum schweren chaldäisch-assyrischen Massenbau ein luftiger und heiterer gewesen sein, häufig noch gehoben durch flatternde Wimpel und durch Bänder, welche, an die Entstehung dieses Säulenschmucks erinnernd, um den Hals der Säulen gewunden, ihre Enden wehen liessen (Relief von Tel-el-Amarna). Das unvergleichliche Klima und der fast immer wolkenlose Himmel erheischte auch jene kräftigen beengenden und verdüsternden Schutzmittel nicht, welcher andere Völker gegen die Verheerungen der Regengüsse und gegen sonstige klimatische Ungunst bedürfen.

Canal- und Wasserbau.

Canalbauten und Wasserbauten überhaupt haben, so hochwichtig sie auch für die Blüthe des Landes waren, meist nur geringen Antheil an eigentlicher Architektur. Sie bestanden aus Gräben, Dämmen und Quaimauern und das Kunstreiche daran, das sehr entwickelte Schleussen- und Hebungssystem liegt ganz ausserhalb des Bereiches unsers Gegenstandes. Ebenfalls in ein anderes Gebiet gehören die weitverbreiteten Inschriftdenkmäler, von welchen nur die Umrahmung hieher beziehbar ist. Die gewöhnliche Form einer solchen ist die der Thüre mit dem Hohlkehlengesims, wie diess aus dem beifolgend abgebildeten Denkmal des grossen Ramses II. am Nahr-el-Kelb (dem alten Lycus) bei Beirut ersichtlich ist. In einer für die mesopotamische Kunstweise nicht minder charakteristischen Weise hat bekanntlich ein späterer assyrischer Eroberer neben Ramses Siegeszeichen sein monumentales »Vidi« eingegraben, nemlich Bel-Adonim-scha, der Sohn des Sargon, des Erbauers jener Königsburg, die wir als die Ruine von Korsabad kennen gelernt haben, und so finden wir in diesem Denkmale die ägyptische

Gedenktafeln.

horizontalbedeckte Portalform und die assyrische Bogenform nebeneinander repräsentirt.

Solche Denkmäler im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes finden sich in und ausserhalb Aegyptens mehre. Die grösste, überdiess ganz vereinzelte Entwicklung zeigen unter diesen jene ädiculenartigen Felsenmonumente bei den Steinbrüchen von Silsilis, wo das Gesimse durch Lotoshalbsäulen gestützt wird.



Fig. 117. Felsendenkmal von Nahr-el-Kelb.

Rückblick.

Ein gedrängtes Bild von dem Kunstcharakter der ägyptischen Architektur zu geben dürfte vielleicht schwieriger sein, als diess bei den schon besprochenen Culturvölkern der Fall war. Dasselbe Volk, welches die massivsten Kolossalbauten errichtete, schuf auch Werke von der zierlichsten Anmuth. Hier fordert die scrupulöseste Solidität gleichsam die Ewigkeit in die Schranken, dort erregt die Kühnheit der Compositionen, die mächtige Spannung der fast unbewegbar wuchtigen Deckbalken unser Erstaunen. Neben wahrhaft riesigen Schöpfungen und Dimensionen, welche die entwickeltste Mechanik kaum mehr zu überschreiten wagen dürfte, finden wir fast niedliche Verhältnisse bei minutiöser Detailbehandlung, doch ohne wesentlichen Unterschied der Formen.

Aussenarchitektur.

Was den äusseren Anblick betrifft, so treten uns bei den meisten Baudenkmalen schrägansteigende Wände entgegen, die mit dem umschnürten Rundleisten umsäumt und mit dem Hohlkehlensims bekrönt und in ihren grossen selten architektonisch gegliederten Flächen meist mit bunten Inschriften und Koilanaglyphen bedeckt sind, welche ausser den ermüdend oft wiederkehrenden Opferdarstellungen fast nach allen Richtungen des Lebens hin reiche Belehrung gewähren. Der braune Hintergrund der Wüstengebirge und der blendende Glanz des über sie herabgewehten Sandes, die Gleichförmigkeit der gelblichen Nilfluth, dann deraus ihrem Schlamme hervorsprossenden Saaten und endlich der dürstenden und zerklüfteten dunkeln Erde, all diese je nach Jahreszeit wechselnde Monotonie schien des bunten Reichthums an den

Wänden um so mehr zu bedürfen, als die Aussenarchitektur sonst bis in späte Zeiten herab die schwächste Seite ägyptischer Kunst war. Dabei begnügte man sich aber nicht, wie in dem künstlerisch viel tiefer stehenden Chaldäa, mit blossen Farbtönen, sondern überall, selbst im alten Reiche, besteht der Farbenschmuck mit Zurückdrängung des Ornaments aus bildlichen Darstellungen. Nur die Riesenwerke der Pyramiden hatten an dieser Ausschmückung keinen Antheil, bei diesen wirkte der Glanz ihrer polirten Wände, ihre Kolossalität und gerade ihre ernste Schmucklosigkeit so, dass sie durch kleinliche Auszierung eher verloren als gewonnen haben würden.



Die Innenarchitektur war durch den Umstand, dass der Bogen erst spät und fast nie in eigentlich architektonischer Behandlung zur Anwendung kam, auf eine bestimmte Richtung gewiesen. Diess setzte nemlich den Dimensionen der gedeckten Innenräume gewisse Schranken, besonders da bei monumentalen Werken auch die Decke aus Steinbalken und Platten bestand, wofern nicht besondere Stützen zur Verwendung kamen. In diesen aber, den Pfeilern wie den Säulen, documentirte sich der üppige Schönheitssinn des Volkes und seine Fähigkeit, nicht blos schablonenhaft die einmal gewählte Form nachzubilden, sondern auch immer wieder neu zu schaffen, in der glänzendsten Weise. Denn die drei ägyptischen Ordnungen, die polygone, die Lotos- und die Kelchsäule zeigen die mannigfachsten Besonderheiten und Erfindungen im Detail, wobei immer die vegetabilischen, seltener animalischen Vorbilder im architektonischen Ornament trefflich verwerthet sind. Die bunte Ausschmückung überdiess erhöhte den Reichthum des Innern so, dass der Contrast mit der nüchternen Aussenseite sich stark geltend machen musste. Auch bei den Felsendenkmälern ist in der Regel das Aeussere untergeordnet, namentlich bei den thebaischen Königsgräbern ganz vernachlässigt, und eine so glänzende Façadenbildung wie zu Abu-Simbel ist als eine Vervielfältigung der sonst vor den Propyläen angebrachten Rundbilder der sitzenden Königskolosse eigentlich nicht architektonischer Natur. Architektur, Plastik und Malerei haben indess im Allgemeinen sich nicht gegenseitig überwuchert, wie wir diess bei der mesopotamischen Kunst gesehen, und weder Plastik noch Malerei hemmten die architektonische Entwicklung, sie trugen nur das Möglichste dazu bei, um ihre ältere Schwesterkunst zu verherrlichen.

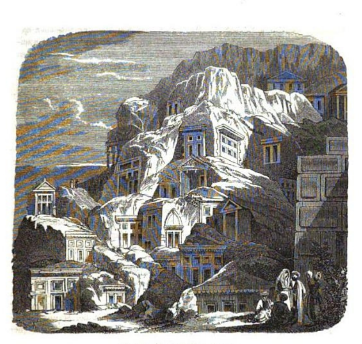


Fig. 118. Die Felsengräber von Myra.

Kleinasien.

Die syrische Küste, durch ihre Lage und uralte Geschichte culturhistorisch so wichtig, ist für die Erforschung der architektonischen Leistungen der Frühzeit leider ein so unfruchtbarer Boden, dass derselben kein besonderer Abschnitt gewidmet werden konnte. Die Ruinen der Städte Sidon und Tyrus, wie die von Karthago bieten aus phönikischer Zeit wenig mehr als Grundmauern in Quaderbau, und selbst diese in solcher Zerstörung, dass sogar die Herstellung des Grundplanes eines phönikischen Tempel- und Pa-

Phönikien.

FR. BEAUFORT, Karamania, or a brief Description of the South coast of Asia Minor. Lond. 1818.

W. M. LEAKE, Journal of a Tour in Asia Minor. Lond. 1824.

CH. TEXIER, Description de l'Asie Mineure, faite par ordre du Gouvernement Français de 1833—1837. Par. 1839 sq.

CH. FELLOWS, A Journal written during an Excursion in Asia Minor 1838. Lond. 1839.

lastbaues wenigstens bisher (die Ergebnisse der neuesten französischen Expedition in Phönikien sind noch unbekannt) nach den erhaltenen Resten unthunlich war. Auch liegen keine eingehenden und verständlichen Nachrichten darüber vor, mit Ausnahme des salomonischen Tempels von Jerusalem, welcher jedoch, wenn auch von phönikischen Werkleuten erbaut, durch seine von der mosaischen Religion und einer nicht architektonischen Idee (Stiftshütte) vielfach bedingte Anlage keinen Schluss auf die Disposition phönikischer Tempel zulässt. Von den eigentlich architektonischen Formen aber erfahren wir auch hier so viel wie nichts, und fast alle Angaben beziehen sich in einer das bauende Volk treffend charakterisirenden Weise auf den Aufwand.

Der salomonische Tempel.

Ich wage es wohl auszusprechen, der salomonische Tempel war unter den uns bekannt gewordenen Baudenkmälern des Alterthums in Bezug auf künstlerische Barbarei unübertroffen. Lage und Höhe waren imposant, die Bruchsteine gut gearbeitet und gefügt, die Technik des Mauerbaues überhaupt kaum zu tadeln: von Architektur im eigentlichen, künstlerischen Sinne aber finden sich wenig Andeutungen. Zwei wahrscheinlich freistehende und nichtstragende Säulen vor dem Tempelhause, mit Kettenwerk ohne architektonischen Sinn behangen, hatten nur allegorische und decorative, aber keine structive Bedeutung. Sonst waren die Wände nicht blos ungegliedert, sondern auch in ihren baulichen Bestandtheilen ganz verdeckt, nemlich innen und aussen mit Holzgetäfel verkleidet, das mit Cherubs, Palmen und Blumenornament sculpirt war, eine Behandlung, welche an die Palastwände Assyriens erinnert, wo gleichwohl die plastische Ausschmückung auf der Alabasterbekleidung sich befand. Von Holz waren selbst die Mauern theilweise durchzogen, vielleicht um dadurch, wie diess der Grund für ein solches Verfahren im Orient und in Griechenland noch ist, die Wirkungen der Erdbeben abzuschwächen. Auch die Thürpfosten waren von Holz, der wahrscheinlich horizontalen Holzdecke und des Fussbodens aus Cedernbohlen nicht zu gedenken: überhaupt war der Stein, welchen man nicht architektonisch zu gestalten verstand, überall ängstlich verhüllt. Den Höhenpunkt künstlerischer Barbarei erreichte das Innere: die drei Tempelabtheilungen, die Vorhalle, das Heilige und das Allerheiligste waren durchaus oder wenigstens grösstentheils mit Goldblech überzogen, und zwar nicht blos die in Holz sculpirten Wände, sondern auch Decke und Fussboden! Die Behandlung

---

Ch. Fellows, An Account of Discoveries in Lycia, being a Journal kept during a second Excursion in Asia Minor 1840. Lond. 1841.

Hamilton, Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia. Lond. 1842.

J. R. Steuart, A Description of some ancient monuments, with Inscriptions, still existing in Lydia and Phrygia. Lond. 1842.

T. A. B. Spratt and E. Forbes (E. T. Daniell) Travels in Lycia, Milyas, and the Cibyratis. Lond. 1847.

J. F. M. v. Olfers, Ueber die lydischen Königsgräber bei Sardes und den Grabhügel des Alyattes (Abh. d. k. Akad. d. W. z. Berlin 1848).

war, da schon die Holzunterlage plastisch bearbeitet war, nicht anders als empästisch; doch konnte Salomo des Eindrucks von Reichthum sicher sein, und um den Goldglanz zur Geltung zu bringen, besorgten die zehn siebenarmigen Leuchter ausser den mehr für den Rauchabzug berechneten kleinen Fenstern oben ausreichendes Licht. Aehnlicher Ausstattung wird auch Salomo's Palast gewesen sein.

Phönikischer Holzbau.

Da beide Prachtgebäude durch phönikische Werkleute entstanden, und der phönikische Einfluss auf Palästina unter Salomo überhaupt kaum überschätzt werden kann, so ist nicht zu zweifeln, dass die Behandlung der Wände in Phönikien dieselbe war, und dass auch dort das Architektonische und Plastische ihrer Bauten grösstentheils aus Holz und Metall bestand. Daher auch der bis auf die Grundmauern vollständige Mangel an Ueberresten.

Gräber.

Anders aber verhält es sich mit solchen Werken, welche einen derartigen Aufwand an Bronze- und Goldverkleidung nicht zuliessen, und doch auf längere Dauer berechnet waren, als sie das ungeschützte Holz erwarten liess, nemlich mit den Gräbern. Von diesen sind allerdings jene in die Zeit vor hellenisch-römischer Einwirkung gehörigen schwer auszusondern, es scheint aber wirklich aus alten phönikischen Gräbern auf Cypern hervorzugehen, dass der nachmals unter dem Namen des dorischen bekannte Styl frühzeitig von Aegypten aus in Phönikien Eingang und selbst einen Theil seiner Entwicklung namentlich hinsichtlich des Triglyphengebälks fand, und dass Phönikien oder wenigstens das phönikische Cypern ebenso den Uebergang des in der Wurzel ägyptischen sogenannten dorischen Styls vermittelte, wie das südliche Kleinasien für den ionischen Styl die Mittelstufe zwischen Assyrien und Hellas gewesen zu sein scheint.

Kleinasien.

Ein entschieden reicheres Feld für die Geschichte der Architektur des Alterthums bieten die baulichen Ueberreste in Kleinasien dar. Doch ist es auch da schwer, das Nationale, Nichtgriechische immer mit Sicherheit auszuscheiden, ja sogar, solches unter den massenhaften griechischen und römischen Resten zu finden. Der grösste Theil Kleinasiens gehört daher mehr in den künftigen, Hellas behandelnden, als in diesen Abschnitt, welcher nur die Landschaften Phrygien, Lykien und Lydien, mithin nur die Südhälfte Kleinasiens, manchmal gleichwohl noch in die anstossenden Provinzen übergreifend, zu behandeln hat.

Indess finden wir auch in diesen drei Landschaften keine auf alle Gebiete baulicher Thätigkeit sich erstreckende nationale Kunst. Griechische und römische Tempel und Theater aus verschiedenen Epochen des Jahrtausends von 500 vor bis 500 nach Christus begegnen fast überall und bekunden nur wenig national Eigenthümliches. Freilich ist es bei manchen schwer zu entscheiden, ob ihre Entstehung auf einer Nachahmung westlicher Vorbilder, zunächst derjenigen, welche frühzeitig an der hellenischen Westküste Kleinasiens entstanden, beruht, oder ob nicht vielmehr in ihnen die vermittelnde Anregung lag, aus welcher die asiatischen Ioner jenen herrlichen Styl ent-

wickelten, der von diesen den Namen trägt, denn chronologische Daten fehlen fast durchaus. Es dürfte indess mehr als wahrscheinlich sein, dass Kleinasien die Brücke war, über welche gewisse Architektur- und Ornamentformen, die bei Besprechung der assyrischen und persischen Architektur behandelt worden sind, nach Griechenland kamen, wenn auch die Kunstdenkmäler der Frühzeit, welche Hellas gegenüber national waren, von denjenigen schwer auszusondern sind, welche auf hellenische Rückwirkung schliessen lassen. Inschriften, sonst der wichtigste kritische Hebel, entscheiden hier wenig, denn abgesehen davon, dass die Entzifferung phrygischer und lykischer Inschriften mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist, finden sie sich oft auf Denkmälern, welche solchen, die griechische Inschriften tragen, ganz gleichartig sind, ja nicht selten haben griechisch beschriebene Monumente einen höchst alterthümlichen Charakter, während nichtgriechische Inschriften mit der schönsten hellenischen Plastik in Verbindung stehen.

Tempel, Gräber.

Wenn demnach nur die Formen (und diese geben bekanntlich beschränkte und unsichere Anhaltspunkte) entscheiden, so kommen hier phrygische, lykische und lydische Tempel wenig in Betracht. In Lykien wurde allerdings von Fellows beobachtet, dass die im Uebrigen von den hellenischen Ueberresten schwer zu unterscheidenden Tempelruinen der Classe der Antentempel angehörten, womit auch die hiehergehörige Gattung von Felsengräbern zusammenhängt, wodurch die Vermuthung nahe gelegt wird, dass diess die älteste ionische Tempelform und denjenigen assyrischen Tempeln entlehnt sei, wie wir sie auf ninivitischen Reliefs (vgl. Fig. 32. 33) finden. Auch giebt es in Basen-, Capitäl- und Gebälkbildung Manches, was auf die Verwandtschaft mit der Cultur des Euphrat- und Tigrislandes näher hinzuweisen scheint, als sonst gleichartige Werke in Hellas. Diess wird indess bei den tempelartigen Gräbern Lykiens genauere Erörterung finden, als sie die im Vergleich mit den Felsendenkmälern mangelhafte Erhaltung der ältesten Freibauten zulässt. Denn nicht blos die erhaltensten, sondern auch die unzweifelhaft nationalen und von selbständiger Kunstentwicklung Zeugniss gebenden Denkmäler sind in den drei genannten Ländern die Gräber.

Phrygien.

Betrachten wir zunächst das westliche Binnenland Kleinasiens, nemlich das gebirgige Phrygien. Die Natur scheint diese Provinz nicht zu lebhaftem Verkehre geschaffen zu haben, unwegsam, von Waldgebirgen und kahlen Felsrücken durchzogen, und auf allen Seiten von dem Alles vermittelnden Meere ziemlich weit entfernt, mochte es lange unberührt bleiben von der Cultur der Küsten- und Flussgebiete und künstlerische Tradition höchstens mangelhaft und sehr entstellt beziehen. Die aus diesen Bedingungen sich ergebende Erwartung einer zwar nationalen aber kaum grossartigen Kunstentwicklung wird durch die in Phrygien entdeckten Grabdenkmäler bestätigt, welche in der That höchst eigenthümlichen Charakters sind.

Sog. Grab des Midas.

Die bedeutendsten und schmuckreichsten und deshalb auch den phrygischen Königen zugeschriebenen Grabdenkmäler befinden sich zwischen dem antiken Nacolea und Prymnessus in dem Quellthale eines Nebenflusses des

Sangarius, oder nach moderner Geographie zwischen Kjutahija und Siwrihissar an der Saqaria. Das hervorragendste, wovon Fig. 119 eine Anschauung giebt, ist unter dem Namen »Grab des Midas« bekannt, so bezeichnet von der phrygischen Inschrift oberhalb, welche unter unverständlichen anderen Worten den Namen »Midai« enthält; bei den Türken heisst das Denkmal, welches von Col. Leake westlich von Yaela entdeckt wurde, Yasili-Kaia, der beschriebene Stein. Es besteht aus einer rechteckigen, an der Felswand geebneten und mit einem Giebel gekrönten Fläche. Der Giebel ist

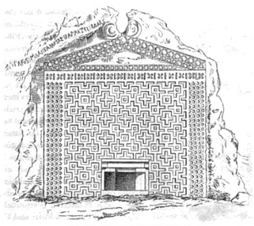


Fig. 119. Sogenanntes Grab des Midas.

von einer einem Volutenpaare ähnlichen Akroterie bekrönt, die jedoch sehr verstümmelt ist, und wenigstens nach den Texier'schen Zeichnungen (die von Steuart scheinen noch flüchtiger zu sein) keine Verbindung mit den Giebelrahmen erkennen lässt. Die letzteren sind rautenförmig verziert, und zwar so, dass die obere Rautenreihe erhöht, die untere vertieft gearbeitet ist. Die Umrahmung der rechteckigen Fläche zeigt, dem Eindrucke nach einem mit Edelsteinen besetzten einen Teppich umgebenden Bande nicht unähnlich, eine grosse Zahl rautenförmiger Vertiefungen, der eingeschlossene Flächenraum aber ist mit einem complicirten Mäanderornament in flachem Relief bedeckt. Der Grabraum — wenn die Vertiefung unten als solcher betrachtet werden kann — ist von ungewöhnlich kleinen Dimensionen, und misst, den etwa 5,57 M. breiten Thürraum, der jedoch sicher durch eine Steinplatte, auf welcher sich das Mäanderornament fortsetzte, ausgefüllt und geschlossen war, abgerechnet, nur 2,50 M. in der Breite und 0,84 M. in der Tiefe, war mithin gerade gross genug zur Beisetzung eines Leichnams. Das Ganze hat

trotz des Mäanderfeldes ein höchst fremdartiges, nahezu barbarisches Ansehen, wenig gemildert durch den Giebel und den plumpen Versuch einer Akroterie. Das Architektonische tritt vollständig zurück hinter einem ungehörigen, unausgebildeten Ornament, das höchstens von malerischer Teppichwirkung, aber ohne Energie und Sinn ist, ein künstlerischer Versuch eines unkünstlerischen Volkes.

Andere phrygische Königsgräber.

Aehnlicher Art ist ein zweites, ganz in der Nähe von dem beschriebenen befindliches Felsengrab, ebenfalls durch phrygische Inschriften ausgezeichnet, die zwar deutlich, aber zur Zeit noch unentziffert sind (Fig. 120). Auch hier umgeben Rahmen mit rautenförmigem Ornament sowohl den Giebel, wie die quadratische Fläche; während aber der Innenraum des letzteren jetzt ganz schmucklos (vielleicht war er ursprünglich bemalt) gefunden wurde, ist das etwas steilere, ebenfalls mit einer Spiralen-Akroterie bekrönte Giebelfeld mit einem Sparrenornament und mit Rosetten decorirt. Bei einem dritten, dem letzteren ziemlich gleichartigen Grabe ist der bei dem zweiten Denkmale kahle Fries mit einer Reihe von abwärts gewendeten und mit geschlossenen Blumen abwechselnden Palmetten geschmückt, welche Verzierung in Form und Verbindung dem assyrischen Palmettenornament (vgl. Fig. 19 u. 24) näher zu stehen scheint als dem griechischen. Ein viertes hiehergehöriges Grab, nicht aus der eben besprochenen Gruppe von Nacolea, sondern einige Stunden davon entfernt, und zu einer zweiten Gruppe (von Gombetli) gehörig, bietet im Ganzen dieselben Eigenthümlichkeiten in Anlage und Ornament, nur sind hier je vier Rauten des Saumes von schmalen quadratischen Rahmen eingeschlossen, welche an den Ecken gleichsam von starken Nägeln mit runden Köpfen gehalten sind. Der elende, von Holzpfeilern gestützte Pavillon des Aga von Gombetli hängt über einem fünften Felsengrabe, welches jedoch schon entschiedene Bekanntschaft mit hellenischer oder lykischer Architektur verräth. Ueppige Palmetten dienen als Akroterien, ein kragsteinähnlicher Zahnschnitt stützt die Rahmen des Giebelfeldes, welches in der Mitte einen Schild und zu beiden Seiten ruhende Adler zeigt, und der sehr breite Fries ist zu beiden Seiten einer in der Mitte stehenden Vase mit schreitenden Löwen geschmückt, wie wir sie auch von persischen Felsendenkmälern als Friesschmuck kennen. Der untere Theil ist sehr zerstört, doch glaubte man zu

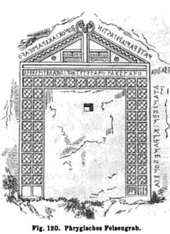


Fig. 120. Phrygisches Felsengrab.

beiden Seiten des Einganges links ein Gorgoneion, rechts einen kauernden Stier zu erkennen. Von einer griechischen Inschrift wollte man noch das Wort »Solon« unterscheiden, was zu genügen schien, um das Grabdenkmal dem berühmten Athener zuzuschreiben. Nicht minder merkwürdig ist ein wie die letztbeschriebenen von Steuart entdecktes sechstes Felsengrab bei Yapul-Dak, welches gar keine Gesimsbildung unter dem hohen Giebelfelde, in dem letzteren aber zu beiden Seiten einer phallischen Säule auf einem Untersatze, der durch seine Gestalt und Hohlkehle lebhaft an das Löwenthor von Mykene erinnert, zwei Pferde zeigt. Die Rahmen auf den beiden Seiten erscheinen in ihrer Viereckstheilung als an rustiken Quaderbau anklingend. Einen unverkennbaren Einfluss südlicher, d. h. lykischer Behandlungsweise zeigen die von Hamilton entdeckten Felsengräber bei Tauschani, nordwestlich von Kutahija. Diese haben keinen Giebel und unter dem Gesimse flache Kragsteine, während die Façade zu beiden Seiten des falschen Einganges mit einfachen Rahmen geschmückt ist, und oben anscheinend die vorstossenden Balkenköpfe, welche in lykischer Weise an ein Vorbild von Holzbau erinnern, zeigt. Auch erwies es sich an diesem Grabe, was indess schon von Steuart an anderen phrygischen Gräbern beobachtet worden ist, dass die Eingänge zu den Grabkammern, von welchen sich an der Façade selten eine Spur findet, oberhalb derselben sich befanden und in senkrechten Schachten zu dem Grabraume führten. Wie aber bei den letztbesprochenen Gräbern neben den eigentlich phrygischen Formen auch lykische Elemente sich finden, so dürfte ein plump dorisches Felsengrab bei der Midasgruppe von Nacolea eher auf phönikischen als auf griechischen Einfluss verweisen. —

Phrygische Privatgräber.

Die grosse Masse der phrygischen Privatgräber ist ohne architektonische Bedeutung. Es sind einfache und kleine Höhlen gewöhnlich ganz ohne äusseren und inneren Schmuck, so zahlreich in die Felswände und namentlich in

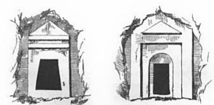


Fig. 121. Phrygische Privatgräber.

die einem Theile Phrygiens charakteristischen konischen Hügel gebrochen, dass manche Felsenparthien meilenweit siebartig durchlöchert erscheinen. Diess ist besonders nördlich von Seid-el-Ar auf der Strasse von Baiat bei dem sogenannten Kirk-Hin, den vierzig Kammern (vierzig ist die Massenzahl des Orients) der Fall. Einige wenige Privatgräber des Thales von Nacolea zeigen indess schlichte Versuche von Façadenbildung, wie diess die vor-

stehende Abbildung (Fig. 121) anschaulich machen wird, an welcher ausser Giebel und Umrahmung namentlich die wahrscheinlich vom Tigris bezogene Kenntniss von Bogeneingängen bemerkenswerth ist.

Tempel-Ruine jenseits des Halys.

Wie natürlich, tritt der Zusammenhang mit orientalischer d. h. mesopotamischer Bauweise weiter ostwärts, jenseits des Halys immer entschiedener auf. Hamilton und Texier fanden dafür namentlich bei Euyuk und Boghas-Kieui (dem antiken Pterium oder nach Hamilton Tavium) etwa 10—15 Stunden südlich von Tchorum an der Südgränze des ehemaligen Pontus gegen Kappadocien (das trokmische Galatien) hin entscheidende Ueberreste. Diese bestehen bei Euyuk in einem interessanten Portale zu einem Tempel, dessen rechteckige kyklopische Mauerlinie noch zu verfolgen ist. Die beiden monolithen 10—12′ hohen Eingangspforten zeigen an der Fronte wie die assyrischen halberhobene Bildwerke, die jedoch nicht wie dort geflügelte Stiere oder Löwen mit Menschenhäuptern, sondern sirenenartige Vögel mit menschlichen (männlichen) Köpfen und Löwentatzen darstellen. Es sind wunderliche Monstra, doch nicht ohne Analogie mit den combinirten Thieren, wie sie die Eingänge der persischen Königspaläste zeigen, die aber, wie überhaupt die persische Plastik in Gegenstand und Behandlung, auf assyrischen Vorbildern fussen. In der Bildung des Haupthaares scheinen sie auch den assyrischen Vorbildern ähnlich, während der schmale Bart eher auf ägyptischen Einfluss, der gleichwohl sonst schwer zu motiviren wäre, zurückführbar erscheint. Es ist nur zu bedauern, dass der merkwürdige Thorweg in seinem charakteristischen Detail schlecht erhalten ist und nur nach einer Zeichnung Hamilton's vorliegt, gleichwohl des unternehmendsten und unermüdlichsten unter den Erforschern Kleinasiens, dessen ganz primitive Kunst jedoch solchen Aufgaben nicht gewachsen war, und dessen Skizzen durch Uebertragung in gefällige Lithographien von der Wahrheit nur noch weiter entfernt werden konnten. Ein Inschriftstein nahebei in einem Hause von Euyuk gefunden, zeigt Charaktere, welche phönikisch, griechisch oder keltisch zu nennen Hamilton unentschieden scheint, die aber offenbar dieselben, wie die des sogenannten Midasgrabes, somit phrygisch sind.

Persische Reste.

Der Zusammenhang des Tempeleinganges von Euyuk mit mesopotamischen und persischen Vorbildern wird weiterhin durch die Funde von Boghas-Kieui bestätigt, von welchen die mit Persien wenigstens nah verwandten Felsenreliefs aus Texier in weiten Kreisen bekannt sind. Doch auch die nahe befindlichen künstlichen von kyklopischen Mauern gestützten Terrassen weisen nach Osten und noch mehr ein grosses Gebäude, von welchem die Grundmauern fast völlig erhalten sind. Hamilton, der davon den Grundriss giebt, hält das Gebäude für einen Tempel, während es doch keinen Augenblick zweifelhaft sein kann, dass es ein nur etwas erweitertes aber in allen Theilen genaues Nachbild eines persischen Königspalastes ist, wie wir sie von Persepolis aus den Gebäuden des Darius und Xerxes kennen. Nachgrabungen würden vielleicht ausser den Mauern auch noch Reste von Säulen, architektonischem Schmuck und von Keilinschriften ergeben, was bei der

Ausdehnung des persischen Reiches bis an den Halys und zeitweise darüber hinaus um so weniger wundern könnte, als sich sogar unter den Ruinen von Hierapolis am Lykus, einem Nebenflusse des Mäander, ein ziemlich genaues Nachbild des Cyrusgrabes findet. Wenn dem aber auch nicht so wäre, wenn die Reliefs wie das Palastgebäude von Bogaz-Kieui nicht auf persischen Befehl und durch persische Künstler entstanden wäre, so würde das nur um so mehr den Einfluss mesopotamischer Architektur und Kunst überhaupt auf das östliche Kleinasien beweisen.

Lykien.

Bei weitem reicher als in Phrygien ist unsere Ausbeute in dem südlich von diesem gelegenen Küstenstriche, dem alten Lykien. Wie überhaupt in Kleinasien, so haben auch hier die Tempel und Theater ein mehr oder weniger rein griechisches Gepräge, dafür aber sind die fast zahllosen Gräber und von diesen vorzugsweise zwei Arten um so entschiedener originell und national.

Vier Gräberarten Lykiens.

Man unterscheidet nemlich viererlei Arten lykischer Gräber: Felsengräber mit nachgeahmter Balkenlage eines Blockhauses, Pfeilergräber, die übrigens häufig, ohne selbst eine Grabkammer zu enthalten, mit den ersteren in Verbindung stehen, Sarkophaggräber, welche ganz oder theilweise aus dem lebenden Felsen gearbeitet oder auch ganz gebaut sind und endlich Felsengräber mit meist ionischer oder vielleicht protoionischer Façadenbildung. Die viererlei Arten finden sich fast allenthalben vereint vertreten, ohne dass ein Vorwiegen der einen Gattung oder die ältere unter ihnen sicher zu erkennen wäre. Und gerade diese Verbindung der drei an sich grundverschiedenen Formen verleiht den lykischen Nekropolen jenen Reiz, der namentlich Myra, von dessen Gräberberge eine theilweise Ansicht diesem Abschnitte vorangestellt ist, zu den entzückendsten Ruinenstätten der Welt macht.

Blockhausgräber.

Betrachten wir zunächst die erste Art, so finden wir denselben Gedanken, die Nachahmung von Holzconstruction, in den mannigfachsten Formen wiederkehren, je nachdem Reichthum oder Rang zu grösserem oder geringerem Aufwande veranlassten. Die einfachsten Gräber zeigen gewöhnlich eine doppelte Fensterbildung mit cassettenförmig nach innen abgestuften Rahmen. Oft sind, wie in nachstehender Abbildung (Fig. 122) beide Fenster durchbrochen und bilden so die Eingänge zur Grabkammer, nicht selten ist jedoch nur eines geöffnet und das andere blendenartig geschlossen. Solche falsche Eingänge sind manchmal noch mehr charakterisirt, indem förmliche Bronzethüren mit Nägelbeschlägen in den Rahmen und mit Löwenköpfen, die den Klinkenring im Rachen zu tragen scheinen, nachgeahmt sind, wofür die Nekropole von Telmissos ein Beispiel liefert. Das Holzbalkenoriginal vergegenwärtigt der häufig sichtbar werdende Vorstoss der Querriegel und besonders schlagend der eingezapfte Querbalken oberhalb der Fenster, bei welchem befestigende Haken oder auch Holznägel imitirt sind. Ein etwas vortretendes Gesimsdach wird durch eine Reihe von Sparren, die rundlichen Stäben nachgebildet sind, gestützt oder vielmehr decorirt.

Die Verkämmungen und Verzapfungen werden nun immer complicirter. Die durch Balkenrahmen gebildeten Cassettenfelder vermehren sich bis zu



Fig. 122. Felsengrab von Antiphellos.

zwölf, welche meist mit Ausnahme eines einzigen, das den Zugang zur Grabkammer bildete, geschlossen, und in den oberen Reihen niedriger sind, als



Fig. 123. Felsengrab von Antiphellos.

in den unteren. Die oberen Reihen werden durch einen oder zwei Querbalken, die in die Vorstosse eingekämmt erscheinen, abgetrennt. Die vor-

kragenden Enden des unteren und oberen Querriegels sind, vermuthlich nach dem Zimmermannsgebrauch bei lykischen Blockhäusern, unten aufwärts, oben nach aussen gekrämpt, was den seltsamen Eindruck dieser gleichsam versteinerten Holzbauten noch erhöht. An die Stelle der flachen Bedeckung tritt manchmal, wie in vorstehender Abbildung (Fig. 123), ein Giebel, welcher bald die vorstehenden rundlichen Sparrenenden beibehält, bald an deren Stelle ein zahnschnitt- oder kragsteinähnliches Ornament zeigt. Der obere Querbalken unter dem Gesimse wird dann auch hin und wieder zum förmlichen Gesimse oder Zophoros und nimmt zugleich mit dem Giebelfelde Reliefs auf, was sich bei mehren Gräbern der Art zu Pinara und in anderen Nekropolen findet.



Fig. 124. Felsengrab von Myra.

Am kühnsten entwickelt sind jene Felsengräber, welche unter strengster Beibehaltung der Formen des Blockhauses die Façadenwand ganz durchbrechen und nur das luftige Balkengerüst, aus dem lebenden Fels gearbeitet

als Façade übrig lassen. Ein Beispiel der Art giebt das merkwürdige Grab von Myra, von welchem eine Abbildung (Fig. 124) beifolgt. An diesem erstreckt sich die Nachahmung des Blockhauses selbst auf das Innere, wo der Vorraum von der eigentlichen Grabkammer durch ein der Façade ähnliches offenes Balkengerüste geschieden wird. In den Gräbern des alten Tlos ist auch das Lattenwerk der Decke im Innern dargestellt und oft ist die Innenseite sogar sorgfältiger gebildet, als das Aeussere. Es finden sich innen in verschiedenen Farben gemalte lykische und griechische Inschriften, und über den Eingängen werden noch Reste von gemalten Blumen und Ornamenten sichtbar. Auch die Reliefbilder waren meist bemalt und zwar bei rothem oder blauem Grunde in lebhaften Farben, und wenn auch sonst die plastischen Leistungen Lykiens den hellenischen so nahe stehen, dass sie schwerlich als selbstständige und nationale Kunstentwicklung und Uebung gelten können, so ist wenigstens ganz ungriechisch und auf classischem Boden bei grösseren Werken sicher ohne Beispiel, dass auch die nackten Körper, wie an den Innenreliefs des abgebildeten Grabes von Myra, bemalt waren.

Frei-stehende Block-hausgräber.

Nicht selten sind solche Gräber theilweise oder ganz isolirt, aber immer aus dem Felsen selbst gehauen. Ein Grab der Art von Tlos, welches nur an der rechten Seite frei ist, zeigt an dieser ein doppelt übereinandergestelltes Relief mit Kampfspielen. Interessanter sind die ganz freistehenden, welche manchmal, wie die von Phellos (Spratt und Forbes), an den drei Seiten ausser der Fronte einfach aber immerhin mit Andeutung des Holzvorbildes hergestellt sind. Einige bei Fellows und Texier abgebildete ganz freistehende Blockhausgräber von Myra zeigen an allen vier Seiten die vollständigste Durchbildung, und zwar in so überlegter Art, dass man nach ihren Vorbildern ohne alle Schwierigkeit ein Blockhaus müsste zimmern können.

Pfeiler-gräber.

Von der zweiten Art, jener der Pfeilergräber, ist besonders das vielbesprochene Harpyienmonument von Xanthos bemerkenswerth, welches in seinen Sculpturen jetzt eine hervorragende Zierde des britischen Museums bildet. Im Ganzen bestehen diese Gräber aus stämmigen, sich schwach verjüngenden monolithen Obelisken, die meistens ungefähr 20' in der Höhe messen, und an ihrem oberen Ende die kleine Grabkammer enthalten. Diese ist manchmal mit Reliefs verkleidet gewesen, wie an dem genannten Denkmale, und war immer mit einem dreifach abgestuft vorspringenden Gesimse bekrönt, auf welches dann gewöhnlich noch



Fig. 125. Harpyienmonument von Xanthos.

eine etwas kleinere Platte gelegt war. Zuweilen enthalten die lykischen Obelisken gar keine Grabkammer und erheben sich nur als Grabdenkmäler über den besprochenen Blockhaus-Felsengräbern; sie sind dann immer äusserlich plastisch schmucklos, was jedoch auch bei wirklichen Grabdenkmälern der Art vorkömmt, wie bei einem auf drei Stufen gestellten Obeliskdenkmal von Xanthos.

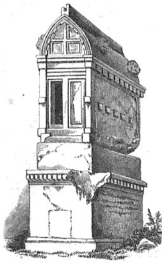
Bei diesen Obeliskengräbern an einen Zusammenhang mit den ägyptischen Obelisken zu denken, ist sowohl wegen der gedrungenen Kürze des Schaftes und der schwachen Verjüngung als auch wegen der mangelnden Pyramidalbekrönung und der Aegypten ganz fremdartigen Carniesbildung unmöglich. Haben wir in dieser Obeliskenform nicht etwas geradezu Einheimisches, wie in den Blockhausgräbern vor uns, so liegt es viel näher, an mesopotamische Tradition zu denken, an die nicht blos die Mächtigkeit des kurzen Schaftes, sondern auch die kleine, noch über das Gesims sich erhebende Platte anklingt, welche sich auch auf dem oben (Fig. 44) abgebildeten assyrischen Obelisk von Nimrud terrassenartig verdreifacht findet.

Sarkophage.

Die dritte lykische Gräberart, nemlich die der Sarkophage, ist besonders durch die Art der Bedeckung originell. Sie sind meist freistehend und ruhen, wie die nachstehende Abbildung eines Sarkophags von Antiphellos (Fig. 126) zeigt, meist auf zwei übereinandergestellten Sockeln, von welchen der untere mit hellenisirenden Gesimsen, in welchen gewöhnlich der Zahnschnitt oder auch, wie an einem anderen Sarkophage von Antiphellos, Eierstab und Perlenschnur erscheint, geschmückt zu sein pflegt. Beides mag vielleicht erst eine spätere Zuthat zu der ursprünglich einfachen Sarkophagbildung sein, wir brauchen indess mit diesen Ornamenten nicht sehr weit herabzugehen, da wir sie schon an Werken des Darius in Persepolis finden. Der Sarkophag selbst schliesst sich gewöhnlich eng an die Blockhausstructur an, wir finden auch hier Pfosten, Querriegel und Vorstosse, dieselben cassettirten Eingänge und Blenden. Der Deckel ist spitzbogig und zeigt in seinen Fronten ebenfalls das kreuzweise gelegte Lattenwerk mit nach innen abgestuften Feldern, die manchmal zu Reliefbildern, Greife oder menschliche Figuren darstellend, benutzt sind. Unter dem, dieses spitzbogige Giebelfeld umrahmenden Gesimsleisten werden auch die vorstehenden Enden der Sparren sichtbar, so dass auch dem Deckel die Holzconstruction als Vorlage gedient zu haben scheint. An den Seiten treten je zwei Löwenköpfe knaggenartig vor, am Scheitel des Deckels aber läuft ein rinnenförmig ausgehöhlter Firstbalken hin, entweder selbst als fortgesetzte Akroterie oder durch die Rinne erst zur Einsetzung des Firstschmuckes dienend.

Von der beschriebenen Art sind die meisten der lykischen Sarkophaggräber, von denen sich mehr als hundert zu Antiphellos allein befinden, doch fehlt es auch nicht an mannigfachen Variationen. Höchst einfache finden sich ausser Antiphellos namentlich auch zu Telmissos und Kyane, wo entweder die Sockel fehlen oder ganz schmucklos sind, und wo der plumpe für den Sarkophag zu grosse Deckel statt der Löwenköpfe nur einfache oben

abgerundete Knaggen oder gar nichts der Art enthält. Dagegen sind andere ungemein reich geschmückt, wie namentlich zwei Denkmäler der Art zu Telmissos und zu Xanthos, wo der ganze obere Sockel und die Dachseiten des Deckels, ja selbst der Akroterienkamm mit Sculpturen, Götter- und Kampfscenen darstellend, * bedeckt sind, welche Arbeiten jedoch wie überhaupt die plastischen Reste Lykiens, griechische Kunst verrathen. Wie aber die Sitte selbst in einer Zeit, in welcher die Landschaft hellenisirt und romanisirt war, zur Beibehaltung der alten nationalen Formen für die Grabstätten antrieb, sehen wir aus einem sonst ganz dem obenabgebildeten gleichartigen Sarkophage, auf welchem ausser einer lykischen eine lateinische Inschrift besagt, dass Claudia Regelia Herennia ihrer Schwester »pietatis et memoriae causa« diess Grabmal gewidmet habe, und besonders aus einem merkwürdigen und sehr gefälligen andern Sarkophaggrabe von Antiphellos, welches bei gleicher Anlage im Allgemeinen statt der Holznachahmung an den Ecken des Sarkophags römischdorische Pilaster mit Rosetten an den Plinthen und mit vertieften Schäften, im Giebelfelde des Deckels aber statt des Lattenwerks einen Kranz mit flatternden Bändern zeigt.


Fig. 126. Sarkophaggrab von Antiphellos.

Sarkophagfaçaden.

Wie nun diese Sarkophaggräber freistehend theils monolith aus dem lebenden Felsen gearbeitet, theils aus zwei bis vier gewaltigen Blöcken zusammengesetzt erscheinen — die vorkragenden Löwenköpfe oder einfachen Knaggen an dem Sarkophagdeckel waren entweder geradezu zum Zweck des Hebens angebracht oder wenigstens dazu sehr passend — so wurde anderseits diese Sarkophagform auch für die Façade von eigentlichen Felsengräbern benutzt. Ganz gleichartig vom Freien auf das Felsenrelief übertragen finden wir ein Grabdenkmal zu Antiphellos, während die Sarkophagfaçade eines Felsengrabes zu Pinara wenigstens mit einer besonderen Akroterie, die einen Stierkopf mit starken Hörnern und Ohren darzustellen scheint, geschmückt ist. Es ist jedoch zu vermuthen, dass auch die Rinne im Firstbalken der freistehenden Sarkophage keine andere Bedeutung hatte, als einen solchen oder irgend welchen anderen, der Länge nach öfter wiederholten Firstschmuck einfügen zu lassen. Ausser solchen im Felsenrelief leichter anzubringenden und sich besser erhaltenden Zierden konnte auch die Nachahmung des Holz-

baues unter Einwirkung der übrigen Blockhausfaçaden der Grabmäler ersterer Art noch weiter ausgedehnt werden, wenigstens findet sich die Balkenlage in den hiehergehörigen Sarkophagfaçaden zweier Gräber von Tlos und Myra noch deutlicher: die unter dem Gesimse vortretenden Lattenenden, welche sonst von zahnschnittähnlicher Gestalt sind, erscheinen wieder cylinderförmig, wie unbearbeitete runde Stämmchen, die Vorstosse der Querriegel werden wieder geschweift und die ganze Umrahmung nähert sich jener der Blockhausgräber. Auch der Contour des Sarkophagdeckels ist bei den zwei letztgenannten Grabfaçaden von den Freigräbern etwas abweichend, in Tlos halbrund, in Myra dagegen spitzbogig, aber fast bis zur Giebelform gedrückt. An dem letzteren enthält er überdiess Elemente, die wieder auf einen anderen Zusammenhang hinweisen. Als Akroterien finden wir nemlich hier an den beiden Flügeln einfache und am First gedoppelte Kreisformen, und zwar die letzteren genau so gestellt, wie die Doppelspiralen der phrygischen Königsgräber. Dazu kömmt, dass die Leisten im Giebelfelde eben so arrangirt sind, wie an dem Fig. 120 gegebenen phrygischen Grabe, so dass an dem ganzen Giebel, wenn man sich die beiden geschwungenen Seiten des lykischen Giebels zu Geraden gestreckt denkt, die Aehnlichkeit mit den phrygischen Denkmälern überraschend ist. Da zwei solche Umstände doch kaum ganz zufällig so zusammentreffen können, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass dieser Aehnlichkeit eine künstlerische Tradition zu Grunde liegt. Es ist zwar

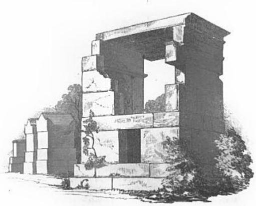


Fig. 127. Gräber von Sidyma.

schwer die Priorität des Arrangements mit Bestimmtheit dem einen der beiden Völker zuzuschreiben: bedenkt man aber, dass die freistehenden Sarkophaggräber unzweifelhaft primitiver sind, als ihre Nachahmung in Felsenreliefs, so dürfte man eher geneigt sein, dem künstlerisch weit regsameren Volke der

Lykier vor den Phrygiern eine Erfindung zuzuschreiben, welche überdiess mit dem Grundzuge der Blockhausarchitektur Lykiens zusammenhängt.

Sarkophaggräber mit hellenischem dreiseitigen Giebeldeckel sind gleichfalls in Lykien nicht selten, und wir finden sie namentlich in Sidyma (Fig. 127) aus ähnlichen Bestandtheilen zusammengesetzt, wie die oben beschriebenen und vorzugsweise durch die Deckelform abweichend. Unsere vorstehende Abbildung zeigt im Vordergrunde noch ein mehr vereinzeltes Grabdenkmal mit flacher monolither und cassettirter Deckplatte. Giebelförmig bedeckte Sarkophage kommen übrigens noch zu Telmissos, Cadyanda und Massakytos vor, von welchen sich namentlich eines aus ersterer Stadt auszeichnet, welches bei etwas stumpferen Verhältnissen unter dem Deckel noch Reminiscenzen der Balkenvorstösse erkennen lässt. Diese nicht eigentlich lykischen giebelbedeckten Sarkophage begegnen auch im übrigen südlichen Kleinasien öfters, zeigen aber doch manchmal auch ausserhalb Lykiens lykische Façaden- und Kammerbildung, wie z. B. ein Grabdenkmal in Pamphylien, von welchem eine Abbildung (Fig. 128) beifolgt. Unter anderen Modificationen erscheinen sie westlich von Lykien, wo die Gräber besonders den Formen



Fig. 128. Grabmal in Pamphylien.

einiger höchst einfachen lykischen Grabmäler von Cadyanda und Massakytos sich nähern. Von diesen kommen besonders zwei Arten in Betracht, Sarkophage über der Erde, zum Theil auf Stufen gestellt, und Gräber, die unter der Erde, und nur mit einem Sarkophagdeckel geschlossen sind. Alynda liefert für beide Arten Proben (Fig. 129). Die Sarkophage, die manchmal riesige Dimensionen zeigen, erweitern sich nach oben, der giebelförmige

Deckel hat keine Akroterien, wie in Lykien, wohl aber schmucklose Knaggen am Rande, welche wahrscheinlich die Bestimmung hatten, die Hebung des Deckels an seine Stelle zu erleichtern. Bei der zweiten Art zeigt der Deckel wahrscheinlich aus demselben Grunde an der Stirnseite einen schildförmigen Kreis, wie er auch an den ähnlichen lykischen Gräbern von Telmissos und Kadyanda erscheint, während an den Seiten ein wulstiger Rundstab hinläuft.



Fig. 129. Gräber von Alynda.

Wir kommen endlich zur vierten Gattung lykischer Grabdenkmäler, nemlich zu den Felsengräbern mit tempelartigen Säulenfaçaden. Sie sind kunstgeschichtlich die wichtigsten, weil wir wahrscheinlich in ihnen noch ein Joch von der Brücke zu erkennen haben, welche vom mesopotamischen Säulenstyl zur ionischen Ordnung führte.

Gräber mit Säulenfaçaden.

Die Behandlung dieser Giebelfaçaden mit Säulen und Pilastern ist nicht ganz gleichartig. Zahnschnitte mit Gebälk und massive Akroterien sind allen gemeinsam. Die Giebelfelder sind häufig mit Reliefbildwerken versehen, Gruppen nach Art der hellenischen Giebelfelder oder Thierkämpfe (ein Löwe einen Stier zerfleischend), in kleineren Giebeln findet sich ein Stierschädel, ein Schild mit einem Schwert oder einer Fackel, und sonderbar genug auch eine ionische Säule in die Mitte gestellt. Am meisten variiren die Säulenstellungen selbst. Nicht selten stehen nur zwei Pilaster oder Halbsäulen an den beiden Seiten der Frontewand, welche nach Art der Blockhausfaçaden in einem oder in mehren Feldern cassettirt ist. Gewöhnlicher ist die Anlage eines Pronaos vor der Grabkammer in der Weise eines Tempels »in antis«, wie diess die nachstehende Abbildung (Fig. 130) anschaulich machen wird.

Das ganz tempelartige grosse Portal ist in hellenischer Weise gebildet, Kragsteine stützen zu beiden Seiten das Gesimse über dem Thürsturze. Die falsche Thüre zeigt unter Nachahmung von Bronzethüren die Nägelbeschläge an den Rahmen und die gewöhnliche Felderbildung, nur ein Feld von den vieren der Thüre ist als wirklicher Eingang zur Grabkammer durchbrochen. An der Decke des ganz aus dem Felsen gehauenen Pronaos ist die Balkenlage genau nachgeahmt; äusserlich dagegen ist die Gebälkbildung etwas verkümmert, viel zu sehr zusammengedrängt und sowohl ohne Beziehung auf den Holzbau, wie auch ohne hellenische Gliederung. Zwischen den wenig ornamentirten Pilastern stehen zwei Säulen mit hohen vielfach gegliederten, leider sehr verstümmelten Basen, das Capitäl ist das ionische, an dem beigefügten Beispiele dem hellenischen schon sehr nahestehend, doch noch etwas derber.

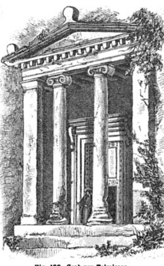


Fig. 130. Grab von Telmissos.

Es finden sich jedoch sonst auch mehr abweichende ionische Säulen, welche vielleicht (wenn man von den assyrischen absieht) ebenso die protoionischen genannt zu werden verdienen, wie man die Säulen von Benihassan die protodorischen genannt hat.

Protoionische Säulen.

Von diesen sind besonders drei Beispiele hervorragend, von drei Gräbern zu Telmissos, zu Myra und zu Antiphellos (Fig. 131). In dem ersteren finden wir nur den äusseren Umriss der Spiralen, sonst das Capitäl vollständig flach. Wir können hier nicht blosses Unvollendetsein voraussetzen, denn der Echinus wäre, nachdem einmal die Fläche gemeisselt war, nicht mehr herzustellen gewesen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass dieses formlose Säulenglied durch farbige Ausführung der Spiralen mehr Ausdruck erhalten habe. Die Base enthält ebenfalls die Elemente der ionischen, aber in höchst plumper Gestalt. Auf den Plinth folgt eine gedehnte Hohlkehle, nur in einer schwachen Segmentlinie statt in Halbkreisform vertieft, und darauf der derb wulstige Torus, über welchem sofort der Säulenschaft ohne Anlauf anhebt. Die Antenpfeiler sind unverhältnissmässig breit und ohne Capitälbildung. Ich zweifle nicht, dass in dieser Fronte ein höchst alterthümlicher Styl zu erkennen sei, obwohl es schwer oder vielleicht gar nicht zu entscheiden ist, ob das Grabmal selbst der Frühzeit angehört, oder nur archaisirt. Ein Vergleich

mit den auf assyrischen Reliefs vorkommenden Capitälen (Fig. 36 u. 37) wird übrigens die oben berührte Vermuthung von der Herkunft dieser Säulenordnung weiterhin klar machen.

Das zweite Capitäl von Myra zeigt den Zwischenraum zwischen den erhöhten Spirallinien stark concav vertieft, den Polster geradlinig von einer Spirale zur anderen laufend und ebenfalls keine ausgeprägte Echinusbildung. Die Base dagegen ist wenig von der sogenannten attischen abweichend. Im Uebrigen zeigt das Grab viel Orientalisirendes, wie den Kampf eines Löwen

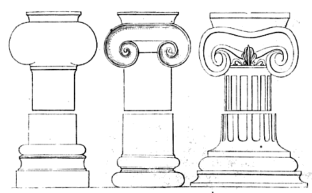


Fig. 131. Säulendetails von Telmissos, Myra und Antiphellos.

mit einem Stier als Giebelrelief, und die in üppige Ornamente auslaufenden Figuren zwischen den Halbsäulen und den hier innerhalb stehenden Pilastern der geschlossenen Façade. Auch haben die letzteren zwischen dem annähernd dorischen Capitäl und dem Gebälke ein der hellenischen Kunst fremdartiges würfelförmiges Mittelglied, das mit einem Löwenhaupte in Relief geschmückt ist. Der Schaft dieser Pilaster ist horizontal gegliedert und enthält in den dadurch entstehenden Feldern Rosetten, was nicht undeutlich an die Pilasterbehandlung anklingt, welche ein assyrisches Tempelrelief (vgl. Fig. 43) zeigt. Aehnliche Capitäle fanden sich auch an einem Grabmale von Telmissos, welches indess seinen Besitzer Amyntas, des Hermapios Sohn, in einer griechischen Inschrift nennt, mithin wahrscheinlicher für eine spätere Nachbildung älterer Formen zu halten ist.

Eine Grabfaçade von Antiphellos endlich enthält vielleicht noch eine dritte protoionische Capitälform, bei welcher schon die geschwungene Form des Polsters, doch noch kein Echinus erscheint. Den letzteren ersetzt ein Palmettenornament, die Spiralen erscheinen von aussen her etwas eingedrückt. Die Basen sind ionischer Art, aber von unverhältnissmässig grossem Durchmesser, der auch einen überaus starken Anlauf des Säulenschaftes erfordert.

Dieser ist, was sonst in Lykien selten, canellirt, mit eckigen Ansätzen oben. Das Portal dieses Grabes ist alterthümlich, ohne Gesims und Kragsteine, dafür tritt die Leistenumrahmung des Sturzes zu beiden Seiten über die der Pfosten breit und schwer vor.

Persischer und phönikischer Einfluss. In diesen drei Beispielen ionischen Säulenbaus dürfte weniger ein Entlehnen hellenischer Formen oder eine spätere Weiterbildung ionischen Styls, wie wir sie in der römischen Architektur finden, als vielmehr eine Uebergangsstufe vom orientalischen Säulenbau zum ionisch-hellenischen zu erkennen sein. Oestlicher Einfluss tritt uns auch in anderen Formen entgegen an einem Felsengrabe zwischen Limyra und Arycanda, von welchem Fellows leider nur eine flüchtige Umrisszeichnung liefert. Es zeigt über dem Portale die Hohlkehle als Bekrönung und ausserdem an den Säulen stark geschwungene Kelchcapitäle und besonders Basen, die umgestürzten Kelchen gleichen. Wenn nun auch das Thürgesims dem ägyptischen entspricht, so stehen der Annahme ägyptischen Einflusses gerade diese Kelchbasen eben so entschieden im Wege, als sie auf Persien hinweisen, wo dieselbe Thür- und Fensterbekrönung und dieselben Basen mit ebenfalls entsprechenden Capitälbestandtheilen erscheinen (vgl. Fig. 61). Sichere Schlüsse erlaubt jedoch die uns vorliegende Fellows'sche Zeichnung nicht. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass nicht alle Grabfaçaden mit dorischen Pilastern auf hellenische oder römische Rückwirkung verweisen, da der später sogenannte dorische Styl, wie erwähnt, von Aegypten stammend in dem benachbarten Phönikien und besonders auf der gegenüberliegenden phönikischen Insel Cypern wenigstens in Gräbern eine theilweise Entwicklung gefunden hatte.

Wohnhaus. Wie diese Gräberart mit Säulenfaçaden den Antentempeln, so wurden unzweifelhaft die Blockhausgräber dem lykischen Wohnhause nachgebildet,

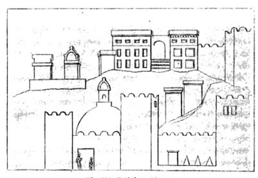


Fig. 132. Relief von Pinara.

und wir lernen daraus auch die Beschaffenheit des lykischen Privatbaues kennen. Dass die Wohngebäude zumeist ganz von Holz und als förmliche

Blockhäuser gebaut waren, ist bei dem waldreichen und gebirgigen Lande Lykien nichts Auffälliges. Während aber für das vergängliche Leben vergängliche Häuser der Art genügten, musste man sie, wenn man sie als Gräber nachahmen und, wie bei mehren Völkern geschah, dem Todten eine ähnliche Wohnung bereiten wollte, wie er sie im Leben besass, in den Felsen übersetzen, um ihnen als ewige Ruhestätte Bestand zu sichern. So haben sie denn auch mehr als zwei Jahrtausende überdauert.

Stadt und Nekropole.

Ein Bild einer lykischen Stadt mit ihrer Nekropole gewährt uns ein Relief aus einem Grabe von Pinara (Fig. 132), welches uns namentlich die Gestalt der Mauern und Thürme mit ihren abgerundeten Zinnen zeigt. Wir sehen an demselben namentlich auch alle Gräberarten mit Ausschluss der Säulengräber vertreten, selbstverständlich ohne genaues Detail, dessen wir auch bei den zahlreichen erhaltenen Denkmälern nicht bedürfen.

Das westliche Kleinasien.

Dass der westliche Theil Kleinasiens nicht ebenso reich an nationaler Kunstentwicklung sein konnte, liegt in der Natur der Sache. An der ganzen Westküste sassen die Griechen und vermittelten durch ihren ausgedehnten Handel den Verkehr der angränzenden Binnenländer. Hellenischer Einfluss war weder von den grössten Barbaren noch später von den politischen Zwingherrn der Hellenen zurückzuweisen, und noch weniger von einem höchst eindrucksfähigen, politisch gebeugten und überdiess unmittelbar benachbarten Volke. Daher kömmt es auch, dass sich von den westlichen Provinzen nur ein hervorragendes nichtgriechisches nationales Kunstproduct nachweisen lässt, und zwar wieder eine Gräberart, aus der primitivsten Sitte hervorgehend, nemlich der Grabtumulus.

Tumulus.

Die Tumulusform der Gräber, vorwiegend, wie es scheint, in Lydien zu Hause, war in allen Westländern von Troas bis Carien gebräuchlich. Ursprünglich ein blosses Malzeichen, aus einem kunstlos aufgeschütteten konischen Hügel bestehend und somit nicht in das Bereich der Architektur gehörig, entwickelte sich der Tumulus zu einer baulichen Form, die auch von Griechen nicht verschmäht, von den Römern aber für die bedeutendsten Grabmäler, wie z. B. das Mausoleum des Augustus, mit Vorliebe verwendet wurde. Man legte dem eigentlichen Tumulus, dem konischen Hügel ein kreisrundes Basament, dessen äusserer Ring aus solidem Mauerwerk bestand, unter, und thürmte erst darüber den Kegelhügel auf, ihn ebenfalls durch eine Mauerverkleidung äusserlich schützend und befestigend. Das besterhaltene Beispiel der Art bietet das sogenannte Tantalosgrab (Fig. 133) dar. Es ist das grösste von zwölf mehr oder weniger erhaltenen Grabdenkmälern am Sipylos nicht weit von Smyrna. Das kreisrunde Basament ist unten und oben von Gesimsen umsäumt, sonst ist die Aussenseite, wie auch an dem kegelförmigen Tumulus, ohne weiteren Schmuck mit kyklopischem Mauerwerk verkleidet. Innen solidiren concentrische Mauerringe durch radienförmige Wände verbunden und gehalten die Gussmasse. In der Mitte befindet sich die kleine nur 3,55 M. in der Länge, 2,17 M. in der Breite und 2,85 M. in der Höhe messende Grabkammer, deren spitzbogige Decke durch den so-

Tantalosgrab.

genannten falschen Bogen, d. h. durch vortretende und sich immer mehr nähernde Horizontalblöcke gebildet wird. Der Eingang scheint vollständig geschlossen und unkenntlich gemacht worden zu sein. Der Gipfel des Tu-

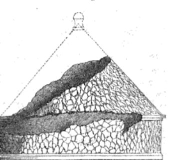
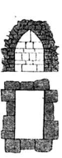



Fig. 133. Das sogenannte Tantalosgrab.

mulus war von einem phallischen Steinpfeiler überragt, dessen Fragmente sich noch unter dem Schutte fanden. Der Durchmesser des Denkmals berechnet sich auf 33,60, die ursprüngliche Höhe auf 27,60 Meter.

Lydische Königsgräber.

Von weit grossartigeren Verhältnissen waren die nicht ferne davon am Hermos, dem jetzigen Sarabat gelegenen Königsgräber von Sardes (jetzt Sart). Diese Nekropole, von den Türken Bin-Tepe d. h. tausend Gräber genannt, befindet sich auf einem niedrigen, in einer Ausdehnung von etwa zwei Meilen um den ehemaligen gygäischen See nordwestlich bis Sarkoi, nordöstlich bis Basoklu sich erstreckenden Kalksteinrücken, und zählt noch jetzt über hundert Tumuli, unter welchen einer durch Erhaltung und Umfang hervorragt und deshalb dem Alyattes zugeschrieben wird. Von dem Alyattesmale berichtet Herodot mit der grössten Bewunderung und nennt es ein Werk, nächst den ägyptischen und babylonischen zu den grössten gehörig. Es war nach seiner Erzählung auf einer Grundlage von grossen Steinblöcken zum Tumulus aufgeschüttet, welche Arbeit theils von den Kaufleuten, theils von den Handwerkern und im Uebrigen von den lydischen Mädchen ausgeführt worden war. Fünf Denksteine am Gipfel gaben zu Herodot's Zeit an, wie viel jede der drei Classen geleistet, und nach diesen fiel der letztgenannten und deren Erwerbe das Meiste zu. Den Umfang giebt der Geschichtschreiber auf sechs Stadien und zwei Plethren und dazu die Breite auf dreizehn Plethren an, welchen Angaben 1170 M. Umfang und über 400 M. Durchmesser entsprechen. Der Grund dieser doppelten Zahlenangabe, von welcher allerdings eine überflüssig, ist nicht klar, und man hat deshalb den Durchmesser (die Breite des Herodot) für die Höhe genommen; aber eine Höhe von 400 M. übertrifft selbst die höchsten Pyramiden bedeutend, und streift an's Unmögliche.

Die Identität des grössten der noch erhaltenen Tumuli von Bin-Tepe mit dem Alyattesmale nach Herodot ist sehr wahrscheinlich, wenn auch die Dimensionen die hier wie oft übertriebenen Angaben Herodot's nicht erreichen. Er erhebt sich auf einer grossen, theilweise aus dem Felsen selbst gehauenen, im Uebrigen mit Bruchsteinen aufgemauerten Basis von kreisrunder Form, die 18½ M. in der Höhe und diametral 257 M. misst, und erreicht noch jetzt im Ganzen eine Höhe von 61½ M., welche er kaum jemals bedeutend überschritten hat. Eine bauliche Bekleidung, wie die Kegel des sogenannten Tantalosgrabes, scheint dieser unter einem Winkel von 22° ansteigende Tumulus niemals gehabt zu haben. Die Masse besteht aus Erde und Sand, welche durch bestimmte Mischung und durch Zusammenstampfen in feuchtem Zustande zu einer Gussmasse von solcher Festigkeit erhärtete, dass bei den Nachgrabungen selbst der Stahl splitterte. Die von dem kaiserlichen General-Consul in Smyrna, Herrn Spiegelthal, mit Baron von Behr-Negendank im Jahre 1853 vorgenommene Untersuchung des Denkmals belehrte namentlich über die schichtenweise Herstellung des Tumulus durch allmälige Vergrösserung und eine ähnliche Verschalung, wie wir sie bei den Pyramiden fanden, wobei jedoch das technische Verfahren von dem der Aegypter abwich. Die Schichten, die sich nicht blos als Ummantelungen, sondern auch in horizontalen Richtungen nachweisen liessen, zeigen auch eine verschiedenfarbige Zusammensetzung des Erdmaterials, und zwar wechseln ziegelrothe, gelbe und braune Lagen ab, was sicher auf einen bunten äussern Anblick berechnet war. Mauerwerk fand sich nur am Gipfel des Kegels, wo es, aus gebrannten Ziegeln bestehend, offenbar als Basis für die den Gipfel schmückenden phallischen Steine (vgl. das sog. Tantalosgrab) diente. Es waren deren nach Herodot fünf: einen diametral fast 3 M. starken fand man fragmentirt und an der Oberfläche verwittert in der Nähe; die Inschriften waren verschwunden und das rohgemeisselte Gesicht, welches früher ein englischer Reisender auf der Halbkugel bemerkt haben wollte, war wohl nur Fiction. An zwei anderen Steinen derselben Form, die man 70' nordöstlich vom Grabhügel fand, die aber nur halb so gross sind, glaubte man indess noch Spuren von Schriftzügen zu erkennen.

Alyattesmal.

Ausser der zahlreichen Gruppe, unter welcher das Alyattesmal hervorragt, wurden noch zwei andere Arten von Tumuli entdeckt, von welchen die eine, deren Gruppe sich weiter westwärts befindet, namentlich dadurch von dem beschriebenen Grabmale abweicht, dass Steinlagen und Erdschichten abwechselnd den Kegel bilden. Die andere nordöstlich und nordwestlich vom gygäischen See befindliche Gattung besteht aus Grabhügeln, die ohne Erde und Flusssand nur aus zusammengeworfenen Steinen aufgethürmt sind und Grabkammern bedecken, die im Felsboden ausgehauen, mit einer Steindecke geschlossen und nur von oben zugänglich sind. In einem dieser Gräber fanden sich drei Kammern der Art, eine hinter der andern.

Nekropole von Sardes.

Im Allgemeinen ist es augenfällig, dass Werke der Art mit den ägyptischen Pyramiden sich nicht messen können, und dass von einer eigentlichen

Verbreitung der Tumuli.

Bautechnik, wie dort, wenig Spuren zu finden sind. Gleichwohl erforderte die Herstellung des Alyattesdenkmals eine bedeutende Anstrengung, und Texier berechnet bei dem ungefähr 2650000 Met. C. betragenden Cubikinhalt die Kosten, welche dessen Aufschüttung nach jetzt üblichem Zahlungsansatz betragen würde, auf mehr als zehn Millionen Francs. Höchst bedeutend aber sind diese Denkmäler durch ihre weite Verbreitung. Auf der ganzen Westküste von Kleinasien, in Hellas und endlich in Italien waren sie allgemein, und wenn auch ein Malzeichen aus aufgehäuften Steinen bei seiner primitiven Idee noch auf keinen traditionellen Zusammenhang all dieser Länder schliessen lässt, so ist doch wenigstens die Gleichartigkeit der Tumuli von Smyrna und der etrurischen, von welchen letzteren sich bei Behandlung Etruriens ein Beispiel zur Vergleichung abgebildet finden wird, in jeder Beziehung zu gross, als dass der unmittelbare Zusammenhang bezweifelt werden könnte.

So finden wir denn gerade in Kleinasien die allseitigsten Fäden, welche die architektonische Entwicklung des Orients mit der des Abendlandes verknüpfen, und trotz der Lückenhaftigkeit der Denkmälerkunde des östlichen Kleinasiens ist doch die Culturströmung unverkennbar, welche von Mesopotamien kommend die Keime ionischer Kunst durch Kleinasien nach den Küsten des ägäischen Meeres trug.

Zweite Abtheilung.

Die Baukunst des Occidents.

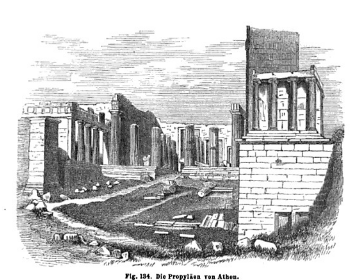


Fig. 134. Die Propyläen von Athen.

Hellas.

I. Die ältesten Bauwerke von Hellas.

Urzustand.

Wenn wir von Hellenen reden, so verstehen wir darunter nicht das Urvolk, welches auf dem vielbuchtigen Festlande vom Olympos bis zum tänarischen Vorgebirge und auf dem Inselgewimmel des ägäischen Meeres hin- und herwogend noch zu keiner festen Stätte, zu keinem stabilen Cult, zu keiner staatlichen Ordnung und somit auch zu keiner namhaften Cultur gelangt ist. In so primitiven Verhältnissen sind die Werke aller Völker einander fast gleich und unterscheiden sich nur durch grössere oder geringere Verständigkeit oder durch Abstufungen in der Kolossalität. Das erstere Moment kam zunächst nur im Hüttenbau zum Ausdruck, das letztere in den Malzeichen, durch welche die Völker ihre gefeiertsten Todten ehrend gleichsam ihre Spuren bezeichneten. Denn fand bei den Hütten das primitive Streben nach Kolossalität keine Anwendung, so kümmerten sich anderseits die tausend Hände, welche einen Leichenhügel aufschütteten, nicht um Zweckmässigkeit, Solidität oder gliedernde Raumentwickelung eines solchen Werkes, die kleine Grabkammer der Verstorbenen sollte nur in ehrender Weise weithin sichtbar und kenntlich gemacht werden.

Primitive Wohngebäude.

Eine eigentlich praktische Bedeutung konnten die Werke hellenischer Vorzeit erst bekommen, als die Wogen der ersten Wanderungen sich gelegt hatten, und sesshaft gewordene Völkerstämme Städte gründeten. Nicht als ob die Wohnungen dadurch einen mehr architektonischen Charakter erhielten. Die Häuser umschlossen in der anspruchlosesten Weise die kleine Welt der Griechen, den Herd der Familie, und beschränkte Wohnräume lagerten sich schlicht um den Herdhof. Die Wände bestanden aus vielleicht wenig verstrichenen Steinblöcken, wie das Geröll der Gebirge sie eben darbot. Doch auch Wände von Lehm und aus luftgetrockneten Ziegeln scheinen schon in frühester Zeit vorgekommen zu sein. Der Mythos giebt uns hiefür einen Fingerzeig, wenn auch sonst nur einen schwachen Beleg. Denn wenn Gellius (Plin. VII. 56, 194 sq.) den Toxius, des Cälus Sohn, als Erfinder des Hausbaues aus Lehm bezeichnet, die Erfindung aus dem Vorbilde der Schwalbennester entwickelnd, und noch hinzufügt, dass Kinyras, des Agriopas Sohn, die Dachziegel erfunden habe, so können diese Angaben ebenso wenig Anspruch auf historischen Werth machen, wie wenn Plinius berichtet, dass zuerst die Gebrüder Euryalos und Hyperbios in Athen Ziegeleien angelegt und Häuser gebaut, und dass die Menschen vordem in Höhlen gewohnt hätten. Nicht in den Wänden jedoch, sondern vielmehr in der Herstellung der Decke prägt sich das jeweilige technische und architektonische Vermögen eines Volkes aus. Welcher Art und wie anspruchlos aber die Bedeckung war, das lehrt uns eine gleichwohl erst aus späterer Zeit stammende spartanische Anekdote (Plut. Lyk. 13), nach welcher ein Bürger von den Ufern des Eurotas, der zu Korinth im Hause seines Gastfreundes die Deckbalken schön behauen und geschnitzt fand, das Landeskind vom Isthmos fragte: »Wachsen denn bei euch die Hölzer viereckig?« Man scheint demnach in Sparta selbst noch in historischer Zeit die Baumstämme unbehauen als Deckbalken verwendet zu haben, was um so mehr in der grauen Vorzeit der Fall gewesen sein musste, wie wir das in versteinerten Nachbildungen an der Südküste Kleinasiens gesehen, und wie es sich in der That auch an dem Relief des Löwenthores von Mykene angedeutet findet. Dem Dorer gebot sogar ein Gesetz: »Nur mit der Säge die Thür, nur mit dem Beile die Balken zu arbeiten«.

Königshäuser der heroischen Zeit.

Wir können uns von solchen Angaben aus historischer Zeit rückschliessend die Hütten und Wohnräume der Urhellenen, der Pelasger, kaum roh genug vorstellen. Waren doch selbst die Häuser homerischer Zeit, wenn auch schon regelmässig gegliedert, noch immer schlicht genug, und selbst an den Palästen war des Architektonischen wenig. Die rohen, aus unregelmässigen Steinstücken aufgemauerten Wände hatten nach aussen gar keine architektonische Entwickelung. Innen war der rohe Anblick im besten Falle mit Bronzeplatten und mit Teppichen verkleidet, die Decken grösserer Räume wohl auch mit Säulen oder wahrscheinlicher eckigen Pfeilern gestützt. Von der Disposition der Königshäuser homerischer Zeit geben die Schilderungen des grossen Sängers eine ziemlich anschauliche Vorstellung, besonders

die Schilderung des Herrenhauses von Ithaka, welche durch die Reste eines Gebäudes, die sich auf der Höhe von Aito in Ithaka gefunden, unterstützt wird.

Königshaus zu Ithaka.

Die dürftigen von W. Gell*) noch vorgefundenen Mauern, auf dem beigefügten Plane (Fig. 135) durch volle Linien gegeben, sind von dem gelehrten Entdecker nach den homerischen Gesängen durch punktirte Linien zu einem Ganzen vervollständigt, so weit diess ohne grosse Willkür thunlich erschien. Die Anlage war von einer Hofmauer umschlossen, von welcher sich noch Reste (a) fanden, die wahrscheinlich an die Ummauerung der Akropolis (b) sich anschliessend, zugleich als Substruction der höchsten Burgterrasse gedient haben. Innerhalb dieser Umfriedungsmauer des äusseren Hofes prangte nach Homer der von Schweinen und Gänsen umlagerte Düngerhaufen, der Stolz aller Landwirthe, auf welchem (Od. XVII. 296 fg.) der treue eben verendende Haushund seinen zurückkehrenden Herrn wedelnd begrüsste. Vom äusseren Hofe führte dann ein »dröhnender« Thorweg (c) zu dem länglichen inneren Hofe (d), welchen Gell ohne Begründung mit einer Porticus umgiebt, mithin vorgreifend zum Peristyl gestaltet. Auch in diesen Hof hinein treiben die Hirten Melanthios und Philätios Ziegen und Rinder. Er mag besondere Abtheilungen gehabt haben, gewiss ist nur der Altar des Zeus in der Mitte (e) und eine Cisterne (f), die Gell unter den Trümmern fand. Zur Linken reihten sich wahrscheinlich die Männergemächer (g) an, während sich zur Rechten die Frauenwohnung (h) befand, so abgeschlossen, dass die Mägde in ihren Kammern von der tumultuarischen Ermordung der Freier nichts sahen und hörten, und »nur ein Stöhnen« vernahmen, Penelope aber während des Blutbades ruhig des Schlafes geniessen konnte. An die Schmalseite des Hofes, welche dem Eingange (a) gegenüberlag, gränzte der grosse Männersaal (i), der Schauplatz eines grossen Theiles der Handlung der Odyssee. Der Zugang vom Hofe ward durch eine vermuthlich mit Stufen erhöhte Thür »mit cypressenen Pfosten« (k) vermittelt, an welcher Odysseus seinen den Saal beherrschenden und jedes Entrinnen verhindernden Standpunkt nahm, wo er

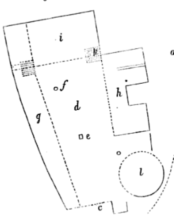


Fig. 135. Plan des Königshauses von Ithaka.

*) W. Gell, The Geography and Antiquities of Ithaca. London 1807.

mit seinen ebenfalls auf der Platform der Thürstufen befindlichen Getreuen die Freier bekämpfte. Zur Linken scheint sich der Zugang zur Treppe befunden zu haben, welche zur Waffenkammer führte, zu der übrigens naturgemäss Telemachos auf einem anderen Wege durch den Hof gelangt sein musste, wobei er eben vergass, den Aufgang vom Männersaale her abzuschliessen. Der Männersaal ist sehr bedeutend anzunehmen, wenn alle hundert und acht Freier mit den nöthigen Dienern Platz haben sollten. Ein so ausgedehnter Raum erfordert zur Stütze der Decke eine Pfeiler- oder Säulenstellung in der Mitte, ob aber, wie aus mehren Stellen hervorzugehen scheint, eine mächtige Säule, zugleich den Ständer für die Lanzen bildend, die Kreuzung der Hauptbalken der Decke unterstützte, wie das auch an anderen Gemächern, im Waffenzimmer und im ehelichen Schlafgemache der Fall war, oder ob mehre Stützen angebracht waren, ist nicht völlig klar. Diese Säulen waren wahrscheinlich von Holz, wie das wenigstens an dem Palaste des Oenomaos von Elis der Fall war, wo noch zu Pausanias Zeit eine solche Holzsäule allein von dem verbrannten Palaste übrig, wegen ihres Alters aber durch eiserne Bänder zusammengehalten und wie eine Reliquie durch ein Dach geschützt, gezeigt wurde. Mit hölzernen Säulen war auch das ohne Zweifel sehr alte angebliche Grabmal des Oxylos auf dem Markte von Elis geschmückt. Die Holzdecke des hochragenden Saales wird berusst genannt, wie sie in mittelalterlichen Schlössern oder noch jetzt bei ähnlichen ländlichen Räumen, die von offenen Feuern erwärmt und Abends mit Kienfackeln beleuchtet wurden und werden, zu sein pflegt, und zeigte unvertäfelt seine offene Balkenlage aus Fichtenstämmen, so dass Athene aufschwebend sich dort setzen konnte, »der ruhenden Schwalbe vergleichbar«. Der hohen Wände Zier beschränkte sich ausser gewissen Einschnitten, die höchstens zu einer primitiven Lisenenbildung dienten, wahrscheinlich auf angelehnte und aufgehangene Schilde, von Fenstern findet sich keine bestimmte Andeutung. Doch weist gerade das erwähnte Bild von der ruhenden Schwalbe auf Licht- und Luftöffnungen in den Wänden unmittelbar unter der Decke hin, denn Abzugslöcher waren der beständig lodernden Feuer und Fackeln wegen unerlässlich. Der Estrich wird gepflastert genannt, doch scheint das Paviment eher dem Pflaster einer Strasse als dem Plattengetäfel eines Saales historischer Zeit ähnlich gewesen zu sein, denn sonst hätte weder der viele Staub bei dem Freiermorde noch das Reinschaufeln des Bodens nach demselben gehörigen Sinn.



Noch aber ist ein Raum übrig, dessen Erklärung einer weiteren Besprechung bedarf. Die Ruinen von Aito zeigen nemlich auch eine halbkreisförmige Mauer, von Gell in kaum bestreitbarer Weise zu einem Rundbau (1) ergänzt. Durchsucht man die Odyssee nach Gestalt und Zweck eines solchen Tholos, so finden sich mehre Stellen, die auf einen solchen schliessen lassen: So die »mächtig gewölbte, geräumige Kammer, wo Gold und Erz gehäuft lag und Kleider in Schränken und Amphoren mit Oel und Wein gefüllt an den Wänden herumstanden (Od. I. 337 fg.). Wahrschein-

lich dieselbe Kammer ist die Od. XXI. 8 fg. erwähnte »äusserste« Kammer, wo die Kleinode alle des Herrschers, Erz, Gold und Eisengeräth, kunstfertig geschmiedet, lagen, und der verhängnissvolle Bogen des Odysseus mit dem Köcher hing, ein Geschenk des Iphitos. Die »äusserste« Kammer würde auch räumlich dem Rundbaue auf dem beigefügten Plane entsprechen. Von derselben ist unbedenklich auch Od. XXII. 440 die Rede, wo Odysseus befiehlt, die unzüchtigen Frauen des Palastes »vor die stolzaufragende Wohnung, zwischen das runde Gewölbe und die schützende Mauer des Vorhofs« zu führen und sie da zu tödten. Der isolirte Tholos erscheint hier somit als Schatzkammer, wozu er sich auch durch die vermuthliche Steindeckung und sonstige Festigkeit wohl eignen dürfte. Leider werden wir von Gell über die Art und Structur der Palastmauern im Unklaren gelassen, während die Stadt- und Substructionsmauern der Ruinen auf der Höhe von Aito als sog. kyklopische verzeichnet sind.

Die sogenannten Schatzhäuser.

Da sich jedoch Rundbauten aus der heroischen Zeit anderwärts in besserer Erhaltung gefunden haben, so könnte man versucht sein, sie mit der Schatzkammer des Odysseus in Zusammenhang zu bringen, umsomehr, als die antike an den erhaltenen Tholen haftende Tradition darauf hinzuführen scheint: Es sind diess der Rundbau von Orchomenos (das sog. Schatzhaus des Minyas), Reste eines zweiten bei Pharsalos, die Rundgebäude von Baphio und Marmalia in der Nähe von Amyklae, und endlich fünf Rundgebäude (Mure findet nur zwei) von Mykene, unter welchen sich als das berühmteste Beispiel der Art der grosse und fast vollständig erhaltene Tholos befindet, der unter dem Namen »Schatzhaus des Atreus« allbekannt ist. Der letztere Rundbau kann als Prototyp aller derartigen Bauwerke dienen. *)

Tholos von Mykene. Das sogenannte Schatzhaus des Atreus.

Dass dieses im eigentlichen Sinne des Wortes unterirdisch angelegt war, wie man früher allgemein annahm, ist in neuerer Zeit, und zwar mit Recht bestritten worden, der Thatbestand ergiebt mit grösserer Wahrscheinlichkeit, dass der Rundbau zwar ein wenig in den Boden eingesenkt, in seinen oberen Theilen aber durch einen Erdtumulus überdeckt war. Ein 62′ langer und 20′ breiter Gang, beiderseitig mit so ziemlich rechtwinklig behauenen Steinen ummauert, und ursprünglich kaum in seiner ganzen Länge bedeckt, jetzt

*) W. Gell, Argolis, The Itinerary of Greece with a commentary on Pausanias and Strabo and an account of the Monuments of Antiquity at present existing in that country. London 1810.
D. Dodwell, A Classical and Topographical Tour through Greece during the years 1801, 1805 and 1806. Vol. II. London 1819.
C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton,. Antiquities of Athens and other places in Greece, Sicily &c. Supplementary to the Antiquities of Athens bei J. Stuart and N. Revett. London, 1830.
A. Blouet, Expédition scientifique de Morée. Vol. II. Paris, 1831.
W. Mure, Ueber die königlichen Grabmäler des heroischen Zeitalters. Rhein. Museum 6. Jhrg. Bonn 1838.
K. Th. Pyl, Die griechischen Rundbauten im Zusammenhange mit dem Götter- und Heroencultus. Greifswald 1861.

aber tief verschüttet, führt zu dem Eingange, welcher ebenfalls nicht völlig blosgelegt, jetzt 20′ in der Höhe und 10 in der unteren, 7½′ in der oberen Breite misst. Das Material des exact gearbeiteten Portals ist schwarze Breccia aus einem benachbarten Steinbruche. Die Aussenseite zeigt die nach innen abgestufte Umrahmung, wie sie der hellenischen Architektur verblieb, hier jedoch mit hohlkehlenartig auslaufenden Rändern; über dem Sturze ist jetzt ein dreieckiges Loch, vormals wohl mit einer vielleicht nach Art des Löwenthores sculpirten Platte geschlossen, welche nur eine geringe Last auf den Sturz warf, während die über das Portal gesetzte Mauer bei horizontalen Lagen von beiden Seiten her schräg vorspringend, auf den Pfosten ruhte. Dieses Entlastungsverfahren erinnert an die verschiedenen Methoden, die wir

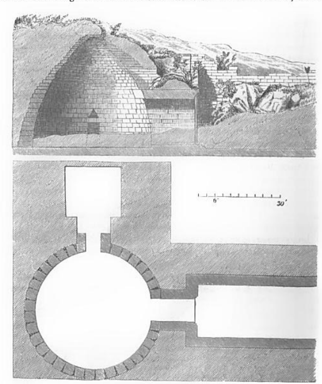


Fig. 136. Das sog. Schatzhaus des Atreus.

schon an den frühesten Denkmälern Aegyptens gefunden haben. Der 18′ tiefe und 9′ 8″ breite Portalgang ist in gleicher Höhe mit dem Sturze mit einer einzigen Steinplatte gedeckt, die zu den grössten jemals verwendeten Werkstücken gehört. Sie misst nach Dodwell (die Angaben sind sehr verschieden) 27′ in der Länge, 17′ in der Breite und 7′ 9″ in der Dicke. Auch dieser Deckstein ist wie der Portalsturz dadurch entlastet, dass über demselben ein dreieckförmiger Raum freigelassen ist, über welchem die horizontalgelagerten Steine abgeschrägt zusammentreten.

Inneres.

Durch diesen Thorweg gelangt man in den merkwürdigen Tholos, ein kreisförmiges Gewölbe von jetzt 47′ 6″ Durchmesser (der Boden ist auf durchschnittlich 5′ Höhe verschüttet und der Durchmesser am ursprünglichen Pavimente würde etwas mehr betragen) und jetzt 49′ Höhe. Die ganze Kammer besteht aus einer Wölbung, welche schon vom Boden an beginnt und in parabolischer Form dem spitzen Abschlusse zustrebt. Doch von einer Bogen- und Gewölbconstruction im eigentlichen Sinne, durch keilförmige Steine und ihren Druck nach gewissen Mittelpunkten und ihre gegenseitige Spannung erwirkt, ist keine Rede. Die Steine liegen horizontal in kreisförmigen Reihen, deren man über dem Schutte vierunddreissig zählt, gelagert, treffen, etwas übereinander vortretend, in allmälig verengerten Ringen endlich im Scheitel zusammen, und sind, vermuthlich nach Vollendung des Baues, in parabolischer Linie abgemeisselt. Die Steine berühren sich an der Stossfuge nur am inneren Ende, nach aussen zu treten sie bei ihrer annähernd rechteckigen Form auseinander und lassen keilförmige Zwischenräume zwischen sich, die mit kleineren Steinen ausgefüllt sind. Die Lagen übereinander sind ohne Bindemittel scharf aufeinander gefügt.

Nebenkammer des Tholos von Mykene.

Zur Rechten vom Eingange führt ein schlichtes Portal, jetzt 9½′ hoch, unten 4′ 6″ und oben 4′ 2″ breit, mit ebenfalls entlastetem Sturze in eine rechteckige Nebenkammer von 27′ Länge, 20′ Breite und 14′ jetziger Höhe, wie es scheint, ziemlich roh aus dem Felsen gehauen, wenn den sich vielfach widersprechenden Berichten zu trauen ist. Bei Dodwell nemlich liest man die befremdliche Bemerkung, die Kammer sei nicht genug ausgegraben, um die Mauern sehen zu lassen, welche jetzt von der Erde bedeckt sind. Man staunt überhaupt beim Durchlesen der massenhafte Berichte, welche über das merkwürdige Gebäude vorliegen, nirgends auch nur ein Wort von der Untersuchung des verschütteten Bodens zu finden, als ob die Bedeutung, der ursprüngliche Zweck des Gebäudes mit grösserer Sicherheit von den Wänden herabgelesen werden könnte, als von der Gestalt des Bodens.

Ursprüngliches Aeussere und Ausschmückung des Innern.

Der Tholos verdankt seine Unverwüstlichkeit und sein erstaunliches Alter vorzugsweise der äusseren Erdlast, welche auf die Steinringe und somit auf den ganzen Kegelmantel drückt, und, wie schon erwähnt, wohl schon ursprünglich gedrückt hat. Er hatte somit wahrscheinlich kein eigentlich architektonisches Aeussere und zeigte lediglich die zu beiden Seiten des ägäischen Meeres allgemein verbreitete Tumulusform. Innen aber scheint er mit grossem Aufwande ausgestattet gewesen zu sein. Die Steine der

Hauptkammer wie auch des Portalganges zeigen zahlreiche, in regelmässigen Abständen eingebohrte Löcher, die zum Theil noch breitköpfige Bronzenägel etwa auf ein Dritttheil ihrer Länge eingeschlagen enthalten. Diese können kaum einen anderen Zweck gehabt haben, als Bronzeplatten zu halten, womit die Wände verkleidet waren. Dem schottischen Col. Mure wurde auch versichert, dass bei einer Ausgrabung im Innern, über deren Ausdehnung und sonstige Ergebnisse leider nichts bekannt geworden ist, Fragmente von Metallplatten gefunden wurden, welche nach England gebracht worden sein sollen. In einer neueren Untersuchung im April 1862 (Archäolog. Zeitung. 1862 S. 329 A.) ist es sogar gelungen, in dem halbzerstörten zweiten Tholos von Mykene eine solche Bronzeplatte noch wohlerhalten zu finden. Diese Metallbekleidung erklärt manche Dichterstelle und manche sonst leicht zu missdeutende Notiz. Eine solche Bekleidung der Wände mit polirten Bronzeplatten schwebte dem Homer vor, wenn er den Telemachos in Menelaos' Palast sich verwundern lässt, »wie's in den tönenden Hallen umher von dem Glanze des Erzes schimmerte und des Goldes und Silbers und des Elfenbeins und Elektrons«, und namentlich wenn er »von den Wänden aus lauterem Erz« im Palaste des Alkinoos spricht (Od. VII. 86). Solche Tholenhallen besonders hatte Sophokles im Auge, wenn er (Antig. 927 fg.) das Schicksal der Antigone beklagend an Danae erinnert, welche in gleicher Weise das himmlische Licht mit ehernen Hallen vertauschend in dunkler Grabeskammer eingesperrt ward, in jener Kammer, von welcher Pausanias (VI. 23) sagt: Sehenswerth in Argos ist ein unterirdisches Gebäude, in welchem ein ehernes Gemach war, das Akrisios »einst zur Verwahrung seiner Tochter hatte bauen lassen, das aber Perilaos, als er Herrscher von Argos geworden war, zerstören liess. Ein solches Gewölbe ist wohl auch die Grundlage der Sage von dem ehernen Fasse, worin Eurystheus vor Herakles und dem erymanthischen Eber sich versteckt, wie auch von dem ehernen Topfe, in welchen Mars von den Aloiden eingesperrt wird (Il. V. 385). Aehnlich belegt war endlich ohne Zweifel auch das Original von Apollon's mythischem Tempel von Erz zu Delphi, sowie der ganz historische Chalkiökos, der eherne Tempel der Athene zu Sparta.

Die erhaltenen Reste der Portalverzierung.

Der Eingang aber zeigte eine andere Ausschmückung. In dem zum Portale führenden Gange nemlich wurden unter dem Schutte Fragmente von sculpirten Ornamenten gefunden, unter welchen besonders Reste von einer Halbsäule aus grünem Marmor hervorragten. Diese sind von Gell entdeckt und gezeichnet worden, wurden 1829 noch gesehen, scheinen aber jetzt verschwunden zu sein. Eine restaurirte Ansicht (nach Donaldson) folgt in Abb. 137 bei. Gell vermuthet, dass sie vielleicht zu einer dem Wappenschilde des Löwenthores ähnlichen Ausschmückung des offenen Dreieckes über dem Sturze gehörten, was indessen sehr zu bezweifeln ist, wahrscheinlicher ist Donaldson's Annahme, dass sie von einer decorativen Verkleidung der Thürwand herrühren. Andere Fragmente, von denen die grösseren zum Theil in einer ehemaligen Moschee zu Nauplia als Baustücke verwen-

det, zum Theil im britischen Museum, kleinere in den Vereinigten Sammlungen zu München sich befinden, sind von dunkelrothem und graulichgrünem Marmor. Die Spirale ist das vorherrschende Ornament; ausser dieser finden sich Rosetten, einfache Scheiben und Palmetten. Alle diese Formen, wie namentlich auch die der Säule tragen kein hellenisches, sondern unzweifelhaft ein orientalisches Gepräge, und finden ihre nächste Parallele in dem grossen durch die Halicarnassischen Ausgrabungen Newton's ins britische Museum gelieferten Thonkruge. Die Verwandtschaft des ganzen Ornamentes mit dem der neuerlich bekannt gewordenen mesopotamischen Kunst ist ebenso sicher, wie der von Gell vermuthete Zusammenhang mit ägyptischen Vorbildern oder der von anderen Autoritäten berührte Zusammenhang mit westlichen Urvölkern unbelegbar ist. Denn wenn W. Vischer (Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, Basel 1857) und Pyl (in der oben angeführten Schrift) dabei an die Spiralenformen keltischer Schmucksachen denken, so ist dagegen zu erinnern, dass die Uebereinstimmung einer so primitiven Ornamentform allein um so weniger zu der Vermuthung berechtigt, dass die Heimat der Volute im Nordwesten zu suchen sei, als von jenen keltischen Schmuckgeräthen kaum eines früher als ein halbes Jahrtausend nach der Erbauung des sog. Schatzhauses des Atreus entstanden sein dürfte.


Fig. 137. Halbsäule vom sog. Schatzhaus des Atreus.

Doch von dem Zusammenhange mesopotamischer und hellenischer Kunst wird bei Behandlung des jonischen Stils gesprochen werden.

Bestimmung des Tholos von Mykene.

Noch ist in Bezug auf unseren Gegenstand die wichtige Frage übrig, welche Bestimmung der Rundbau von Mykene und überhaupt alle gleichartigen Tholosbauten gehabt haben. Die Frage erfordert eine eingehendere Betrachtung, da sich darüber eine vierfache Meinungsverschiedenheit gebildet, indem man diese Rundbauten für Thesauren (Schatzhäuser), für Brunnenhäuser, für Cultstätten und für Gräber erklärte. Die erstere Meinung war die früheste, und — da C. Bötticher noch 1860 dafür sprach (Archäolog. Anzeiger zur Archäolog. Zeitung. März 1860. Nr. 135 S. 33 fg.) — auch die letzte, und ist auf Pausanias und Homer gegründet.

Prüfung der Ansichten.

Die Ruinen Mykene's scheinen sich, seit Pausanias dieselben besuchte, nicht bedeutend verändert zu haben, und deswegen sind uns die Angaben

Classische Notizen.

des Periegeten darüber von höchstem Werthe. »Unter den Trümmern von Mykene, berichtet Pausanias (II. 16), sind unterirdische Gemächer des Atreus und seiner Söhne, wo sie Behältnisse für ihre Schätze hatten, das Grab des Atreus und die Gräber aller derer, welche mit Agamemnon aus Ilion zurückgekehrt von Aegisthos beim Gastmahle ermordet wurden. . . Ferner sind hier begraben Agamemnon, Eurymedon, sein Wagenlenker, Teledamos und Pelops, welche beide ein gemeinschaftliches Grab haben, denn Cassandra soll sie als Zwillinge geboren haben und Aegisthos ermordete sie als Knäblein nach ihren Aeltern, und Elektra, welche Orestes dem Pylades zur Gemahlin gegeben. . . Klytämnestra aber und Aegisthos liegen etwas mehr abseits von der Mauer begraben; denn innerhalb derselben, wo Agamemnon selbst lag und die mit ihm ermordet waren, wurden sie des Begräbnisses nicht gewürdigt«. Es wird wohl trotz der mannigfachen Unklarheit dieses Berichtes und trotz der zahlreichen aufgeführten Gräber zugegeben werden können, dass Pausanias mit den »unterirdischen Gemächern des Atreus und seiner Söhne, wo sie Behältnisse für ihre Schätze hatten«, die Tholosbauten und vorzugsweise den noch erhaltenen Rundbau gemeint habe, namentlich wenn man seine Beschreibung des Schatzhauses des Minyas von Orchomenos (IX. 38) damit zusammenhält, welches er früher sogar mit den ägyptischen Pyramiden vergleicht: »Das Schatzhaus des Minyas ist ein Wunderwerk, das keinem in Hellas oder auch anderwärts nachsteht, und auf folgende Art errichtet. Von Stein erbaut, hat es eine runde Gestalt, der Gipfel aber verjüngt sich nur mässig. Der oberste Stein, sagt man, gebe dem ganzen Gebäude die richtige Haltung. Es sind auch die Gräber des Minyas und Hesiodos da«. Diese Beschreibung passt vollkommen auf den Tholos, und derjenige, welcher sich mit Pausanias und dem, was oben von dem Rundbaue der Burg von Ithaka gesagt wurde, befriedigt fühlt, wird annehmen können, diese Rundbauten seien sämmtlich Schatzhäuser gewesen.

Der Tholos ein Schatzhaus?

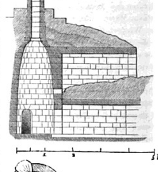
Doch hat es damit seine nicht zu übersehenden Schwierigkeiten. Erstlich warum sind die Schatzhäuser der Pelopiden nicht auf der Burg von Mykene, sondern am Abhange und schon ziemlich entfernt ausserhalb des Löwenthores? Man suchte diess durch die Annahme zu erklären, dass die Königsburg nicht auf der Akropolis, sondern unterhalb derselben sich befunden habe. Allein die darauf angestellten Untersuchungen haben nach Mure's Versicherung ergeben, dass die Beschaffenheit der Localität einer Palastanlage bestimmt widerspreche, und namentlich der Tholos von Baphio, welcher auf der Spitze einer nackten, inmitten einer offenen Ebene gelegenen Anhöhe sich erhebt, macht die Annahme eines Palastannexes, und somit die eines königlichen Schatzhauses unmöglich. Zweitens verlangt ein Schatzhaus einen zugleich sicheren und bequemen Verschluss. Nun aber hat der sorgfältig untersuchte Eingang in den wohlerhaltenen Pfosten und an dem Sturze keine Spur von Thürangellöchern und dergleichen gezeigt, und es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Verschluss durch eine grosse Steinplatte hergestellt war. Eine solche indess, selbst wenn sie noch

so riesig ist und nur vereinter Anstrengung weicht, könnte den Besitzer keineswegs beruhigen, und wäre ihm auch, was nicht minder in Betracht zu ziehen ist, nicht bequem. Wozu drittens die Erdaufschüttung, wozu das künstlich Unterirdische des Baues, der ursprünglich als Hochbau ausgeführt ist, bei einer Schatzkammer? Wie vereinbart sich die Tumulusform mit dem Theile eines Palastes, eine Form, die offenbar auf einen anderen Zweck hinweist. Wozu viertens die reiche Ausstattung eines Gewölbes, das keine monumentale Bedeutung, sondern nur den Zweck der Sicherheit haben kann? Wozu die Bronzebekleidung des Innern, die rothen und grünen Marmorsculpturen des Aeussern am Tholos von Mykene, das Marmorportal aus pentelischem Marmor am Rundbaue von Orchomenos? Wozu endlich die mehrfache Wiederholung so nahe nebeneinander, wie zu Mykene? Mögen wir uns die Pelopiden so reich vorstellen wie nur immer möglich, so können wir uns doch kaum überreden, dass Könige, welche ihre Gränzen von den Zinnen ihrer Burgmauer klar überschauen können, für ihr Gold und Silber, wie für ihre nicht dem täglichen Gebrauche dienenden Bronzegeräthe mehre solche Schatzhäuser gebraucht hätten. Man wird kaum dagegen einwenden können, dass die von Pausanias gebrauchte Bezeichnung »Thesauros« eine weit ausgedehntere Bedeutung habe, als sie unter dem Worte »Schatzkammer« zu fassen ist, dass die Thesauren vielmehr überhaupt Magazine gewesen seien, wie die drei Thesauren der Kyzikener, von welchen nach Strabo (XII. S. 575) eines für Waffen, das zweite für Werkzeuge, und das dritte für Getreide bestimmt gewesen: denn an Getreide- und Werkzeugschuppen wird man bei der glänzenden Ausstattung des Tholos von Mykene noch weniger denken können, als an Schatzhäuser. Uebrigens ist es wahrscheinlich gerade die Aehnlichkeit der Tholen von Mykene und Orchomenos mit solchen Magazinen gewesen, welche die Tradition und so auch die Notiz des Pausanias (wenn diese wirklich in der berührten Weise richtig erklärt wird) veranlasste, diese seien Schatzhäuser der Könige der Heroenzeit gewesen. Denn diese Vorrathsräume waren Gruben oder unterirdische Kammern, mit gewölbtem und gewöhnlich kegelförmigem Abschlusse, zuweilen in den festen Felsen eingehauen, oder sonst mit Mauerwerk gewölbt, mit einer durch einen einzigen Stein verschliessbaren Oeffnung oben an der Spitze, durch welche man die Güter hinabliess und heraufzog. Der Art war der historische Thesauros, wo Philopoimen endete: »Man brachte ihn« erzählt Plut. (Philop. 19) »nach dem sogenannten Thesauros, einem unterirdischen Baue, der weder Luft noch Licht von aussen empfing, auch keine Thüren hatte, sondern durch einen grossen Stein verschlossen wurde, den man (mittelst einer Maschine) umdrehte; dort liessen sie ihn hinab, brachten den Stein darauf, und stellten rings Bewaffnete umher». Viele solche Thesauren sind bis heute noch unter den Ruinen von Griechenland, Süditalien und Sicilien, und zwar, wie Mure bemerkt, durch ihre mit Gestrüpp verwachsenen Scheitelmündungen nicht ohne Gefahr für einen unvorsichtigen Wanderer, der, in einer öden Gegend in ein solches Verliess hinabstürzend, fast unvermeidlich der schrecklichsten

aller Todesarten preisgegeben wäre. Pausanias war demnach bezüglich des Tholos von Mykene und Orchomenos wohl getäuscht, und die durch seine Autorität begründete Annahme, von den bedeutendsten Forschern, wie Gell, O. Müller, Schnaase, Kugler, Ulrichs, Ross, Curtius und Bötticher getragen, dürfte kaum aufrecht zu halten sein.

Der Tholos ein Brunnenhaus?

Noch viel weniger haltbar ist die Hypothese von Forchhammer (Hellenika S. 333 fg.), welche diese Tholosbauten sammt und sonders für Brunnenhäuser erklärt. Es ist zwar richtig, dass ebenso, wie die Magazin-Thesauren gewisse Aehnlichkeit mit dem angeblichen Schatzhause des Atreus haben, einzelne erhaltene Brunnenhäuser ähnlicher Art sind. Das Tullianum in Rom und das Quellhaus von Tusculum, von welchen später gehandelt werden wird, belegen diess zur Genüge, noch mehr ein auf der Insel Kos entdecktes Quellhaus. *) Es besteht nemlich hier die Fassung der Quelle Burinna aus einem verhältnissmässig engen und hohen, aus vorkragenden Steinen gebildeten Gewölbe, das in einen nach oben offenen Schacht endigt, und aus einem in stumpfem Winkel gebrochenen Abzugscanale, der theils aus dem Felsen gehauen, theils in Steinbau hergestellt ist. Das Gewölbe hat einen Durchmesser von 9—10′ und eine ungefähre Höhe von 24′, der ausgemauerte unterirdische Canal eine Länge von 130′. Ueber dem mit starken Steinplatten gedeckten Canalgang, da wo dieser aus dem Brunnengewölbe ausmündet, fand man eine Kammer mit einem Zugange von aussen und mit einem kleinen in das Gewölbe sehenden Fenster, über deren Zweck nichts Sicheres feststeht. Ob sie indess als das Heiligthum einer Quellnymphe oder als das Local eines Brunnenwarts gedient habe, ist für unsere Frage gleichgültig, zweifellos ist, dass auch das Brunnengewölbe von Burinna mit dem Tholos von Mykene nur eine höchst oberflächliche Aehnlichkeit, nemlich nur dieselbe Technik zeigt, ohne dadurch einen Schluss auf die Gleichheit des Zweckes zu erlauben. Die ganze Hypothese könnte freilich dadurch leicht gänzlich den Boden verlieren, wenn der Tholos von Mykene einmal vollständig von Schutt geräumt würde, es ist aber auch ohne einen solchen



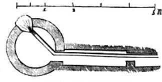


Fig. 138. Quellhaus von Burinna.

*) L. Ross, Das Brunnenhaus von Burinna und das Heroon des Charmylos auf Kos (Archäolog. Zeitung. 1850 S. 241 fg.)

Beweis schon in die Augen springend, dass die bedeutenden Dimensionen des Tholos von Mykene in Vergleichung der naturgemäss kleinen Brunnenhäuser von Kos, Rom und Tusculum, ganz abgesehen von der reichen Ausstattung und für ein Brunnenhaus sogar höchst nachtheiligen Bronzeverkleidung, eine gleiche Bestimmung geradezu ausschliessen.

Der Tholos eine Cultstätte?

Was dann die dritte Hypothese betrifft, so hat Pyl in der oben angeführten sehr belehrenden Schrift die Behauptung ausgesprochen, die griechischen Rundbauten seien Heiligthümer, in welchen der Dienst einer oder mehrer Gottheiten mit Culten und Gräbern von Heroen vereinigt war. In so fern diess vom Todtencult gesagt werden kann, können wir dieser Annahme mit Abeken nur beipflichten, in der von Pyl entwickelten Ausdehnung aber, welche aus den Tholen überhaupt eine primitive Tempelform für gewisse Culte macht, vermögen wir ihr nicht zu folgen.

Der Tholos ein Grabdenkmal?

Es scheint dagegen unbedenklich das Richtigste zu sein, der vierten, von Welcker (Rhein. Mus. 1833 II. S. 460 — 481) angebahnten, von Mure (in der oben angeführten Schrift) weiter ausgebildeten und von Göttling (Rhein. Mus. N. F. 1. Jhrg. 1842. S. 161 — 175) anerkannten Annahme beizutreten, dass die Tholen von Mykene, Orchomenos, Amyklae und Pharsalos, wie auch die mythischen Rundbauten der Art als Königsgräber zu fassen seien. Darauf musste vor allem die Tumulusform, die öftere Wiederholung und Lage ausserhalb des Mauerringes der Akropolis in Mykene, die Unmöglichkeit einer Verbindung mit anderen Baulichkeiten, wie in Amyklae, und endlich die Gleichartigkeit der Construction anderer Tumulusgräber, namentlich in Mittelitalien hinweisen. Damit stimmt auch die reiche Ausstattung des Gewölbes, wie die decorative Ausschmückung des Einganges wohl überein, ausserdem die Anlage von Seitenkammern. Ferner ist der wichtige Umstand des Eingangsverschlusses hervorzuheben, welcher geradezu auf Gräber und nur auf diese passt: denn das wohlerhaltene Portal des Tholos von Mykene konnte nur, wie das nicht blos bei den hellenischen Gräbern, sondern bei den meisten Gräbern des Alterthumes der Fall war, durch eine grosse vorgeschobene Steinplatte geschlossen gewesen sein. Alle Gründe also, welche gegen die anderen Annahmen sprechen, treffen für die Bestimmung der Tholen als Gräber zusammen, und diesem kömmt noch die Analogie so vieler erhaltener und unzweifelhafter Gräber ähnlicher Construction unterstützend entgegen.

Mure nennt die Tholen durchaus Familiengräber der Königsgeschlechter von Mykene, Orchomenos, Amyklae u. s. w., wogegen jedoch Pyl mit Recht einwendet, dass dieser Annahme die bei Pausanias (II. 16) dargelegte Tradition widerspreche. Die Gräber des Atreus, des Agamemnon, der Elektra und der Zwillinge Teledamos und Pelops, des Aegisthos und der Klytämnestra waren getrennt, womit es auch vortrefflich stimmt, dass noch mehre Grabtholen bis auf unsere Tage unter den Resten von Mykene sich erhalten haben. Es ist daher wahrscheinlicher, dass die Könige in der Regel nach Art der Pyramidenerbauer besondere Gräber für sich oder höchstens für ihre un-

mittelbare Familie erbaut haben. Die Behauptung Pyl's aber, dass diese Gebäude nicht geräumig genug seien, um den Gedanken an Familiengräber möglich zu machen, ist unbegründet, es ist vielmehr nicht unmöglich, dass gerade der König, welcher den noch erhaltenen Tholos von Mykene erbaute, ein Familiengrab im ausgedehnteren Sinne des Wortes zu begründen beabsichtigte, vorläufig aber nur als seine eigene Gruft die eine Seitenkammer in dem Felsen aushöhlen liess, welche das Grab noch zeigt, es seinen Nachfolgern überlassend, noch andere Beisetzungskammern ringsum auszuhöhlen. Diess mag aber durch irgend welche Zwischenfälle, vielleicht durch Schicksale, wie sie die Sage dem Atridenhause zuschreibt, unterblieben sein, wodurch die grosse, wahrscheinlich für den Todtencult bestimmte Vorhalle auf eine einzige unsymmetrisch in den Felsen gebrochene Grabkammer beschränkt blieb. Dass es übrigens mit der gebräuchlichen Richtung der Gräber nach Westen, welche Bötticher a. a. O. gegen die Erklärung des nach Osten offenen Tholos von Mykene als Grabmal geltend macht, nicht so genau zu nehmen ist, beweisen antike Gräberstrassen und Nekropolen zur Genüge.

Hellenische Pyramiden.

Der Tumulusform solcher Tholosgräber verwandt sind auch die griechischen Pyramidalgräber, von welchen wir mehre kennen. Das eine wird von Pausanias (II. 25) also beschrieben: »Geht man von Argos nach Epidauria, so ist zur Rechten ein Gebäude, welches ganz einer Pyramide gleicht, und mit Schilden von argolischer Form (innen?) geschmückt ist; hier fand das Treffen zwischen Proitos und Akrisios, die sich um die Herrschaft stritten, statt. Der Ausgang des Kampfes war, wie man sagt, nicht entscheidend, und es kam zur Aussöhnung, da keine Parthei über die andere ein entschiedenes Uebergewicht erlangen konnte; sie selbst aber und das Heer sollen damals zuerst mit Schilden bewaffnet gekämpft haben. Denen, die von beiden Seiten fielen, wurde, da sie Bürger und Verwandte waren, daselbst ein gemeinschaftliches Grabmal errichtet«. Es war also diess ein Polyandrion, ein gemeinschaftliches Grabmal, und nicht, wie Pyl zu Gunsten seiner Hypothese behauptet, ein Heroon des Proitos und Akrisios. Vielleicht ist es diese Pyramide, von welcher nach Curtius (Peloponnesos II. 418) der 40′ im Gevierte messende Grundbau zwischen Argos und Epidauros im Gebirge noch erhalten ist.

Ein ähnliches Pyramidaldenkmal hat sich an einer anderen Stelle, bei Kenchreae (zwischen Argos und Tegea) erhalten. Die Grundfläche dieses bildet nach Ross' eingehender Beschreibung*) ein von Norden nach Süden gerichtetes Viereck von ungefähr 48′ Länge und 39′ Breite; die südöstliche Ecke desselben ist im rechten Winkel ausgeschnitten, und hier führt eine nach Art der tirynthischen Gallerien durch überragende Steine spitz überdeckte Thür in einen schmalen Gang, an dessen hinterem Ende man

*) L. Ross, Reisen und Reiserouten durch Griechenland. I. Theil. Reisen im Peloponnes. Berlin 1841. S. 142 fg.

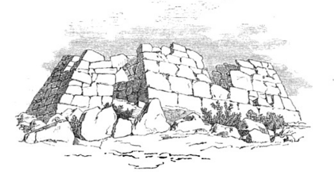


Fig. 139. Pyramide von Kenchreae.

zur Rechten durch eine andere Thür in die innere Kammer der Pyramide eintritt, die ungefähr zehn Schritt ins Gevierte hält, und durch eine schmale Zwischenwand wieder der Länge nach in zwei Hälften geschieden war. Die Pyramide ruht auf einem niedrigen Sockel aus grossen Quadern. Ihre Mauern haben an der Grundfläche 8 bis 9′ Dicke, und während die inneren Wandflächen bis zu einer Höhe von 9 bis 10′ senkrecht emporsteigen, neigen sich die äusseren pyramidenartig zusammen, bis sie sich den senkrechten Linien auf einen oder zwei Fuss genähert haben. Am oberen Rande der inneren senkrechten Wände sieht man noch viereckige Löcher zur Aufnahme der Balken, welche die flache Decke der inneren Kammern getragen. Ross nimmt für diese Steinbalken und darübergelegte Steinplatten an, auf Grund der kleinen Dimensionen und geringen Tiefe jener Löcher, da Holzbalken ein grösseres Auflager verlangt haben würden: doch macht die bedeutende Spannung diese Annahme etwas bedenklich. Ob sich die Pyramide über diese Deckenbildung hinaus fortsetzte, ist sehr zweifelhaft. Ross ist der Ansicht, es könnte vielleicht jene angebliche Steindecke noch mit einer Lage wasserdichter Erde überdeckt gewesen sein, was natürlich nur für eine Steindecke passen würde. Die Mauern bestehen aus grossen polygonen Blöcken, deren Fugen mit Kalkmörtel ausgefüllt sind. Was die Entstehung und den Zweck dieses Denkmals betrifft, so vermuthet Ross in der Pyramide eines der Polyandrien der im siegreichen Kampfe gegen die Lakedämonier bei Hysia gefallenen Argeier, von welchen sich bei Pausanias (II. 24. 8) Meldung findet, ohne dass jedoch von der Form dieser Grabmäler dort Näheres erwähnt wird. Gehört auch in diesem Falle das Denkmal, da jene Schlacht Ol. 27, 4 gesetzt wird, nicht mehr der Urzeit an, so ist es doch ein Nachbild primitiver Grabmäler, wie des von Pausanias (II. 25) beschriebenen, und kaum, wie Bursian

(Archäol. Zeitung, 1855. S. 142) will, ein dryopischer Bauweise späterer Entwickelung angehöriger Wartthurm.

Die Reste einer dritten Pyramide wurden von Curtius (II. 295) im Süden der östlichen Halbinsel von Lakonien, der Insel Elaphonisi gegenüber nachgewiesen. Von einer vierten am Wege von Nauplia nach Epidauros in der Thalebene nördlich unter dem alten Lessa ist nur der Sockel und der erste Anfang der geneigten Seitenflächen in der Höhe von einigen Fuss erhalten. Ross bezieht sich auch noch auf den Namen Pyramia, den ein Theil der Küste südlich von der Lerna, da wo Danaos zuerst gelandet sein soll, führte, und scheint der Ansicht zu sein, dass diese Gegend vordem mehre Denkmäler dieser Form getragen, und von diesen den Namen bekommen habe. Dass diese Pyramidalformen auf ägyptische Vorbilder zurückgehen, ist höchst wahrscheinlich. Doch unterscheiden sie sich von jenen ganz massiven Bauten ebenso, wie die Tholostumuli Griechenlands von den massiven Malzeichen Kleinasiens: in gleicher äusserer Hülle hat sich eine breite Innenentwickelung eingebettet, und die Aehnlichkeit ist blos äusserlich geworden. Tumulus und Pyramide, bei den orientalischen Völkern innerlich unentwickelte Massen, werden auf hellenischem Boden frühzeitig nur zum Mantel geräumiger Kammern, und während Chaldäer und Aegypter dabei stehen blieben, mit ihren derartigen Werken ausser einer rohen Massenunverwüstlichkeit nur einen imposanten Eindruck anzustreben, äusserte sich der praktische Verstand der Hellenen an den gleichen Werken bald in doppelter Richtung, in Materialersparung und Raumgewinn.

Grabtumuli.

Doch waren in heroischer Zeit, wie schon Eingangs berührt wurde, auch Grabdenkmale in Gebrauch, die mit jenen, welche wir in Kleinasien (Lydien) kennen gelernt, ganz gleichartig sind. Die von Homer erwähnten Malzeichen sind hoch aufgeworfene Hügel an der Verbrennungsstätte des Todten, welche den mit Feldsteinen überdeckten, meist kostbaren Aschentopf bargen. Die Spitze des konischen Hügels wurde (Il. XVII. 434 sq. XI. 371) überdiess von einer Säule überragt, die ganz an den Phallos erinnert, der die Höhe der lydischen Königsgräber schmückte. Von den Tumuli der Helden vor Troia waren die des Hektor und des Achilles an der Küste des Hellespont den Schiffern schon in einiger Entfernung sichtbar. Homer erwähnt auch noch die Tumuli der Amazone Myrinne, des Asyetas, des Ilos, des Sarpedon und des Elpenor, den drei letzteren ausdrücklich jene Denksteine zuschreibend, und so musste nach Pindar auch der Grabhügel des Aphareus beschaffen gewesen sein. Strabo und Plinius nennen ausser den aufgezählten in der Gegend von Troia noch die Grabhügel des Ajas und des Protesilaos, und von diesen allen glaubt man noch jetzt die Reste am Hellespont zu sehen. Ob diese wahrscheinlich aus rohen Feldsteinen und aus Erde aufgeworfenen Hügel schon ursprünglich mit Bäumen bepflanzt wurden, wie man es später, selbst noch in römischer Kaiserzeit (Mausoleum des Augustus) übte, ist fraglich und wird durch die örtlich unbestimmte Angabe Homers von der Ulmenpflanzung am oder um den Grabhügel des

Eetion (Il. VI. 419) noch keineswegs gesichert; denn wenn das Grabmal des Protesilaos am Hellespont in Plinius' Zeit mit Bäumen, das des Alkmäon in Arkadien sogar ausschliessend mit Cypressen bedeckt war, und das des Diomedes in Italien nach Plinius wenigstens eine Platane trug, so ist noch ungewiss, ob sich diese Anpflanzung auf den Erdhügeln im Laufe der Jahrhunderte nicht von selbst gebildet habe. Am nächsten aber scheint den lydischen Vorbildern und den etrurischen Tumuli das schon von Homer erwähnte Grabmal des Aepytos zu Pheneos in Arkadien gestanden zu haben, »ein mässiger Erdhügel mit einem Steinringe umgeben« (Pausan. VIII. 16), zu welchem Gell (Argolis p. 72) im Gebiete von Phlius ein entsprechendes Denkmal vorfand, das jedoch wegen der Lage kaum mit jenem zu identificiren ist. Ferner hat sich auf der Insel Syma der ganze cylinderförmige Unterbau eines solchen Tumulusgrabes gefunden, welcher einem Steinringe aus grossen polygonen Blöcken seine Erhaltung verdankt *), und dieselbe Gestalt zeigt auch ein, freilich einer späteren Zeit angehöriger Basamentring eines Tumulusgrabes von Kyrene. **)

II. Mauern und Thore der älteren Zeit.

Unsicherheit der Datirung kyklopischer Mauern.

Wie die Tholen die kunstvollsten Werke der hellenischen Vorzeit, so sind die Mauerringe der ältesten Städte zweifellos die bedeutendsten Reste derselben Epoche. Man hat sich bereits daran gewöhnt, die sogenannten kyklopischen oder pelasgischen Mauern Griechenlands je nach ihrer Bauweise zu classificiren, und ihr Alter von dem Grade der Rudität abhängig zu machen, in welchem uns die Reste entgegentreten. Allein es ist nicht einmal jedem kyklopischen Mauerwerk mit Sicherheit ein höheres Alter zuzuschreiben, als den Mauern mit horizontalen Steinlagen, und um so weniger sind die geläufigen Abstufungen, die man blos nach dem Maasse der Genauigkeit der Fügung, nach den Dimensionen der Blöcke oder nach dem Hineinspielen der Horizontale macht, stichhaltig. Es muss geradezu festgehalten werden, dass Polygonbau und Quaderbau wenigstens stellenweise gleichzeitig geübt wurden, dass man da, wo parallel brechendes Gestein zur Hand war, schon von Anfang an auf einen gewissen rohen Quaderbau geführt werden musste, und dass man längst für tektonisch complicirtere Bauwerke den Quaderbau verwendete, während man ungebrochene Mauerlinien in kyklopischer Weise herzustellen pflegte. Einen unverwerflichen Beleg dafür geben die Ruinen von Mykene, wo wir die Burgmauern im Allgemeinen kyklopisch, aber nicht nur das sogenannte Schatzhaus, das mit mehr architektonischen Anforderungen auftrat, sondern auch z. B. das Löwenthor mit den anstossenden Mauertheilen und die Ecken der Ummauerung, wo das polygone Netzgefüge

*) L. Ross, Griechische Baudenkmäler. Archäol. Zeitung 1850. S. 130.

**) J. R. Pacho, Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaique et les Oasis d'Audjelah et de Maradeh. Par. 1827. tab. 24. 2.

seine Schwierigkeiten hatte, von der rohen kyklopischen Weise abweichend finden. Zahlreiche Ruinen von hohem und aller Wahrscheinlichkeit nach über die historische Zeit hinaufreichendem Alter zeigen durchaus horizontale Lagerung, welche sich aber weder an gleiche Höhe der Steinblöcke bindet, noch auch in den Stossfugen die verticale Linie zeigt. Es giebt gar keine Anhaltspunkte, diese Mauerart für jünger als die kyklopische, und für einen erst mit der Zeit gewonnenen Fortschritt zu halten. Dagegen ist das hohe Alter von Polygonmauern, welche bei senkrechten Aussenseiten eine vollkommen exacte Fügung und nicht das Auskunftsmittel der Ausfüllung etwaiger Lücken mit kleinen Steinen zeigen, darum höchst bedenklich, weil die Herstellung solcher Mauern den Quaderbau an technischer Schwierigkeit sogar übertrifft.


Charakteristik höchsten Alterthums.

Zeigt aber eine in historischer Zeit bereits zerstörte Stadt in ihren Ruinen ein Mauerwerk, das ebenso titanisch im Material, als unbeholfen in der Fügung gleichsam der Ausdruck übermenschlicher Kraft ohne alle tektonische Berechnung und Zurichtung zu sein scheint, wie die Mauer von Tiryns, so können wir an ihrem höchsten Alter um so weniger zweifeln, als derselben schon von den ältesten Dichtern, von Homer und Hesiod Erwähnung geschieht. Die merkwürdigen Ruinen, wie Felsen aufgethürmt, haben jetzt zwei Jahrtausenden fast unverändert getrotzt. »Die Mauer«, sagt Pausanias (II. 25), »die von den Trümmern der Stadt allein noch übrig geblieben, ist ein Werk der Kyklopen und aus unbearbeiteten Steinen erbaut. Ein jeder derselben hat die Grösse, dass ein Joch Maulesel auch nicht den kleinsten aus seiner Lage verrücken könnte. Kleine Steine sind schon vor Alters in die Lücken eingefügt worden, um die Verbindung thunlichst herzustellen«. Noch mehr verherrlicht Pausanias diese Riesenmauer an einer anderen Stelle (IX. 36) mit den Worten: »Die Hellenen haben das Eigene, dass sie das Ausländische mehr anstaunen, als das Heimische. Während nemlich ausgezeichnete Geschichtschreiber es sich angelegen sein liessen, die ägyptischen Pyramiden aufs Genaueste zu beschreiben, hat keiner der Schatzkammer des Minyas und der Mauern von Tiryns, die doch nicht geringerer Bewunderung werth sind, je nur im Geringsten gedacht.« *)

---

*) W. Gell, Probestücke von Städtemauern des alten Griechenlands. München 1831.

O. M. de Stackelberg, La Grèce. Vues pittoresques et topographiques. Par. 1834.

E. Dodwell, Views and Descriptions of Cyclopian or Pelasgic Remains in Greece and Italy. Lond. 1834.

Petit-Radel, Recherches sur les monuments cyclopéens et description de la collection des modèles en relief composant la galerie pélasgique de la Bibliothèque Mazarine. Par. 1841.

W. Forchhammer, Ueber die kyklopischen Mauern Griechenlands und die Schleswig-Holsteinischen Felsmauern. Kiel 1842.

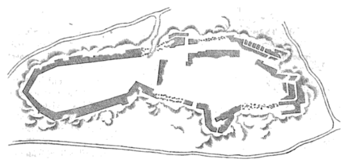


Fig. 140. Plan der Akropolis von Tiryns.

Die Mauern von Tiryns.

Die Akropolis von Tiryns ist, wie der beifolgende Plan lehrt, auf einen länglichen Felsen hingestreckt, der sich aber nur 30′ über die Ebene erhebt. Die Mauern sind durchschnittlich 18′ stark, was aber nicht überall ursprünglich zu sein scheint; an einigen Stellen erreichen sie noch eine Dicke von 25′. An den erhaltensten Parthien zeigt die Mauer noch jetzt die namhafte Höhe von 40′, welche immerhin noch an die Sage erinnern kann, nach welcher Herakles den Iphitos von den Zinnen der Burg Tiryns herabgestürzt haben soll. Die Umfriedung bestand nicht überall aus massivem Mauerbau, man hat vielmehr an verschiedenen Stellen die Reste von Gallerien gefunden, welche sich in der Mauerlinie hinzogen, und an der Ostseite wurden diese Gallerien sogar in einer Länge von 100′ in ziemlicher Erhaltung aufgedeckt. Sie sind gedoppelt parallel neben einander und theilen so die Dicke der Mauer in drei Züge. Ihre Ueberdeckung wird durch Ueberkragung der horizontalen Steinlagen in der schon beim sogenannten Schatzhause des Atreus besprochenen und einen falschen Spitzbogen bildenden Weise bewerkstelligt. Ueber die Bestimmung dieser Gallerien ist man nicht im Klaren: einen Defensivzweck können sie nicht gehabt haben, wenigstens fand sich von Scharten oder Fenstern, welche eine Wirkung nach aussen möglich gemacht hätten, keine Spur, und die Annahme, dass man sich, im Fall die Burg nicht mehr zu halten war, in diese Corridore zurückgezogen und da Schutz gesucht und gefunden habe, ist ganz gedankenlos; wahrscheinlich leisteten sie den Dienst von Vorrathskammern. Eine ähnliche spitzbogige Gallerie wurde neuerlich auch in dem Mauerring von Mykene durch den Major von Strantz entdeckt und durch die Herren Strack, Vischer und Schirrmacher freigelegt. (Archäologische Zeitung 1862. S. 329.) Von den drei muthmasslichen Thoren Tirynths hat sich keines erhalten. Doch sieht man an der Ostseite den rampenartig substruirten Thorweg, und die Schwelle mit dem zertrümmerten Sturze. Beide zeigen in ihren Spuren die Art des Thorverschlusses und damit überhaupt die primitive Thürbildung. Die aus einem Stücke be-

stehende Thüre ging nemlich in Zapfen, die in der Mitte der Thüre in die Zapfenlager der Schwelle und des Sturzes eingefügt waren, so dass bei der Oeffnung der Thüre nothwendig die eine Hälfte heraus-, die andere hineintrat. Das Innere der Akropolis zeigt noch anderes Mauerwerk, das Gell einer inneren Befestigung zuschreibt, das aber wahrscheinlicher von einem Gebäude, vielleicht der Königsburg von Tiryns herrührt.

Die übrigen kyklopischen Mauern.

Es würde ganz zwecklos sein, über die zahlreichen sogenannten kyklopischen oder pelasgischen Mauerreste, die sich sonst in Hellas finden, nach ihrer relativen Vollendung weitere chronologische oder kunstwissenschaftliche Betrachtungen anzustellen, und die Mauern von Argos, Mykene, Ithaka, Lykosura, Methydrion, Buphagos, Same auf Kephallenia, Elateia, Gortyna, Psophis, Oeniadae, Titanos, Amphissa, Phigalia, Abae, Koronea, Platäa, Oenoe, Samos, Sunion u. s. w., wie sie namentlich Gell (freilich leider oft in Zeichnungen, die über das Mögliche in Bruch und Fügung von Steinen hinausgehen) zusammenstellt, im Einzelnen zu betrachten. Dagegen können die erst in neuerer Zeit in Untersuchung gezogenen sogenannten dryopischen Mauerreste des südlichen Euböa's nicht unbesprochen bleiben. *)

Die dryopischen Mauern auf Euböa.

Unter mehren anderen gleichartigen Resten befinden sich nemlich besonders auf Euböa am Cap Philagra, fünf Stunden östlich von Stura und eine Stunde nördlich von dem Dorfe Ianitzi die sehr ausgedehnten Ruinen einer alten Befestigung, welche vormals für eine venetianische Anlage geltend wenig Aufmerksamkeit gefunden hatte. Die Ringmauer besteht hier durchgängig aus langen und verhältnissmässig sehr dünnen Platten von theils weissgrauem, theils cipollinartig gestriemtem Schiefergestein; diese Platten sind auf allen Seiten, auch an der nach aussen gekehrten schmalen, rauh und ungleich, wie sie sich eben bei dem Spalten des in Parallelen brechenden Felsens abgelöst haben. Da nun in Folge davon sich nicht immer gleichmässige Steinlagen finden, so sind zur Ausgleichung derselben ganz kleine und dünne Steinplatten, der Form nach meist den römischen Ziegeln entsprechend, oft auch von noch geringerem Umfange dazwischen eingefügt, und so ist die Mauer in einer Dicke von 6′ aufgeführt. Rangabé und Bursian haben mit Recht diesen Resten ein sehr hohes Alter beigelegt und sie Werke der alten Dryoper genannt, die angeblich von Herakles mit Hülfe der Melier aus ihren ursprünglichen Sitzen am Oeta vertrieben, nach dem südlichen Euböa, nach Kypros und nach dem südöstlichen Theile von Argolis auswanderten (Diod. IV. 37); und in der That ist auch zwischen dieser Bauweise und der sog. kyklopischen kein technischer Unterschied, indem beiderseits das benachbarte Gestein ohne weitere Verarbeitung verwendet ward, nur dass bei den kyklopischen Werken das Material polygonal brach, während der Schiefer des südlichen Euböa in paralleler Lagerung von selbst

*) C. Bursian, die dryopische Bauweise in Bautrümmern Euböa's. Archäol. Zeitg. 1855. S. 130 fg.

das plattenförmige Material lieferte. Von anderen interessanten Bauresten der euböischen Dryoper wird unten noch die Rede sein.

Die ältesten Thore.

Eine genauere Betrachtung als die kyklopischen Mauerzüge selbst erheischen die ältesten Thorbildungen, weil in ihnen der Stand des technischen Vermögens ihrer Zeit am meisten sich kennzeichnet.

Einfachste Art.

Die einfachste Thorbildung war die, bei welcher zwei aufrechtstehende Steinpfosten die Enden des einfachen horizontalen Sturzblockes trugen, somit eine steinerne Thürumrahmung bildeten, welche ohne weitere Einbindung in die Mauerlinie hineingesetzt wurde. Die Solidität erforderte dabei, die Pfosten senkrecht oder in möglichst geringer Neigung gegen einander zu stellen, und so wurde, wenn das Thor geräumig genug werden sollte, ein sehr bedeutender Sturzblock nöthig. Dieser aber, in beträchtlicher Spannung frei schwebend, war der Gefahr des Berstens in der Mitte in bedenklicher Weise ausgesetzt, wenn man ihn in seinen frei schwebenden Theilen durch die Last der darüber emporgeführten Mauer beschwerte. Diese Schwierigkeit findet sich nun dadurch umgangen, dass man den Sturz in seinem schwebenden Theile entlastete, indem man die Mauer nicht über ihn hinwegführte, sondern von der Pfostenlinie an sie erst durch allmälige Vorkragung von beiden Seiten her einander näherte, wodurch ein dreieckige Oeffnung entstand, wie wir diess schon bei den Eingängen des sogenannten Schatzhauses des Atreus gefunden haben. Diese Oeffnung aber war durch eingeschobene Platten von verhältnissmässig geringerem Gewichte geschlossen, welche wenigstens an Hauptportalen eine Art von plastischem Wappenschmuck aufnahmen.

Löwenthor von Mykene.

Mykene zeigt noch zwei Beispiele von Thoren der Art, von welchen das berühmte Löwenthor den ersten Rang einnimmt. Ein über 30′ breiter



Fig. 141. Löwenthor von Mykene.



Fig. 142. Kleines Thor von Mykene.

und 50′ langer, auf beiden Seiten durch rechtwinklig vorspringende Quadermauern eingeschlossener Weg, ähnlich dem Thorwege am sog. Schatzhause

des Atreus, führt zu dem imposanten Eingang, dessen schon Pausanias als uralt wie die Mauer mit den Worten erwähnt: »Es ist von Mykene, welche Stadt durch die Argiver nach dem Kampfe bei Thermopylae, an dem sich die Mykenäer für die Freiheit Griechenlands betheiligt hatten, zerstört worden war, noch einiges von der Ringmauer und das Thor übrig. Löwen stehen auf demselben. Auch diess sollen Werke der Kyklopen sein, welche dem Proitos die Mauer von Tiryns erbauten.« Das Thor lässt bei einer oberen Breite von etwa 9½′ auf eine Gesammthöhe von ungefähr 17′ schliessen. Der monolithe Sturz misst 15′ in der Länge. Noch sieht man an der Unterfläche desselben die Löcher, in welchen die Zapfen der Thorflügel gingen. Ueber das merkwürdige Relief, welches die Ausfüllungsplatte im Dreieck über dem Sturze schmückt, wahrscheinlich das älteste plastische Denkmal, das wir von Hellas, der Heroenzeit angehörend, besitzen, sind die verschiedensten Erklärungen aufgetaucht. Gell und Creuzer (Symbolik I. 269 fg.) haben das ganze Wappenbild aus dem persischen Feuer- und Mithrasdienst, Hirt (Wolfs literar. Analekten I. 161) aus dem Dienst der Magna Mater erklärt, in der mittenstehenden Säule den Fuss oder die Stütze eines Opfertisches erkennend, der unten auf einem Sockel befestigt ist, und oben über sich die Opferplatte trägt. Die Gestalt der Thiere hat sogar Zweifel an der Richtigkeit der Notiz des Pausanias, welche sie ausdrücklich als Löwen bezeichnet, erweckt, und Clarke glaubt in den Thieren vielmehr Panther oder Tiger, der sonst bedächtigere Mure mit Bezug auf den Mythos von Apollon Agyieus Wölfe zu erkennen. Seit jedoch das Relief durch den von der letzten preussischen Expedition unter C. Bötticher, Strack und E. Curtius genommenen Gypsabguss genauer bekannt geworden, kann über die Bezeichnung der Thiere als Löwen kein Zweifel mehr bestehen. Göttling (das Thor von Mykene, Rhein. Mus. N.F. Jahrg. I. 1842. S. 161—171) betrachtet die Löwen, von der Ableitung aus asiatischem Mithrasdienst oder phrygisch-lykischem Kybelecult absehend, als Symbole irdischen Schutzes, die Säule dagegen als das Symbol des göttlich schützenden Thürgottes Hermes, als eine Herme im vollen Sinne des Wortes, das älteste einfachste Bild desselben, schon von den Pelasgern mit dem Phallos versehen, und erklärt noch weiter die vier angeblichen Kugeln über dem Säulencapitäle als Bezeichnung des Hermes Tetrakephalos, den Untersatz aber als das Bild des Thores selbst. Gerhard ferner (Mykenische Alterthümer, Berlin 1850) erklärt das Bildwerk als symbolischen Ausdruck des Götterwesens der Tantaliden, ein Symbol, das sich dem Rindsymbol des vorausgehenden Here- und Iodienstes siegreich beigesellt hatte, und deutet die Säule nach Apoll im Sinne des Pförtners Agyieus, dem auch die Geltung eines Thürgottes im Hause Agamemnons gesichert sei, und dem überdiess die Pfeilerbildung besser als dem Hermes entspreche. Petersen (Jahns N. Jahrbücher 1851. 160) findet in der Säule einen runden Altar, die Hestia, das Symbol des Hauses. Das letztere fasst mit glücklichem Griffe Adler (das Relief am Löwenthor zu Mykene, Archäol. Zeitg. 1865. S. 2 fg.) etwas materieller, indem er die Säule als einen Theil des Ganzen

für das Symbol des Palastes der Perseiden selbst nimmt und dieselbe baugeschichtlich ausbeutet.

Architektonische Ausbeute vom Löwenrelief.

In dieser Beziehung kömmt sie auch für uns vorzugsweise in Betracht. Wie sich aus der von Adler besorgten Zeichnung nach dem Gypsabgusse jetzt zweifellos ergiebt (selbst Augenzeugen konnten sich bei der verwitterten Oberfläche des Originals hierüber täuschen) nimmt sie nach oben im Verhältniss von etwa 8 : 9, d. h. von $10^3/_8$ bis $11^1/_2$" Durchmesser an Stärke zu, verjüngt sich mithin nach unten, was allerdings befremdlich erscheint, doch nicht in dem Grade, dass wir uns zu der Erklärung von Thiersch (Abhandl. d. bayr. Akad. VI. 101 fg.) entschliessen könnten, es sei in der Säule ein umgestürzter Bau, das Symbol einer eroberten Stadt zu erkennen. Auf einem complicirten durch eine starke Hohlkehle ausgeschweiften und oben doppelte Dielenlage zeigenden Piedestal erhebt sie sich ohne eigentliche Base, nur mit einer Art Anlauf und endigt in einem Capitäle, das einer umgestürzten attischen Base ziemlich ähnlich ist. Auf einen starken Abakus, zu welchem hier im Symbol der Architrav (Unterbalken) zusammengeschmolzen, folgen dann neben einander gereiht und die Schnittfläche nach vorne, die cylinderförmige Langseite seitwärts wendend, vier Rundhölzer, das Symbol der auf dem Architravbalken aufruhenden Decke, auf welche noch ein verstümmelter Gesimsbalken folgt. Wir folgen somit vollständig der Adlerschen Ansicht bezüglich der Deutung des Symbols und der schon von J. Braun erkannten Holzdeckenconstruction, ohne aber durch die auf die Kyklopen zurückgehenden Gründungssagen von Tiryns und Mykene und durch die Rundhölzer der Decke von dem unmittelbaren Zusammenhang zwischen Argolis und Lykien vollständig überzeugt zu werden. Das Relief der kleinen beigegebenen Abbildung (Fig. 141) ist nach der erwähnten neuen authentischen Zeichnung möglichst rectificirt.

Das kleine Thor von Mykene und Thorreste zu Tiryns.

Die Schlussplatten des Entlastungsloches über dem Sturzblocke waren jedoch nicht immer sculpirt, wie das kleine Thor von Mykene (Fig. 142) zeigt. Bei einem zerstörten Thor von Tirynth liegt die dreiseitige Steinplatte, welche von dem Verschluss herzurühren scheint, senkrecht in zwei Theile zerbrochen auf dem Boden, und Gell hält es für möglich, dass auch diese eine plastische Ausschmückung trug, doch da die Schauseite des einen besser erhaltenen Stückes nach unten liegt, so hat man sich, wie bei so vielen interessanten und verhältnissmässig leicht lösbaren Fragen mit der Vermuthung begnügt, statt durch die vielleicht etwas mühevolle Aufhebung und Untersuchung die Sache zu sichern.

Zweite Art der Thorbildung.

Wesentlich erleichtert wurde die Thorbildung mit horizontalem Deckblocke dadurch, dass man die Pfostenstellung wegliess, und statt derselben die Mauersäume selbst in horizontalen Lagen emporführte. Diess gewährte den Vortheil, dass man nach oben zu die Steine etwas über einander vortreten lassen, die Thürweiten gegen die Decke hin verengern und so mit einem kürzeren Sturzblocke bei verringerter Spannweite decken konnte. Die so bewirkte Verjüngung der Thüre nach oben zeigen schon die Eingänge am sogenannten Schatzhause des Atreus und sie ist auch in der hellenischen

Architektur für immer herrschend geblieben. Dafür findet sich an einigen alten Beispielen der allerdings nicht vollständig entsprechende Ersatz, dass man nur die obersten Lagen der sonst senkrechten Wände, jedoch diese entschieden vorkragen liess, um so die Spannung zu verringern. Diess findet sich in derber Profilirung bei den Thoren von Abae und Samothrake, soweit es sich aus der dürftigen Abbildung des letzteren (Archäol. Zeitung 1856. S. 242 fg.) entnehmen lässt, nicht ohne Geschmack aber bei einem Portale von Samos und in doppelter Ueberkragung bei Thoren von Phigalia und Amphissa (vergl. Fig. 143 und 144).

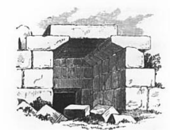


Fig. 143. Portal von Samos.



Fig. 144. Thor von Phigalia.

Dritte Art der Thorbildung.

Die Schwierigkeit der Ueberdeckung mit einem Steinblocke konnte aber durch ein Verfahren umgangen werden, von welchem schon die Pyramiden Aegyptens zahlreiche Beispiele zeigen. Man lehnte nemlich zwei Steinblöcke schräg gegeneinander, dadurch ein dreiseitiges Dach bildend, und erreichte dadurch weitere Spannung der Decke bei kürzeren Decksteinen und grössere



Fig. 145. Thor von Delos.

Solidität, indem durch den gegenseitigen Druck die Last ganz auf die Pfeiler d. h. Mauern geworfen ward. Ein schönes Beispiel der Art ist auf Delos erhalten (Fig. 145).

Vierte Art der Thorbildung.

Statt in dieser Weise durch das Gegeneinanderstemmen von je zwei Deckblöcken dem bedenklichen einfachen Horizontalsturzblocke auszuweichen, war dieser auch noch in anderer Weise zu umgehen, wenn man nemlich auf dem schon in Fig. 143 und 144 angezeigten Wege der allmäligen Ueberkragung fortfuhr, bis die vortretenden und sich allmälich nähernden Horizontallagen sich in einer Spitze berührten. Diess konnte wieder in verschiedener Weise geschehen. Entweder traten die Blöcke in einzeln vorstehenden Quadern mit unabgeschrägten rechtwinkligen Ecken stufenförmig zusammen, oder die Blöcke waren ihrer zusammenstrebenden Richtung entsprechend abgeschrägt, und zwar im letzteren Falle entweder in schrägen Geraden oder in schwachen Curven, welche Einziehung weiterhin sowohl vom Boden an als auch erst über senkrechten Pfosten beginnen konnte. Für geradlinige Abschrägung und Einziehung geben in den beiden letztberührten Abstufungen die räthselhaften Ruinen von Misolunghi und die Mauern von Messene anschauliche Beispiele (Fig. 146 und 147).





Fig. 146. Thorgang von Misolunghi.



Fig. 147. Mauerpforte von Messene.

Fünfte Art der Thorbildung.

Diesen entsprechen in curvenartiger Einziehung genau Thorwege von Thorikos und Samos, welche ebenfalls die beiden Abstufungen der von unten an beginnenden, und der erst in gewisser Höhe über den senkrechten Pfostenmauern ansetzenden Einziehung zeigen (Fig. 148 und 149).

So leicht sich in der Theorie die letzten Formen als die letzte Entwickelung des Princips der Horizontalüberdeckung vermittelst allmäliger Vorkragung ergeben, und so naheliegend es ist, im Ganzen eine stufenweise fortschreitende Ausbildung zu suchen, so würde man doch irren, wenn man die verschiedenen Stufen wirklich als eine fortschreitende Erfindung und Verbesserung betrachten würde. Zunächst ist keines dieser Werke sicher

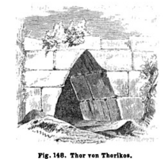


Fig. 148. Thor von Thorikos.



Fig. 149. Thor von Samos.

datirbar, und die verschiedenen Bedeckungsformen mochten nach specieller Tradition einiger Landschaften, nach Bedürfniss, Material und nach individueller Vorliebe wie nach dem technischen Vermögen der Erbauer wechseln. Alle derartigen Ueberdeckungen und Formen von falschen Bogen waren schon in der Pyramidenzeit in Aegypten bekannt, ja wir haben sogar den Bogen in seiner Vollendung d. h. nach dem Principe des Steinschnittes in Keilform schon vor aller hellenisch historischen Zeit am Tigris gefunden. Möglich bleibt immerhin, dass die Hellenen diese primitiven Stufen baulicher Technik selbstständig und ohne Einfluss von aussen erklommen, wer aber könnte im Ernste die Unmöglichkeit behaupten, dass bei dem uralten Seeleben der Hellenen eine technische Tradition von Asien oder Aegypten nach den Buchten Griechenlands gelangen konnte! Thatsache ist nur, dass der mesopotamische wirkliche Bogen keinen Eingang fand, weshalb auch die Rundbogenform bei den Thoren unmöglich blieb. Denn die Natur der Sache erlaubt bei einem Bogen oder Gewölbe aus horizontalgelegten Steinen höchstens eine spitzbogenartige schwach parabolische Ründung, welche übrigens schon theilweise Künstelei und, wenn auch etwas mehr raumöffnend, keine technische Nothwendigkeit ist, da mit schräggeneigten Geraden an Thoren oder mit kegelförmigen Gewölben dieselbe Wirkung zu erzielen ist, auf keinen Fall aber erlaubt sie die Form des Rundbogens, da die Ueberkragung der Steine in der Mitte zu bedeutend und unverhältnissmässig werden und eine Ueberlastung im Scheitel eintreten müsste. Daher die parabolische Form der Kuppel des sog. Atreusschatzhauses, daher das fast lanzetförmige Profil der wahrscheinlich ältesten hellenischen Gewölbereste, der Gallerien in der Burgmauer von Tiryns.

Mauerthürme.

Die ältesten Mauern wie die zu Tiryns und Mykene hatten keine Thürme. Diese mussten indess frühzeitig die Vertheidigungsfähigkeit der Städte erhöht haben, und hatten jedenfalls die architektonische Bedeutung, dass sie den Polygonbau allmälig verdrängten, da die pelasgische Fügung nur für

fortlaufende Mauerlinien, aber entschieden nicht für rechteckig gebrochene Thurmanlagen sich eignete. Wie schon erwähnt, zwang aber dieser Umstand keineswegs zu einer Neuerung, sondern nur zu einer breiteren und allgemeineren Anwendung des Quaderbaues, der selbst eben so alt ist, als es Denkmäler auf der Erde giebt. Und in der That können auch einige thurmartige Anlagen unter den dryopischen Mauerresten von Euböa, wo der oben besprochene primitive Horizontalbau der Eckenbrechung der Mauern kein Hinderniss in den Weg legte, schon in die früheste Zeit gesetzt werden. Ueber die Einrichtung der Mauern in homerischer Zeit geben Erwähnungen in der Iliade, besonders aber die homerische Beschreibung des Lagerwalles vor Troia einige Aufschlüsse. Die Mauerringe der Städte waren damals schon mit Thürmen versehen, wie das von Troia, von Theben und von dem ätolischen Kalydon ausdrücklich und wiederholt gesagt wird. Die Thürme nahmen die doppelflügeligen Thore schützend in die Mitte. Dass der Thurmbau, wie überhaupt das verbesserte Befestigungswesen vom Thorbau seinen Ausgangspunkt genommen, wie Curtius bemerkt, ist kaum zu bezweifeln, und wahrscheinlich hatten anfänglich nur die Thore einen oder zwei Thürme zur Seite, die ursprünglich nur in rundlichen oder rechteckigen Mauervorsprüngen bestanden, wie man sie noch in der pelasgischen Mauer von Phigalia in Arkadien sieht, während die übrige Mauer ohne Thurmunterbrechung war. Bezüglich der fortificatorischen Einrichtung der Mauern giebt uns sonst der Lagerwall vor Troia einige Anhaltspunkte. Dieser Wall hatte nemlich einen unteren und einen von zinnenförmigen Brustwehren geschützten oberen Gang, und ausserhalb desselben lief ein steil abfallender mit oben zugespitzten Pfählen berammter Graben herum, der aber bei den Thoren unterbrochen war, wenigstens ist von Zugbrücken nicht die Rede.

III. Die älteste hellenische Tempelform.

Verschiedenheit der Ansichten.

Nachdem wir nun den ältesten Spuren des Palast-, Gräber- und Mauerbaues auf hellenischem Boden gefolgt sind, betreten wir endlich das reiche Gebiet des hellenischen Tempelbaues. Die früheste Gestalt des hellenischen Tempels, der in seiner Ausbildung als Peripteros als die vollendetste Architekturschöpfung uns entgegentritt, nachzuweisen, war natürlich von jeher ein Hauptgegenstand archäologischer Forschung. Doch da der Anhaltspunkte wenige, so mussten selbstverständlich die Ansichten weit auseinander gehen, indem nicht blos die einen denselben ganz und gar als ein autochthones Gewächs hellenischer Erde und die anderen als durch äussere Einflüsse und durch Nachahmung von Architekturwerken des Orients entstanden betrachteten, sondern indem auch die Erklärung der den Architekturformen und deren Ornamenten zu Grunde liegenden Vorbilder und Symbole auf ganz verschiedene Bahnen führte.

Tempelloser Cult der Urzeit.

Soweit Zeitverhältnisse, die in ein fast völliges Dunkel gehüllt sind, ein Urtheil erlauben, scheint der Tempel als ein umschliessendes Gebäude dem

urhellenischen, d. h. pelasgischen Volke nicht ureigen gewesen zu sein, so wenig, wie jene hellenische Religion, die wir bei Homer und Hesiod ausgeprägt finden, demselben ureigen war. Die namenlose und unpersönliche Gottheit der Urzeit bedurfte um so weniger eines umschliessenden Hauses, als dasselbe nach griechischer Auffassung niemals zugleich den Zweck der Aufnahme der gottverehrenden Gemeinde hatte, als der Cult selten ein gemeinsamer, gleichzeitig das Volk vereinigender war, und in den wenigen Ausnahmen, wo diess stattfand, nicht in einem geschlossenen Raume, sondern vor der heiligen Stätte zum Vollzug kam. Diese heilige Stätte selbst aber galt in der bilderlosen Zeit nicht so fast als eine Wohnung der Gottheit, sondern vielmehr als deren Symbol, wie diess mit gewissen Bäumen, Felsen, Quellen u. s. w. der Fall war. Auch als die Gottheit anfing, sich zu spalten und zu verkörpern, als zunächst Steine, wie der Meteorstein von Delphi, welcher nach späterer Sage der von Kronos statt des Zeuskindes verschlungene und darauf wieder ausgespieene Stein sein sollte, als rechteckige, cylindrische und konische Steinpfeiler, Balken und Dielen zu Cultusobjecten wurden, oft auch in symbolisirender Zusammensetzung, wie die zwei durch Querhölzer verbundenen, die Dioskuren darstellenden Balken zu Sparta, erhielten die Gottheiten wohl nur in den seltensten Fällen einen gebauten Raum, ja selbst als die Gottheiten bereits menschliche Form angenommen hatten, stellte man die Götterbilder noch oft frei auf Felsen, in Höhlen, vorzugsweise aber auf, an oder in heilige Bäume, vor welchen ein Altar errichtet war, wie diess noch mehre Reliefs, selbst noch von Kaiser Traian (Constantinbogen) zeigen. Auch wissen wir, dass das uralte Bild der ephesischen Artemis in dem ausgehöhlten Stamme einer Ulme und das Bild der Artemis Kedreatis zu Orchomenos in einer grossen Ceder aufgestellt war.

Allmälige Entwicklung des Tempelbaues.

Als man aber einmal den Schritt gemacht hatte, dem Gottheitsymbole oder Bilde eine Stätte zu bauen, dem menschlich gedachten Gotte eine Wohnung zu errichten, wird kaum mit einem Schlage der hellenische Tempel mit seiner Säulenpracht aus der Erde gestiegen sein. Ein so reich gegliedertes und sinnvoll durchgebildetes Ganze konnte nicht auf einmal fertig entstanden sein — es musste eine längere Entwicklung und Uebung hinter sich haben; und wenn behauptet wird, dass der griechische Tempel von Anfang an als der fertige Peripteros aufgetreten sei, ebenso wie Athene in voller Waffenrüstung als das vollendete hellenische Ideal aus dem Haupte des Zeus hervorsprang, so können wir nur erklären, dass wir beiden Angaben gleichen Glauben schenken. Alle diese merkwürdigen Formen der hellenischen Architektur in ihrer eigenthümlichsten Richtung, dem dorischen Styl, die durchaus nicht das Gepräge einer auf sinnliches Wohlgefallen berechneten und im Uebrigen willkürlichen Gestaltung, sondern vielmehr einen inneren Sinn haben, die alle so zu sagen der versteinerte Ausdruck ihrer ursprünglichen Function und Bildung sind, fordern die Erklärung ihrer Entstehung.

Mangel an erhaltenen Resten.

Die Monumente selbst geben diese in einer sehr unbefriedigenden Weise. Denn vergebens forscht man nach Denkmälern mit primitiven Architektur-

formen, aus welchen sich die allmälige Entstehung der vollendeten decorativen Technik nachweisen liesse. Die Trümmer von Tiryns und Mykene und von anderen urhellenischen Städten zeigen keine Tempelruinen mit Säulenresten und Gebälkstücken, welche gleichsam als Marksteine der Kunstentwicklung dienen könnten, und auch die homerischen Gedichte geben darüber nicht den mindesten Aufschluss. Die Frage ist unabweisbar: hat es in der Zeit vor der neuen Staatenbildung, die man gewöhnlich mit der dorischen Wanderung oder mythisch mit der Rückkehr der Herakliden bezeichnet, und selbst in den ersten Zeiten nach derselben schon Säulentempel und schon die dorische Gebälkbildung gegeben?

Der früheste Tempel eine einfache Cella.

Die Frage wird in Bezug auf die Säulen verneint werden müssen. Der urhellenische Tempel war die Cella, eine rechteckige, wahrscheinlich oblonge und wenigstens theilweise gedeckte Kammer, schlicht und nur gross genug, um das Götterbild und allenfalls die Weihegaben aufzunehmen, für welche letztere übrigens, wenn sie an einem gefeierten Göttersitze reichlicher zusammenströmten, besondere Aufbewahrungsplätze im Temenos, dem geweihten Bezirke, dessen Mittelpunkt die Kapelle bildete, errichtet wurden. Im beschränktesten Falle genügten, wie bei unseren Feldkapellen, drei Wände, die vierte Seite war, den Eingang oder vielmehr den Einblick gestattend, offen. Sie mochte vielleicht manchmal vergittert gewesen sein oder es war die Kapelle ohne Gitter schon durch die Heiligkeit des Ortes genügend geschützt, wie das nach Pausanias bei einem angeblich von Trophonios und Agamedes erbauten Tempel in Mantineia der Fall war, welcher nur durch eine vor den Eingang gespannte Schnur verschlossen wurde, deren frevelhafte Ueberschreitung Aepytos, des Hippothoos Sohn mit seinem Augenlichte bezahlt haben soll. Oder es enthielt eine Seite, wenn vier Wände das Heiligthum umschlossen, nach später allgemein herrschendem Gebrauche wohl gewöhnlich die östliche Schmalseite, eine in der Weise der Thorbauten von Mykene aus drei Steinbalken bestehende Thüre, die auch wie jene leicht verschliessbar hergestellt werden konnte.

Erhaltene Cellen?

Tempelcellen der Art mögen in ganz Hellas zahlreich zerstreut gewesen sein, konnten sich aber in den nachmals so glänzend aufblühenden Staaten so wenig erhalten, wie die vorkarolingischen Kirchen und Kapellen nördlich von den Alpen sich vor den glänzenden Bauwerken, welche eine spätere Zeit an ihre Stelle setzte, behaupten konnten. Indess mag noch mancher jetzt als Thurmruine bezeichnete Rest bei genauerer Untersuchung sich als Tempelcella erweisen, wie der halbkyklopische quadratische Bau von Thorikos, 21′ auf jeder Seite messend, mit zerstörter Thür (Dodwell, Views) oder die 40′ auf jeder Seite messende Cella kyklopischer Bauweise ½ Stunde nordwestlich von Mykene in der Richtung gegen Phlius, oder zwei andere ähnliche Reste bei Sphinkti, ½ Stunde von Krawati am Fusse des Mykene gegenüberliegenden Berges (Stackelberg, La Grèce). Noch wahrscheinlicher ist die von Thiersch (Abhandl. der Münchener Akademie 1840. III. 1) als Grab bezeichnete Ruine von Delos, deren Seiten und Thüre sich nach oben

verjüngen, und welche sogar in ihren Mauern die Linien des flachen Giebels verräth, als eine solche Kapelle zu betrachten. Mehr ist jedoch in solchen Gegenden zu erwarten, wo entweder die Ungunst der Lage oder die Unfruchtbarkeit des Bodens eine blühende Culturentwickelung hemmte, wo somit alte Cultstätten sich leichter unverändert erhalten konnten.

Dryopische Cella am Ocha.

Funde der Art wurden wirklich im südlichen Euböa gemacht.*) Unmittelbar unter der höchsten Spitze des Berges Ocha, jetzt nach einer Kapelle Hagios Elias genannt, bei Karystos wurde nemlich von Hawkins (Walpole, Travels) ein kleines oblonges Gebäude entdeckt, von den Eingebornen »Haus des Drachen« genannt, welches der Länge nach von Ost nach West gestreckt

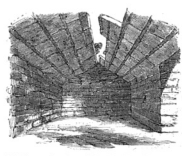


Fig. 150. Inneres einer dryopischen Kapelle auf dem Berge Ocha.

mit der nördlichen Langseite sich an eine niedrige Felsenwand anlehnt. Das schmale gegen den Abhang hin durch eine Mauer abgeschlossene Felsplateau hat nur einen Zugang an der Westseite; der Eingang zu dem Gebäude selbst mit kleinen Fenstern zu beiden Seiten befindet sich auf der südlichen Langseite. Die Maasse dieses Gebäudes werden von Ulrichs auf 40′ äussere und 31′ innere Länge, auf 24′ äussere und fast 15′ innere Breite angegeben. Die Wände (jetzt) innen 7′ hoch, bestehen, wie an den schon besprochenen dryopischen Mauern von Cap Philagra aus länglichen Platten von verschiedener Stärke, deren horizontale Lagen durch Einfügung von ganz dünnen ziegelartigen Steinplatten ausgeglichen worden. Am merkwürdigsten ist die Bedeckung, welche dadurch erzielt wird, dass von den vier Seiten her die Steinplatten übereinander nach der Mitte zu vortreten, bis sie

*) H. N. Ulrichs, Intorno il tempio di Giunone sul monte Ocha vicino a Carystos. (Anal. d. Inst. di Corr. archeol. XIV. 1842. p. 5—11.)
A. R. Rangabé, Mémoire sur la partie meridionale de l'île d'Eubée, Mémoires présentés à l'Institut 1853. p. 197 sq.
C. Bursian, Die dryopische Bauweise in Bautrümmern Euböa's. Archäol. Zeitung. XIII. 1855. Nr. 82 S. 129—142.

sich in der Längslinie gegenseitig nähern, zu welchem Zwecke es vier solcher Lagen bedurfte. Diese sind so eingerichtet, dass die oberen Platten nicht blos über die unteren vortreten, sondern auch bis auf den äusseren Rand der Mauer reichen, wodurch allein die Haltbarkeit eines solchen Daches, durch eine starke simsartige Vorkragung nach innen unterstützt, ermöglicht wurde. An der südlichen Langseite (Eingangseite) finden sich nur drei Lagen übereinander, um aber für das Innere die Symmetrie nicht zu stören, zeigen die Platten der obersten Lage innen eine Einkerbung und Abarbeitung, als ob sie wirklich aus je zwei übereinanderliegenden Platten bestünden; über dem Eingange dagegen dient eine einzige Platte von 13′ Länge, über 6′ Breite und 1½′ Dicke als Decke. Die Bedeckung zeigt ausserdem den auffälligen Umstand, dass die Steine im Scheitel sich nicht gegeneinander lehnen, sondern eine 19′ lange und 1⅔′ breite Spalte offen lassen, die nach den genau gearbeiteten schrägen Rändern der Platten, wie nach der ähnlichen Erscheinung an den Gebäuden von Stura auf jeden Fall ursprünglich war, und eine primitive Hypäthraleinrichtung verräth. Die Thüre, welche 6⅓′ in der Höhe, 4′ in der Breite misst, und durch drei Steinbalken umrahmt wird, zeigt die Dicke der Mauer, welche mehr als 4′ beträgt. Ausserhalb vor dem Gebäude finden sich die Reste einer räthselhaften kreisförmigen Anlage.

Bestimmung der Cella am Ocha.

Ulrichs hat bereits die Bedeutung der merkwürdigen Ruine erkannt, und sie mit Bezugnahme auf die Sage, welche nach Stephan von Byzanz (s. v. Karystos) die Vermählung des Zeus mit der Hera auf den Berg Ocha bei Karystos setzt, als einen Tempel der Hera bezeichnet. Dagegen haben freilich Ross und Thiersch Bedenken erhoben, indem der erstere den Bau zu einer Sennhütte, der letztere zu einem Grabmal erniedrigte. Doch hat Bursian wohl mit Recht eingewendet, dass ein Hirt zur Erbauung einer Sennhütte oder eines Viehstalles zu höchstens halbjähriger Benutzung sich kaum so viele Mühe gegeben hätte, dass für einen solchen Zweck die hypäthrale Bildung des Daches unverständlich wird, und endlich, dass auf der Höhe des Ocha weit und breit kein Hälmchen Gras für die vorausgesetzten Heerden wächst und auch im Alterthum gewachsen sein kann. Auch gegen die Thiersch'sche Annahme spricht die Lage und Gestalt des Gebäudes. Dagegen leiten alle Umstände, die Form des Baues mit seiner aus der Westwand hervortretenden Steintischplatte zur Aufstellung eines Götterbildes, mit seinem hypäthralen Dache, seinem Temenos und vermuthlich von einem Altar herrührenden Rundbau, in dessen Schutt man verkohlte Thierknochen fand, auf die Annahme einer alten Kapelle, welche sich wohl für Gottheiten eignet, die ihren Wohnsitz auf den Gipfeln der Berge aufzuschlagen liebten. Gleichwohl sollte man die Bezeichnung der Kapelle als Tempel der Hera Teleia nicht über eine Hypothese hinaus und zur Thatsache erheben wollen.

Aehnliche Cellen bei Stura.

Die Kapelle auf der Höhe des Hagios Elias ist indess nicht das einzige Beispiel der Art. Eine halbe Meile nordöstlich von dem Dorfe Stura ebenfalls auf Euböa, in einer einsamen, nur von Hirten betretenen Gegend, auf einer kleinen Terrasse am Abhange einer der niedrigeren Kuppen des jetzt

Kliosi genannten Bergzuges befindet sich (von Rangabé zuerst beschrieben) eine Gruppe von drei im rechten Winkel gegen einander stehenden Gebäuden, von denen zwei oblonge Gestalt haben, während das zwischen ihnen errichtete dritte von quadratischer Form (fast 13′ im Gevierte) ist. Die Mauerstücke dieser Gebäude, ein leicht spaltbarer, graustriemiger Schiefer, an dem Berge selbst über Cipollinlagern brechend, bestehen aus oblongen Platten, mehr oder weniger gross und dünn und unregelmässig abwechselnd, ohne Spur von Glättung und Bearbeitung, Bindemittel und Stuckverkleidung. Die Bedeckung der beiden oblongen Gebäude ist der am obenbeschriebenen Tempel auf dem Ocha vollkommen ähnlich, selbst der Hypäthralspalt, hier $2\frac{1}{2}$′ breit, fehlt nicht. Bei der quadratischen kleineren Cella dagegen hat das Dach die Gestalt einer oben offenen Kuppel. Zunächst über den Wänden nemlich liegt, wie bei den anderen Gebäuden, eine Lage grosser nach innen vortretender Platten, von denen die vier über den Ecken lagernden von dreieckiger Form sind, so dass die ganze Lage einen Kreis bildet; über diesem ersten Kreise liegen noch vier andere, so dass immer der obere über den unteren vortritt, und die innere Kreislinie sich immer mehr verengt, bis endlich nur eine runde Oeffnung von nahezu 2′ Durchmesser oben übrig bleibt, welche ursprünglich ohne Bedeckung war, jetzt aber von den diese Reste benutzenden Hirten durch Strauchwerk und Steine geschlossen ist. In einer Ecke dieser Kammer tritt auch eine tischförmige Platte vor, welche wohl einem sacralen Zwecke diente. Bursian, welchem wir in der obenangeführten Abhandlung die genaueste Besprechung dieser Reste verdanken, hat es im hohen Grade wahrscheinlich gemacht, dass auch diese Gruppe von drei Gebäuden uralte Cultstätten waren, wenn auch seine Vermuthung, dass sie der Demeter, dem Klymenos und der Kora, deren Cult bei den Dryopern in Hermione durch Inschriften und andere Zeugnisse bekannt ist, geweiht gewesen seien, erst noch weiterer Bekräftigung bedürfte.

Holzbalkendecke der ältesten Cellen.

Die complicirte Deckung dieser Kapellen erlaubt uns jedoch nicht, ein ähnliches Verfahren überhaupt bei den Tempelcellen der hellenischen Vorzeit anzunehmen. Dazu bedurfte es schlechterdings eines in Platten brechenden Materials, und auch wenn man ein solches besass, kam man über das plumpe Ungeschick, das diesen Werken Euböa's anhaftet, nicht hinaus. Wo aber dieses Material nicht vorhanden war, leitete die Bequemlichkeit wie der Holzreichthum Griechenlands unbedingt auf die Beiziehung von Holzbalken und Dielen zur Herstellung der Decke. Es entsteht daher die Frage: Wie konnte und musste diese Deckenbildung oblonger Cellen sich entwickeln.

Art dieser Deckung.

Am einfachsten vollzieht sich die Deckung durch das vollständig flache Dach. Wenn jedoch dieses in Aegypten bei dem dauernd wolkenlosen Himmel, der sich über das Nilland spannt, ganz angemessen befunden ward, so konnte es in Hellas bei den häufigen und bedeutenden Regengüssen, wie sie dort herrschen, nicht entsprechend erscheinen. Es bedurfte daher die Decke einer Traufenneigung, und diese ward am einfachsten und ansprechendsten

durch das Adlerdach, ein verhältnissmässig flaches Satteldach erzielt. Denn der allseitige Abfall der Traufenneigung, wie ihn die besprochenen Denkmäler Euböa's darbieten, erfordert bei Holzdeckung eine erschwerte Anlage des Dachgerippes. Die gegeneinander gelehnten Sparren des Adlerdaches bedurften aber eines sicheren Auflagers, das eine Verbindung durch Verkämmung zuliess und waren namentlich erst dann in ihrer Lage gesichert, wenn sie in ihrem Vereinigungspunkte am Firste durch eine verticale Stütze getragen wurden. Auch diese Stützen bedürften, wenn sie nicht in einer höchst unbequemen, unschönen und das Innere zweischiffig theilenden Weise bis an den Boden herabreichen sollten, eines horizontalen Auflagers. Dieses aber wurde sowohl für die äusseren Sparrenenden wie für die Stützen in der Firstlinie durch die Herstellung einer Horizontaldecke geboten, die man unter das Sparrendach legte. Diese Unterdecke ward am einfachsten durch Balken bewerkstelligt, welche nach der Breite des Oblongums, d. h. rechtwinklig von einer Längswand zur anderen herübergelegt wurden, so vertheilt, dass jeder Balken ein Sparrenpaar zu tragen hatte. Um innen den störenden Einblick in das Balkenwerk der Dachstuhls zu verkleiden, legte man dann in der Längsrichtung der Cella Dielen über die Horizontalbalken und so war die Lacunarbildung einfach angebahnt.

Aeussere Gestalt der Fronte.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Gestalt eines solchen Tempels. Es

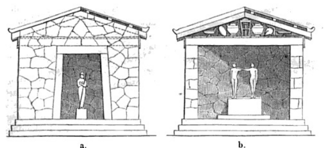


Fig. 151. Muthmaassliche urhellenische Tempelfronten.

wurde schon oben bemerkt, dass die Kapellen entweder mit oder ohne Thürbildung angelegt werden konnten. Im ersteren Falle konnten die Mauern der beiden Schmalseiten bis an den First reichen, wie diess an dem schon berührten angeblichen Grabmale von Delos (Thiersch, Abhandlungen der Münchener Akademie 1840. III. I.) der Fall ist, und es wurde dadurch die Dachbildung sehr vereinfacht, indem an der Vorder- und Rückseite sowohl die Horizontal- wie die Sparrenbalken überflüssig wurden. Fensteröffnungen, wie an der Kapelle auf dem Berge Ocha, waren selbst bei kleiner Thüre unnöthig, da die Deckenconstruction, wie wir noch sehen werden, den

Lichtzutritt reichlich ermöglichte und deshalb bedurfte es auch nicht der hypäthralen Anlage, wie sie die besprochenen Reste von Euböa zeigen. Fehlte dagegen, wie bei Fig. 151 b. die Frontewand vollständig, so ergab sich das Vorbild der nachmaligen Tympanonbildung noch unvermeidlicher, indem der nach vorne offene Dachstuhl maskirt werden musste. Diess geschah durch einfache Dielenverschalung, die jedoch keine tektonische Bedeutung hatte, oder man benutzte mit oder ohne jene Verschalung diese Dreieckform zur Aufstellung von Weihgeschenken, was um so wahrscheinlicher ist, als sich leicht daraus der plastische Schmuck des Giebelfeldes entwickelt haben konnte. Ich habe versucht, diese zwiefache Anlage der Stirnseiten in Fig. 151 zur Anschauung zu bringen.

Aeussere Gestalt der Langseiten.

Die Langseiten einer solchen Cella zeigten sonach auf den Wänden aufruhend und bis auf den äusseren Mauerrand vorragend die Enden der horizontalen Deckbalken. Der Raum zwischen je zwei solchen Enden war aber nicht, wie man das allerdings hätte thun können, durch Mauerwerk ausgefüllt, sondern blieb als eine primitive Fensterbildung offen, woher der Name Metopen stammt. War eine solche Fensterbildung bei offener Frontseite überflüssig, so hatten diese Lücken anderseits noch den Zweck, die Aufstellung von Weihgegenständen, wie sie im Giebeldreieck prangte, auch an den Seiten fortzusetzen und dadurch der Cultstätte einen bedeutsamen Schmuck zu verleihen, der überdiess durch die vorspringende Traufe ausreichend geschützt war. Es ist ganz besonders von dem hellenischen Volke, das es wie kein anderes verstand, das statisch Nothwendige ornamental zu verwerthen, zu erwarten, dass man die Deckenbildung nicht etwa dadurch maskirte, indem man, wie bei unserem Häuserbau, die Balkenenden und die Lücken zwischen ihnen in gleicher Weise durch eine vorgeheftete Diele verschalte und so die Construction dem Auge entzog, sondern dass man sie vielmehr durch das Ornament noch mehr markirte. Diess geschah, indem man die Schnittfläche der Balkenenden mit einem vorgehefteten Dielenstücke (dem Vorbilde der Triglyphe) abschloss, welches dazu diente, jene zu schützen, und zugleich einen geeigneteren Raum für gemaltes und sogar sculpirtes Ornament, das ohne Zweifel mit dem Ornament der Balkenlänge an der Fronte zusammenhing, darbot, als ihn die Schnittfläche, deren Rauhheit für Bemalung und Schnitzwerk sehr ungeeignet gewesen wäre, gewährt hätte. Auch die Schnittflächen der vorgehefteten Dielenstücke wollte man nicht ungeschützt und unverschalt lassen, und so heftete man eine fortlaufende Latte, in welcher zugleich ein die ganze Balkenlage verbindendes Element lag, unterhalb vor, und zwar vermittelst besonderer auch das Einzelne wieder betonender Leistchen und einfacher Holznägel, wie das alles auch die vollendete Architektur auf den Stein übertragen andeutete. Die oberhalb vorstehenden und schräg überhängenden Sparrenenden verlangten zu ihrem Schutze sowohl an der Aussen- wie an der Unterseite eine fortlaufende Dielenverschalung, welche auch den Einblick in das Dachgerüste, womit keinerlei Zweck verbunden werden konnte, verhinderte. Während

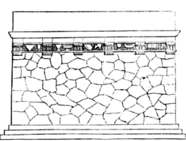


Fig. 152. Muthmaassliche Ansicht der Langseite eines urhellenischen Tempels.

man aber die Aussenseite völlig ununterbrochen und für Bemalung glatt liess, gliederte man die in Schatten gelegte Untenseite harmonisch mit dem Metopen- und Triglyphenfelde unterhalb dadurch, dass man die Sparrenenden durch Dielenstücke markirte, welche mit vielen Holznägeln zugleich mit der fortlaufenden Verschalungsdiele an die Sparrenköpfe geheftet wurden. Die Untenseite erhielt, da die vorstehenden Sparrenenden selbstverständlich in der Dachlinie sanft nach abwärts geneigt waren, dieselbe abwärtshängende Neigung, deren Reminiscenz getreu beibehalten im vollendeten dorischen Tempel sich findet; die Verschalungsdiele der Untenseite schloss sich aber genau an die Dielenlage über den Horizontalbalken (Lacunariendecke) an, so dass keine Lücke zur Durchsicht in den Dachstuhl von den Langseiten aus ermöglicht war. Wie die Bedeckung weiterhin ausgeführt war, kann hier nicht noch in Betracht kommen, es ist auch kunstgeschichtlich gleichgültig, ob die Dachplatten, bearbeitete oder rohe Schieferstücke, auf Pfetten oder auf einer vollständigen Verdielung ruhten.

Bemalung der Holztheile.

Wie weit sich die an gewissen Theilen zweifellose Bemalung erstreckte, ist nicht sicher, doch zweifle ich nicht, dass sie sich auf die Holztheile beschränkte, um dort zugleich als Schutz und Schmuck zu dienen. Anfänglich war sie wohl höchst einfach, und der vorwiegend orientalische Grund-Charakter des an den vollendeten Denkmälern erscheinenden Ornaments, des Palmettenschema's, des runden Mäanders, des überschlagenden Blattes, der verschlungenen Bänder u. s. w. lässt mich glauben, dass die Bemalung ursprünglich nur darin bestand, die Holztheile durch verschiedene Tünchen zu charakterisiren, und zwar wohl zumeist in lichten, frischen und ungebrochenen Farben. Es ist wenigstens unschwer zu beobachten, wie ein tiefes Blau oder Roth mit seiner dunklen Wirkung in der späteren Polychromie vorzugsweise für die Grundflächen der Metopenplatten und des Giebelfeldes benutzt worden sind, mithin für die ursprünglich offen und daher dunkel erscheinenden Räume, auf welchen sich das dort aufgestellte Geräthe oder Bildwerk, später in Hochreliefs und Statuengruppen umgewandelt, licht abhob. —

Die dorischen Gebälkformen, vor dem hellenischen Säulentempel entwickelt.

Ich habe es somit gewagt, die alte überwunden geglaubte Theorie von der Entstehung der dorischen Gebälkformen aus dem Holzbau trotz Autoritäten der hervorragendsten Bedeutung, wie Bötticher und Klenze, neuerdings aufzustellen. Es ist nicht die im Alterthume, zunächst in römischer Kaiserzeit herrschende, von Vitruv überlieferte Annahme, die mich dazu bewog, eine anscheinend verlorene Sache wieder zu vertreten, es ist die unbefangene Betrachtung der Formen verbunden mit der Erwägung der naturgemässesten Entstehung derartig bedeckter Räume, die mich zu dieser Theorie zurückführte. Doch nicht genug! Die vorgetragene Theorie ist, wie erwähnt, nichts Neues: schon Kaiser Augustus hat sie, wenn er überhaupt nachsichtig genug war, den Styl des ihm gewidmeten Handbuchs der Architektur des Vitruvius zu überwinden, gelesen. Ich wage aber die weitere Behauptung, dass die Elemente, welche man später unter der Bezeichnung des dorischen Styles zusammenfasste, gar nicht gemeinschaftlich erwuchsen, dass dorisches Gebälke und dorische Säule ursprünglich gar nicht zusammengehörten. Die Entwicklung des dorischen Gebälkes ist das hellenisch Nationale, die Säule ist etwas Fremdes, von aussen Hinzugekommenes, sich damit Verbindendes. Das dorische Gebälke entwickelt sich, wie oben gezeigt wurde, ganz ohne alle Säulen, an der einfachen Cella, die der Kern und das ursprüngliche Wesen des hellenischen Tempels ist. An dem umsäulten Tempel haben die Metopen als Beleuchtungsmittel bereits allen Sinn verloren, denn die Intercolumnien sind für Licht- und Luftzugang weit genug, die Säulenhalle braucht kein Fenster, und da wo das Metopenglied aussen angebracht ist, fehlen gerade an der Cella, welche die Beleuchtung brauchte, die Metopenlichtöffnungen. Das Metopen- und Triglyphenglied ist ohne allen Bezug auf die Säule und nichts anderes, als überhaupt der äussere Ausdruck der Horizontaldecke, das abwärts hängende Gesimse der äussere Ausdruck der Sparrenlage. Die später hinzukommende Säule hat auf die Gesimsbildung nur den Einfluss, dass erstens sobald man über den Antentempel hinausging, noch ein Horizontalbalken (Epistyl oder Architrav) die Säulen verbindend dem Triglyphon untergelegt werden musste, um damit das fortlaufende Auflager, das vorher die Wand darbot, zu ersetzen, ferner dass die Triglyphen sich in Rücksicht auf die Säulen ordneten, wobei natürlich die Triglyphe, mithin die Last der Decke auf die Säule selbst gelegt wurde, und endlich, dass die ihre Bedeutung als Fenster einbüssenden Metopen durch vorgeschobene plastisch oder in Malerei ausgeschmückte Platten geschlossen wurden.

Anfänge des hellenischen Säulentempels. Antentempel.

Nach Beiziehung säulenartiger Stützen war die nächste Stufe der Entwicklung des hellenischen Tempels der Antentempel. Er war bei räumlicher Erweiterung an solchen Tempeln, die an der Fronteseite ganz offen waren, zur Nothwendigkeit geworden, wenn man auch weiterhin den Horizontalbalken der Fronteseite (zur Ausschmückung des Giebeldreieckes vgl. Fig. 151 b) mit Weihgeschenken belasten wollte. Man stellte demnach zwei solcher Stützen dem Horizontalbalken unter. Pfeiler, über deren ursprüngliche Form keine Vermuthung auszusprechen ist. Möglich, dass sie in

vorhistorischer Zeit den Säulen ähnlich waren, wie wir sie am Löwenthor und am sog. Schatzhause des Atreus von Mykene gesehen haben, oder dass sie ägyptisirend die dorische Form anbahnten, wie diess z. B. eine Darstellung auf der berühmten Vase des Ergotimos und Klitias in Florenz (vgl. Fig. 153)

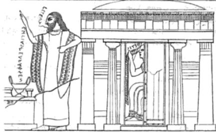


Fig. 153. Von der Vase des Ergotimos und Klitias.

zeigt: in beiden Fällen haben sie schon ein ausländisches Gepräge. Nothwendig waren nur schlichte Pfeiler von Holz oder Stein, die rechteckigen, polygonen oder kreisförmigen Durchschnitt haben mochten, auf welche letztere Gestalt das Vorbild eines Baumstammes ganz ohne künstlerische Idee führen konnte.

IV. Entwicklung der dorischen Ordnung.

Ausser-hellenische Elemente der dorischen Säule.

Die künstlerische Ausbildung dieser Stütze führte den hellenischen Tempelbau zu seiner Vollendung. Gleichwohl wird es kaum mehr bezweifelt werden können, dass die Motive der zur Säule sich entwickelnden Stütze nicht auf einheimischem Boden gewachsen sind. Die Hellenen konnten bei ihrem ausgedehnten Seeverkehr weder vor den Wundern Aegyptens, noch vor der bereits nach Kleinasien vorgeschobenen mesopotamischen und phönikischen Cultur die Augen verschliessen, und hätten sie alle Eindrücke, die sich ihnen hier aufdrängen mussten, von sich abwehren können, so dürfte man billig an ihrer Bildungsfähigkeit zweifeln. Doch nicht im sklavischen Nachahmen äussert sich die Bildungsfähigkeit einer künstlerisch angelegten Nation, sondern in der selbstständigen Benutzung bereits vorgefundener Elemente, in dem Anpassen derselben an selbstgeschaffene durch eingeborne Tradition geheiligte Grundformen.

Verbindung des dorischen Gebälks mit der Säule.

So konnten und mussten die Hellenen an der ihnen fremdartigen Lotossäule unberührt vorübergehen, und verpflanzten weder sie, noch das Papyruscapitäl an ihre felsigen Küsten, mit welchen deren Vorbilder sich nicht vertrugen. Dagegen prägte sich die Pfeilersäule mit ihrer schlichten Plattendeckung, mit ihrer Einfachheit der Herstellung und grossen Wirksamkeit der

gebrochenen Ecken durch die in Licht und Schatten lebhaft wechselnden Canelluren ihrer Vorstellung als brauchbar und ihrem Wesen angemessen ein, und zwar um so leichter, als der polygone Durchschnitt durch fortgesetzte Abschrägung der Ecken von der rechteckigen Stütze sich von selbst ergab, und nur die Canellirung ihnen als eine besondere, aber höchst anziehende Erfindung erscheinen konnte.

Cypern. Die Vermählung dieser polygonen Pfeilersäule mit dem dorischen Gebälke, aus welcher der dorische Styl entsprang, scheint auf gleichsam neutralem Boden vor sich gegangen zu sein, da wo Hellenenthum und Aegypterthum und theilweise auch asiatische Cultur sich berührten. So zeigen die Inseln des Mittelmeeres zwischen Griechenland und Aegypten Werke der Art, die, jedenfalls von hohem Alter, die dorischen Formen in sehr unentwickelter Weise an sich tragen. Die bedeutendsten finden sich zu Paphos in Cypern, bei welchen jedoch das Aussehen des dorischen Gebälks schon ins Felsenrelief übersetzt ist, und welche auch sonst manchen Fortschritt, namentlich in der Dichtstellung der Triglyphen zeigen. Ueber die Gestalt eines dieser Reste, eines Grabdenkmals, belehrt die beifolgende Abbildung (L. Ross, Phönikische Gräber auf Cypern. Archäol. Ztg. 1851. S. 321 fg.); genau sind jedoch diese Gräber noch nicht publicirt worden. Hammer folgert aus diesen Gräbern, dass die sogenannte dorische Ordnung ursprünglich

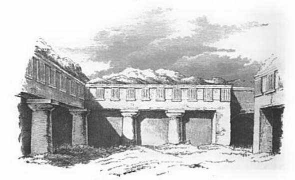


Fig. 154. Grab von Paphos auf Cypern.

nicht den Griechen, sondern den Phönikiern angehörte, während Ross diese Behauptung dahin modificirt, dass die Phönikier die Säule in Aegypten kennen gelernt und von dort zu sich und nach Griechenland eingeführt haben. Ich bin der Ansicht, dass gerade die Inseln und zunächst Cypern als Mittelstation diese Verbindung des dorischen Gebälkes und der ägyptischen Pfeilersäule angebahnt. und dass von diesem neutralen Boden aus diese Verbindung nach Hellas und nach Vorderasien gekommen sei, ohne jedoch in dem letz-

dern tiefere Wurzeln zu schlagen, dass somit Phönikien auch nicht theilweise als Heimat der dorischen Säule zu betrachten sei. Mit grösserer Sicherheit wird jedoch diess Verhältniss erst nach dem vollständigen Erscheinen des Renan'schen Expeditionswerkes über Phönikien entwickelt werden können.

Der Echinus der dorischen Säule.

Vergleichen wir aber die ausgebildete Pfeilersäule von Benihassan (Fig. 88 und 89) als eines der nachweisbar ältesten Beispiele der Art mit den ältesten dorischen Säulen Griechenlands wie auch mit den Säulen des oben abgebildeten cyprischen Grabes, so werden wir doch manche bedeutende Aenderung finden. Besonders entschieden ist der Fortschritt in der Capitälbildung. Es wurde zwar in dem ersten Theile dieses Buches (S. 153 Fig. 93) ein Capitäl aus einem Tempel von Karnak gegeben, welches schon eine Wulstbildung (Echinus) zeigt, es ward aber dabei bemerkt, dass der Umstand auffällig sei, dass dieses merkwürdige Capitäl nur bei Falkener, und in keinem der grösseren Expeditionswerke über Aegypten sich finde. Es haben denn auch, als jener Theil bereits unter der Presse war, R. Bergau und G. Erbkam (Ueber ein sogenanntes ägyptisch-dorisches Capitell in Karnak. Archäol. Zeitung 1863. S. 143 fg.) die wirkliche Existenz eines solchen Capitäls bestritten, und behauptet, es beruhe lediglich auf einer falschen Zusammensetzung einer Basenscheibe mit dem oberen Ende einer Pfeilersäule, welches letztere vielmehr mit einem Hathorcapitäle gekrönt gewesen sei (vgl. S. 154. Fig. 94). Ist diess, wie ich nicht zweifle, richtig, so findet die dorische Säule ihr volles Vorbild nicht mehr in Aegypten, indem der Echinus von anderer Seite hinzukam. Woher und wie diess geschehen, ist schwer zu sagen, und die Annahme eines weichen elastischen Kissens oder Polsters zwischen dem oberen Schaftende und der Platte als Vorbild jenes Gliedes ist kaum aufrecht zu halten. Auch die seit Wilkinson hin und wieder auftauchende Meinung, der dorische Echinus sei aus der Abkappung eines geschlossenen Lotoscapitäls bis auf das untere Dritttheil entstanden, ist gesucht und unwahrscheinlich. Zunächst sollte vielmehr der Echinus nur den Uebergang vom Schaftende zur Abakusplatte vermitteln, und die verschiedenen Durchmesser durch eine schräge Ausladung verbinden, wobei auch die Capitälsplatte zuweilen kreisförmig hergestellt worden zu sein scheint, wie diess z. B. eine alte Votivsäule von der Akropolis zu Athen zeigt und wie diess auch die tuskische Ordnung beibehalten hat.

Darstellungen auf Vasenbildern.

Es fehlt der Forschung leider an genügenden Monumenten, an welchen sich die Weiterentwickelung der dorischen Säule und der dorischen Ordnung überhaupt verfolgen liesse. Denn Vorstellungen auf Vasenbildern, wie z. B. der Antenbau auf der Prachtvase des Ergotimos und Klitias (vgl. Fig. 153) dürfen nicht als sicher maassgebend betrachtet werden, da es den Vasenmalern an architektonischem Sinne gebricht und sie nicht selten in dieser Beziehung Unmögliches phantasirten. Nach dieser Vase hätte man nemlich wirklich ausser der dorischen Säule noch andere Motive, wie den Lotoscarnies und in den Anten Anklänge an die Lotossäule herübergenom-

men. Die älteren Vasenmaler arbeiteten nach uralten Kunsttraditionen, und es ist deshalb zwar möglich, dass auch in solchem Beiwerk das Alterthümliche nachgebildet wurde, allein sichere Anhaltspunkte bieten derlei Bildwerke nicht.

Holzsäule.

Welche kunstgeschichtliche Bedeutung einige Notizen von alten (ganz?) aus Holz gebauten Tempel haben, ist schwer zu sagen. Noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. sah Pausanias (VI. 24) jenes schon erwähnte tempelartige Gebäude auf dem Markte zu Elis, blos von Säulen getragen und ohne Wände, angeblich ein Heroon des Oxylos, eines der Führer der Dorer in die Peloponnes. Auch der dorische ringsumsäulige Heratempel zu Olympia, den nach elischer Ueberlieferung die Einwohner von Skillus in Triphylien ungefähr acht Jahre nachdem Oxylos die Herrschaft über Elis an sich genommen, gegründet, enthielt nach Pausanias (V. 16) im Opisthodom eine Säule aus einem Eichstamme, welche vielleicht noch von dem alten Baue stammte und als Reliquie erhalten wurde. Von einem dritten Holztempel, dem des Poseidon bei Mantinea, berichtet Pausanias (VIII. 10) nicht als Augenzeuge, sondern nur vom Hörensagen und darum auch völlig unklar, er sei von Agamedos und Trophonius aus Eichenbalken gezimmert und von einem neuen Tempelbaue eingeschlossen gewesen, welchen Kaiser Hadrian rings um den alten aufführen liess; bei dem Neubau aber habe Hadrian die Arbeiter besonders beaufsichtigen lassen, um zu verhüten, dass Jemand in das alte Heiligthum hineinschaute: Zutritt war auch dem Pausanias nicht gestattet. Es ist demnach dieses innere Heiligthum als eine hölzerne Cella, welche nach Art der Wallfahrtsstätten von Loretto und Assisi durch einen späteren grösseren Tempelbau umschlossen wurden, zu betrachten. Auch Plinius (XIV. 1, 2, 9) erwähnt eines Tempels zu Metapont, dessen Dach vordem von Säulen aus Rebenholz getragen worden sein soll.

Erhaltene Reste von primitiven Steinsäulen.

Ich glaube jedoch, dass diese Nachrichten nicht zureichen, uns zu der sicheren Annahme zu bestimmen, der dorische Säulenbau in Hellas habe mit hölzernen Säulen begonnen. Wie das ägyptische Vorbild von Stein war, so wird man auch in Hellas die Säule in Stein hergestellt haben, und hölzerne dorische Säulen dürften vielmehr eine Anomalie und nur ein Nachklang der wahrscheinlich hölzernen Pfeilerstützen im Palastbau der heroischen Zeit gewesen sein. Wie aber die Felsengräber von Benihassan die sog. protodorische Säule in verschiedenen Stadien der Entwicklung zeigen, so scheinen auch die Hellenen in ihren ersten Versuchen des Säulenbaues nicht sogleich der vollendeten dorischen Säulenform, wie wir sie an den Denkmälern der hellenischen Grosszeit finden, sich bedient zu haben. Beispiele dafür sind die unter den Ruinen von Trözen gefundenen, von Gell und Curtius untersuchten Säulentrümmer aus schwärzlichem basaltartigem Gestein. Diese bildeten achteckige Säulenschäfte mit flachen nicht canellirten Seiten und verrathen eine starke Verjüngung nach oben. Man hat sie mit grosser Wahrscheinlichkeit mit dem trözenischen Tempel des Apollon Thearios in Verbindung gebracht, welchen, als angeblich von Pittheus ge-

gründet, Pausanias (II. 31) den ältesten nennt, welchen er kennt. Auch Ross (Reisen im Peloponnes. S. 7) fand bei Bolimnos an der Gränze zwischen Lakonien und Messenien unter den jetzt eine Kapelle der Mutter Gottes tragenden Trümmern eines kleinen Tempels von rohem pelasgischem Mauerwerk achteckige Säulentrommeln aus Marmor, mit einem Durchmesser von anderthalb Fuss, und erinnert dabei an Benihassan.

Der nächste Schritt vom Antentempel zur weiteren Ausdehnung des Säulenbaues war die Herstellung des sog. Prostylos, d. h. einer Cella, an deren Stirnseite die Anten (die an die Fronte vorspringenden Wände) sich verkürzten oder ganz wegfielen und ebenfalls durch Säulen ersetzt wurden. Dieser Aenderung musste die Abtheilung des Tempels in Naos und Pronaos (die eigentliche Cella und die Vorhalle) vorausgegangen sein, welche Abtheilung schon beim Antentempel in Gebrauch gekommen war. Es wurde nemlich der Thürverschluss innerhalb hinter den Säulen angebracht, wodurch das alte Verfahren, die Tempel durch Gitter, die vor die offene Fronte und zwischen die Säulen derselben gesetzt waren, zu schliessen, theilweise überflüssig und beseitigt wurde. Beibehalten wurde jedoch diese Vergitterung bis in die beste Zeit (Parthenon) an solchen Tempeln, wo die Cella allein zur Aufstellung der Weihgeschenke und des Tempelschatzes nicht ausreichte, und wo deshalb auch die Aussenräume dafür in Anspruch genommen werden mussten. Die Thüre behielt die Convergenz der Pfosten, wie sie aus praktischen Gründen (wegen der dadurch zu erzielenden Verkürzung des Sturzes) schon an den kyklopischen Mauern üblich war, bei. Der Sturz wurde an beiden Enden über die Pfosten vortretend gebildet und mit einem Gesims gekrönt, das ohne Zweifel von Vorbildern kommt, welche der Herstellung der Thüre in dem ohnediess geschützten Tempelinnern vorausgingen. Erzbeschlagene Thüren endlich mögen bis in die höchste Zeit hinaufreichen, da wir die Gewohnheit der Bronzeverkleidung schon in der heroischen Zeit finden.

Prostylos.

Die Erweiterung der Säulenstellung zum Pronaos und das Wegfallen der Antenmauern machte ein anderes Glied der Balkenlage nothwendig. Vorher war nemlich ein den Deckbalken untergelegter Architravbalken ganz unnütz, ja sogar der Solidität eher nachtheilig als förderlich. Die in regelmässigen Abständen von einer Langseite zur andern gelegten Deckbalken, welche mit ihren Enden an den Langseiten die Triglyphen vorbildeten, konnten nemlich vorher unmittelbar auf den Längswänden aufliegen, und spannten sich an der Stirnseite von einer Ante zur andern, so dass sie nur an den Langseiten die Enden, an der Stirnseite aber die Balkenlänge dem Auge darboten. Kein Werkmeister auch heutzutage würde es sich beikommen lassen, diesen Deckbalken den Wänden entlang einen anderen Balken unterzulegen. Erst die Herstellung einer durchaus auf Säulen ruhenden Vorhalle machte einen solchen Unterbalken nothwendig, um eine Verbindung der Säulen an der Fronte mit den Cellawänden und ein fortlaufendes Auflager für die Deckenbildung herzustellen. Die vollständige Ausbildung des dorischen Gebälkes konnte demnach erst mit dem Ueber-

Vermehrung der Gebälkglieder.

gang vom Antentempel zum Prostylos erfolgen. Nun erst trat auch das Triglyphen- und Metopenglied des Gebälkes auf drei Seiten des Tempels, den beiden Langseiten und der Fronte hervor, und zwar dadurch, dass die Deckbalken der Cella und die des Pronaos in verschiedenen Richtungen zogen, über die Cella in der Breiten-, über den Pronaos in der Längsrichtung. Der Conflict zwischen den beiden Richtungen an den beiden Ecken des Pronaos, die Unmöglichkeit, die Abstände der vorstehenden Balkenenden durchaus gleich herzustellen und das Streben nach einer harmonischen Entwickelung der Rückwand mussten jedoch seit dem Abgehen von dem eine symmetrische Anlage gestattenden Antentempel ernstliche Verlegenheiten bereiten, die bald, um dem Symmetrie fordernden Gefühle entgegenzukommen, dazu zwangen, das statisch Gebotene dem Scheine nach zu ergänzen. Man bedurfte vor Allem einer Ecktriglyphe, die, wenn man die Regelmässigkeit der Lacunarienbildung nicht durch einen übrigens auch von aussen sichtbaren schrägen Deckbalken stören wollte, auf keinen Fall mehr ein Deckbalkenende sein konnte, sondern als Würfel hergestellt werden musste: es bedurfte dann eines zweiten Triglyphenwürfelpaares, wenn die Anten bis an den Naos zusammengeschrumpft waren, um den Abstand vom Pronaos zur Cella an den Langseiten in gleichen Intervallen wie am übrigen Tempel abzutheilen, und es bedurfte endlich einer gänzlichen Umgestaltung der Rückseite des Tempels. Diese war ursprünglich ohne Zweifel durch eine fortlaufende bis an die Giebelspitze reichende Mauer abgeschlossen. Die Symmetrie der Langseiten war zwar durch ein Triglyphenwürfelpaar an den Ecken herzustellen, allein diese konnten als ganz ungehörig an der Rückseite nicht entsprechen, und es mochte auch das kahle Ansehen derselben nicht länger als erträglich erscheinen. Der Uebelstand war dadurch zu heben, dass man auch der Rückseite eine dem Pronaos ähnliche Säulenreihe vorsetzte, wodurch eine vollständige Symmetrie des Ganzen erzielt und eine dritte Stufe der Tempelentwickelung, der Amphiprostylos erreicht ward.

Die Gebälkformen werden zum blossen Ornament.

Die Gebälkbildung war jedoch mit diesen Fortschritten schon zu weit von den natürlichen Grundlagen abgegangen, als dass man überhaupt noch auf der Aufrechthaltung der inneren Wahrheit bestehen konnte. Das Aeusserliche, die wohlthätige Symmetrie siegte über die ursprüngliche Wesenheit und es bedurfte nur mehr eines Schrittes, so löste sich die äussere Gebälkbehandlung vollständig von der inneren Construction, und erstarrte zum Gebälkornament. Diess geschah mit der Durchführung des Steinbaues im Gebälk der dorischen Ordnung, in welchem die Construction zwar verkleidet, aber noch symbolisirt ward.

Dieser Uebergang ward indess allmälig gemacht, und endigte, indem das Ganze gleichsam von unten auf zu Stein erhartete, mit der Herstellung des Kranzgesimses. Das Ueberhangende des Gesimses mit den Mutuli, den sogenannten hängenden Dielenköpfen (bezeichnender würde der Name »Sparrenköpfe« sein) war der Natur des Steinbaues sehr entgegen, wurde jedoch der Ueberlieferung getreu beibehalten. Die kolossale

auf die wenigen anfangs in Säulenweiten abstehenden Triglyphen gesetzte Last machte vor allem eine Vermehrung der Triglyphenstützen nöthig, um das Brechen der Gesimsblöcke, welche nicht die Höhe und somit auch nicht die Stärke der Architravblöcke, wohl aber vermehrte Breite und mithin Schwere hatten, zu verhindern. Man setzte also noch eine Triglyphe in jeden Säulenzwischenraum, wodurch die Länge der einzelnen Gesimsblöcke auf die Hälfte reducirt wurde. Die äussere Form und das Streben nach Symmetrie hatte jedoch das dem dorischen Gebälk zu Grunde liegende Vorbild bald so entrückt, dass man z. B. das Gesims der hängenden Dielenköpfe auf die Fronte setzte, obwohl die Form des Adlerdaches an der Tympanonseite nie an Sparrenenden zu denken gestattete. Das Giebeldreieck wurde mit dünnen Steinplatten geschlossen, welche entweder in Relief sculpirt waren, oder vor welchen man Weihgeschenke aufstellte, seit dem Aufblühen der Plastik gewöhnlich in Gruppen aus bezüglichen Mythenkreisen bestehend, die nachmals den Charakter von Weihgeschenken verloren und zum ständigen architektonischen Attribute wurden. Wie durch diese Schliessung des Giebeldreiecks das Holzgerüst des Daches dem Auge entzogen wurde, so entrückte man auch die mit dem Aeussern nicht mehr überall stimmende Construction der Flachdecke dadurch dem Auge, dass man die Metopen durch Tafeln schloss, welche ebenfalls bemalt, in Relief sculpirt oder beides zugleich waren.

Die Metopen am Säulentempel ohne Bedeutung.

Das Schliessen der Metopen, welche an der ursprünglichen Cella die Stelle von Fenstern vertraten, hatte, seitdem das dorische Gebälk über Säulen gelegt worden war, keinen Nachtheil mehr, da die Säulenzwischenräume Licht genug zuliessen, um keiner Fenster mehr zu bedürfen. Man hätte sie beim Antentempel, wofern er nicht an der Fronte ganz offen war, und am Prostylos nur an jenen Metopen offen lassen können, welche das Licht unmittelbar in die Cella führten, d. h. an der hinteren Hälfte der beiden Langseiten. Die Bedeutung der Lichtöffnungen aber fiel ganz weg, als man anfing, die Tempelcella auf allen Seiten mit Säulen zu umgeben oder den Tempel nach antikem Namen als Peripteros herzustellen, wodurch die Schliessung der Metopen für die ungebundene Entwickelung der Lacunariendecke des Pteron (des Säulenumganges) sogar wichtig wurde. Der peripterale Tempel ist eine vierte Stufe und Steigerung des hellenischen Tempelbaues. Die vorausgegangene Stufe des Amphiprostylos oder ein Antentempel mit Säulen in der Vorder- und Rückseite bildet gewöhnlich den Kern, welcher noch durch eine ringsum gezogene Säulenreihe eingeschlossen wird. Damit hat die Entwicklung des hellenischen Tempels äusserlich ihre Vollendung erreicht.

V. Der dorische Tempel in seiner Vollendung.

Das Aeussere des dorischen

Betrachten wir nun den dorischen Peripteros in seiner vollendeten äusseren Erscheinung. Ein wenig erhöhter Unterbau (Stereobat) erhebt ihn

Peripteros.

über den geebneten Boden, gleichsam das Geweihte über das Ungeweihte emporhaltend und es isolirend. Diesem sind hohe Stufen vorgelegt, welche der Substruction eine pyramidale Einziehung verleihen. In der Regel ist an der untersten Stufe, auf den beiden Langseiten, nach welchen die Traufe gerichtet ist, ein Rinngraben angebracht. Diese Stufen sind von terrassenartiger Anlage und haben nur in einiger Entfernung den Anschein von Treppen, mit den vergrösserten Dimensionen übereinstimmend: gangbar werden sie erst durch eingelegte Zwischenstufen an der Stirnseite, welche die grossen Abstände ausgleichen. Wäre die Stufenbildung als wirkliche Treppe durchgeführt worden, so hätten die Stufen aus praktischen Gründen aus einem bestimmten Dimensionenverhältnisse zu den übrigen Gliedern des Tempels treten müssen, d. h. sie wären, wenn auch an kleinen Heiligthümern entsprechend, an grossen Tempeln kleinlich erschienen. Auch würde der rhythmische Wechsel von verticalen und horizontalen Gliedern, der sonst bis zum Geison herrscht, im

Fig. 156. Restaurirte Ansicht einer Ecke des mittleren Tempels der Akropolis zu Selinus.

Grundbau gestört worden sein, indem die gleichartige Gliederung unklar geworden und ein rein pyramidales Profil, das nur am Giebeldache an rechter Stelle war, entstanden wäre.

Auf der oberen Fläche dieses terrassirten Stereobats streckt sich erst, als eine Stufe sich mässig erhebend der gemeinsame Fussboden des Tempels (die Säulensohle, Stylobat) hin, aus welchem ohne weitere Einzelunterlagen Säulen und Wände unmittelbar hervorwachsen. Dieses Paviment bildet mit dem Stereobat zusammen das Krepidoma (den Stufenbau) des Tempels.

Die Säulen.

Für die Säulenstämme sind die Lagerplätze im Stylobat schwach ausgetieft, was indess, wie Bötticher bemerkt, nur in der Vorsicht, die übrige Stylobatfläche während des Baues unverletzt zu erhalten seinen Grund hat. Denn nun konnte man nach Vollendung des Werkes die Oberfläche des Stylobats überarbeiten, ohne von den Säulen behindert zu sein. Die wuchtigen Stämme, gleichsam im Boden wurzelnd, quellen ohne vermittelnde Unterlage einer Base aus dem Stylobat hervor, welcher selbst die gemeinsame Basenplatte darstellt. Die dadurch ausgedrückte untheilbare Zusammengehörigkeit des Ganzen, welche ebensowenig zulässt, die ganze Säulenstellung vom Stylobat getrennt, wie eine einzelne Säule als ein Ganzes für sich zu denken, was bei der ionischen und besonders korinthischen Säule wohl zulässig ist, verleiht dem Ganzen schon vom Grund auf den Ausdruck des kräftigsten Zusammenwirkens. Der Ausdruck unerschütterlicher Kraft liegt auch in den Verhältnissen und in der künstlerischen Entwickelung der Säule. Die Cylinderform ganz im Allgemeinen ist ebenso entsprechend für die senkrechte Stütze, wie der rechteckige Balken horizontal gelegt die grösste Tragfähigkeit entwickelt. Denn abgesehen von der Bequemlichkeit des Zuganges zwischen den Säulenweiten, welche cylinderförmige Stützen vor den eckigen voraushaben, leistet der Cylinder nicht blos unter allen stereometrischen Formen von gleichgrossen Berührungsflächen hinsichtlich der Stützfähigkeit das Meiste, sondern es ist sogar die Wirkung eines blos peripherischen Auflagers ganz gleich der durch eine vollkommene Berührung der ganzen Kreisflächen desselben Durchmessers erzielten Wirkung, ein statisches Gesetz, welches, wie man am Parthenon gefunden, auch den Hellenen bereits bekannt war. Der kräftige Eindruck ferner, den die Gedrungenheit des Schaftes, d. h. das Verhältniss der bedeutenden Dicke zur geringen Höhe macht, wird noch gehoben durch die elastische Schwellung (Entasis) in der Mitte des Stammes, und durch die starke Einziehung oder Verjüngung nach oben, welche die innewohnende Spannkraft andeuten soll. Das Aufstreben der Stützen charakterisirt auch in der sprechendsten Weise die Canellirung (Rhabdosis) des Schaftes, welche übrigens ihren Ursprung kaum in der Reflexion über die passendste Art, die aufstrebende und emporhaltende Function der Stützen zum Ausdruck zu bringen, hat, sondern welche, wie bereits erwähnt, schon in der ägyptischen Pfeilersäule vorgefunden und von daher ihren Weg nach Hellas nehmend aus dem Bestreben entstanden zu sein scheint, die vermehrten Ecken nach wiederholter Abschrägung des

Pfeilers mehr zu markiren und den Schaft durch lebhaftere Licht- und Schattenwirkung mehr zu beleben. Das Durchschnittsprofil der dorischen Canellirung zeigt flach elliptische Bogen durch eine scharfe Kante (Steg) von einander getrennt, gewöhnlich ist der Säulenschaft durch zwanzig solche senkrechte Hohlstreifen gegliedert.

Canellirung und Skamillen.

Die scharfen Stege aber würden, wenn die Säulentrommeln vollständig ausgeführt an ihre Stelle gesetzt worden wären, beim Versetzen leicht beschädigt worden sein. Sie mussten namentlich an den scharfen Ecken der Berührungsflächen bei der leisesten Ungleichmässigkeit des Herablassens der einzelnen Cylinder abspringen. Man vollzog daher die Canellirung erst nach Vollendung des Baues und führte sie, wie diess noch mehre unvollendete Tempel zeigen, vor der Aufrichtung der Säule nur an dem unteren Ende des untersten Cylinders und an dem oberen mit dem Capitäle aus einem Blocke gearbeiteten Schaftstücke aus, womit Anfangs- und Endpunkte bezeichnet waren, nach welchen die Rhabdosis leicht ausgeführt werden konnte. Auf dem Wege der Ablothung war übrigens die vorausgängige Ausführung des unteren Canellurenansatzes nicht blos überflüssig, sondern konnte sogar, im Falle der geringsten Ungenauigkeit beim Versetzen der unteren Säulentrommel höchst störend werden. Die Ausführung des unteren Schaftendes geschah daher nur aus dem Grunde, weil die Canelluren später nicht mehr bis auf den Stylobat herab gemeisselt werden konnten, ohne den letzteren selbst zu beschädigen. Dafür musste aber Sorge getragen werden, sowohl die untere Säulentrommel als auch das Capitälstück mit dem oberen Schaftende so einzurichten, dass die Stege beim Versetzen nicht verletzt werden konnten. Diess geschah auch dadurch, dass man die Berührung des gefährdeten Randes durch ein dünnes wenig bemerkbares Mittelglied verhinderte, d. h. an den unteren Berührungsflächen der beiden fraglichen Säulenstücke eine kaum sichtbare Erhöhung liess, deren Peripherie ein wenig hinter der Einbuchtung der Canelluren zurückstand. Diese Schutzstege (Skamillen) hatten, wie wir unten sehen werden, hin und wieder auch noch eine andere Bestimmung.

Säulenhals und Capitäl.

Der Schutzsteg unter dem Capitälstücke erhielt, da er dem Auge doch nicht vollständig zu verbergen war, eine weitere Ausbildung dadurch, dass man den dadurch entstehenden horizontalen Ringeinschnitt im Säulenstamme abschrägte, ja selbst verdoppelte und verdreifachte. Dadurch wurde das obere Schaftende schon als das Uebergangsstück zum Capitäl, mit welchem es auch aus einem Stücke bestand, charakterisirt, und erhielt auch den besonderen Namen Säulenhals (Hypotrachelion). Diesen vermitteln mehrmals umschlungene Bänder, oder nach dem Aussehen gesprochen, richtiger parallele Reifen (Annuli) mit dem Capitäl. Diese Reifen verdanken ihre Entstehung vielleicht den Bändern, welche die ägyptischen Säulen am oberen Schaftende zusammenzuschnüren pflegen, sind aber in diesem Falle bei ihrem nicht immer gleichen, aber nie bandartigem Profil förmlich zu Stein erhartet. Auch sind sie nicht, wie in Aegypten, dem Säulenhalse selbst umgelegt, um

diesen vor dem Auseinanderquellen des Capitäls noch einmal kräftig zusammenzuschnüren, sondern sie schmiegen sich in concentrisch erweiterten Kreisen schon an das Capitäl selbst an. Dieses besteht zunächst in dem Echinus, einem polsterartigen Gliede, mit elastischem Schwunge den Schaft bekrönend und dem Epistyl ein schwellendes Auflager bereitend. Der schlichte Echinus ist in der That der einfachste und zugleich schönste von den ausladenden Uebergängen vom senkrechten Schafte zum wagrechten Epistyl, ein Mittelglied, ebenso glücklich das weiche Aufliegen einer bedeutenden Last symbolisirend, als durch seine sanfte Schwellung den starren Contrast des Senkrechten der Stütze und des Wagrechten des Gebälkes versöhnend. Eine kräftige Deckplatte (Abacus) in Länge und Breite dem Durchmesser des Echinus gleich und so das Capitäl abschliessend leitet mit dem Echinus von der Kreisform der Säule zu den rechteckigen horizontalen Baugliedern des Gebälkes über, wie sich diess übrigens schon bei den sogenannten protodorischen Säulen von Benihassan, doch dort ohne Echinus, findet.

Ein unmittelbares Auflegen der Epistylbalken auf die Abaken würde aber bei dem Act der Versetzung ebenso sehr die scharfen Kanten der letzteren gefährdet haben, wie diess ohne das besprochene Auskunftsmittel bei den Säulentrommeln der Fall gewesen wäre. Deshalb verhütete auch ein über den Abacus fast unmerklich erhobener Schutzsteg von einem dem Säulenstamme ähnlichen Durchmesser, mithin der dritte Scamillus der ganzen Säule die Berührung der Abacusenden durch die Epistylbalken und somit auch jede Gefahr des Abdrückens der vorragenden Theile der Capitälplatte.

Neigung der Säulen nach innen.

Die Seitensäulen der peripteralen Tempel stehen jedoch nicht senkrecht, sondern nach innen geneigt. Auch dieser Umstand beruht, wenn überhaupt theilweise, so doch gewiss nicht vorwiegend auf einem ästhetischen Erfordernisse, mit welchem man häufig besondere Erscheinungen am hellenischen Tempelbau zu erklären strebt. Wenn man behauptet, dass die schon von jeder Säule angezeigte Verjüngung und Zusammenziehung nach oben, eine gewisse pyramidale Behandlung jedem Gebäude zukomme, wenn es den Eindruck der Sicherheit machen soll, so ist dagegen nur zu erinnern, dass in dieser Beziehung die schwache, mit dem Auge kaum wahrnehmbare Einziehung keinen Ausschlag gäbe, und dass vielmehr unser Auge selbst vermöge seines biconvexen Krystallkörpers das Bild nach oben zurücktreten und sich einziehen lässt: eine optische Wirkung, welche man z. B. in der Kolossal-Plastik durch Vergrösserung der oberen Theile zu paralysiren suchte, und welche an photographischen Aufnahmen von Architekturen, die in gewissen Bezügen und aus gleichen Gründen mit den Bildern, wie sie das Auge aufnimmt, Aehnlichkeit haben, evident erscheint. Wenn man die Säulen nach innen neigte, so geschah diess vielmehr aus einer statischen Rücksicht. Auf die Stützen wirken nemlich zwei verschiedene Kräfte, die Last in einer senkrechten, und der Seitenschub des Adlerdaches in einer schrägen Linie: die Resultirende aus beiden entspricht demnach einer gewissen Diagonale zwi-

schen beiden. Sie würde demnach bei senkrecht gestellten Seitensäulen nicht mit der Axe der Säule zusammengefallen sein, wodurch der Druck einseitig mehr dem Rande sich genähert hätte und die Stützfähigkeit der Säule gemindert worden wäre.

Vorrichtung derselben. Diese Neigung wurde durch die Skamillen oder durch einen ungleichen Säulenschnitt ermöglicht. Im ersteren Falle bedurfte es nur der einseitigen Verstärkung der Skamillensohle unter dem untersten Säulencylinder; war nemlich diese schräg geschnitten, so dass sie nach aussen höher war als nach innen, so musste sich selbstverständlich die Axe der Säule, deren Cylinder im Uebrigen durchaus mit ihrer Axe rechtwinklig hergestellt waren, nach innen neigen. Es wären diess die Scamilli impares (die ungleichen Schutzstege) des Vitruv, wobei jedoch zu bemerken ist, dass Vitruv dieselben nur für die ionische Ordnung erwähnt, und sie, was jedoch technisch unstatthaft oder wenigstens höchst beschwerlich wäre, aus dem Stylobat auszusparen vorschreibt. Es ist indess nicht abzusehen, warum die Neigung der Säulen nicht auch bei der dorischen und korinthischen Ordnung auf dieselbe Weise erwirkt werden konnte, wie sie nach Vitruv angeblich bei der ionischen Ordnung hergestellt war. Leider fehlt es zur Zeit noch an allen thatsächlichen Belegen für dieses Verfahren von Tempelruinen ionischer Ordnung, die noch nicht mit gehöriger Berücksichtigung dieses Umstandes untersucht worden sind. Auch unter den erhaltenen dorischen Werken scheint den Skamillen nur an zwei Denkmälern genauer nachgeforscht worden zu sein, nemlich an dem Parthenon und Theseion, welche übrigens in künstlerischer und technischer Beziehung als die bedeutendsten und vollkommensten betrachtet werden können. Hier fanden sich zwar die Skamillen, aber nicht schräg geschnittene (impares), sondern durchaus gleichhohe, welche lediglich den Zweck von Schutzstegen hatten. Dafür ist nach den genauen Untersuchungen C. Böttichers, welchem überhaupt bezüglich der classischen Architektur so viel Licht zu verdanken ist, an diesen beiden dorischen Tempeln die Neigung der Säulen dadurch erwirkt, dass der unterste Säulencylinder von ungleicher Höhe und zwar an der nach aussen gewendeten Seite höher ist, als an der nach innen gerichteten. Die Sohle desselben ist demnach nicht wie alle übrigen Berührungsflächen der Cylinder kreisförmig, sondern elliptisch, freilich nur in feinen Maassverhältnissen ausdrückbar.

Scamillus des Abacus. Man hat aus Vitruv (III. 5, 8. Schn.) geschlossen, dass die Neigung der Säule, welche durch die Vorrichtung am untersten Cylinder erwirkt wurde, durch den Scamillus über dem Abacus wieder ausgeglichen worden sei, d. h. dass während der Schutzsteg an der Säulensohle vorne höher und hinten niedriger gewesen, der Schutzsteg über der Capitälsplatte umgekehrt vorne niedriger und hinten höher hergestellt worden sei, um das Gebälk unter Aufhebung der nach innen geneigten Stellung wieder in die völlig horizontale Lage zu bringen. Allein auch dafür fehlt es, soweit bekannt, zur Zeit noch an factischen Belegen von den dorischen Tempeln des eigentlichen Hellas wie Siciliens. Der am genauesten untersuchte Parthenon

indess zeigt von den correspondirend ungleichen Skamillen über den Capitälplatten keine Spur, und der überhaupt am Parthenon nur ganz niedrige Schutzsteg bildet mit dem Abacus eine durchaus parallele Fläche. Selbstverständlich wird dadurch die Gebälklage der Langseiten in dieselbe nach innen geneigte Stellung versetzt, die eine Ausgleichung an den Ecken des Pteroma's nöthig machte, über deren Beschaffenheit man aus den vorliegenden Untersuchungsberichten nicht ins Klare kommen kann.

Epistylion.

Ueber die Säulen spannt sich, in massiven von einer Säulenaxe zur anderen reichenden Blöcken das Epistylion (Architrav). Es wurde schon oben entwickelt, wie dieses Glied erst mit dem Verlassen des Antentempels anwendbar wurde, indem vorher, als man noch nicht die Triglyphen an allen Seiten anbringen zu müssen glaubte, die Wände selbst das passendste Auflager für die Deckbalken darboten. Seit der Umsäulung des Tempels aber wurde das Epistyl der Ersatz für die Wände und repräsentirte deren Continuität, zugleich die Säulen dem gemeinsamen Stylobat entsprechend unter sich in Verbindung und in eine gemeinsame unverrückbar kräftige Function setzend und andrerseits der Deckung freiere Disposition gewährend. Höhe und Schmucklosigkeit dieses Gliedes deuten auf die Bedeutung, welche man demselben beilegte und auf die Solidität, mit welcher man der Deckung die Grundlage zu bereiten strebte. Diese Höhe scheint schon in der Zeit üblich gewesen zu sein, in welcher man noch die ganze Decke, mithin auch das Gebälk in Holz herstellte, und da man nicht leicht so mächtige Balken beschaffen konnte, so legte man mehre aufeinander, wie sich diess in der tuskischen Ordnung erhalten hat, die namentlich dadurch kunstgeschichtlich wichtig ist, dass sich in ihr die alte Uebung der Holzdeckung forterhielt. (Vgl. Vitruvius IV. 7 und die Restauration des etruscischen Tempels in dem folgenden Abschnitte über Etrurien.) Die grösseren dorischen Tempel zeigen in der Regel den von einer Säule zur anderen reichenden Epistylbalken nicht aus einem Stücke bestehend, sondern aus zwei bis drei nebeneinandergestellten Platten, wodurch, da sich die Cohärenz und Tragfähigkeit wagrechter Glieder nach der Höhe und nicht nach der Breite bemisst, der Vortheil leichterer Handhabung dieser Stücke beim Versetzen sich ergeben musste.

Triglyphenfries.

Der darauf folgende Triglyphenfries, über dessen Entstehung oben ausführlicher gesprochen wurde, zeigt zwar in keinem Tempel mehr die offenen Metopen, doch mussten solche in historischer Zeit in Hellas noch bekannt und dem Publicum verständlich gewesen sein, sonst könnte nicht Euripides (Iphig. in Taur. v. 113) sagen: »Schau zwischen die Triglyphen hin, wo leerer Raum den Leib hinablässt«. Die Metopen sind demnach in der hellenischen Kunst immer eine blosse Ausfüllung, nie tragende Glieder geworden. Die Last des Gesimsrandes des Daches (Geison) wird nur von den Triglyphen getragen, welche wenigstens ursprünglich die Deckbalken hinter sich nahmen. Dass auch die Ausschmückung der Triglyphe und ihre ornamentale Verbindung mit dem Epistyl aus dem Holzgebälk und von den vorgehefteten Dielenstücken, mit welchen man die Schnittflächen der Deck-

balkenenden zu verkleiden pflegte, herübergenommen sei, wurde schon oben besprochen. Es sind zwei prismatische Einschnitte oder Schlitze, welche nebst den Abschrägungen der beiden Seitenkanten, zusammengenommen einen gleichen Einschnitt darstellend, die charakteristische Gliederung der Triglyphe bilden, woher auch diese (der Dreischlitz) den Namen erhielt. Als Grund dieser eigenthümlichen Schnitzauszierung kann vielleicht das Bestreben angesehen werden, einen gewissen Nachklang der Canellirung anzudeuten, und mit der letzteren noch etwas ins Gebälk hineinzuspielen, was um so näher lag, als sich die senkrechten Linien der Säulen in den Triglyphen gleichsam fortsetzten, weshalb man auch ihre Charakteristik noch annähernd beibehielt. Wenn diess der Grund ist, dann konnte selbstverständlich diese Auszierung der Triglyphenplatte erst entstehen, als man bereits das hellenische Holzgebälk auf Säulen gestellt, und auch die Stufe der primitiven Antentempel, wo die Deckbalken in der Fronte ihre Enden nicht zeigten, bereits überwunden hatte. Ehe ich aber den sehr ursprünglichen Formen des dorischen Gebälkes bis ins Einzelne das den Hellenen innewohnende Bewusstsein ihrer Bedeutung in structiver und symbolischer Beziehung unterlegen wollte, würde ich eher noch einen guten Theil von Willkür in Rechnung setzen, die im Ornament doch auch immer eine Rolle gespielt hat. Anders lässt sich auch kaum die Frage beantworten, warum die Canellirung der Triglyphe in dreieckigem und nicht auch in bogenförmigem Profil beliebt ward. Möglich ist indess, dass der Unterschied darin seinen Grund hat, dass die Säule von Stein, die Triglyphe ursprünglich von Holz war, und dass die Rhabdosis der Säule schon im ägyptischen Vorbilde gegeben war, die Schlitze der Triglyphe aber nur ein flüchtiger, leichter herstellbarer und dem Holzschnitzwerke angemessener Anklang an dieselbe sein sollten, und in der Steintriglyphe verblieben. Der obere Ablauf der Triglyphenschlitze aber, der auch keine typische Form beibehielt, sondern in Sicilien manchmal lanzetförmig, in der Blüthezeit von Hellas mehr gedrückt bogenförmig, später sogar geradlinig horizontal wurde, dürfte kaum schon im Holzvorbilde vorhanden gewesen, sondern vielmehr als eine erst im Steingebälk hinzugekommene Ausführung zu betrachten sein.

Schwierigkeit der Ecktriglyphe. Ausgleichung.

Die Anordnung der Triglyphen war durchweg so, dass eine auf jede Säule und ausserdem eine in das Mittel jeder Zwischenweite kam. In den Ecken jedoch lag eine Klippe, welche, wenn wir Vitruv (IV. 3) trauen dürfen, berühmte griechische Architekten, wie Tarchesios, Pythios und Hermogenes bewogen, überhaupt den ganzen Styl zu verwerfen. Der letztere soll sogar, als er dem Dionysos einen Tempel baute, trotz des bereits im dorischen Style zugerichteten Marmormaterials sich noch entschlossen haben, den Tempel in ionischer Ordnung aufzuführen. Die schon erwähnte innere Schwierigkeit der Triglyphen an den Ecken kam zwar hiebei nicht in Betracht, wohl aber der Conflict, der dadurch entstand, dass die Ecktriglyphen nicht mehr über dem Mittel der Ecksäulen zu stehen kamen, und dass dadurch auch die äusseren Metopen sich erweiterten, wodurch die Harmonie

des Ganzen eine höchst unangenehme Störung erleiden musste. Dieser Uebelstand war ohne irgend eine Unregelmässigkeit nicht anders zu heben, als dass man nach dem Vorschlage Vitruvs die äusserste Triglyphe nicht an die Ecke, sondern über das Mittel der Ecksäule stellte und den noch übrigen Raum des Triglyphenfrieses an der Ecke durch eine halbe Metope ausfüllte. Allein dadurch kam kein stützendes Glied gerade an die einer Stütze bedürftigste Stelle, nemlich an die Ecke und wir finden auch in der That diesen Ausweg nur an einem sehr bedenklichen der zahlreichen dorischen Denkmäler, dem sog. Demetertempel zu Pästum, über dessen Entstehungszeit jedoch vollkommenes Dunkel herrscht. Man zog es sonst überall vor, diesen Conflict annähernd auszugleichen, indem man einerseits die Metopen zwischen den beiden äusseren Säulen etwas breiter herstellte, anderseits aber durch Näherstellung der Ecksäule an die beiderseits benachbarten zu Hülfe kam, so dass sich durch diese doppelte Massregel die Ungleichheit einer nicht zu aufmerksamen Beobachtung entzog, und zwar um so leichter, als die Ecksäulen nicht den dunkeln Hintergrund der Cella hinter sich hatten, wodurch die Unregelmässigkeit in den Säulenabständen (Intercolumnien) weniger dem Blicke sich aufdrängte.

Epistylsims.

Der Triglyphenfries hatte auch seine Rückwirkung auf die Ausschmückung des oberen Epistylrandes, welche einen der schlagendsten Hinweise auf das zu Grunde liegende Holzvorbild enthält. Dem unteren Ende der Triglyphen nemlich war, wie schon erwähnt, ein fortlaufender Leisten untergelegt und vorgeheftet, welcher im Holzbau die Schnittfläche der Triglyphendielenstücke decken und zugleich dem Epistyl als eine Art Gesims dienen sollte. Die Anheftung war vermittelst Holznägel geschehen, diese aber wurden nicht unmittelbar durch den fortlaufenden Bandleisten in die Triglyphendiele getrieben, sondern es wurde erst noch unter jeder Triglyphe ein kleines Leistchen (Regula) untergelegt. Der ganze Vorgang findet sich bis ins Detail in den Steinbau übertragen, wo er zum traditionellen Ornament erstarrte, so dass man nicht mehr zu beachten für nöthig fand, dass die Triglyphen auch so weit nach aussen vorgerückt wurden, dass sie von den Spitzen der Holznägel erreicht werden konnten.

Geison.

Nicht minder deutlich ist die Reminiscenz an das Holzgebälk und dessen Verkleidung und Auszierung im Geison (vorragenden Dachgesims) ausgesprochen. Das Schrägüberhangende desselben wie die Gestalt und Entstehung der sog. hängenden Dielenköpfe (Viae oder Mutuli) wurden schon besprochen. Da man doppelt so viele Sparren als Deckbalken gelegt zu haben scheint, so verdoppelt sich auch die Zahl der hängenden Dielenköpfe im Vergleich mit den Triglyphen, doch erscheinen die über den Metopen befindlichen Dielenköpfe an sicilischen Monumenten auf die halbe Breite zusammengeschrumpft. Die stetig zunehmende Vermehrung der Glieder von den Säulen bis zum Dache, nemlich die Verdoppelung der Triglyphe und Vervierfachung der Mutuli verliehen dem Ganzen den wohlthätigen Ausdruck des Wachsens und der Verästelung der einzelnen Säulenstämme.

Kymation und Sima.

Wie unterhalb des Geison ein abakenartiger in Bandschema ornamentirter Leistensaum, vor den Triglyphen etwas vortretend, sich hinzieht, so wird das Geison durch das Gesimsglied des überschlagenden Blattes bekrönt, durch jene halbüberschlagende Blattwelle, welche als das dorische Kyma ein charakteristischer Fortschritt des fast völlig aufrechtstehenden und nur wenig nach vorne übergeneigten Blattgesimses zu sein scheint, wie es die ägyptischen und persischen Denkmäler als Bekrönung zeigen. Ueber diesem erhebt sich in schöngeschwungenem Wellenprofile der Rinnleisten (Sima), der seinem Zwecke nach nur über dem Gebälke der Langseiten, an den Schmalseiten aber, wo bei dem Adlerdache keine Traufe möglich, das Gebälk verlassend als schützender Saum über den Giebel sich hinzieht. An dem Rinnleisten der Langseiten sind in regelmässigen Abständen starkvorspringende Löwenköpfe als Wasserspeier angeordnet, welche den Strahl des von den rinnenförmig gedeckten Dachseiten herabströmenden Regenwassers über die Stufen des Tempels hinaus entsandten. Diese waren so vertheilt, dass die Traufe in der Linie der Säulen sich ergoss, die Intercolumnien aber einen von oben ungefährdeten Zugang gestatteten.

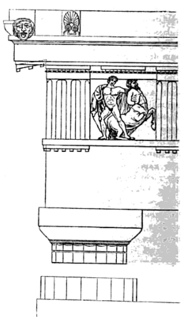


Fig. 156. Gebälkstück vom Parthenon.

Dachziegel. Antefixen. Akroterien.

Die kunstvoll gearbeiteten und gefügten Dachziegel, häufig aus Marmor geschnitten, bestanden ihrer allgemeinen Form nach aus Flachziegeln und aus Hohlziegeln. Die ersteren bildeten die breiten abwärts führenden Rinnen für das Regenwasser, die letzteren schlossen und deckten, ebenfalls in der Richtung vom First nach der Traufe aneinander gereiht, die aufgekrempten Fugen der ersteren. Die Hohlziegel waren am First und am Traufenende mit palmettenartig gearbeiteten Kronen (Antefixen) geschmückt, welche Anfang und Ende scharf markirten. An der Fronte ist der durch das Dach gebildete Giebel ausgezeichnet durch die Akroterien, d. h. drei am Firstende und an den beiden Ecken auf besonderem Sockel aufgestellte Zierden, in Ornamenten, Dreifüssen oder auch statuarischen Werken bestehend. Dass

die Akroterien an den Ecken lediglich den Zweck der Beschwerung der Seiten und der Erzielung des Uebergewichtes des senkrechten Druckes über den Seitenschub hatten, ist unwahrscheinlich; auch hier scheinen anfänglich Weihgeschenke, auf zweckmässige Weise in unerreichbare Höhe gesetzt, aufgestellt gewesen zu sein, aus welchen mit der Zeit architektonische Ornamente erwuchsen. Von der gleichen Entwickelung des plastischen Schmuckes im Giebelfelde wurde schon oben gesprochen.

Polychromie des Peripteros. Cellawand.

Das Aeussere des Tempels, wie auch die Bedeckung innen prangte in reichem Farbenschmucke.*) Obwohl die Polychromie der hellenischen Architektur noch nicht genügend aufgehellt ist, so glaube ich doch nach den zahlreichen vorliegenden Thatsachen die Behauptung wagen zu dürfen, dass die bunte Auszierung vornehmlich den Theilen des hellenischen Tempels eigen ist, welche ursprünglich aus Holz bestanden. Abweichungen davon sind vereinzelt: Nur ausnahmsweise scheint die Cellawand, wie an dem Athenetempel von Aegina nach Wagner's Bericht (dem jedoch Cockerell widerspricht), roth übertüncht gewesen zu sein. Die Beobachtungen über die Cellawand des Theseustempel zu Athen dagegen schwanken so sehr, dass z. B. Semper Spuren blauer, Schaubert die gelber Farbe vorgefunden haben will. Sonst liegen keine Angaben über das Aeussere der Cellawände vor, dass aber der Goldton der hellenischen und unteritalienischen wie sicilischen Tempelruinen nicht von einem farbigen Ueberzuge, sondern von Oxydirung des Eisengehaltes im Materiale herrührt, ist wohl gesichert.

Die Säule unbemalt.

Wie also eine Uebertünchung der Marmorwände an den Cellen aussen höchstens als eine Ausnahme zu betrachten ist, so dürfte diess auch an den Marmorsäulen der Fall sein. Mit Stuck überzogene Säulen mochten noch am meisten zur Anwendung der Farbe locken, entweder um sie marmorähnlicher zu machen oder um sie entschieden als nichtmarmorn zu charakterisiren, wie diess z. B. an den dorischen Säulen der Tempelruine von Korinth sein soll, wo die einen (Stackelberg) die Nachahmung von Granit in der Farbe, andere (Hettner) einen rothbraunen Ton bemerkt haben wollen. Die pompeianischen Stucksäulen mit ihrer grell polychromen Behandlung können natürlich zu einer Beurtheilung hellenischer monumentaler Werke nicht beigezogen werden. Auch das Capitäl scheint in der Regel nicht bemalt worden zu sein. Die Bötticher'sche aus seinem ganzen System nach dem Profil des Echinus und aus der plastischen Behandlung des ionischen Capitäls und auch des dorischen in römischer Zeit abgeleitete Folgerung, dass

*) J. J. Hittorf, Restitution du temple d'Empédocle à Sélinonte ou l'Architecture polychrôme chez les Grecs. Avec un Atlas. Paris 1851.
G. Semper, Die vier Elemente der Baukunst. Braunschweig 1851.
F. Kugler, Antike Polychromie. Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. I. Band. Stuttgart 1853.
O. Jones, An apology for the colouring of the Greek court in the Crystal Palace with arguments by G. H. Lewes and W. Watkiss Lloyd. London 1854.

es das unter dem Namen des Eierstabes bekannte Schema übergeschlagener Blätter aufgemalt gezeigt haben müsse, scheint nur an dem Theseustempel, wo es Semper und neuerlich Bötticher selbst bemerkte und an den Capitälen der viereckigen Pfeiler der sogenannten Basilika von Pästum eine theilweise Bestätigung gefunden zu haben.

Farben des Gebälkes.

Wenn man demnach den ursprünglich steinernen Bestandtheilen des Tempels in der Regel keine den schon im Alterthume geschätzten Marmorglanz verhüllende Farbdecke zumuthete, so war dafür das Gebälk um so reicher in Farbe geschmückt. Dieses bedurfte auch zur Charakterisirung seiner oft zu feinen Ornamente einer farbigen Nachhilfe, wenn auch der ursprüngliche Zweck, Schutz und Verschönerung des Holzgerüstes im Steinbau weggefallen war. Der Epistylbalken zwar hatte daran noch geringen Antheil. Wenn wirklich ein Farbeüberzug vorkam (am Theseustempel roth nach Semper und Schaubert), so war das Ausnahme. Dafür schmückte man den schlichten Balken durch Aufhängen von Schilden und durch Inschriften (Parthenon). Die Tropfenregula am oberen Rande des Epistyls war indess gewöhnlich mit dem Mäander bemalt, dem charakteristischen Ornament für alle Bandleisten mit flachem Profil. Die Tropfen pflegten sowohl am Epistyl als an den Dielen des Geison roth zu sein, die Triglyphen sammt den Dielenköpfen und dem Leistchen unter der Tropfenregula dagegen blau. Die Anwendung der blauen Farbe für die Triglyphen scheint in uralter Uebung ihren Grund zu haben, Vitruv wenigstens (IV. 2) fand in seinen Quellen, dass schon die alten Hellenen ihre hölzernen Triglyphendielen mit enkaustisch aufgetragener blauer Farbe zu belegen pflegten. Das Blau der Triglyphen und der Dielenköpfe, zweier ihrem Wesen nach als vorgeheftete Dielenstücke verwandten Glieder, scheint durchgängig gewesen zu sein, wenigstens finden sich unter dem bisherigen Untersuchungsapparate nur einige Abweichungen hinsichtlich der Schlitze und der Tropfen. So werden die Triglyphenschlitze an dem Peripteros auf der Südseite des östlichen Hügels von Selinus als schwarz bezeichnet, ebenso an dem kleinen Antentempel, den Hittorf als Heroon des Empedokles bezeichnet, aber, von Duca di Serradifalco abweichend, in einem eigenthümlichen ionisch-dorischen Compositstyl restaurirt, und Klenze bezeichnet die Canelluren der Triglyphen des Athenetempels von Aegina gegen den Wagner'schen Bericht als roth. Die Tropfen aber sind etwas häufiger abweichend, und erscheinen am Parthenon, an den Propyläen, wo sie an der Unterfläche mit einem Ring verziert sind, am Minervatempel von Agrigent und am sogenannten Empedoklestempel von Selinus weiss.


Bemalung der Metopen und des Tympanon.

Jene Stellen, welche als ursprünglich offen zu denken sind, wie die Metopen und das Giebelfeld, erheischten einen dunkleren Ton, um das Durchbrochene und somit dunkel Erscheinende, das nach Euripides noch in der Zeit nach den Perserkriegen im Bewusstsein liegen musste, zu charakterisiren. Die Farbe hierfür scheint gewöhnlich ein bräunliches Roth gewesen zu sein. So war das Giebelfeld am Parthenon und am Theseus-

tempel, während das Tympanon am Athenetempel zu Aegina blaue Farbe verrathen haben soll. Die rothe Farbe war an den Metopen, wenn diese überhaupt Farbe trugen, sogar nothwendig, denn blau konnten sie neben blauen Triglyphen unmöglich sein, wenn nicht die ganze Wirkung der Gliederung verloren gehen sollte. Alle desfallsigen Angaben sind daher auch schwankend und unsicher. Die Hängeplatte war meist roth; die kleinen Mittelglieder und Gesimsleisten theils eintönig roth, theils in Ockerfarben ornamental bemalt. So trugen die Leisten über den Triglyphen und Metopen wie unterhalb den Mäander oder das Schema des verschlungenen Bandes meist in gelbbrauner Farbe, ebenso die verticale Aussenfläche des Geison, während das geisonkrönende dorische Kyma mit dem Schema halbüberschlagender Blätter, und der Rinnleisten mit Anthemien (Palmetten), gewöhnlich in Roth, Braungelb und Schwarz bemalt war. Die Wirkung der Hauptglieder war durch den Wechsel von breiten rothen und blauen Tönen eine durchaus kräftige, den schroffen Contrast aber vermittelte die delicate ornamentale Behandlung der kleineren Glieder, der Bandleisten, Kymatien und Rinnleisten, wie die Zartheit der unbemalt und weiss sich abhebenden oder rothen Tropfen in höchst befriedigender Weise. Die Polychromie im Allgemeinen trat in dem Maasse zurück, in welchem die plastische Behandlung des Ornaments mit ihrer einfachen Licht- und Schattenwirkung mehr und mehr in Aufnahme kam.

Curvatur der Horizontalen.

Ehe wir die Innenentwickelung des dorischen Tempelbaues erörtern, erübrigt noch, die neue Theorie der Curvatur aller Horizontalen zu besprechen.*) Schon 1838 sprach Hoffer (Allgemeine Wiener Bauzeitung) nach dem Vorgange des englischen Architekten Mr. Pennethorne, welcher 1837 die Entdeckung gemacht hatte, durch mikrometrische Messungen bestimmt die Behauptung aus, dass die Horizontallinien des Stylobats und Epistyls am Parthenon nicht Gerade seien, sondern Curven beschrieben, und dass diese letzteren ursprünglich, d. h. absichtlich construirt seien. Der erstere Theil der Behauptung fand durch die scrupulösen Vermessungen des englischen Ingenieurs Penrose seine volle Bestätigung, und auch der letztere Theil, die Behauptung der Ursprünglichkeit der Curvaturen erschien durch das unten angezogene kostbare Werk Penrose's als völlig gesichert. Mehre bisher schwebende wissenschaftliche Fragen schienen dadurch ihre Erledigung gefunden zu haben, wie die Frage wegen des allseitigen Wasser-

*) F. C. Penrose, An Investigation of the Principles of Athenian Architecture, or the results of a recent survey conducted chiefly with reference to the optical refinements exhibited in the construction of the ancient buildings at Athens, published by the Society of Dilettanti. London 1851.

O. Bötticher, Bericht über die im Auftrage des Unterrichtsministers im Frühjahre 1862 ausgeführten Untersuchungen auf der Akropolis von Athen. Berl. 1862.

E. Ziller, Ueber die ursprüngliche Existenz der Curvaturen des Parthenon. Erbkam's Zeitschrift für Bauwesen 1865. Jhrg. XVI. Heft I. S. 35 fg.

ablaufs, das Räthsel der oben besprochenen Scamilli impares u. s. w. Auch die Aesthetik bemächtigte sich der Sache: man sprach von Kälte des Eindrucks bei vollkommen geradlinig construirten Horizontalen an hellenischen Tempeln, von optischer Wirkung und der Nothwendigkeit derselben entgegenzukommen. Alle Horizontalen eines Säulenbaues, sagte man, indem man ohne factische Ueberzeugung auf jene Stelle Vitruvs fusste, stellten sich dem Auge in Mitte jeder Säulenreihe scheinbar nach unten eingesenkt dar. Zur Correctur und Ausgleichung dieses Sehfehlers seien von den Alten an ihren Säulenbauten alle strengen Horizontalen vermieden, und es sei an deren Stelle eine nach oben gekrümmte Flucht der Horizontallinien durch künstliche Construction erwirkt. Diese aufwärts steigende Krümmung erzeuge dann für das Auge die Pseudohorizontale, indem sie jene optische Einbiegung complementire. Andere glaubten die Sache mit schwungvollen Phrasen zum Verständnisse bringen zu können, wie Burnouf, der (Revue des deux Mondes, Déc. 1847 p. 842) sagt: »Die griechische Kunst hat den Stufen, dem Pavimente, dem Architrav, Friese und dem Geison diese Krümmung gegeben, wie die Natur das Meer, den Horizont und die abgerundeten Rücken der Berge gekrümmt hat.«

Die Ursprünglichkeit der Curvaturen bestritten.

Da unternahm C. Bötticher eine abermalige Nachforschung an Ort und Stelle. Gegen die Richtigkeit des Penrose'schen Nivellements liess sich nichts erinnern, wohl aber schien dem erprobten Forscher die aufgestellte Ursprünglichkeit der Curvaturen sich als unbelegbar zu erweisen. Er stellte dagegen die Behauptung auf, dass erstens jener optische Grund völlig aus der Luft gegriffen sei, mit welchem man die oben erwähnte schwierige Stelle des Vitruv (vgl. meine Uebersetzung S. 87 mit Anmerkung und Vorrede) mit dem Thatbestand am Parthenon in Verbindung zu bringen sucht, dass nemlich die Mitte einer Säulenflucht dem Auge des Beschauers keineswegs als eingesenkt, wie man das alveolatum des Vitruv deutete, erscheine. Kein Auge, sagt Bötticher mit Recht, habe bisher weder an der hohen Porticus des alten noch an der niedrigen bedeutend langen des neuen Museums in Berlin eine solche Erscheinung bemerken können. An diese Thatsache ist nur anzufügen, dass diese optische Curvatur, wenn wir uns überhaupt ihrer bewusst würden, je nach dem Standpunkte des Beschauers sich jedenfalls ganz verschieden gestalten müsste. Denn angenommen, der Beschauer befände sich genau in der Mitte von einer Säulenreihe und auf einem Standpunkte, welcher an Höhe der Säulenmitte entspricht, so könnte allerdings der Stylobat in der Mitte eingesenkt, nach unten alveolirt, das Epistyl aber nur nach oben gekrümmt erscheinen. Denn die mittlere Säule, welche dem Auge zunächst ist, muss doch jedenfalls dem Auge grösser erscheinen, als die äussersten, welche demselben um so viel ferner sind, als die Hypotenuse länger ist als eine Kathete. Eine Zusammenziehung nach dem Rande des Sehfeldes überhaupt ist überdiess auch schon durch die Linsenform des Krystallkörpers im Auge bedingt. Stellt sich aber der Beschauer, wie das der gewöhnliche Fall ist, auf das Planum vor dem Tempel, so dass nicht blos das Gebälk, sondern

auch das Niveau des Stylobats höher als das betrachtende Auge sich befindet, so ergiebt sich von selbst, dass die beiden Horizontalen dem Auge zwar nach oben, aber niemals nach unten gekrümmt erscheinen können. Sonach fällt die Complementirungstheorie auf optischer Grundlage in sich zusammen, denn nach ihr hätte eher umgekehrt verfahren werden müssen, und auch dann wäre die Massregel nur immer für einen gewissen Standpunkt des Beschauers zu berechnen gewesen, denn wie nach der Höhe dieses Standpunktes die scheinbare Curvatur sich ändert, nach unten concav, nach oben convex und zwar mit zunehmender Höhe auch in gesteigerter Krümmung erscheint, so mussten sich auch bei zunehmender Entfernung die Curven allmälig strecken. Es sollte demnach wenigstens nicht mehr von diesem Grunde für die am Parthenon und Theseion vorkommenden Curvaturen gesprochen werden.

Ungleichheit der Senkung an den Ecken des Parthenon.

Abgesehen davon hebt Bötticher hervor, dass eine absichtliche Curvatur wohl auch in gewisser Regelmässigkeit hergestellt wäre, welche bei einer so unglaublich feinen Arbeit, wie sie die Durchführung der schwachen Schwellung erheischte, vorauszusetzen ist. Nun aber liegt nicht blos der höchste Punkt der westlichen Vorderkante des Stylobats 0,12′ höher als der höchste Punkt der östlichen Vorderkante, was sich vielleicht durch eine leichte Schrägstellung des ganzen Unterbaues erklären liesse, sondern es liegen auch die Ecken an der westlichen Fronteseite nicht in einer Libelle, indem die Nordwestecke 0,06′ höher liegt als die Südwestecke, während umgekehrt an der Ostfronte die Nordostecke etwas tiefer liegt als die Südostecke, wofür doch auf keinen Fall Absichtlichkeit in Anspruch genommen werden kann. Ziller hat sich veranlasst gesehen, diese Höhendifferenzen der vier Stylobatecken einem fehlerhaften Nivellement bei der Erbauung zuzuschreiben, wozu wir jedoch Angesichts der technischen Meisterschaft des Werkes und namentlich bei Behauptung einer so raffinirten Künstelei, wie die von unten bis oben durchgeführte Curvatur aller Horizontalen unbedingt ist, kaum berechtigt sind.

Die Comprimirungstheorie.

Die Frage schien durch die Bötticher'sche Annahme erledigt, dass der grobporöse peiräische Kalkstein, der zum Stereobat verwendet ist, unter beständigem Zutritt von mürbemachender und seine Textur zerstörender Feuchtigkeit durch den enormen Druck sich zusammengepresst und verdichtet habe. Diese Wirkung musste sich vorzugsweise da geltend machen, wo der Druck besonders stark und namentlich die Widerstandsfähigkeit des Unterbaues am geringsten war. Dass ersteres besonders an den Ecken der Fall war, wurde von Ziller bestritten, welcher ausführt, dass die Last über den Mittelsäulen der Fronte grösser sein musste, als über den Ecken, ebenso dass die Last der Cellawände bedeutender war als die Last der Säulenstellungen, wonach der Druck das Krepidoma und somit auch das Gebälk eher alveolirt als geschwellt haben müsste. Es scheint jedoch Ziller den unzweifelhaften Umstand unberücksichtigt gelassen zu haben, welchen Bötticher anführt, dass nemlich an den Ecken des Baues der schwächste Punkt des Stereobates sei, indem hier die Continuität des Widerstandes von unten aufhört.

Die neuesten Erhebungen.

Der letztere Umstand verlor aber theilweise an Bedeutung durch die Ziller'sche Entdeckung, dass die Curvenbildung im Stereobat von dem Vorhandensein des angenommen comprimirungsfähigen Steines unabhängig sei. Ziller fand nemlich durch Nachgrabungen an der Nordseite, dass von der Nordostecke bis über die Mitte des neunten Intercolumniums nach Westen zu der Marmorbau unmittelbar auf dem gewachsenen Boden aufsitze, und dass an der Ostfronte schon der gewachsene Boden nach der Curvenlehre abgearbeitet sei, indem die Lagerfläche des Feldbodens unter der dritten Säulenweite von rechts um 0,03′ höher erscheine als unter der ersten. Bei Grössen wie diese könnte man freilich Anstand nehmen in Rücksicht der grossen Importanz der daraus zu ziehenden Schlüsse mit vollem Verlasse auf die unfehlbare Richtigkeit der Messung zu operiren, allein schon der Umstand, dass hier kein peiräisches comprimirbares Material vorhanden, zwingt vorbehaltlich der Zweifellosigkeit des Thatbestandes zu der Annahme, dass die Senkung der Ecken nicht blos von dem zu schwachen peiräischen Gestein herrühren könne und zwar um so weniger, als gerade die Ecken der Ostfronte tiefer stehen als die Ecken der auf hohen peiräischen Unterbau gestellten Westfronte.

Sind die von Ziller in diesem Punkte beigebrachten Untersuchungsergebnisse, die gleichwohl wiederholt den Untersuchungsangaben des hochverdienten Bötticher direct widersprechen, richtig, so ist mit der Annahme der Comprimirung des peiräischen Gesteins als Ursache der Curvatur kein vollgültiges Resultat gewonnen. Es obliegt nun technischen Kräften, nach anderen Ursachen für die Entstehung dieser Erscheinung zu forschen, namentlich die Frage zu untersuchen, ob eine Comprimirung der Felsengrundlage durch den fortwährenden Druck einer todten Lastung möglich sei. Denn im Uebrigen haben auch Ziller's Untersuchungen noch zu keinem vollständig befriedigenden Ergebnisse geführt, das die Ursprünglichkeit der Curvaturen sicherte.

Vorrichtung der Curvatur nach Ziller.

Bötticher nemlich berichtet, dass die ursprünglich horizontalgelegten Stylobatplinthen am Rande herum, d. h. die oblongen Marmorblöcke, welche die oberste Stufe bilden, durch die Senkung an den Ecken nach oben zu aus den Fugen gegangen seien, und dass man diese nothwendige Wirkung der Senkung auch noch deutlich gewahre. Denn es hätten zwar die Stylobatplinthen unter den Säulenaxen dichten Schluss gehalten, dafür aber seien die Stossfugen in den Intercolumnien deutlich kenntlich geklüftet, jedoch versintert und wieder verwachsen, während die Fugen unter den Säulenaxen oft kaum zu entdecken seien, weil sie eben von Versinterung nichts angenommen hätten. Ziller dagegen will von der keilförmigen Klüftung nichts wahrgenommen haben, und behauptet vielmehr, jeder Stein sei gewölbsteinartig geschnitten gewesen und in jedem Steine liege die Curvatur sowohl in den keilförmig zugerichteten Stossfugen, als in den parallelen Horizontalcurven ausgeprägt. Es wäre sonach, und diese Consequenz ist jedenfalls unabweisbar, kein Stein sowohl des Unterbaues als der Cella-

mauern genau rechtwinklig, und es wäre überdiess jeder auf zwei Seiten auch nicht eben, sondern — wenn auch fast unmerklich — sanft gewölbt.

Ehe wir uns aber zum Glauben an eine so ungeheure technische Raffinerie, die mit ihren möglichen aber immerhin problematischen Zwecken in gar keinem Verhältnisse stände, entschliessen können, haben wir das Recht, die entscheidenden Angaben greifbar, mit Ziffern belegt, und mehrseitig bestätigt zu verlangen. Ziller begründet die Wahrnehmung der Curvatur der einzelnen Plinthen durch Versuche mit dem Richtscheit, mit welchem er findet, dass bei anliegender Mitte desselben die beiden Enden immer schlottern, und zwar gleichviel, ob man das Richtscheit auf eine einzige Marmorplinthe oder auf die Stossfuge, mithin auf zwei Plinthen zugleich setzt. Bei Grössenwerthen, wie sie für solche Curven einzelner Plinthen vorauszusetzen sind, ist vielleicht keine andere Probe möglich, es ist aber in Betracht zu ziehen, wie eine solche bei der nicht mehr völlig glatten Oberfläche nie ganz verlässig sein könne. Dann führt Ziller an, dass die absolut dicht geschlossenen Stossflächen senkrecht zu den gekrümmten Lagerflächen der Stufen stehen, dass demnach nur die mittleren Stossfugen aller Seiten einen lothrechten Stand haben, alle übrigen aber geneigt stehen, je weiter nach der Ecke zu, desto mehr sich nach ihr überneigeud, woraus der keilförmige Schnitt der Plinthen hervorgehe. Da Bötticher die Sache anders gesehen, können wir uns mit dem letzteren Satze als Schlussfolgerung nicht begnügen, wir fordern geradezu für den keilförmigen Schnitt der Plinthen Zahlenwerthe, die sich bei den angeblich unversehrt erhaltenen zusammengeschliffenen Stossfugen ermitteln lassen müssen. Die Eckplinthen müssen, wenn sie nach aussen senkrecht abfallen, nach der Ziller'schen Entwicklung ihre abnorme Bildung sicher gewahr werden lassen, indem die Länge des Blockes oben geringer sein muss als unten, und ebenso muss sich, wenn man die oberen und unteren Längen der sämmtlichen zwischen den beiden Eckplinthen aneinandergereihten Stylobatplinthen summirt, eine entschiedene Differenz, ein Plus der oberen Länge ergeben.

Mangeln der Beweis durch entscheidende Zahlenwerthe.

Ebenso verhält es sich mit dem Architrav, welchen Ziller selbstverständlich als ebenso wie den Stylobat construirt bezeichnet. Bötticher dagegen, von dem Grundsatze ausgehend, dass in der Summe der jetzigen Fugenmaasse, wie der Senkungsdifferenz der Stosskanten je zweier Theile unter ihre Ebene der Werth liege, um welchen die Krümmung die Horizontale übersteigt, macht geltend, dass die Summe der Fugenöffnungen und Risse am Epistyl der Ostseite genau so viel betrage, als das Mehr der Curvenlänge über die entsprechende Gerade. Das wäre übrigens ein Punkt, der nicht leicht genau genug ermittelt werden könnte. Denn würden die jetzt geöffneten Fugen des Epistyls in ihrer Summe auch nur um das Geringste weniger betragen, als die Längendifferenz zwischen der Curve des Epistyls und der Basis dieser Curve, oder würden umgekehrt die Epistylstücke in ihrer Längensumme auch nur um weniges mehr betragen als die Basis dieser Curve, so wäre unbestreitbar erwiesen, dass die Curve eine ursprüngliche

Die Curvatur des Gebälks.

sei, indem dann bei der gegebenen Länge des Ganzen die Epistylstücke sowenig jemals in einer Geraden liegen konnten, als ein Bogen jemals zu einer Geraden gedrückt werden könne. Dagegen wäre auch nicht einzuwenden, dass etwa die Ecksäulen sich näher aneinander geneigt, indem bei der Senkung der Ecken die Ecksäulen in ihrer Neigung sich eher nach aussen als nach innen richten mussten.

Endlich müssten auch noch die Ausgleichungen an den Säulen näher nachgewiesen werden. Denn wie in die untersten Säulencylinder, so musste auch in das Capitäl etwas die beiderseitige Curve Vermittelndes gelegt sein. Bötticher besteht mit vollem Rechte auf dem Nachweise einer bezüglichen Skamillenbildung oder einer in das oberste Säulenstück eingeschlossenen Vorrichtung, welche jedoch Penrose nicht nachzuweisen vermag und Ziller nur ganz allgemein berührt.

Die Frage noch schwebend.

Es ist sonach die Annahme der Ursprünglichkeit der Curvaturen noch keineswegs ausreichend begründet, auf der anderen Seite aber auch die Entstehungstheorie Böttichers wieder schwankend geworden. Die Frage erscheint demnach leider noch nicht als geschlossen, da es noch, wie im Obigen angedeutet, einiger Nachweise und der Erledigung mancher Bedenken bedarf, wozu vielleicht auch die Untersuchung anderer Tempelruinen Material liefern dürfte. Wurde doch auch am Theseion die Curvatur beobachtet, aber welcher Grund liesse sich hier für eine Erhebung denken, welche an den Langseiten nicht einmal eine Linie, an den Fronteseiten gar nur eine halbe Linie beträgt, mithin unmöglich mit dem freien Auge, sondern nur vermittelst der Diopterlibelle zu entdecken ist. Bei solchen Werthen würde die Untersuchung der Abweichungen der einzelnen Baustücke von der Horizontale und vom rechten Winkel über das Mögliche hinausgehen. Sollte man auch hier eine solche Erhebung beabsichtigt und sich veranlasst gesehen haben, sie hier so unbedeutend, am Parthenon aber fünf- bis sechsmal verstärkt anzubringen? Oder sollten wir auch hier auf einen continuirlichen, an den Ecken wirksamsten Druck denken, durch welchen in den dreiundzwanzig Jahrhunderten seit der Erbauung die Curven entstanden, und deshalb hier um so viel geringer wurden, weil hier die Last bedeutend geringer und der Druck des bis auf diesen Tag vollständig erhaltenen Peripteros gleichmässiger war, als diess am Parthenon der Fall, wo wohl auch die veränderten Lastungsverhältnisse seit der Explosion und Zerstörung des ganzen Mitteltheiles i. J. 1687 von Einfluss sein konnten. Die Zukunft wird diess aufklären.

Ich habe so unverhältnissmässig lange bei diesem Gegenstande verweilt, weil ich in Ermangelung eines endgültigen Resultates die Sachlage darlegen zu müssen glaubte. Da indess dieses nur in der gedrängtesten Form geschehen konnte, so mögen die, welche sich dadurch nicht zu dem vorläufigen Standpunkte des Verfassers, vor vollständiger Sicherung der Ursprünglichkeitsmomente der Curvenanlage den Boden des Natürlichen und praktisch Einfachen nicht zu verlassen, bestimmen können, aus den angeführten Schriften von Penrose, Bötticher und Ziller ihre Ansicht bilden. —

Das Tempel-innere. Das Pteron.

Die innere Tempelanlage ist selbstverständlich bei theilweise oder ganz umsäulten Räumen verschieden. Im ersteren Falle, bei Antentempeln oder Prostylen, hat die Vorhalle ihre besondere Bedeckung, die Deckbalken von aussen nach innen, von den Säulen zu der Cellenwand gerichtet. Anten und Gesims der Wände sind mit der Säulengliederung in Harmonie gebracht, in den Anten tritt uns gleichsam eine Uebertragung der Säule auf den viereckigen Pfeiler entgegen, die jedoch mehr als ein Anklingen, ein Uebergang von der belebten, gegliederten Säule zur todten Wand, denn als eine Nachbildung der Säule, wie sie erst in römischer Zeit auftritt, erscheint. Bedeutsamer wird die Innenanlage erst bei peripteralen Tempeln, den vollendeten Schöpfungen hellenischer Architektur. Da erscheint die Cella als ganz besonderer Raum, von dem Säulenumfang an den Schmalseiten etwas weiter abstehend als an den Langseiten. Sie theilt sich gewöhnlich in drei Theile, einen Vorraum (Pronaos), den eigentlichen Tempel (Naos) und einen Hinterraum (Posticum, wozu manchmal noch ein besonderer Opisthodom kömmt) und ist an der Vorder- und Hinterseite selbst wieder als Antentempel oder als Prostylos construirt. Im Pteron, dem Säulenumgang zeigen sich die Cellawände mit einer dem Säulengebälk entsprechenden Gebälkbildung, welche sich auch über die von Säulen unterstellten Schmalseiten hinzieht, gekrönt. Nur ist das Triglyphenschema seltener, gewöhnlich zieht sich statt dessen ein ringsumlaufender Fries (am Parthenon zu dem berühmten Friesrelief benutzt) hin, auf dessen Gesimsleisten dann die Deckbalken aufliegen; während manchmal dem Fries, um ihn in übrigens seit der Herstellung des Peripteros ganz ungehöriger Weise als Ersatz für das der Cella ursprünglich eigene Triglyphenschema zu charakterisiren, das Gesims des Epistyls, nemlich das Ornament der Tropfenregula angefügt ist. Aehnlich ist auch die Innenseite des Säulengebälkes behandelt. Die Deckbalken des Pteron aber, welche nach ihrem Vorbilde hinter den Triglyphen des Säulengebälkes aufsitzen sollten und sonach die Friesbildung der Cellawand unmöglich machen würden, sind vielmehr an den erhaltenen Monumenten über das Triglyphon hinaufgerückt, und entsprechen in ihrer Lage dem Geison. Durch dieses Abgehen von der ursprünglichen Anordnung war erstlich dem Pteron eine imposantere Höhe gegeben und überdiess volle Freiheit in der Disposition der Deckbalken und in der Anordnung der Kalymmatiendecke gewonnen, womit jetzt auf die Säulen und Triglyphen keine Rücksicht mehr genommen zu werden brauchte. Die Zwischenräume zwischen den Deckbalken wurden mit Steinplatten gedeckt, welche rechtwinklige Aushöhlungen (Cassetten) zeigen, die gewöhnlich in Abstufungen vertieft sind. Man gibt für diese Gestaltung ausser der Schönheit gewöhnlich den Zweck an, dass dadurch das Gewicht der Deckplatten verringert, mithin die von den Deckbalken zu tragende Last vermindert werden sollte; es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Kalymmatiendecke, wie das Gebälk überhaupt, im Holzwerk ihren Ursprung habe. Es liegt ihnen dasselbe rahmenartig übereinander gefügte Holzgetäfel, wie es von frühhellenischer Zeit bis

auf unsere Tage in Uebung geblieben, zu Grunde.

Das Innere der Cella.

Die Ueberdeckung des Celleninnern war namentlich dadurch wesentlich erleichtert, dass, wie diess besonders an den sicilischen peripteralen Tempeln der Fall ist, die Cella unverhältnissmässig schmal angelegt ward. Die Cella des Culttempels bedurfte auch keiner bedeutenden Innenentwickelung. Da man selten in dieselbe eintrat, und der ausser dem Speiseopfertisch einzige Inhalt, das Cultbild, bei geöffneter Thüre schon von aussen gesehen und verehrt ward, auch der Brandopferaltar sich ausserhalb befand, so war namentlich eine bedeutendere Breitenentwickelung deshalb unnütz, weil doch nur das durch die Thüröffnung Sichtbare von Bedeutung war. Auch gestattete der hellenische Tempel wegen der Giebelbildung viel leichter eine imposante Länge als Breite, denn bei einem Uebermass der letzteren musste der Giebel einen lastenden und schweren Ausdruck bekommen, der die ganze Fronte plattköpfig und breit erscheinen liess, wie das schon im Alterthume an den tuscischen Tempeln gerügt wurde. Die Maassverhältnisse einer solchen corridorförmigen Cella wurden innerlich dadurch etwas gemildert, dass die Cella sich in die oben erwähnten Abtheilungen, Pronaos, Naos und Opisthodomos, gliederte.

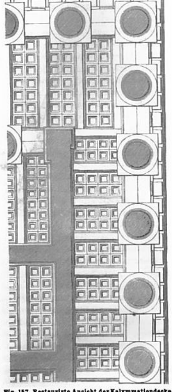


Fig. 157. Restaurirte Ansicht der Kalymmatiendecke des südlichen Tempels auf dem Osthügel von Selinus.

Entwickelung der Cella am Festtempeln.

Bei einer solchen schmalen Cellenbildung, wie sie z. B. Fig. 158 zeigt, war eine architektonische Entwickelung unmöglich. Diese trat jedoch auf, sobald bei sehr bedeutender Dimension des Ganzen auch die Cella sich erbreiterte und sobald die Bestimmung des Tempels eine grössere Räumlichkeit erheischte. Denn nach Böttichers gründlicher Belehrung*) theilten sich

*) C. Bötticher, Ueber den Parthenon zu Athen und den Zeustempel zu Olympia, je nach Zweck und Benutzung. (Erbkam's Zeitschrift für Bauwesen. Ber-

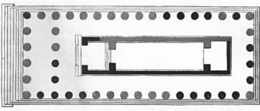


Fig. 158. Grundplan des mittleren Tempels der Akropolis von Selinus.

die Tempel in zwei Classen, Culttempel und Festtempel. Nur die ersteren waren Tempel im eigentlichen Sinne, enthielten das verehrte und geweihte Cultbild und den Speiseopfertisch, während der Opferaltar vor dem Tempel selbst und zwar etwas niedriger als derselbe stand. Die letzteren aber, die Festtempel, entbehrten dieser drei wesentlichen Attribute, indem das Hauptbild der Gottheit mehr ein geweihtes Schau- und Schatzstück, als ein Gegenstand der Verehrung war, und indem die erhöhte Bühne in der Cella an der Stelle des Speiseopfertisches nicht zu Cultzwecken, sondern zur Aufstellung und Vertheilung der Preise, wie am Parthenon und am Zeustempel von Olympia diente, während der Brandopferaltar vor dem Tempel ganz wegfiel. Sonst reihten sich an den Wänden Anathemen und deponirte Schätze, welche letztere übrigens auch oft in einem besonderen Hintergemache, dem Opisthodom, verwahrt wurden. Der Raum zur Aufstellung solcher Werthgegenstände wie zur Aufnahme eines grösseren Publicums bei festlichen Anlässen, der Agonalpreisevertheilung u. s. w., ward übrigens noch durch Seitenschiffe mit Obergeschossen vermehrt, welche durch übereinandergedoppelte Säulenreihen gebildet wurden. Diese erleichterten die Deckenbildung: doch ward diese nicht vollständig hergestellt, denn das Mittelschiff blieb wenigstens zum grossen Theile unbedeckt.

Hypäthraltempel.

So entstanden die Hypäthraltempel, deren Existenz nach Bötticher's unumstösslicher Widerlegung der Ross'schen Bedenklichkeiten nicht mehr bezweifelt werden sollte. *) Die bedeutendsten Einwendungen, welche gegen die Möglichkeit hypäthraler Tempel gemacht wurden, die Unschönheit des Anblicks des in der Mitte ausgeschnittenen »eingeschlagenen« Firstes

lin 1852. S. 194 fg. S. 498 fg. 1853. S. 127 fg. 269 fg.) — Derselbe, Ueber agonale Festtempel und Thesauren. (Philologus. Jahrgang XVII. 3. 4. Jahrg. XVIII. 1. 3. 4. Jahrg. XIX. 1.)

*) C. F. Hermann, Die Hypäthraltempel des Alterthums. Göttingen 1844.

L. Ross, Keine Hypäthraltempel mehr. Hellenika, Archiv archäologischer, philologischer, historischer und epigraphischer Abhandlungen. Band 1. Heft I. Halle 1846.

C. Bötticher, Der Hypäthraltempel auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Prof. Dr. L. Ross erwiesen. Potsdam. 1847.

und Daches vom ästhetischen Standpunkte und die Unzulässigkeit eines offenen Daches den winterlichen Regenschauern und überhaupt den klimatischen Einflüssen gegenüber vom praktischen Standpunkte aus sind genauer betrachtet nicht stark genug, um ein unzweifelhaftes classisches Zeugniss zu entkräften, und überdiess sind die Nachtheile nicht einmal so bedeutend, wie die aus der hypäthralen Anlage entspringenden Vortheile. Fürs erste können wir uns nicht vermessen, so bestimmt die Gränze von dem anzugeben, was dem griechischen Auge erträglich war. Fürs zweite konnten ja zum Schutze des Tempelinnern bewegliche Vorrichtungen getroffen sein, welche sich für die nur wenige Tage im Jahre geöffneten Festtempel unschwer erklären lassen, und welche an den Festtagen, unter denen wir uns ja gerade nicht Tage von dem stürmischesten Unwetter vorstellen müssen, beseitigt wurden. Die kostbaren Weihegegenstände waren unter den Säulengängen der Cella gereiht und das herrliche Festbild einer Athene Parthenos oder eines olympischen Zeus, deren chryselephantine Zusammensetzung allerdings keine Regennässe vertrug, stand in einer besonderen gedeckten Cellennische im Hintergrunde. Man begnügte sich indess auch damit nicht, besondere Vorhänge (Parapetasmen) schlossen das ganze Jahr über bis zu den Festtagen diese Nischen, oder es war das ganze Kolossalbild in ein grosses Tuch (Peplon) gehüllt. Das war auch offenbar der Zweck der so feierlich überreichten Peplen, denn wer glaubt, dass die Athener mit jenem Tuche das chryselephantine Prachtwerk eines Phidias noch mehr ausputzen, und ihm an Festtagen gleichsam einen Mantel umhängen wollten, der hält die Hellenen für Barbaren. Den Winter über und vielleicht immer ausser an den Festtagen war das Hypäthron mit einer leichten Bretterdecke geschlossen, wie das auch bei den Hypäthren des antiken Wohnhauses geschah (Fr. 242 § 4 Dig. de V. Sig. L. 16), im Sommer und namentlich an den Festtagen genügte die im Alterthum an Theatern und besonders an den hier als Parallele dienenden Höfen (Ovid. Metam. X. v. 595. Plin. H. N. XIX. 1. Fr. 12 § 29 Dig. de instr. leg. XXXIII. 7) so beliebte Segelüberspannung. Das durch ein z. B. purpurnes Velum durchschlagende Licht konnte, wie dies auch Ovid rühmt, die Schönheit des Innenraumes nur erhöhen.

Vortheile der Hypäthralbildung.

Wenn demnach die kleinen Nachtheile der hypäthralen Anlage leicht zu überwinden waren, so dürften dagegen die daraus entspringenden höchst bedeutenden Vortheile in keiner anderen Weise zu ersetzen gewesen sein. Der prunkvolle Festtempel erhielt dadurch eine dem Inhalte angemessene reiche Beleuchtung durch das höchst schätzbare Oberlicht. Mag das durch die hohe Thüre einfallende schräge Sonnenlicht noch so hoch angeschlagen werden, jedenfalls wurde es durch die gedoppelte Säulenstellung des Pronaos vor der tief im Innern des Peripteros angebrachten Thüre beeinträchtigt, und konnte nur während einer kurzen Zeit direct sein; sobald die Sonne höher stand, als dass ihre Strahlen direct einfallen konnten, musste in dem inneren Säulenraum ein dämmerhaftes Dunkel herrschen. Dieses

entsprach den Culttempeln, die keine kostbaren Schaugegenstände und nur ein künstlerisch werthloses Cultbild enthielten, welchem ein dämmerhaftes vielleicht von Lampen noch mehr gebrochenes Licht nur vortheilhaft sein konnte, wie diess in allen Wallfahrtsplätzen noch heut zu Tage jedem bewusst werden mag. Anders in Festtempeln, wo sich die höchste Kunst und der höchste Glanz entfalten und auf einen stolzen selbstbewussten Beschauer, nicht auf einen demüthig Betenden wirken sollte.

Noch ist jedoch die Frage unerledigt, wie die Bedachung an Hypäthraltempeln gebildet war. Das Natürlichste wäre, anzunehmen, dass der Pronaos und der Opisthodom mit den Säulenfronten ihr volles Adlerdach gehabt hätten, und der mittenliegende Zwischenraum der Langseiten zu beiden Seiten des Hypäthron, welches sich jedoch kaum die ganze Cella entlang hinzog, sondern jedenfalls die Götterbildnische ausschloss, mit besondern niedrigeren und schmaleren Adler- oder Satteldächern gedeckt gewesen sei, die jedoch äusserlich mit den vollständigen Dächern des Vorder- und Hintertheils in fortlaufender Verbindung waren, wie das A. Blouet in seiner Restauration des Zeustempels zu Olympia giebt. Es hätte somit das Hypäthron auch in Beziehung auf die Bedachung Aehnlichkeit mit den Säulenhöfen der Wohngebäude, welche auch in den Digesten geradezu unter dem Namen Hypäthren erscheinen. Bötticher dagegen ist der Ansicht, dass in den meisten Fällen die Stillicidien nach aussen gerichtet, und sonach die beiden Langseiten in der Länge des Hypäthrons mit Pultdächern gedeckt gewesen sein müssten, dass mithin nach vitruvischer Ausdrucksweise hier nicht von einem Cavaedium compluviatum, sondern von einem displuviatum die Rede sei, an welches jedoch (vergl. die Erklärung des Displuviatum in meiner Uebersetzung des Vitruv S. 178. 2 Anm. 1. 2.) nur im beschränkten Sinne zu denken ist. Erleichtert die Bötticher'sche Annahme die Sache auf der einen Seite sowohl in Bezug auf die Traufe, wie auf die provisorische Hypäthron-Ueberdeckung oder Zeltüberspannung, so bringt sie auf der andern Seite die Schwierigkeit einer namhaften Attikenbildung über der oberen Säulenreihe des Mittelraumes mit sich, welche Schwierigkeit jedoch keineswegs unüberwindlich erscheint. Eine Entscheidung der Frage dürfte sich vielleicht durch eine genaue Untersuchung an dem besterhaltenen Hypäthraltempel, nemlich dem sogenannten Poseidontempel zu Pästum, erholen lassen.

Dachbildung des Hypäthraltempels.

VI. Die erhaltenen älteren Monumente dorischen Styls, vornehmlich in Sicilien.

Nach dieser theoretischen Behandlung des hellenischen Tempels im Allgemeinen ist es nun unsere Aufgabe, die Entwickelung der Formen an den Monumenten im Einzelnen zu verfolgen. Freilich ist hiebei die Untersuchung nach einer sicheren chronologischen Reihenfolge nicht ermöglicht, indem vielmehr umgekehrt die meisten Denkmäler nur nach ihrem Styl oder gar nicht datirbar sind. Auch ist der territoriale Einfluss auf die Gestaltung der Bauglieder höchst bedeutsam, da entweder der Mangel an Wechselwir-

Schwierigkeit der Datirung der Denkmäler.

kung zwischen entfernteren Punkten oder eine absichtliche Zähigkeit und Anhänglichkeit an das Alte bei einigen Volksstämmen die Vervollkommnung mehr oder weniger verzögerte, und da auch der Volkscharakter der einzelnen Landschaften, wie die Einwirkungen benachbarter nicht hellenischer Culturvölker den Denkmälern ihren eigenthümlichen Stempel aufdrückten. Demnach hat der Versuch, die Entwickelung des dorischen Styls an den Monumenten nachzuweisen, sein Missliches, die Beleuchtung seiner verschiedenartigen nationalen Schattirungen aber auch ein besonderes Interesse.

Das eigentliche Hellas arm an älteren Resten. Tempel von Korinth.

Das griechische Mutterland ist für die Untersuchungen über die dorische Frühzeit, d. h. über die erste Reife des Styls ein verhältnissmässig unfruchtbarer Boden. Die Tempelruine von Korinth *) gehört fast allein, und diese nicht mit völliger Sicherheit in die Epoche vor dem fünften Jahrhundert v. Chr. Die sieben Säulen mit dem entsprechenden Architravreste — so viel ist jetzt noch erhalten — zeigen in ihren Verhältnissen das Kräftige und Gedrungene der Frühzeit: Die Schäfte messen nicht einmal volle 4 Durchmesser in der Höhe und stehen nur $1\frac{1}{3}$ Durchmesser von einander entfernt, an den Ecken, wo die Säulen aus den obenbesprochenen Ausgleichungsgründen stets mehr zusammengerückt werden mussten, sogar noch näher. Ueber die Behandlung der monolithen Schäfte lässt sich nicht viel sagen, da dem ursprünglichen Stucküberzug später noch ein zweiter aufgekleistert ist, welcher die Untersuchung so zu erschweren scheint, dass in der That die darüber vorliegenden Berichte sich geradezu widersprechen. Drei Einschnitte am Ansatze des Säulenhalses zeigen an, dass die ursprüngliche Bedeutung der Säulenhalskerbe bei Erbauung dieses Tempels dem Verständnisse bereits entschwunden war, und auch die feinen und scharfen Ringe unter dem stark ausladenden weich geschwungenen Echinus gemahnen nicht mehr an ihren Ursprung.

Tempel auf Corfu.

Viel mehr Anknüpfungspunkte bieten die Ueberreste eines kleinen Tempels auf der von Korinth aus colonisirten Insel Corcyra (Corfu) dar. **) Die monolithen Säulenschäfte des hexastylen Peripteros von Cadacchio nemlich messen bei einer Länge von nur 7 Fuss über $5\frac{1}{2}$ Durchmesser und zeigen den ganz ungewöhnlichen Abstand von $2\frac{1}{3}$, zwischen der dritten und vierten Frontesäule sogar von 3 Durchmessern. Man hat nach der Schlankheit der Schäfte, noch mehr aber nach den weiten Intercolumnien, die bei grösseren Dimensionen auf einen Holzarchitrav oder wenigstens auf das ursprüngliche Vorbild eines solchen schliessen lassen, Verwandtschaft mit der tuscischen Ordnung vermuthet, allein ich finde hierin vielmehr eine Reminiscenz an das altdorische Holzgebälk, welches weitere Säulenabstände

*) A. Blouet, Expédition scientifique de Morée, ordonnée par le Gouvernement Français. Par. 1831. Vol. III.

**) C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton, Antquities of Athens and other places in Greece, Sicily &c. Supplementary to the Antiquities of Athens by J. Stuart and N. Revett. Lond. 1830.

gestattete. Auch scheint kein Fries vorhanden gewesen zu sein (die Railton'sche Ergänzung desselben ist ganz willkürlich) und auch diess entspricht der oben angeführten Entstehung dorischer Gebälkformen, welche ursprünglich nur aus zwei Gliedern bestanden, so dass auch darin eine Reminiscenz und die Nachbildung eines hochalterthümlichen Cultdenkmals zu erkennen sein dürfte. Anderseits aber lässt die Behandlung der Säulen und besonders der Capitäle nur die Annahme von absichtlicher Nachahmung alterthümlicher Verhältnisse, nicht aber von wirklich hohem Alter zu.

Tempel von Assos.

Hieher gehört endlich noch eine dritte Ruine, die eines Tempels auf der Akropolis von Assos in Kleinasien, *) welche jedoch, wenigstens was die plastische Auszierung betrifft, nicht frei ist von fremden vorderasiatischen Einflüssen. Derselbe scheint noch nicht gründlich genug untersucht worden zu sein, doch geben die durch Schenkung des Sultans Mahmud II. i. J. 1838 an das Museum des Louvre übergegangenen Stücke bei leichtermöglichter Autopsie wenigstens bezüglich des architektonischen Details einige Belehlehrung. Das Capitäl (vergl. Fig. 159) ist stark ausladend, und der Echinus unten von drei einfachen Ringen umschlossen; der Architrav zeigt oben den fortlaufenden Leisten, wie er sich immer unter dem Triglyphenfries findet, und unterhalb die kleineren anderwärts den einzelnen Triglyphen entsprechenden Leistchen (Tropfenregulae) doch unter denselben nicht die sonst üblichen Tropfen. In seiner Frontefläche ist der Architrav abweichend von der dorischen Uebung als Zophoros mit Reliefsbildwerken geschmückt, welche durch ihre Anklänge an asiatische Kunst in der Geschichte der Plastik eine Rolle spielen. Dass auf diesem Epistyl ein Metopen- und Triglyphenfries ruhte, wird, da sich davon keine Spuren fanden, von Falkener in Abrede gestellt, indess wohl mit Unrecht, wie die Regulae am Epistyl anzuzeigen scheinen. Sollte aber das Gebälk wirklich nur zweigliedrig gewesen sein, so könnte das aus der ursprünglichen Gestaltung des dorischen Gebälkes leicht seine Erklärung finden.

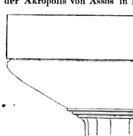


Fig. 159. Capitäl von Assos.

Sicilien.

Während sonach der hellenische Osten an monumentalen Belegen für frühdorische Architektur arm ist, besitzt das hellenisirte Sicilien **) einen sehr bedeutenden Reichthum an Denkmälern dieser Frühepoche. Vorwiegend von dorischen Mutterstädten colonisirt, brachten auch die Städte dieser

*) Ch. Texier, Description de l'Asie Mineure, faite par ordre du Gouvernement Français de 1833—1837. Par. 1839 sq. Vol. III.

**) J. Hittorf et L. Zanth, Architecture antique de la Sicile. Paris. s. a.
Dom. Lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco, Antichità della Sicilia. Palermo. 1834—1842.

Insel den dorischen Styl fast ausschliessend zur Anwendung, und alle grösseren Ruinen gehören demselben an. Die hellenischen Städte Siciliens erreichten auch zumeist den Höhenpunkt ihrer Blüthe schon vor der Glanzperiode des Mutterlandes, der Epoche von den Perserkriegen bis zum peloponnesischen Kriege, und so wurden in Sicilien die damaligen Werke nicht mehr von späteren überboten und verdrängt. Diess ist besonders mit Selinunt, einer Colonie von Megara der Fall, welche Stadt 627 v. Chr. gegründet und schon 409 v. Chr. wieder zerstört wurde. Die bedeutenderen dort erhaltenen Baudenkmale gehören sicher dem ersten Jahrhundert des Bestehens dieser Stadt an, und man wird, unterstützt von der hohen Alterthümlichkeit der Metopenreliefs, kaum irren, wenn man namentlich den mittleren der drei grossen Tempel auf der Akropolis in die Zeit der Gründung der Stadt, mithin um 600 v. Chr. setzt.

Der mittlere Tempel der Akropolis von Selinus.

Dieses merkwürdige Denkmal, von welchem ein restaurirtes Stück oben in Fig. 155, der Grundplan Fig. 158 gegeben ist, verbindet unzweifelhaft alterthümliche Formen mit hoher technischer und Stylvollendung und feiner Durchbildung des Details. Der nur in zwölf Canälen gefurchte Schaft, bei einem Intercolumnium von $1\frac{1}{3}$ Schaftdurchmesser nicht völlig 5 Dm. hoch, zeigt schon einen complicirten Uebergang zum Capitäl, indem die Kerbe unter dem Säulenhalse durch einen dreifachen reich profilirten Ring übermässig betont ist, während dagegen die Echinusringe, fast kleinlich angelegt und mässig ausgeschnitten, dadurch noch mehr an Wirkung und an Charakter verlieren, dass sie nicht ganz unten am Echinus, sondern erst oberhalb der Ausbeugung angebracht sind. Der Leisten unter den Triglyphen ist dreifach gegliedert, das Mittelglied zeigt in entschieden unschöner und unpassender Weise ein rundliches Profil. Am augenfälligsten vertreten das Alterthümliche die derben Triglyphen mit ihren oben lanzetförmig endigenden Schlitzen, nur einen den Dreischlitzen selbst gleichbreiten Metopenraum zwischen sich lassend, dessen quadratisches Bildwerk deshalb auch nicht bis an den unteren Friesrand herabreicht. Der schmale Metopenraum erlaubt auch nicht die Anbringung vollständiger Mutuli zwischen jenen, welche über den Triglyphen stehen, weshalb hier über den Metopen nur ein Mutulus von halber Breite überhängt. Die erhaltenen Metopen, Herakles mit den Kerkopen, Perseus als Medusentödter und eine Quadriga darstellend, gehören als wahrscheinlich die ältesten sicher datirbaren griechischen Kunstwerke zu den für die Geschichte der Plastik interessantesten Denkmälern.

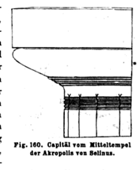


Fig. 160. Capitäl vom Mitteltempel der Akropolis von Selinus.

Zweiter Tempel von Selinus.

Diesem Tempel scheint ein zweiter auf der Akropolis von Selinus, der nördlichste von den drei grösseren daselbst (von Hittorf und Serradifalco

mit D bezeichnet) zunächst zu stehen, wie die Verwandtschaft der Triglyphenschlitze und die Anordnung halber Mutuli zwischen den zu derben Triglyphen verräth. Der Schaft zeigt bereits 20 Canelluren, auch die Bildung des Säulenhalses ist wesentlich abweichend: Die Kerbe am unteren Ende desselben ist einfach und nur durch einen naturgemässen Scamillus gebildet, dann endigt die Canellirung in einer kehlenartigen Einziehung, welche überhaupt den meisten sicilischen und unteritalischen Denkmälern eigenthümlich ist, worauf erst die feingeschnittenen vier Ringe sich bedeutungslos um den Echinus legen (Fig. 161). Statt der lanzetförmigen Schlitzenden der Triglyphen des oben besprochenen mittleren Tempels der selinuntischen Akropolis laufen hier die Schlitze halbkreisförmig aus, bereits den Uebergang zu den flachen Bogen und dem Ueberschlag der späteren Zeit vorbereitend.

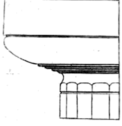


Fig. 161. Capitäl vom nördlichen Tempel der Akropolis von Selinus.

Dritter Tempel von Selinus.

Diesen zeigen bereits die Triglyphen des mittleren der drei Tempel auf dem östlichen Hügel von Selinunt (Tempel S nach Hittorf, F nach Serradifalco), während die Capitälbildung der des letztbeschriebenen Tempels, des nördlichsten der Akropolis, durchaus ähnlich, nur das Besondere zeigt, dass die Echinusringe in tiefen Kehlen unterhöhlt sind (Fig. 162). Das hohe und fast an den erstbesprochenen selinuntischen Tempel reichende Alter dieser bezeugen die alterthümlichen Metopensculpturen, deren Bruchstücke, Athene im Kampfe mit den Giganten darstellend, nach jenen oben genannten die nächste Stelle einnehmen, doch schon ziemliche Fortschritte in der Kunst verrathen. Von den starkverjüngten Säulen dieses Tempels haben die des Pronaos, mithin die hinter der Säulenfronte stehenden noch das Besondere, dass sie nicht scharfe, sondern nach ionischer Weise breite, flache Stege zwischen den sonst in dorischer Art schwach vertieften Canelluren zeigen. Hier erscheinen auch bereits vollständige Mutuli zwischen den etwas schlankeren Triglyphen und über den dadurch mehr erbreiterten Metopen.

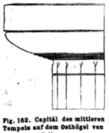


Fig. 162. Capitäl des mittleren Tempels auf dem Osthügel von Selinus.

Vierter Tempel von Selinus.

Auf diesen Tempel folgt endlich, nach dem Styl der Metopensculpturen wahrscheinlich dem Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. angehörend, ein vierter, (bei Serradifalco mit E bezeichnet) auf dem Osthügel von Selinunt. Die erhaltenen Metopenreliefs, den Aktäon, auf Befehl der Diana von seinen Hunden zerfleischt, den Besuch der Hera durch Zeus auf dem Ida (Il. XIV. 153—351), Herakles im Kampfe mit einer Amazone und Athene's

Gigantenkämpfe darstellend, zeigen bereits bei noch anhaftender Befangenheit einen bedeutenden seit den Anfängen am ältesten Tempel wohl ein Jahrhundert erfordernden Fortschritt. Das Capitäl (Fig. 163) erhält bei geringerer Ausladung und minder geschwungenem Echinusprofil schon eine strammere Haltung, die auch hier nicht durch die Auskehlung des Säulenhalses abgeschwächt wird, doch folgen die drei Ringe des Echinus auch hier erst nach bereits begonnener Ausbeugung, statt den Schaft vor derselben noch einmal zusammenzuschnüren.

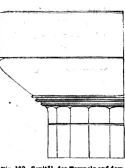
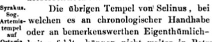


Fig. 163. Capitäl des Tempels auf dem Osthügel von Selinus.

Syrakus. Sog. Artemistempel auf Ortygia.



Die übrigen Tempel von Selinus, bei welchen es an chronologischer Handhabe oder an bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten fehlt, können nicht weiter in Betracht gezogen werden. Von den andern Städten Siciliens bietet zunächst Syrakus, eine dorische Colonie des frühentwickelten Korinth, ein Beispiel eines hochalterthümlichen Tempels dar in dem sogenannten Artemistempel auf der Insel Ortygia, dem ältesten Theile der Stadt, auf welchem sich diese auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die zwei von dem Tempel übrigen Säulen zeigen die engste bisher beobachtete Stellung, d. h. einen Abstand, der nicht einmal einen vollen Säulendurchmesser beträgt. Der Schaft ist wie an dem ältesten Tempel von Selinunt in sechzehn Canelluren gefurcht, die Höhe der Säulen beträgt etwas über $4\frac{1}{2}$ Durchmesser, die Verjüngung ein Siebentel der unteren Dicke. Das Schwere der dichten Stellung, geringen Höhe und schwachen Verjüngung wird noch vermehrt durch das starke Ausladen des Capitäls, welches durch die schon oben erwähnte hohlkehlenartige Einziehung des Säulenhalses, der auch unterhalb keine Skamillenkerbe zeigt, noch augenfälliger gemacht wird. Die Abaken der beiden Capitäle sind daher nur mehr ein Fünftel des Säulendurchmessers von einander entfernt. Ueber dem beide Säulen verbindenden Architravstücke ist nichts mehr erhalten. —

Sog. Zeustempel bei Syrakus.

Wahrscheinlich gehörten auch die zwei Säulen von dem sogenannten Tempel des olympischen Zeus ausserhalb der Stadt der Frühzeit an, wie aus den sechzehn Canelluren der Schäfte zu entnehmen ist; da jedoch Capitäle und Gebälkschmuck verloren sind, entziehen sie sich der weiteren Beurtheilung. Etwas jünger, doch wohl noch dem Ende des sechsten Jahrhunderts angehörend, erscheint der mehrerhaltene Athenetempel auf der Insel Ortygia, von dessen Peripteros zweiundzwanzig Säulen mit Architrav und Triglyphenfries, für die Kathedrale von Siragosa verwendet, erhalten sind. Auch dieser Tempel ist pyknostyl, die Intercolumnien messen wenig über einen Durchmesser, die Säulenhöhe beträgt nur $4\frac{1}{3}$ Schaftdurchmesser.

Akragas.

Interessanter als die syrakusischen sind die Tempelruinen von Akragas,

doch scheint unter ihnen keine von dem hohen Alter der ebenbesprochenen zu sein. Akragas (römisch Agrigentum, jetzt Girgenti) von dem dorischen Gela, einer Colonie von Rhodos, gegründet, nahm erst um 500 v. Chr. jenen Aufschwung, welcher den Plato zu dem bekannten Ausspruch bestimmen konnte: die Akragantiner bauten, als ob sie ewig lebten, und lebten, als ob sie morgen sterben sollten. Von den neun mehr oder minder erhaltenen Tempeln von Girgenti scheint der, welcher jetzt den Namen des Herakles trägt, der älteste. Die Säulen, 4½ Durchmesser hoch, stehen wenig mehr als einen Schaftdurchmesser von einander ab. Die Verjüngung des Schaftes ist sehr bedeutend, der untere Durchmesser verhält sich zum oberen wie 4 : 3. Die Capitälbildung ist der vom mittleren Tempel des östlichen Hügels von Selinunt verwandt. Das ausserordentlich schwere und hohe Gebälk verleiht dem Ganzen den unverkennbaren Ausdruck des alterthümlich Lastenden und Drückenden.

Sog. Herakles-tempel.

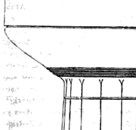


Fig. 164. Capitäl des sog. Heraklestempels von Akragas.

Die meisten der übrigen Tempel von Girgenti, die sog. Tempel der Juno Lacinia (eine der schönsten Ruinen des Alterthums), der Concordia, des Zeus Polieus, des Aeskulap, der Demeter, wie namentlich die aus römischer Zeit stammenden des Castor und Pollux und des Hephästos entziehen sich theils als nicht hiehergehörig, theils durch Mangel an Charakteristik der speciellen Behandlung. Um so wichtiger ist der vielbesprochene,*) freilich etwas jüngere Tempel des olympischen Jupiter, eines der bedeutendsten Riesenwerke des Alterthums (vgl. S. 80) und als Tempel ein Werk von der wunderlichsten Anomalie. Schon den Alten erschien der Tempel, der jedoch in Folge der Einnahme durch die Karthager nie ganz zur Vollendung kam, als ein Wunderwerk, und Diodor, der ihn (XIII. 82) ausführlich beschreibt, rühmt die riesigen aus den Wänden vortretenden Halbsäulen von 20′ Umfang mit ihren so geräumigen Canelluren, dass ein Mann in einer derselben

Der Tempel des olymp. Zeus zu Girgenti

*) J. Winckelmann, Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel zu Girgenti in Sicilien. 1759. Sämmtliche Werke, Donaueschinger Ausgabe. II. Bd. S. 301 fg

Quatremère de Quincy, Sur la restitution du temple de Jupiter Olympien en Agrigente. Archives littéraires de l'Europe. 1805. Vol. VI.

Raf. Politi, Lettera al Sig. Ciantra Panitteri sul rinomato tempio di Giove Olympico in Agrigento. Pal. 1819.

L. Klenze, Der Tempel des olympischen Zeus zu Agrigent. Stuttgart und Tübingen. 1821.

C. R. Cockerell, The temple of Jupiter Olympius at Agrigentum. London. 1830.

sich bergen konnte, und die imposanten Fronten, in deren Giebelfeldern auf der Ostseite die Gigantomachie, auf der Westseite die Einnahme von Troja plastisch dargestellt war. Die von Diodor gegebenen Maasse stimmen, einen erst im Laufe der Zeiten entstandenen Irrthum abgerechnet, ziemlich genau: die Länge beträgt mit den Stufen 359′, die Breite 175½′; der Flächenraum des Tempels ist daher fast dreimal so gross als der Flächenraum des Parthenon. Die Höhe giebt Diodor auf 120′ an, was sich auch aus der Reconstruction nach den erhaltenen architektonischen Bruchstücken bestätigt.

ein Pseudoperipteros.

So riesige Verhältnisse waren mit dem zu Gebote stehenden Material, vielleicht auch mit dem technischen und mechanischen Vermögen der Akragantiner nicht im Einklange. Der Muschelkalkstein der Gegend, ein zwar hartes, aber poröses Material, bricht nicht in grossen Blöcken, wie man sie namentlich für die Gebälkstücke bei so namhafter Spannung gebraucht hätte. Man musste daher von dem reinen Peripteralbau Abstand nehmen und zu dem Auskunftsmittel greifen, welches Vitruv mit dem Namen Pseudoperipteros bezeichnet. Der Säulenkranz wurde zur vollen Wand mit vortretenden Halbsäulen nach aussen und entsprechenden Pilastern nach innen. Die Halbsäulen mit ihrem Gebälke zeigen bereits ziemlich entwickelten Styl und die gewöhnlichen Formen, haben aber das Besondere, dass sie nicht unmittelbar auf dem Stylobat aufsetzen, sondern ein mehrgliedriges aus Hohlkehlen und rechteckigen Leisten schwer zusammengesetztes Mittelglied unter sich haben, welches am Fusse der Verbindungswand sich geradlinig hinzieht, unter den Halbsäulen aber als halbkreisförmige Basis entsprechend vorspringt. Während so vierzehn Halbsäulen die Langseiten gliedern, zeigen die beiden Fronten die Eigenthümlichkeit einer ungleichen Säulenzahl. Sieben Halbsäulen ergeben sich nemlich nicht blos durch Messung, es ist auch an der östlichen Schmalseite gerade der Mitteltheil mit der mittleren Halbsäule noch deutlich erhalten. Ueber den Grund dieser Anomalie scheint man sich nicht klar zu sein: wenn man sie nicht geradezu als ein Product absonderlicher Laune bezeichnet, begnügt man sich nach Serradifalco mit Analogien anderer Gebäude von ebenfalls ungleicher Säulenzahl in der Fronte, wie die sog. Basilika in Pästum mit neun Säulen, die grosse Porticus zu Thorikos in Attika mit sieben, und (nach Le Roy, Ruines de plus beaux monumens de la Grèce I. p. 10) ein Tempel zu Aegina mit fünf Säulen in der Fronte. Doch wie diese Anomalie bei allen genannten Denkmälern wohl ihren Grund hatte, so ist dieser namentlich hier naheliegend. Ein Tempel von solchen Verhältnissen bedurfte auch eines bedeutenden Portals. Ein solches Portal zwischen zwei Säulen in den schmalen Wandstreifen gebrochen, würde zu der Majestät des Riesenwerkes schlecht gestimmt haben (der kleinen von Politi auf die Bahn gebrachten Seitenthürchen, die man in den Kunst-Handbüchern gäng und gäbe findet, nicht zu gedenken). Es war daher ein doppelter Ausweg möglich: entweder an der Eingangs- (West-) Seite die Mittelsäule ganz wegzulassen, und statt

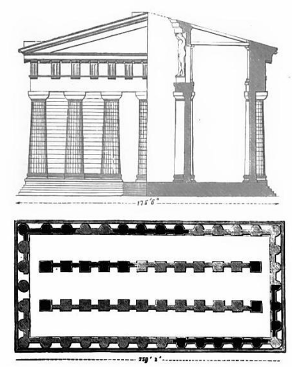


Fig. 165. Plan, Ansicht und Durchschnitt des Tempels des olympischen Zeus zu Akragas.

derselben ein entsprechendes grossartiges Portal anzubringen, oder die Mittelsäule gleichsam als Mittelpfosten einer Doppelthüre zu benutzen, welche, obwohl von einer Säule in zwei Hälften getrennt, doch zu einer gewissen einheitlichen Wirkung gebracht werden konnte. Der erstere Ausweg war allerdings wegen der vorauszusetzenden ausserordentlichen Spannung des Portalsturzes und der Epistylbalken mit erheblichen technischen Schwierigkeiten verbunden, und ist demnach minder wahrscheinlich, doch sollte man wenigstens nicht dagegen einwenden, dass eben das nur in kleinen Blöcken brechende Material der Gegend nicht die Möglichkeit der Herstellung eines so riesigen Decksteines darbot, denn einzelne Blöcke konnten ja von irgend einer Küste des Mittelmeeres und selbst von Aegypten, wo colossale Monolithe

gerade keine Seltenheiten waren, in den Hafen von Akragas geführt werden, wenn man auch nicht alles Material von auswärts beziehen wollte. Dagegen empfiehlt sich der von Klenze beigebrachte zweite Ausweg, wie ihn die vorstehende Abbildung giebt, nach jeder Seite hin, wobei nur zu bemerken ist, dass nichts nöthigt, für das Doppelportal des Pseudoperipteros auch Thürflügel anzunehmen, welche wahrscheinlich in der gewöhnlichen Weise an der Cella angebracht waren.

Inneres des Zeustempels von Akragas.

Was das Innere betrifft, so sind trotz des gesicherten Grundplanes die Hauptfragen noch nicht mit Bestimmtheit zu erledigen, doch dürfte mit meiner in Fig. 165 gegebenen Restauration den Anforderungen der Räumlichkeiten und der Beleuchtung am besten entsprochen sein. Wenn überhaupt die corridorartige Cella ausreichend erhellt werden sollte, musste sie hypäthral beabsichtigt sein, und zwar um so mehr, als von ihr aus die Beleuchtung der beiden Seitenschiffe, welche der durch Zwischenwände geschlossene Peristyl bildet, ausgehen musste. Denn die Annahme von Fenstern in der äusseren Wand zwischen den Halbsäulen, wie sie die bisherigen Restaurationen fast durchweg zeigen, ist ganz grundlos und dem Styl widersprechend. Die Cellenwände innen waren wie bei Hypäthraltempeln gewöhnlich, in zwei Geschosse gegliedert, die jedoch bei der geringen Breite der Cella keine Seitenschiffe bildeten, sondern mehr decorativ unten starkvortretende rechteckige Pilaster, oben Telamonen zeigten. Von den letzteren haben sich drei nebeneinander bis zum Jahre 1401 (Fazello, de reb. Sicul. I. 5) erhalten, und wurden so zum Wappenzeichen der Stadt Girgenti. Die in unserer Zeit noch übrigen dürftigen Fragmente liessen indess den ursprünglichen Standort zweifelhaft, doch konnten die Ansichten eigentlich nur zwischen deren Aufstellung im Untergeschosse oder im Hyperoon des Celleninnern schwanken. Die letztere Annahme ist mehr als wahrscheinlich und findet auch ihre Analogie in der sog. Incantada von Salonichi und in den unter Ludwig XIV. durch Vauban zerstörten sog. Tutelles zu Bordeaux. Sie vertraten die Stelle von kurzen und zu stämmigen Pilastern, bildeten bei verhältnissmässig geringer eigener Last passende Gesimsträger und gaben zugleich dem Innern ein reiches schmuckvolles Ansehen. Ohne Zweifel hatten sie der Incantada ähnlich Fensteröffnungen zwischen sich, durch welche das Licht der hypäthralen Cella auch den Seitenschiffen sich mittheilte.

Grossgriechenland. Sog. Poseidontempel zu Pästum.

Die Tempelruinen von Segesta und Akrae gehören in eine spätere Periode. Dasselbe gilt von der Mehrzahl der Tempelreste Grossgriechenlands *), welche übrigens mehr Verwandtschaft mit den sicilischen als eigentlich hellenischen Denkmälern zeigen. Genau genommen können nur drei Tempel hieher bezogen werden, Monumente von den beiden sybaritischen Colonien

*) C. M. Delagardette, Les Ruines de Paestum ou Posidonia ancienne ville de la Grand-Grèce. Par. 1799.
Duc de Luynes et F. J. Debacq, Métaponte. Par. 1833.

Metapont und Poseidonia (Pästum). Das bedeutendste dieser Werke, zugleich eine der besterhaltenen Ruinen des hellenischen Alterthums ist der sog. Tempel des Poseidon zu Pästum, 193′ in der Länge, 81½′ in der Breite

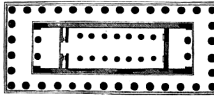


Fig. 166. Grundriss des Poseidontempels zu Pästum.

messend. Noch jetzt umgeben, mehr oder weniger vollständig erhalten, die sechsunddreissig Säulen des hexastylen Peripteros die Cella. Nur 1¼ Durchmesser von einander abstehend und nur 4⅐ Durchmesser hoch, dabei aber ungewöhnlich stark (fast um ein Dritttheil) sich verjüngend, zeigen diese Säulen noch ein alterthümliches, stark und weich ausladendes Capitäl mit drei Einschnitten am Säulenhals, dagegen aber schon 24 Canäle am Schaft, die dritte Phase der Canellirung. Die Mutuli am Geison haben keine Tropfen. Am Stylobat und Gebälk ward eine doppelte Curvatur wahrgenommen, von Penrose an den Fronten die seiner oben behandelten Theorie entsprechende, von Burckhardt am Gebälke eine leise Curvatur nach aussen, beides wahrscheinlich ein Ergebniss der zwei Jahrtausende, die über das schöne Denkmal hingegangen sind. Die Cella mit Pronaos und Posticum in antis zeigt im Innern das erhaltenste Beispiel eines Hypäthraltempels. Zwei Reihen von je sieben Säulen dorischer Ordnung, aber von bedeutend kleineren Verhältnissen als die Säulen des Peripteros, tragen auf ihrem Architrav eine zweite ähnliche, doch etwas verjüngte Säulenstellung und theilen die Cella in drei Schiffe. Noch sind in den Thürwänden die Spuren der Treppen deutlich, welche zur oberen Säulengallerie, dem Hyperoon führten. Leider aber haben die bisherigen Untersuchungen der freilich sehr angegriffenen Cellawände noch keinen Aufschluss über die Art der Dachbildung an Hypäthralbauten gegeben. Doch wenn irgendwo eine monumentale Sicherung darüber zu hoffen ist, so ist es hier: ein einziger von der obersten Reihe erhaltener Stein könnte durch Lage und Schnitt entscheiden, ob die Blouet'sche oder Bötticher'sche Restauration die richtige sei.

Metapont.

Von fast gleichem Alter, wie dieser Tempel, sind wohl die beiden Tempelruinen von Metapont, von welchen die eine, im Munde des Volkes als Chiesa di Sansone bezeichnet, nur mehr wenig bietet, während die andere, jetzt Tavola dei Paladini genannt, noch fünfzehn Säulen enthält. Diese zeigen den starkausladenden Echinus wie die Hohlkehle unter demselben nach Art der meisten sicilischen Denkmäler, doch verräth das Höhenver-

hältniss der Säulen (5 Durchmesser) und der weitere Säulenabstand ($1^3/_4$ Durchmesser) eine mehr vorgeschrittene Epoche.

Sog. Demetertempel von Pästum.

Zwei Ruinen von Pästum aber zeigen den dorischen Styl in einer wunderlichen, wohl eine ziemlich späte Periode voraussetzenden Verzerrung. Der sog. Demetertempel, ein hexastyler Peripteros von 47′ Breite und 107′ Länge (13 Säulen in der Länge) hat zwar Maassverhältnisse an den Säulen (Höhe 4, Abstand 1 Durchmesser), welche das höchste Alter anzuzeigen scheinen, aber die architektonische Behandlung im Uebrigen widerspricht einer solchen Annahme geradezu. So ist dem Echinus an der Stelle der sicilischen Einkehlung ein sculpirtes Blattschema mit eingekehltem Profil untergelegt, statt dem Gesimsleisten und den Tropfenregulae am Epistyl erscheint ein ionisches Kymation mit sculpirtem Eierstab, die äussersten Triglyphen sitzen, statt die Ecken des Triglyphenfrieses zu bilden, über dem Mittel der Ecksäulen, während nach vitruvischer Weise halbe Metopen sich an den Ecken befinden, und statt der Mutuli zeigt das Geison eine cassettirte Unterfläche. Nicht geringere Eigenthümlichkeiten enthält die Cella, deren Pronaos, ebenso tief als breit, je vier Säulen zeigt, welche in etruskisirender Weise auf Basen (aus Torus und Plinth bestehend) ruhen, wie überhaupt die tiefe Pronaosanlage auf mittelitalischen Einfluss hinweist.

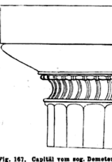


Fig. 167. Capitäl vom sog. Demetertempel zu Pästum.

Sog. Basilika von Pästum.

Aehnlicher Art im architektonischen Detail ist die sog. Basilika von Pästum, ein Peripteros mit 9 Säulen in der Fronte und 18 an den Seiten. Die Disposition dieses Gebäudes ist höchst eigenthümlich, denn abgesehen von der ungleichen Säulenzahl der Fronten scheint sich eine Säulenreihe in der Richtung der Längenaxe mitten durch den Innenraum gezogen zu haben. Wir werden unten noch auf diese Ruine zurückkommen und sie im Zusammenhalt mit der correspondirenden von Thorikos als eine Doppelstoa bezeichnen. Zu den am Demetertempel beobachteten Stylabweichungen kömmt hier noch das Fehlen der Triglyphen (die aber vielleicht ursprünglich als Tafeln angefügt waren) und die seltsame Uebertragung der Entasis der Säulen auf die Antenpfeiler.

VII. Die Monumente dorischen Styls aus der Blüthezeit Griechenlands.

Athenetempel von Aegina.

Aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. bietet auch Hellas im engeren Sinne einen beträchtlichen Reichthum an Werken dorischen Styls dar,*) die

*) J. Stuart and N. Revett, The Antiquities of Athens and other Monuments of

um so bedeutender sind, als Griechenlands Kunst in diesem Jahrhundert überhaupt ihren Höhepunkt erreichte. Den Reigen eröffnet der Tempel der Athena (gewöhnlich des Zeus Panhellenios genannt) zu Aegina, derselbe, welcher die für die Geschichte der Plastik so wichtigen Giebelgruppen geliefert hat, die unter dem allbekannten Namen der »Aegineten« eine der Hauptzierden der Glyptothek zu München bilden. Das edelste Maass tritt uns schon hier in den architektonischen Gliedern und namentlich in dem darin empfindlichsten, dem Capitäl entgegen. Die Ausladung des Echinus verringert sich, und das in Sicilien zu weich geschwungene Profil streckt und erhärtet sich, gleichsam mehr Widerstandskraft der Last des Architravs entgegensetzend, als diese in dem breitgedrückten sicilischen Capitäle zu liegen scheint. Vier Ringe legen sich unten am Echinus an, drei Einschnitte charakterisiren die Skamillenkerbe unter dem Säulenhals. Die Cella, welche trotz der nur hexastylen Fronte vielleicht hypäthral gewesen, war durch zwei Säulenreihen von je fünf dorischen Säulen in drei Schiffe gegliedert. Diese Innensäulen sind fast von gleichen Dimensionen wie die äusseren und zeigen, dass die Seitenschiffe hier nur ein Geschoss und kein Hyperoon bildeten. Von den Eigenthümlichkeiten dieses Tempels in Bezug auf Polychromie wurde schon oben gehandelt.

Tempel des olympischen Jupiter zu Athen.

Athen, die Hauptstätte hellenischer Kunst, hat einige dürftige Reste bedeutender Bauanlagen aufzuweisen, die an Alter den Tempel von Aegina, noch überragen. Schon Peisistratos hatte in dem Tempel des olympischen Jupiter ein Werk begonnen, welches, wenn von ihm vollendet und erhalten, ein Eckstein für die Geschichte der hellenischen Architektur geworden wäre. Es scheint aber, dass seine Regierungszeit nur ausreichte, den Grundbau herzustellen und höchstens den Stylobat zu strecken. Die noch erhaltenen korinthischen Säulen dieses Tempels sind Schöpfungen der augusteischen und hadrianischen Zeit und deshalb für uns vorläufig ohne Werth.

Greece. Lond. Vol. I. 1761. Vol. II. published by W. Newton 1790. Vol. III. publ. by W. Reveley 1794. Vol. IV. publ. by J. Woods 1816.

R. Chandler, N. Revett, W. Pars, Ionian Antiquities published by the Society of Dilettanti. Vol. I. Lond. 1769. Vol. II. 1797. V. III. 1840.

The unedited Antiquities of Attica, comprising the architectural remains of Eleusis, Rhamnus, Sunium and Thoricus, published by the Society of Dilettanti. Lond. 1817.

C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton, Antiquities of Athens and other places in Greece, Sicily &c. Supplementary to the Antiquities of Athens by J. Stuart and N. Revett. Lond. 1830.

A. Blouet, A. Ravoisié, A. Poirot, F. Trézel, Fr. de Gournay, Expédition scientifique de Morée, ordonnée par le Gouvernement Français. Paris 1831. 4 Vol.

M. Beulé, L'Acropole d'Athènes. Paris 1854. Nouv. Edit. 1862.

Fr. Cr. Penrose, An Investigation of the Principles of Athenian Architecture, published by the Society of Dilettanti. Lond. 1851.

C. Bötticher, Bericht über die Untersuchungen auf der Akropolis von Athen im Frühjahre 1862. Berl. 1863.

Der ältere Parthenon.

Bedeutender sind die gleichwohl ziemlich spärlichen Reste des älteren Parthenon. Neuere Untersuchungen haben dargethan, dass jener von den Persern zerstörte Nationalfesttempel auf derselben Stelle gebaut war, auf welcher noch der perikleische Parthenon steht, und dass dieser in Bezug auf die Dimensionen des Grundplanes nur an Breite namhaft, an Länge aber (östlich) ganz unbedeutend zunahm, so dass der Stereobat aus peiräischem Kalkstein für den neuen Parthenon fast durchaus derselbe bleiben konnte. (Strack, der vorperikleische Parthenon, Archäolog. Zeitg. 1862. S. 242 fg.) Von den übrigen Architekturtheilen haben sich nur durch den Umstand Reste erhalten, dass man bei der hastigen Herstellung der Burgmauer nach der Verwüstung der Akropolis durch die Perser brauchbare Stücke davon verwendete, welche neuerlich wieder aufgesucht wurden. Es fanden sich sechs-

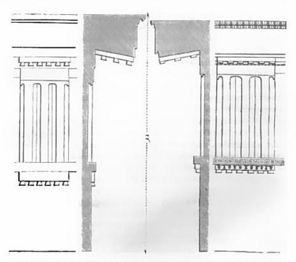


Fig. 168. Vergleichende Darstellung vom Gebälk des älteren und jüngeren Parthenon.

undzwanzig Säulencylinder von pentelischem Marmor, von welchen einundzwanzig einen Durchmesser von 6′ 2″, die übrigen fünf von 5′ 6′ zeigten, wonach die ersteren zum Peristyl, die letzteren zu den Säulen des Pronaos und Posticum gehörten. Diese Cylinder sind unvollendet, d. h. nur die untersten Cylinder mit dem Canellurenansatz versehen, und zeigen im Uebrigen noch die rohbearbeitete Ummantelung mit vorragenden Stücken zum Versetzen, woraus hervorgeht, dass der Tempel nicht lange vor seiner Zerstörung im Rohen, aber niemals im Detail vollendet worden ist. Das die

Architektur am meisten charakterisirende Glied, das Capitäl, ist leider durch keinen Ueberrest vertreten, doch ist aus den Gebälkfragmenten abzunehmen, dass auch dieses nicht weit von den Formen des nach den Perserkriegen erbauten perikleischen Parthenon entfernt, mithin schon von vollendeter Schönheit war. Denn die vom Gebälk aufgefundenen Bruchstücke, welche mit Ausschluss der parischen Metopenplatten gleichwohl nur von peiräischem Kalkstein aber mit feinem, ursprünglich wenigstens theilweise bemaltem Stuck überzogen sind, erweisen sich, wie die beifolgende Zusammenstellung (Fig. 168) lehrt, mit dem Gebälk des perikleischen Parthenon verglichen, nur wenig und unwesentlich verschieden. Die Dimensionen sind im Ganzen dieselben, doch ist das Epistylion des älteren Parthenon etwas niedriger und das Triglyphon etwas höher als am perikleischen Gebäude, ausserdem standen die schlankeren und schmaleren Triglyphen etwas enger, d. h. begränzten eine auf die Schmalseite gestellte oblonge Metope, während die breiteren Triglyphen des jüngeren Gebäudes fast quadratische Metopen zwischen sich haben. Doppelt so hoch ferner als am jetzigen Parthenon waren die Tropfenregulae, wie überhaupt die Leiste unter den Triglyphen, die Mutuli und die Tropfen stärker gebildet waren, und so zeigt sich durchweg das architektonische Detail im älteren Bau kräftiger entwickelt. Die Metopen scheinen plastisch schmucklos gewesen zu sein; an einem den Akropolisfelsen hinabgerollten Geisonstücke aber entdeckte man auch noch Spuren der Bemalung, an den Mutuli blaue wie an dem Triglyphenleisten rothe Farbe.

Tempel des Theseus zu Athen.

Man sieht aus den erhaltenen Resten des älteren Parthenon, dass der dorische Styl in Hellas seine volle Ausbildung schon vor den Perserkriegen erlangt hatte, so dass er in der herrlichen Zeit des Wiederaufbaues Athens nach der Zerstörung durch die Perser, in welcher Zeit Hellas in jeder Beziehung seiner schönsten Blüthe sich erfreute, nur noch an Verfeinerung und Pracht gewinnen konnte. Diess zeigt das besterhaltene Werk jener glücklichen Periode, der um 465 v. Chr. erbaute Tempel des Theseus. Ueber den Namen obwaltet, nachdem Ross' Vorschlag, die bekannte athenische Ruine als Arestempel zu bezeichnen, fast ohne Anklang geblieben, wenig Zweifel mehr, es ist dasselbe Heiligthum, welches Kimon, als er der Weisung des delphischen Orakels entsprechend nach der Eroberung von Skyros die angeblichen Gebeine des Theseus nach Athen übergeführt, dem attischen Heros errichtete. Der Tempel ist mit Ausschluss des aus peiräischem Gestein hergestellten Stereobats von pentelischem Marmor. Der einfache Tempelplan zeigt aussen einen Peripteros von 6 : 13 Säulen auf zwei Stufen, worin im Gegensatz zu den dreistufigen Göttertempeln dessen Bestimmung als Heroentempel angedeutet liegt, innen einen Pronaos und ein Posticum in antis beides ursprünglich durch Bronzegitter abgeschlossen an den Schmalseiten der Cella, die sich um eine Stufe über den Stylobat des Pteron erhebt. Der wesentliche Unterschied des attischen Tempels von dem sicilischen im Grundplan besteht in der namhafteren Breite der Cella und in einer gewissen Symmetrie des Pronaos und Posticum, welche bei den sicilischen Monumenten fehlt.

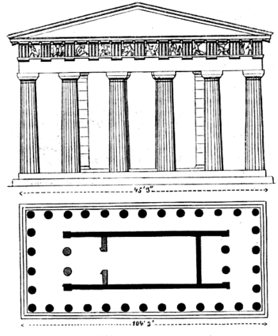


Fig. 169. Aufriss und Plan des Theseustempels.

Bedeutender ist der Unterschied des architektonischen Details: Die Säulen, $5\frac{5}{8}$ Durchmesser hoch, bedürfen bei ihrer namhafteren Höhe nur einer geringen Verjüngung (der untere Schaftdurchmesser verhält sich zum oberen wie 10:9), indem die schlankeren Verhältnisse die Verjüngung zu vermehren scheinen. Diese Wirkung wird in mässiger Weise noch unterstützt durch eine leise Entasis (Schwellung), welche ihren Höhepunkt in der Mitte des Säulenschaftes erreichend nur $\frac{1}{140}$ des unteren Durchmessers beträgt, und durch den feinen an sich kaum bemerkbaren Bogen jene Starrheit des Säulenstammes, die an den restaurirten Tempelzeichnungen wo er unberücksichtigt blieb so unangenehm berührt, hebt, ohne den Eindruck einer überweichen Elasticität zu machen, wie er uns an den stärker geschwellten Säulen der sicilischen und unteritalischen Monumente entgegentritt. Der Ansatz des Säulenhalses ist in der naturgemässen Weise nur durch einen kerbenartigen

Einschnitt mit Skamillenbildung charakterisirt. Um den Echinus schlingen sich unterhalb und zwar unmittelbar am Beginn der Ausladung vier feine Ringe, der Echinus selbst ist weder hoch noch weitausladend und sein Profil zeigt nicht die starke Curve der sicilischen Capitäle. Die schwache Einziehung des Schaftes erfordert auch nicht jene namhafte Ausladung des Capitäls, wodurch an den Denkmälern von Selinus und Akragas die Harmonie der unteren Schaftstärke mit der Breite und Tiefe des Abacus und des Epistyls erreicht wird. Am meisten aber verleiht unserm attisch dorischen Tempel seine Grazie das Maassvolle seiner Intercolumnien ($1^2/_3$ Durchmesser), wodurch er sich zum sicilischen Tempel verhält, wie der wohlgepflegte heilige Hain zum üppigen, Durchsicht und Eintritt beschränkenden Walde.

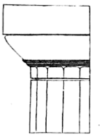


Fig. 170. Capitäl vom Theseustempel.

Vollendung des attisch-dorischen Styls.

Wie die schwache Einziehung und Schwellung, die stramme Mässigung der Capitälausladung und die Stärke des Abacus trotz des schlankeren Säulenwuchses doch wenigstens denselben kräftigen Eindruck, wie die sicilischen Denkmäler, aber ohne deren Schwerfälligkeit hervorbringen, so ist diess auch bei dem Gebälke der Fall, welches in den Hauptgliedern in grossen Maassen gehalten erscheint, während dagegen die kleineren Details durch ihre feinere und in Dimensionen beschränktere Ausführung vor dem in Sicilien häufig verletzenden Eindrucke der Derbheit bewahren. Der Leisten unter den Triglyphen, die Tropfenregulae, Tropfen, die Mutuli und endlich das Geison selbst verlieren an Schwere. Stütze und Last erscheinen im ebenmässigsten Verhältnisse, welches Gleichgewicht in den Monumenten der Hellenenstädte des Ostens sich nicht immer findet; alles Uebermässige und Ueberflüssige ist ebenso sehr vermieden, wie das statisch und ästhetisch Nöthige in sorgfältigster Abwägung gegeben ist. Und so erscheint das attische Säulenhaus nicht als die Cultstätte von Giganten, wie das sicilische, sondern als die in der That würdige Wohnung jener Götter, deren heiterer Ernst den hellenischen Volksgeist in der besseren Zeit Griechenlands so wohlthätig und belebend durchdringt.

Inneres des Theseustempels.

Das Innere des Pteroma zeigt die Reste reichen Farbenschmucks und einer ebenso gewählten als sorgfältig ausgeführten Ornamentmalerei. Wenn irgendwo, so ist auf die Bemalung das thukydideische Wort »wir pflegen das Schöne mit dem rechten Maass« (II. 40) anzuwenden, sowohl in der kleinen Zahl der beigezogenen Farben und in den gewählten Tönen derselben, wie in der Beschränkung des Ornaments auf die Charakteristik der einzelnen farbig geschmückten Glieder. Die Hauptfarben sind wieder, wie an der Aussenseite des Gebälks, ein tiefes Roth und ein mildes etwas gedämpftes Blau, Grün ist spärlich. Flache, rechteckige Leisten sind je nach Breite mit einem mehr oder weniger complicirten Mäander- oder Anthemienschema als Bänder,

die Kymatien (gewellte Leisten) als überschlagende Blätterreihen charakterisirt. Was das Detail ihrer Behandlung betrifft, so muss auf die unübertreffliche Auseinandersetzung in Bötticher's Tektonik der Hellenen verwiesen werden, auch wurde von den leitenden Grundsätzen der hellenischen Polychromie schon im allgemeinen Theile (S. 263 fg.) gesprochen; übrigens wird die beifolgende Abbildung eines Stückes von Gebälk und Decke des Peristyls wenigstens in Bezug auf die Formen und die Gesammtwirkung einige Vor-

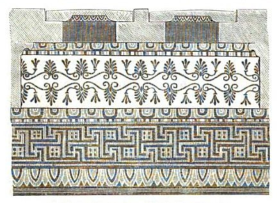


Fig. 171. Bemalung am Innengebälk des Theseustempels.

stellung geben. Wenn indess Plinius sagt, dass der Farbenschmuck der Decken erst in der Zeit Alexanders in Aufnahme kam, so kann uns diese sehr bedenkliche Notiz nicht bestimmen, auch diese Deckenbemalung als erst später ausgeführt zu betrachten, da alle architektonischen Werke der kimonischen und perikleischen Epoche Spuren von zweifellos ursprünglichem Farbenornament zeigen.

Zophoros des Theseus-tempels.

Noch beschränkte man sich in der dorischen Ordnung darauf, das Ornament auf dem nur im gehörigen Profil hergestellten Leisten ohne Detailausmeisselung einfach in Farbe herzustellen. Doch bemächtigte sich die Plastik eines Gliedes mehr, nachdem sie schon seit früheren Zeiten von dem Giebelfelde und von den Metopen Besitz genommen. Es war ein durchaus glücklicher Griff, auch das dem äusseren Triglyphenfriese entsprechende Gebälkglied der Cellawände (aussen) in ähnlicher Weise mit Reliefdarstellungen auszuschmücken, wie diess in den Metopen des Peripteros geschehen war. Nur wollte man in der Regel nicht, wie es in Sicilien und auch in einigen Monumenten Griechenlands vereinzelt vorkömmt, dieselbe Anordnung von Triglyphen und Metopen, wie sie das Säulengebälk des Peripteros zeigte, innen an dem Gebälk der Cella wiederholen, was auch in Rücksicht auf

die Bedeutung und den Ursprung dieses Schmuckes ganz verwerflich erscheint. Das breite Friesglied bot daher eine ganz passliche Stelle zur Anbringung einer fortlaufenden Reliefdarstellung, wodurch der innere Fries zum Zophoros im vollen Sinne wurde. Diese Friesreliefs haben sich an dem Theseustempel an Ort und Stelle erhalten, und stellen an der westlichen Schmalseite den Kentaurenkampf bei der Hochzeit des Peirithoos dar; die Darstellung des Frieses an der Ostseite (Fronte) ist noch nicht sicher erklärt. Diese Friesbilder ziehen sich jedoch nicht, wie am Parthenon, um die ganze Cella, sondern beschränken sich auf die beiden Schmalseiten in überdiess nicht gleicher Ausdehnung, da sie sich an der Westseite innerhalb der Anten des Posticum halten, während sie an der Ostseite mit dem fortgesetzten Gebälke über die Anten des Pronaos übergreifen und sich bis an das Gebälk der Säulen der Langseiten fortsetzen, wodurch eine auffällige Unregelmässigkeit der Innenbildung des Pteron entsteht. — Auch die Metopenbilder beschränken sich auf die Ostfronte und auf je vier nächstfolgende Metopen der Langseiten, somit auf achtzehn Reliefs, von welchen die zehn der Fronte ebenso viele Thaten des Herakles, die übrigen acht an den Langseiten Thaten des Theseus verherrlichen.

Gemälde in der Cella. Schicksale des Tempels

Aehnliche Darstellungen schmückten nach Pausanias (I. 17) in grossen Wandgemälden das Innere der Cella: eine Amazonenschlacht, der Kampf der Kentauren und Lapithen, und Theseus des Minos Siegelring zugleich mit einem goldenen Kranze, einem Geschenke der Amphitrite, aus dem Meeresgrunde heraufholend, Gemälde, von denen jedoch keine Spur mehr übrig ist. — Seine für die Kunstgeschichte so wichtige architektonische Erhaltung aber verdankt der Tempel der Umwandlung in eine Kirche: der heilige Georg nahm Besitz von der Stelle des Theseus. Später wurde die Kirche zum Mausoleum für die in Athen verstorbenen Reisenden. In neuerer Zeit aber hat er die sehr passende Bestimmung gehabt, die in Athen ausgegrabenen Schätze der attischen Plastik aufzunehmen und zu wahren, welche Bestimmung eben jetzt durch den Bau eines neuen Museums zu Athen wieder verloren geht.

Der perikleische Parthenon.

Wir gelangen endlich zu dem bedeutendsten Erzeugnisse hellenischer Architektur, dem Gipfel antiker Kunst überhaupt, dem Parthenon. Wenn wir diesem eine vielleicht unverhältnissmässig erscheinende Breite widmen, so bedarf diess eigentlich keiner Rechtfertigung, denn woran könnte überhaupt irgend eine Kunst besser erkannt und gewürdigt werden, als an ihrem herrlichsten Erzeugnisse. Zudem ist auch kein architektonisches Denkmal der alten Welt so oft und gründlich untersucht und behandelt worden, als dieses. Ich brauche da nur an Namen, wie Stuart, Revett, Beulé, Penrose und Bötticher, welche gleichsam auf der Akropolis von Athen verewigt sind, zu erinnern, und namentlich Bötticher's Name wird mit dem Parthenon in alle Zukunft verbunden bleiben. Seine Arbeiten vorzugsweise *) liegen auch der vorliegenden Behandlung zu Grunde.

*) Vgl. die S. 160 u. 168 gegebene Literatur.

Schicksale des Parthenon.

Der Parthenon war wenigstens äusserlich bis in die letzten Jahrhunderte herab fast unversehrt geblieben. Die Umwandlung in eine christliche, der heiligen Jungfrau geweihte Kirche hatte höchstens einige Verstümmelung in den Giebelfeldern zur Folge. Innerlich dagegen war die veränderte Bestimmung von bedeutenderen Folgen. Durch die Versetzung des Hauptzuganges an die Rückseite, durch den Einbau der Konche und überhaupt durch die bauliche Inscenirung der Kirche im Innern wurde die ganze Einrichtung umgestaltet. Doch blieb das Gebäude wenigstens in diesem Bestande bis zur Besetzung Athens durch die Türken, und auch während der Türkenherrschaft scheint es — Dank der Indolenz dieses Volkes — keine namhafte Beschädigung erlitten zu haben, so dass Spon und Wheler (Voyage en Grèce 1676) es noch als Ganzes sehen und als solches — leider nicht mit dem nöthigen Verständnisse — beschreiben und verzeichnen konnten. Wenige Jahre darauf aber traf den Parthenon der empfindlichste Schlag. Die Venetianer belagerten Athen und bombardirten vom Museionhügel aus die Stadt und besonders die Akropolis, wohin die türkische Besatzung sich zurückgezogen hatte. Da schlug (28. September 1687) eine Bombe durch das Dach des Parthenon in die Cella, welche die Türken zum Pulvermagazin gemacht hatten. Die dadurch bewirkte Explosion riss den Prachttempel in zwei Hälften auseinander, die Cella sammt dem grössten Theile der Langseiten der Säulenhalle war vernichtet. Morosini, der Admiral und nachmalige Doge der Venetianer, wollte hierauf, als die entmuthigten Türken Athen übergaben, das Gespann der Athene vom Westgiebelfelde des Parthenon als Siegestrophäe entführen, allein die Herabnahme wurde nicht mit der gehörigen Vorsicht ins Werk gesetzt, die Gruppe stürzte auf den Felsboden herab und zertrümmerte vollständig. Der Verfall machte seit jener Einnahme Athens noch einige Fortschritte, welche nicht blos seit den Verzeichnungen von Stuart und Revett, sondern sogar seit Penrose constatirt sind, und da namentlich der plastische Schmuck in den Metopen und im Cellafries an den ungeschützten Stellen sehr leidet und durch Uebersinterung und Verwitterung seinem völligen Ruin entgegengeht, so dürfte die zweite vielgeschmähte Plünderung des Parthenon, die des Lord Elgin, welche zwei Säle des britischen Museums mit den kostbarsten Schätzen füllte, kaum zu sehr zu beklagen sein.

Säulenkranz.

Betrachten wir nun das Gebäude im Einzelnen. Von dem Krepidoma und Stylobat sammt deren Curvatur wurde schon im allgemeinen Theile gesprochen. Drei hohe Stufen aus pentelischem Marmor, behufs des Wasserabflusses nach aussen etwas geneigt geschnitten, verkleiden den Stereobat oder Substructionsbau aus peiräischem Gestein. Ihre Höhe machte sie nicht zu wirklich praktikablen Stufen, es wurden daher, wie diess der beigefügte Plan lehrt, Halbstufen oder Zwischenstufen eingelegt, welche an der Stirn- und Rückseite den mittleren Intercolumnien entsprechend den Zugang erleichterten. Die mittlere der drei grossen Stufen trug Statuen, welche jedoch wohl erst aus späterer Zeit stammten. Die Dimensionen der oberen Stufen-

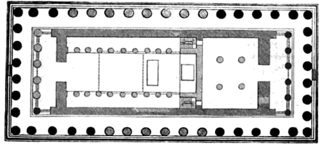


Fig. 172. Grundriss des Parthenon.

kante betragen $101^1/_4$: 228'. Die Säulen des fast bis an den Rand vortretenden Peripteros, acht in der Fronte, siebzehn in der Länge, sind $5^2/_3$ Durchmesser hoch und $1^2/_3$ von einander abstehend. Nur an den Ecken finden sich kleine Abweichungen, indem die Schäfte der Ecksäulen etwas stärker sind und den benachbarten näher stehen. Ueber den Grund dieser Erscheinung, wie über die Neigung der Säulen nach innen, das Aufsetzen der einzelnen Säulentrommeln u. drgl. wurde schon oben (S. 256 fg.) ausführlich gehandelt. Noch unter der Mitte der Schafthöhe ($^2/_5$ der Höhe) erreicht die Entasis ihren Höhenpunkt, dann strebt der Schaft in mässiger Verjüngung kraftvoll der Last entgegen. Das Capitäl zeigt wieder die einfache Skamillenkerbe unter dem Säulenhals, aber hier fünf Echinusringe, unterhalb hohlkehlenförmig eingeschnitten und nach oben allmälig an Breite abnehmend, welcher letztere Umstand ganz besonders von der ausserordentlichen Berechnung und Feinheit der Ausführung des architektonischen Details Zeugniss giebt. Die Krümmung des im edelsten Maasse ausladenden Echinus ist sehr leise, von Bemalung desselben wurde weder an Ort und Stelle eine Spur gefunden, noch konnte ich an dem bequem zu untersuchenden Capitäl im britischen Museum das Mindeste entdecken.

Gebälk.

Das ernste Epistylion, wohl erst in der Diadochenzeit mit Weiheschilden und entsprechenden Inschriften dazwischen, wie die Nietenlöcher beweisen, geschmückt, besteht aus je drei nebeneinandergestellten Platten, von Säulenaxe zu Säulenaxe spannend; der sein Gesims bildende Leisten unter den Triglyphen war mit dem Mäander, die schmale Tropfenregula mit einem feinen Palmettenschema bemalt (vgl. Fig. 168). Der Triglyphenfries ist, um die auf die schwebenden Epistylbalken gesetzte Last möglichst zu verringern, hohl, d. h. durch Platten innen und aussen gebildet. Alle Metopen enthielten plastischen Schmuck, für die Wirkung des Ganzen höchst bedeutsam. Eine schon ungehörige Verfeinerung aber ist der Astragal (Perlenschnur) am Abacus des Triglyphenfrieses. Am Geison erscheinen die Tropfen der Mutuli niedrig, überhaupt die kleineren Glieder in sehr mässigen Dimensionen, das

feine Krönungsgesims zeigt ein reich, doch edel ausgeschnittenes Profil. Darüber erhebt sich an den Fronten die mit zierlichem Anthemienschema bemalte Sima, beiderseits in Löwenköpfe endigend; die Langseiten zeigen marmorne Stirnziegel, welche ohne alle Ueberladung aus einer Doppelspira sich entwickelnde Palmetten darstellen (vgl. Fig. 156). Die Gruppen der beiden Giebelfelder, die Geburt Athene's und den für Athene siegreichen Streit zwischen Athene und Poseidon darstellend, lassen noch jetzt, freilich zum grössten Theil ins britische Museum versetzt, trotz der argen Verstümmelung wenn nicht die Kunst des Phidias erkennen, so doch dessen Auffassung ahnen. Es ist überhaupt kaum zu bezweifeln, dass Phidias, obwohl Iktinos und Kallikrates als die Baumeister des Parthenon genannt werden, als Intendant der perikleischen Kunstschöpfungen nicht blos die plastische Ausschmückung leitete und zum Theil selbst schuf, sondern der Errichtung des Prachttempels auch in architektonischer Beziehung nahe stand.

Decke des Pteroma.

Treten wir nun ein in das Pteroma (den Säulenumgang). Die Decke, in der Höhe des Geison gelegt, hat an der Langseite keine Balken, die Kalymmatien reihen sich hier unmittelbar an einander; an den Schmalseiten dagegen, wo der Abstand von Pronaos und Posticum zu den beiderseitigen Fronten grösser ist, werden die Kalymmatien durch Steinbalken getragen. An den erhaltenen Kalymmatienresten sind noch die Spuren der einstigen der des Theseustempels ähnlichen Bemalung erkennbar. Wahrscheinlich aber trat hier, wie diess an den Antencapitälen und am Gesimse über dem

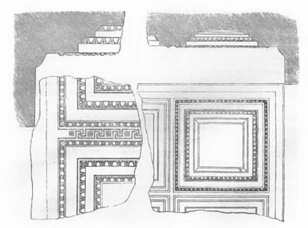


Fig. 173. Kalymmatienfragmente vom Parthenon.

a. von der Langseite des Pteroma. b. von der Decke des Posticum.

Cellafriese der Fall war, Gold zu der rothen und blauen Farbe, eine Zusammenstellung, von deren herrlicher Wirkung Tafel XXIII. bei Penrose eine Vorstellung giebt, die jede Missbilligung der hellenischen Polychromie verstummen machen muss.

Aeusseres der Cella.

Die Cella im weiteren Sinne, um zwei Stufen über das Niveau des Pteron erhöht, hat an den beiden Schmalseiten die als Pronaos und Posticum bezeichneten Vorräume, die Rückseite sogar einen doppelten, Posticum und Opisthodomos. Pronaos und Posticum haben für sich die Bildung eines Prostylos hexastylos von einer Tiefe, welche der des Pteroma an den Fronten ungefähr gleich ist. Die Säulen der beiden Vorräume, mit der Cella um zwei Stufen höher als die äussern Säulen stehend, sind etwas geringer in Durchmesser und Höhe, mithin auch in ihren Abständen verschieden von den Frontesäulen, woraus sich ergiebt, dass die letzteren sie auch nicht decken, was übrigens durch die dem Auge sich darbietende Abwechselung und Dichtheit der Säulen nach der Tiefe für den Anblick nur vortheilhaft ist. Ihre Capitäle, abweichend von denen der Pteronsäulen, nur drei Ringe unter dem Echinus zeigend, überragen jene um ein weniges, was jedoch bis zur Decke des Pteroma durch die ganz verhältnissmässig geringeren Höhendimensionen von Epistyl und Fries wieder ausgeglichen wird. Der dem äusseren Triglyphenfriese entsprechende Zophoros enthielt ein rings um die ganze Cella laufendes Flachrelief, die Panathenäenpompa oder, wie andere wollen, die Vorbereitungen hiezu darstellend, von welchem nur der Theil am Posticum mit den Anfängen der südlichen Langseite, nach neueren Berichten in Folge der seit der Zerstörung der Decke unbehinderten Einwirkung durch Luft und Regenwasser seiner völligen Zerstörung nahe, sich noch an Ort und Stelle befindet, während das Uebrige theils bei der Explosion des Jahres 1687 zu Grunde gegangen, theils ins britische Museum gewandert ist, wo die langen Wände des zweiten Elginsaales diesen nächst den Giebelgruppen kostbarsten Ueberrest der Glanzperiode attischer Kunst enthalten. Unter diesem Friese fand sich noch die Reminiscenz der architektonischen Formen des äusseren Gebälkes, bestehend in den Mäanderleisten mit daruntergesetzten Tropfenregulae und ihren Tropfen, eine Spielerei, die nur missbilligt werden kann, da einerseits diese Glieder nach ihrer Bedeutung innen ganz ungehörig sind (man vergleiche die Beleuchtung der Entstehung dieser Formen S. 244) anderseits aber die Tropfenregulae, durch ihre Unterbrechungen im engsten Zusammenhange mit der Gliederung des Triglyphenfrieses stehend, mit der Continuität des Zophoros sich im schroffsten Widerspruch befinden. Wie die den Fries beiderseits umsäumenden architektonischen Glieder ganz bemalt waren, so war wohl ebenfalls der Fries nicht völlig farblos, was auch das Erkennen der Darstellung bei mangelndem directen Lichte sehr erschwert hätte. Jedenfalls aber beschränkte sich die Bemalung in der Hauptsache auf den Grund, der vermuthlich blau war. Die Figuren selbst scheinen weder am Friese noch an den Metopen farbig behandelt gewesen zu sein. Dasselbe gilt von den Giebelgruppen, deren Reste im britischen

Museum zwar manche Farbestreifen zeigen, die sich aber insgesammt als Oxyde, durch verschiedene Einflüsse entstanden, erwiesen. Nur ein Haupt mit ausgehöhlten Augen, der Athena zugeschrieben, zeigt noch unverkennbare Spuren eines röthlichen Tones im Haare, an welche ich jedoch so wenig Consequenzen zu knüpfen wage, wie die im Jahre 1836 zur Untersuchung der Polychromiefrage zusammengetretene Commission.

Vergitterung des Pronaos und Posticum.

Die Intercolumnien des Pronaos wie des Posticum waren nicht, wie man früher annahm, durch niedrige Scheidewände, sondern durch Gitter abgeschlossen. Böttichers neueste sorgfältige Untersuchungen haben dargethan, dass 9″ hohe Marmorschwellen, von Säule zu Säule reichend und beiderseits in den Säulenfuss eingesetzt, die Basis dieses Gitters bildeten, dass senkrechte Ansätze desselben in den Säulenschaft einfügt waren, dass in ziemlicher Höhe ein horizontaler Holzbalken in den Schaft einsetzte und dass endlich das Gitter, auch in den Echinus eingefügt, noch unter dem Abacus des Capitäls endigte, ein Verschluss, der in der Aufstellung von Werthgegenständen selbst in den Vorräumen seinen gewichtigen Grund hat. Der Marmorboden des Pronaos, wie des Posticum liegt $2\frac{1}{2}$″ tiefer wie der Stylobat desselben. Die mächtigen Thüren, welche vom Pronaos zur eigentlichen Cella und vom Posticum zum Opisthodom führten, sind fast gänzlich zerstört, doch zeigen die Spuren der Rollgleise noch die Dimensionen der Thürflügel in der Breite wie den ursprünglichen Standort der Zapfen an.

Inneres der Cella.

Die Cella im engeren Sinne ist durch die venetianische Bombe fast vollständig vernichtet worden. Dennoch gaben die spärlichen Spuren im Marmorboden Bötticher noch ausreichendes Material, das Tempelinnere in der Hauptsache endgültig zu reconstruiren. Zwei Säulenreihen zu je neun Säulen theilten die Cella in drei Schiffe. Sie setzten bei schwachvorspringenden Anten an der Thürwand des Pronaos an und endigten vor Antenmauern, die von der Opisthodomwand nach dem Cellainnern vortraten und dadurch den drei Schiffen entsprechende Nischen bildeten. Die grössere mittlere barg des Phidias chryselephantines Pallasbild, während die beiden Seitennischen die zwei Verbindungsthüren mit dem Opisthodom und die Treppen zu den Obergeschossen der Seitenschiffe enthielten. Diese Obergeschosse (Hyperoa) wurden durch eine doppelt übereinandergesetzte Säulenstellung gebildet, welche wie der Peripteros dorischer Ordnung war, nach der Rhabdosislehre im Paviment aber nur sechzehn Canelluren hatten.

Die Doppelstoen und der Mittelraum waren durch eine zwiefache Vorrichtung von einander gesondert. Fürs erste ist der Mittelraum um $\frac{1}{3}$′ unter dem Niveau der Seitenstoen und der Mittelnische und fürs zweite waren die Stoen durch eine Gitterschranke von dem Mittelraume abgeschlossen. Diese letztere begann übrigens erst mit der dritten Innensäule von der Pronaoswand aus gerechnet und zog sich bis an die Anten der Nische, während sowohl in der Linie der beiderseits dritten Säule als vor der siebenten Querschranken auch den Mittelraum gliederten. Durch die Querschranke vor der siebenten Säule wurde der Raum unmittelbar vor der Agalmanische

als Parthenon im engeren Sinne im Gegensatz zu dem übrigen Hekatompedos genannten Innenraum abgegränzt, und in diesem befand sich besonders die Bühne der Proedrie, deren Dimensionen die Fliese aus peiräischem Gestein mitten im übrigen Marmorboden anzeigen, da wo vormals irrthümlich der Standort des chryselephantinen Pallasbildes angenommen worden war. Bezüglich der hypäthralen Anlage scheint kein ausreichender Grund vorhanden, den Dachausschnitt auf den nicht zum Parthenon im engeren Sinne gehörigen Theil des Mittelschiffes zu beschränken, es konnte wohl der Ausschnitt über das ganze Mittelschiff bis an die Agalmanische sich hinziehen. Für den Wasserabfluss aus dem erwähntermassen tiefer als die Seitenschiffe gelegenen Mittelschiff fand sich keinerlei Vorrichtung, woraus wieder zur Genüge erhellt, dass die hypäthrale Anlage keineswegs so berechnet war, als sollte der Tempel immer ungedeckt bleiben, indem vielmehr die amovile Decke nur an den Festtagen abgenommen wurde. Und wären diese auf stürmische Regentage gefallen, so würde man wohl den Tempel ebenso wenig seiner Schutzdecke beraubt haben, als man dann die Pompa in Scene gesetzt hätte. Das Nähere über das Hypäthron, den Schutz des Agalma und den Zweck desselben wurde schon im allgemeinen Theil (S. 273 fg.) gegeben.

Zeustempel zu Olympia.

Wie in allen Dingen, so war das übrige Hellas auch in der Entwickelung des dorischen Styls hinter Athen zurückgeblieben. Diess lehrt besonders der ungefähr gleichzeitig mit dem Parthenon von dem elischen Architekten Libon erbaute Festtempel des Zeus zu Olympia. Pausanias (V. 10) giebt davon eine mehr als gewöhnlich befriedigende Beschreibung: »Der Tempel ist dorischen Styls, von aussen ringsum mit Säulen umgeben und (mit Ausschluss des Gebälkes) aus heimischem Kalktuff gebaut. Er misst bis zum Giebel 68′ in der Höhe, 95′ in der Breite und 230′ in der Länge. Das Dach besteht nicht aus gebrannten Ziegeln, sondern aus pentelischem Marmor, der in Form von Ziegeln geschnitten ist. An den Eckakroterien steht je ein vergoldetes Preisgefäss und über der Mitte des Giebels eine gleichfalls vergoldete Nike. Unter der letzteren hängt ein goldener Schild, auf welchem das Gorgoneion in Relief dargestellt ist (Weihgeschenk der Spartaner). Auch an dem über den Säulen herumspannenden Architrav hängen aussen einundzwanzig vergoldete Schilde, die der römische Feldherr Mummius nach der Zerstörung von Korinth als Weihgeschenk dargebracht hatte. In den Giebelfeldern ist auf der Vorderseite der bevorstehende Wagenkampf des Pelops und Oinomaos dargestellt. . . . das Werk des Päonios aus Mende in Thracien, die Rückseite aber ist eine Schöpfung des Alkamenes und stellt den Kampf der Lapithen und Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos dar. . . . Ueber den Thüren der Cella und des Posticum sieht man die zwölf Thaten des Herakles. . . Es stehen aber auch innerhalb des Tempelhauses Säulen und über denselben ein gesäultes Hyperoon, durch welches ein Zugang zu dem Götterbilde selbst hinführte. Auch auf das Dach führt eine Wendeltreppe.«

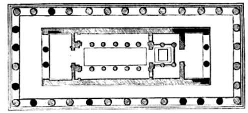


Fig. 174. Plan des Zeustempels zu Olympia.

Erhaltene Reste.

Wie die freilich keineswegs genügenden Untersuchungen der französischen Expedition nach der Morea*) gelehrt haben, steht der Zeustempel zu Olympia an architektonischer Bedeutung weit unter dem Parthenon. Der hexastyle Peripteros, dessen Säulen nicht einmal von Marmor, zeigt nicht jene feine Vollendung der Formen, wie wir sie dort fanden; sie entsprechen mehr den Werken der vorperikleischen Periode und stehen auf der Kunststufe des Tempels von Aegina. Die Metopen am Gebälke des Pteron waren wahrscheinlich ohne plastischen Schmuck. Pronaos und Posticum der Cella, an beiden Fronten etwas weiter vom Peristyl abstehend, haben nicht die reiche und lichte Prostylos-, sondern nur eine Antenbildung mit zwei Säulen zwischen den Wandpfeilern, welche übrigens wie am Parthenon oder richtiger wie am Theseustempel an beiden Fronten mit Gittern abgeschlossen waren, da jene Vorräume ebenso wie der Parthenon (Corp. Insc. II. Nr. 138 sq.) werthvolle Schätze enthielten (Paus. V. 12.). Der plastische Zophoros, der sich am Parthenon rings um die Cella schlingt, fehlte hier ebenfalls und die Anbringung von Metopentafeln an dessen Stelle, je sechs über Pronaos und Posticum, ist eine um so weniger befriedigende Entschädigung dafür, als — wie schon oben ausgeführt — ein Triglyphen- und Metopenfries an der Cella, im Innern des Peripteros dem Wesen dieses Gliedes zuwiderläuft. Zwei fragmentirte Metopen, den Herakles als Stierbändiger und angeblich die stymphalische Nymphe, somit dem von Pausanias angegebenen Dodekathlos angehörend befinden sich im Louvre. Die ziemlich rohen Mosaiken des Paviments im Pronaos und Posticum, im ersteren sogar unregelmässig disponirt, sind jedenfalls aus späterer Zeit.

Inneres der Cella.

Das Innere der Cella, wie es der beigefügte Blouet'sche Plan giebt, ist fast ganz conjectural, doch nach Pausanias in der Hauptsache wahrscheinlich richtig. Wie am Parthenon bildeten zwei in der Höhe gedoppelte Stoen

*) In antiquarischer Beziehung unter A. Blouet's Leitung. Ob eine schon im Jahre 1848 auf Anregung von C. Bötticher, C. Ritter und E. Curtius beschlossene preussische Expedition zur Erforschung der Reste von Olympia noch zur Thatsache wird, ist sehr fraglich. Eine sorgfältige Untersuchung müsste jedoch eine der lohnendsten Unternehmungen sein.

drei Schiffe, von welchen das mittlere hypäthral war. Die Herstellung der Bildnische ist nicht ohne Schwierigkeit, aber um so interessanter, als sie das grösste Meisterwerk aller Zeiten, den thronenden Zeus des Phidias umschloss. Des Pausanias Worte, »dass durch das Hyperoon ein Zugang zu dem Götterbilde selbst hinführte«, genau genommen, müssen die doppelstöckigen Seitenschiffe vor der Agalmanische durch Wände abgeschlossen gewesen sein, woraus sich eine der Thürwand ähnliche Querantenbildung ergiebt, deren Thüren durchschreitend man (vielleicht in zwei Geschossen) neben und hinter das berühmte Zeusbild gelangen konnte. Die sichere Erkenntniss der ursprünglichen Einrichtung ist um so schwieriger, als mehrfache Aenderungen im Laufe der Zeiten stattgefunden zu haben scheinen, wie man denn unter den Trümmern Fragmente von Pfeilern mit dorischen Halbsäulen fand, welche wahrscheinlich erst in römischer Zeit entstanden sind.

Tempel des Apollon Epikurios zu Bassae.

Derselben Blütheperiode von Hellas gehören nachweislich noch zwei andere Tempel an, beide von Iktinos, einem der genannten Architekten des Parthenon, erbaut. Der erstere, hochbedeutend durch seine Erhaltung, Besonderheiten und kostbare plastische Auszierung, ist der Tempel des Apollon Epikurios zu Bassae bei Phigalia in Arkadien, zum Danke für die Verschonung von der Pest des Jahres 430 v. Chr. erbaut. Vorher wenig beachtet, obwohl in herrlicher Lage auf der Höhe eines Abhanges des arkadischen Gebirges die Gegend weithin überschauend und beherrschend, ward dieser Tempel erst 1812 von derselben Gesellschaft deutscher und englischer Forscher, welche im Jahre vorher mit so glücklichem Erfolge den Athenetempel von Aegina untersucht hatten, ausgegraben. Er ist ein dorischer Peripteros, 47′ lang, 125′ breit mit sechs Säulen in der Fronte und fünfzehn an den

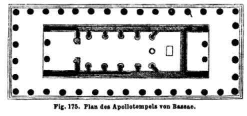


Fig. 175. Plan des Apollotempels von Bassae.

Seiten. Baumaterial ist ein guter bläulich grauer Kalkstein, Bildwerke und Bedeckung waren in Marmor hergestellt. Was nach dem Baumeister befremdet, ist, dass am Peristyl die dorischen Formen theilweise von den attischen abweichen. Die Intercolumnien messen zwar ebenso wie am Parthenon $1^2/_5$ Schaftdurchmesser, auch die Höhe des Gebälkes beträgt wie dort nicht mehr als $^1/_3$ Säulenhöhe; dagegen berechnet sich diese auf nur $5^3/_7$ Schaftdurchmesser (am Parthenon $5^2/_3$). Der Echinus ist etwas mäch-

tiger gebildet, und die Skamillenkerbe am Säulenhalse erscheint in drei Einkehlungen, besonders aber zeigt die Giebelsima ein ungehöriges ionisches Profil, zugleich mit sculpirtem statt wie bisher einfach gemaltem Anthemienschema. Auch die Kalymmatiendecke enthielt eine auffällige Neuerung: Unter den Fragmenten mit quadratischen finden sich auch solche mit rautenförmigen Lacunarien, über deren ursprüngliche Stelle sich zwar nichts Sicheres ermitteln lässt, welche aber keinesfalls gebilligt werden können. Ob es ferner eine architektonische Abweichung genannt werden kann, dass sich an den Horizontalgliedern dieses Tempels keine Curvatur wahrnehmen lässt, muss nach dem oben Ausgeführten freilich dahingestellt bleiben, mehr befremdet es, wenn wirklich die Säulen alle in ihrer Axe lothrecht stehen, statt sich gegen die Cella zu neigen, und wenn sie wirklich der Entasis ermangeln sollten.

Die Cella. Da der Tempel bei gleicher Säulenzahl in der Fronte in seiner Länge verhältnissmässig gestreckter ist, als der Zeustempel zu Olympia (der letztere dreizehn, der erstere fünfzehn Säulen an den Längsseiten), so wird dadurch nicht blos das Pteroma an den beiden Schmalseiten breiter, sondern auch noch die Cella, ebenfalls mit Pronaos und Posticum »in antis« versehen, verhältnissmässig länger und schmaler. Die hypäthral angelegte Cella im engeren Sinne konnte deshalb auch nicht in drei Schiffe gegliedert werden, ohne das Mittelschiff unpassend schmal zu bilden, man schlug daher den Ausweg ein, die Säulen des Hypäthrons als Halbsäulen an die Längswände der Cella selbst oder vielmehr an antenartig vortretende Pfeiler, wie der beigefügte Plan (Fig. 175) lehrt, anzulegen. Dadurch gingen übrigens nicht blos die Seitenschiffe, sondern auch die Hyperoa verloren, und die Halbsäulenreihen konnten auch der Höhe nach nur einfach, wie im Athenetempel zu Aegina, hergestellt werden. Die Halbsäulen aber zeigen zum erstenmal an den bekannten dorischen Tempeln die Beiziehung eines anderen Styls im Innern, nemlich des ionischen, und gehören dadurch wie auch durch ihre Bildung für die Geschichte der Entwicklung dieser Ordnung zu den bedeutsamsten Belegen. Es wird deshalb bei Behandlung des ionischen Styls noch darauf zurückzukommen sein. Vorläufig mag die Bemerkung genügen, dass die Formen dieser Säulen mit den fast gleichzeitigen ionischen Säulen am Tempel der Nike Apteros, im Innern der Propyläen und am Tempel der Athene Polias (Erechtheion) auf der Akropolis von Athen verglichen einen weit tieferen Grad der Entwicklung zeigen. Führte der Athener Iktinos das Werk zu Ende, derselbe, welcher die Bauten auf der Akropolis genau kennen musste, nach Vitruv (VII. Praef. 1. 2) sogar über den Parthenon schrieb, so lässt sich das, wie überhaupt manches Unattische an der Gebälkbildung, schwer begreifen, wahrscheinlicher aber ist, dass eine andere Hand die Vollendung des arkadischen Tempels leitete. Doch könnte diese nicht viel später gesetzt werden, da erstens die primitive Form der ionischen Halbsäulen an sich eher den Stempel eines höheren Alters tragen, und der herrliche Relieffries, welcher über denselben das Innere schmückte, jetzt aber

im hellenischen Saale des britischen Museums bewahrt wird, keiner viel jüngeren Epoche angehören kann. — Dasselbe Tempelinnere lieferte auch eines der ältesten Beispiele eines korinthischen Capitäls an einer Säule, die von den Restauratoren in die Mitte vor die Agalmanische unter das ringsumlaufende Gebälk mit dem plastischen Friese gestellt wird. Diese Säule deckte allerdings in solcher Stellung das Götterbild in einer sehr störenden Weise, die vor einer erneuten Prüfung des Paviments an diesem Orte unmöglich als Thatsache angenommen werden kann. Von dem korinthischen Capitäle wird weiterhin die Rede sein.

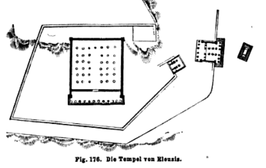


Fig. 176. Die Tempel von Eleusis.

Mysterientempel von Eleusis.

Das dritte dem Iktinos zugeschriebene Bauwerk, der Mysterientempel (Megaron oder Anaktoron) von Eleusis mag diesem in seiner ersten Anlage angehören, zeigt aber kaum mehr von ihm herrührende Reste. Diess ist nicht blos aus dem Styl der erhaltenen Bruchstücke abzunehmen, auch nach classischen Angaben kann dem Iktinos ausser dem Plane wenig zugeschrieben werden, denn nach Plutarch (Per. 13) errichtete Koroibos die untere Säulenreihe nebst dem Architrav, worauf nach dessen Tode der Xypetier Metagenes das übrige Gebälk und die Säulen darauflegte und Xenokles aus Cholargos Decke und Dach herstellte. Erst Demetrios Phalereus vollendete das Gebäude durch einen Prostylos von zwölf dorischen Säulen, der übrigens kaum im ursprünglichen Plane lag.

Der Grundplan des Tempels ist von dem gewöhnlichen so weit verschieden als der Zweck. Denn wie sonst die Cella der Culttempel nur das Haus des Gottes war, gewöhnlich ein Aditum für den Betenden, der seine Andacht ausserhalb verrichtete, so war sie hier der Versammlungsort der Gemeinde der in die Mysterien Eingeweihten, und insoferne die Aufgabe des Architekten eine ähnliche, wie bei der christlichen Kirche, nemlich einen weiten, nach aussen wohl abgeschlossenen Raum für die Versammlung zu schaffen. Diese Voraussetzungen fanden sich auch erfüllt. Die Herausgeber der Unedited Antiquities of Attica waren indess durch die Natur des be-

bauten Bodens an einer durchgreifenden Untersuchung wesentlich behindert. Die Ergebnisse ihrer Forschungen beschränken sich daher in der Hauptsache auf die Erkenntniss der quadratischen Form der Cella (innen 167′ im Gevierte messend). Sie fanden aber auch im Innern dieses Raumes noch einen fragmentirten Säulenschaft an Ort und Stelle, von zwei anderen die Spuren. Diese drei Stellen liessen die Herausgeber (freilich nicht mit befriedigender Sicherheit) auf vier Reihen von je sieben Säulen schliessen, die sich quer in der Richtung des Prostylos hinzogen, und dadurch die Cella in fünf Schiffe theilten, von welchen das mittlere bei einer Weite von 64′ jedenfalls hypäthral angenommen werden müsste. Allein diese Disposition empfiehlt sich aus zwei Gründen wenig, erstlich weil dann die Richtung der Schiffe nicht dem Eingange entsprechend wäre, und dann, weil die mittlere der sieben Säulen gerade vor den Eingang zu stehen käme. Es erscheint demnach jedenfalls ansprechender, die Säulenreihen in der Längsrichtung des Tempels, wie sie der Eingang angiebt, anzuordnen, wonach sich sechs Reihen zu je sechs Säulen ergeben, die siebente mittlere Säulenreihe aber bis auf die der Rückwand nächste Säule, deren Stelle unzweifelhaft ist, wegzulassen, wodurch ein nicht allzubreites Mittelschiff in der Thürrichtung entsteht, das hypäthral dem Zwecke der Beleuchtung des Ganzen diente. Auf den Säulen ruhte ein oberes Säulengeschoss (Hyperoon), dessen beide Flügel an der Rückseite verbunden gewesen zu sein scheinen. Jedenfalls wurde auf diese Art der grösstmögliche Raum gewonnen, zugleich mit passenden Abtheilungen, die den verschiedenen Graden der Weihen, wie dem mannigfachen Ceremoniell ganz angemessen waren. Aus gleichen Gründen war auch dem Fussboden ein geräumiges, von kurzen Cylinderstützen getragenes Souterrain untergelegt. Die erhaltenen Fragmente der architektonischen Glieder verrathen keine Verwandtschaft mit den Formen des Parthenon, und gehören jedenfalls erst den letzteren, von Plutarch genannten Architekten, wenn nicht sogar, wie L. Ross meint, einem Umbau aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an. Der zwölfsäulige Prostylos, von Demetrios Phalereus zu Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. angefügt, zeigt in den drei erhaltenen Säulen schon den fast geradlinigen Echinus mit drei flachen in geradlinigem Profil geschnittenen Ringen: er kam nie zur Vollendung, wenigstens sind von den Canelluren nur die Ansätze ausgeführt.

Tempel der Artemis Propylaia zu Eleusis.

Der kleinere Tempel von Eleusis, nach seiner Lage vor den äusseren Propyläen wohl der classisch erwähnte Tempel der Artemis Propylaia, ein gedoppelter Antentempel, d. h. mit Pronaos und Posticum »in antis« zu je zwei Säulen, verräth ebenfalls schon eine jüngere Periode, die jedoch noch immer ins vierte Jahrhundert v. Chr. zu setzen sein dürfte.

Die beiden Nemesistempel zu Rhamnos

Nicht minder bedeutend als die von Eleusis sind die dorischen Tempelruinen von Rhamnos. Der grössere der beiden Nemesistempel, ein mässiger Peripteros hexastylos (33 : 70′) mit zwölf Säulen in der Länge zeigt in seinen architektonischen Formen die Schule des Parthenon mit der Tendenz zum Leichteren und Schlankeren ($5\frac{1}{2}$ Durchmesser Höhe und $1\frac{3}{4}$ Durch-

messer Säulenabstand). Höheres Alter verräth ein kleiner Nebentempel der Nemesis, zugleich eines der seltenen Beispiele eines reinen Antentempels. Von ganz kleinen Dimensionen (21 : 33′) zeigt er doppelten Widerspruch

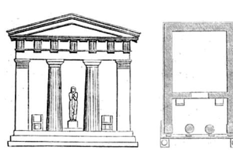


Fig. 177. Antentempel der Nemesis zu Rhamnos.

zwischen Material und Bauweise, kyklopisch gefügte Wände aus Marmor und die feineren Architekturtheile, wie Säulen und Anten, aus grobem Sandstein. Ein sicherer Grund dieser Verkehrtheit ist nicht zu ermitteln. Die dorischen Formen aber, besonders an den Gesimsen, lassen eine vorperikleische Erbauungszeit vermuthen.

Athenetempel von Sunion.

Manche Räthsel über die Entwicklung des dorischen Styls, die sich auch kaum mit der Annahme von verschiedenem Alter der einzelnen Tempeltheile lösen, bietet ferner der Athenetempel von Sunion dar. Denn während die sechszehn Cannelluren der Schäfte hohe Alterthümlichkeit zu verrathen scheinen, zeigt die Schlankheit und der Abstand der $5^6/_7$ Durchmesser hohen und $1^2/_3$ Durchmesser von einander entfernten Säulen nachperikleische Zeit an, worauf auch die Gebälkglieder hinweisen. Der über den Pronaos hinlaufende Reliefries zeigt auch so wenig wie der Theseustempel die am Parthenon missbilligten Tropfenregulae unter sich; dagegen finden sich an den Gesimsen stylwidrige Leisten.

Peripteros von Thorikos.

Wahrscheinlich noch dem vierten Jahrhundert angehörig ist endlich eine eigenthümliche Ruine zu Thorikos bei Sunion, ein Peripteros mit sieben Säulen in der Fronte und vierzehn in der Länge (48 : 104′). Die Siebenzahl der Säulen an den Schmalseiten allein würde zwar der Annahme eines Tempels kein absolutes Hinderniss in den Weg legen (man vergleiche das oben bei Besprechung des Zeustempels von Akragas Angeführte), es kömmt jedoch noch ein anderer Umstand hinzu, welcher direct auf eine andere Bestimmung hinweist. Während nemlich die übrigen Säulen $1^1/_2$ Durchmesser von einander abstehen, findet sich zwischen den beiden mittleren der Langseiten ein Abstand von $2^1/_2$ Durchmessern, welcher jedenfalls den Haupteingang in der Mitte der Langseiten anzeigt. Ueber den Zweck dieses Ge-

bäudes, welcher indess noch der Bestätigung durch eine gründliche Untersuchung des Innenraums bedürfte, wird unten bei den Stoen die Rede sein. Die Canelluren sind nur an den Ansätzen hergestellt, der Bau ist demnach unvollendet geblieben.

Tempel von Nemea.

Von ganz zweifelhafter Entstehungszeit sind die Reste des Tempels von Nemea, eines dorischen Peripteros hexastylos mit dreizehn Säulen in der Langseite. Die drei erhaltenen Säulen, zwei vom Pronaos, eine von der Fronte, zeigen schon eine Höhe von $6\frac{1}{2}$ Durchmessern, gegen welche das Capitäl dürftig und kleinlich erscheint.

Sog. Apollotempel von Delos.

Die Insel Delos, mit Athen in dessen Blüthezeit im engsten Zusammenhang, lieferte die Reste von drei dorischen Bauwerken, von welchen der eine, angeblich vom Apollotempel, in Stuarts Zeit noch aus drei Säulen bestand (jetzt sind auch diese verschwunden). Nach Stuarts Aufnahmen zeigen sie edle Verhältnisse und Formen, Säulenhöhe fast 6 Durchmesser, unterer Abstand der Schäfte $1\frac{1}{2}$ Durchmesser; der Echinus und die Ringe unter demselben sind den Capitälen vom Parthenon und Theseion ähnlich. Die Canelluren sind nur in den Ansätzen am Fusse und am Säulenhals begonnen, wodurch der Tempel sich als unvollendet erweist.

Sog. Porticus des Philippus.

Wohl etwas späterer Zeit angehörig waren die Reste der sog. Porticus des Philippus, welche jetzt ebenfalls nicht mehr aufrecht stehen. Die Säulen derselben zeigten ein sehr schlankes Verhältniss, waren $6\frac{3}{5}$ Durchmesser hoch und $2\frac{2}{3}$ von einander entfernt. Das Capitäl war von kleinlichen Dimensionen, mit dem Abacus wenig mehr als $\frac{1}{4}$ Durchmesser in der Höhe messend, der Echinus, völlig geradlinig geschnitten, ohne alle Schwellung nach aussen und ohne Einziehung unter der Platte, gab der Säule den unangenehmen Charakter des Leblosen und Starren; Triglyphen und Gebälk zeigten jedoch noch entschieden hellenischen Schnitt. Zweck und Gestalt des Gebäudes zu ermitteln, ist selbstverständlich jetzt unmöglich, das Inschrift-Fragment, das Stuart noch auf dem Architrav fand und das den Namen »Philipp von Makedonien« enthält, kann sich wohl auf die Erbauung, möglicherweise aber auch auf eine Restauration beziehen.

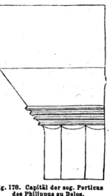


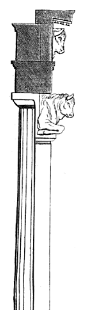
Fig. 178. Capitäl der sog. Porticus des Philippus zu Delos.

Blouet fand dagegen in den Architrav-Fragmenten noch den fragmentirten Namen des Königs Demetrios vor.

Stierpfeiler von Delos.

Noch sind die Reste einer wunderlichen Säulencomposition auf Delos erhalten, welche buchstäblich halb europäischer, halb asiatischer Heimat ist. Die beifolgende Figur (179) wird davon einige Vorstellung geben. Die Aussenseite, wie an der Lage des Geison zu erkennen, zeigte Pfeiler mit

einem Stierpaare als Bekrönung, während ein Stierkopf auch noch jeder Triglyphe vorgeheftet ist. Ueber die Art und den Zweck des Gebäudes ist Sicheres nicht zu ermitteln, man vermuthet Zusammenhang mit dem Mithrascult. Zweifellos ist, dass die Stierbildungen als Capitäle sich aus den Ländern östlich vom Tigris, wo wir den Ursprung derselben gefunden, vorgeschoben haben.


Fig. 179. Compositsäule von Delos.

Die Propyläen zu Athen.

Dies sind die hauptsächlichsten in Hellas erhaltenen Tempel der Blüthezeit. An ihre Besprechung knüpft sich noch die Erörterung einer zum Tempelbezirk gehörigen Anlage, nemlich der Propyläen. Häufig war das Temenos mit einer Mauer umschlossen, welche zu einem mehr oder minder prächtigen Thorbau besonderen Anlass gab. Je nachdem man mit dieser Umfriedung ausserdem noch andere Ziele im Auge hatte, wie bei der Umfriedung der Akropolis zu Athen, die zugleich fortificatorischen Zwecken diente, musste Mauer- und Thorbau vermehrte Bedeutung gewinnen. Der letztere wurde dadurch in Athen zu einem der grossartigsten Werke, das sich dem Parthenon würdig an die Seite stellte. Sollte es geradezu als Festungsthor genügen, so war keine reiche architektonische Entwicklung möglich: man stellte es daher erst hinter die schlichten eigentlichen Festungsthore und liess es diese überragen, oder man baute in umgekehrter Weise den Propyläen, da man sich mit diesen für den Fall eines Angriffs auf die Akropolis nicht beruhigen konnte, nachträglich noch das Festungsvorwerk voran, welches in einem wahrscheinlich erst aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. herrührenden Umbau noch erhalten ist. Die Propyläen selbst wurden nach Vollendung des Parthenon um 437 v. Chr. begonnen, um 432 vollendet, als Architekt wird Mnesikles gerühmt. Von der Art der Herstellung giebt schon die Notiz des Aufwandes dafür eine Vorstellung, er betrug 2012 Talente (3,162,361 Thaler nach Hultsch).

Das Prachtthor bestand aus einem fünffachen Durchgang, welcher wohl in der Absicht, es auch einigermaassen vertheidigungsfähig zu machen, etwas zwischen die beiderseits vorspringenden Mauern zurücktretend angebracht war. Der diese Durchgänge bildenden Mauer wurden aber sowohl nach innen als nach aussen Prostyle vorangestellt, aus je sechs dorischen Säulen bestehend, welche in ihrer Lage den Thürpfeilern entsprachen. Demzufolge sind, da die Thürweiten verschieden, auch die Säulenabstände ungleich: am weitesten in der Mitte ($2^1/_2$ Durchmesser), so dass der mittlere Durchgang als Fahrweg dienen konnte, was auch abweichend von der

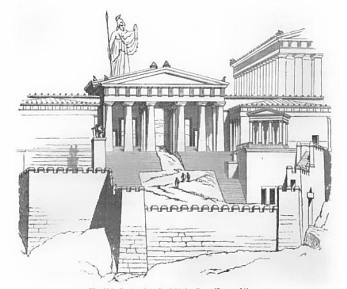


Fig. 180. Restaurirte Ansicht der Propyläen zu Athen.

sonstigen Ordnung zwei Triglyphen und drei Metopen über dem mittleren Intercolumnium erheischte; die beiden nächsten Säulenabstände betragen $1\frac{1}{3}$ Durchmesser, die beiden äussersten, den äusseren schmalsten Durchgängen entsprechend, nur $1\frac{1}{6}$ Durchmesser. Die beiderseitigen Prostyle, zwar äusserlich einen gleichen giebelgekrönten und tempelartigen Anblick darbietend, standen jedoch nicht in gleicher Höhe, indem wegen des ansteigenden Bodens der Giebel des inneren Prostylos den des äusseren um etwa fünf Fuss überragte, und waren auch nicht gleich weit von der zwischen ihnen liegenden Thormauer entfernt, indem der äussere Prostylos, doppelt so weit als der innere davon abstehend, noch Raum für eine besondere Vorhalle gab. Die Decke dieser, im Alterthume wegen ihrer Spannung und ornamentalen Ausschmückung hochbewundert, wurde von sechs ionischen Säulen, in zwei Reihen zu beiden Seiten neben dem Fahrweg in der Mitte sich hinziehend, getragen.

Während schon im Innern an den Durchgangsmauern sechs Stufen die Unebenheit des Bodens vermittelten, schloss sich unmittelbar an den äusseren Prostylos die breite von dem unteren Mauerthore aus ansteigende Treppe an, welche jedoch in der Mitte ausgeschnitten war und den Fahrweg ent-

hielt, der, grösstentheils in den lebenden Felsen gehauen und zur Erleichterung des Fahrens quer gestriemt, noch jetzt die Fahrgleise erkennen lässt. Diese Treppe war in ihrem oberen Theile von zwei Flügelgebäuden der Propyläen, die sich an den äusseren Prostylos anschlossen, flankirt. Wie diese von ungleicher Bestimmung waren, so zeigen sie auch, von der Formation des Burgfelsens und von schon vorhandenen Gebäuden (Tempel der Nike Apteros) bedingt, verschiedene Dimensionen. Der wohlerhaltene grössere Flügel zur Linken (für den Aufsteigenden) ist ein cellenartiges Gebäude in antis mit drei dorischen Säulen in der gegen die Treppe gewandten Fronte

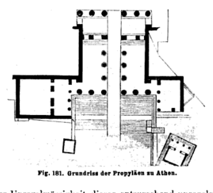


Fig. 181. Grundriss der Propyläen zu Athen.

und einer der Unregelmässigkeit dieser entsprechend unregelmässig durchbrochenen Thürwand, das Innere enthielt nach Pausanias (I. 22) Gemälde von Polygnot. — Alle Details der Propyläen zeigen in architektonischer Hinsicht dieselbe Kunsthöhe wie der Parthenon, die Capitälbildung der Prostyle und Fronten der Flügel ist ganz ähnlich, ebenso das Gebälk. Die Kalymmatiendecke in der äussern Vorhalle prangte im reichsten Farbenschmuck: die Ornamente waren in Blau, Roth, Gold und Grün ausgeführt. Von der Bildung der ionischen Innensäulen wird später die Rede sein.

Die grössern Propyläen zu Eleusis.

Nicht blos ähnlich, sondern geradezu eine Copie dieses Prachtthores der Akropolis sind die grösseren Propyläen zu Eleusis, welche zu dem äusseren der beiden von Mauern umgebenen Höfe des Megaron (des Mysterientempels) führten (vgl. Fig. 176). Dieses Prachtportal entbehrte ausser der imposanten Lage in Bezug auf seine Disposition nur der beiden Flügelgebäude, welche an den athenischen Propyläen die grosse Treppe flankiren, und des Fahrwegs in der Mitte. So ähnlich aber die Anlage, so gross ist der Unterschied in der Ausführung des architektonischen Details. Die Capitäle zeigen einen Echinus, der statt der rundlichen Einziehung unter dem Abacus eckig eingeschnitten ist, auch die Ringe unter dem Echinus sind

stumpf und geradlinig geschnitten. Ebenso sind die Gesimse von Anten und Sima eckig profilirt. Das Giebelfeld aber war nur mit einem Schildrelief in der Mitte geschmückt, welches das Brustbild eines Priesters enthielt, worin jedoch eher die Reminiscenz an ein alterthümliches Symbol denn römische Weise zu erkennen sein dürfte, wenn es auch mit Bezugnahme auf Cicero (ad Attic. VI. 1 u. 6) nicht unwahrscheinlich ist, dass dieser Propyläenbau erst in Cicero's Zeit entstand. (Eine zweite modificirte Copie der athenischen Propyläen, erst in unsern Tagen durch L. v. Klenze's Meisterhand in München entstanden, giebt eine lebendige Anschauung wenigstens vom Innern einer derartigen Anlage.)

Die kleineren Propyläen von Eleusis.

Auch der innere Peribolos von Eleusis erheischte eine Thoranlage, welche jedoch weit einfacher war, als die des äusseren Hofes. Sie enthielt nur zwei Säulen, die Decke war im Uebrigen von den Wänden und antenartigen Pfeilern getragen. Der Styl lässt auf die Diadochenzeit schliessen.

Die Propyläen von Sunion.

Die Propyläen von Sunion endlich sind in ihrer äusseren Form einem gedoppelten Antentempel ähnlich, statt der beiden Querwände, wie sie die Cella eines Tempels erfordern würde, findet sich jedoch nur die eine Thürwand und diese von dreifachen Durchgängen durchbrochen. Die Vergleichung wird dieselbe Grundidee wie bei den grossen Propyläen erkennen lassen, nur ist die innere und äussere Fronte vom Prostylos zur zweisäuligen Antenfaçade zusammengeschrumpft, während die geringe Breite die Unterstützung durch Innensäulen nicht erfordert.

VIII. Der ionische Styl.

Dem Dorismus war indess und zwar schon in frühester Zeit ein anderer Styl an die Seite getreten, welcher von dem hellenischen Stamme, in welchem er seine Ausbildung und überwiegende Anwendung gefunden, den Namen des ionischen erhalten hat. Wenn dieser durch seine Weichheit und heitere Grazie dem Charakter jenes Volksstammes ebenso sehr entsprach, wie der dorische Styl dem des dorischen Stammes, so sollte darum noch nicht behauptet werden, dass er auch ganz und gar das Product dieses Charakters gewesen sei. Es wurde vielmehr schon im ersten Theile dieses Buches gezeigt, dass die wesentlichen Wurzeln dieses Styls wahrscheinlich ausserhalb des Gebietes zu suchen seien, wo wir ihn in vollendeter Entwicklung finden.

Der Schauplatz, wo der ionische Styl grossgezogen ward, ist unbestritten Kleinasien. Dahin schob sich frühzeitig eine ältere Cultur vor, gegen welche das empfängliche ionische Küstenvolk nicht unempfindlich bleiben konnte. Im Stromlande des Euphrat und Tigris hatte um das zehnte Jahrhundert v. Chr. das Kunstleben der Assyrer schon seine Vollendung gefunden. Von da aus strahlten gewisse Elemente nach allen Richtungen auseinander, südostwärts nach Persien und vielleicht selbst bis Indien, westwärts nach Phönikien, wo übrigens eine verschwisterte einhei-

mische Kunsttradition im Verlaufe der Zeiten sich nur kümmerlich gegen die Einflüsse des Nilthales behauptete, nordwestlich nach Kleinasien. Der Zusammenhang religiöser Anschauungen ebnete der Kunstwanderung den Boden. Doch liess sich, wie es scheint, die syrisch-mesopotamische Kunst, bei ihrer der ägyptischen weit untergeordneten Durchbildung und ihren mehr phantastischen als tektonisch entwickelten Formen nicht so leicht als ein Ganzes in die Nachbarländer versetzen, wie diess sonst der Fall sein mochte. War ja gerade die Architektur der Assyrer unter der Ueberwucherung rein plastischer Auszierung, wie wir gesehen haben, verkümmert, und kein künstlerisch begabtes Volk und am wenigsten das hellenische konnte eine solche Kunst als ein Ganzes übernehmen, abgesehen davon, dass in Mesopotamien die Beschränkung des Materials zu wesentlich hemmenden Maassnahmen zwang. Es waren somit nur einige Elemente, die bis an die Küsten des ägäischen Meeres vordrangen.

Die Spirale. Das wesentlichste dieser Elemente war die Spirale als eine Hauptzierde der stützenden Glieder. Kreisförmige Zierden herrschen im altorientalischen Ornamente durchaus vor: förmliche Kreise, Kreisblumen, Spiralen und als fortgesetzte Bildungen der Art kreisförmig verschlungene Bänder, wie endlich der später sogenannte runde Mäander, die fortgesetzte Spiralenlinie, selbst nichts anderes als die Continuität kreisförmiger Zierden. Assyrische Denkmäler zeigen die Spirale allerwärts, in der Plastik namentlich an den mit besonderer Vorliebe und in grösstmöglicher Ausdehnung angebrachten Löckchen, in der Architektur im Ornament und an den Kronen der Geräth- und Gebälkstützen. Das Geräthe scheint mit seinem Schnitz- und Bildwerk vorangegangen zu sein, und errang auch durch seine leichtere und ausgedehnte Verbreitung den grössten Einfluss im Auslande. Teppiche und Stoffe, Bronzewerke und vielleicht auch Thongeschirre aus Mesopotamien oder mittelbar aus dem verwandten und benachbarten Syrien lieferten zweifellos manches Vorbild für die Handwerker an den Küsten, und nur so erklären sich manche ganz gleichartige Formen an Geräthen der verschiedensten Heimat. Es giebt gewisse Compositionen der Spirale, welche an denselben Geräthen auf Werken verschiedener Völker vorkommend diese Behauptung allein schon erhärten können. So findet sich z. B. eine gedoppelte Spiralenbildung als Verzierung von Stuhltheilen auf assyrischen Reliefs, auf lykischen und altmilesischen Marmorwerken, auf griechischen Vasen des verschiedensten Alters, und auch auf etrurischen Thonsärgen (vgl. Abbildung 184). Die Palmette, jene aus einem Spiralenzwilling hervorquellende typisirte Doppelblume, die sich in Aegypten in ganz anderer Weise gestaltet hatte (vergl. Fig. 86), blieb nicht einmal auf den ionischen Styl beschränkt, sondern sie findet sich, wenn auch edler entwickelt, ebenso an den Stirnziegeln des Parthenon (vergl. Fig. 156), wie im Ornament und an dem sogenannten Lebensbaume der ninivitischen Königspaläste (Fig. 19 und 24). Ja ganze Geräthschaften zeigen dieselben allerdings mehr zur Tektonik des Orients als Griechenlands stimmenden Formen, wie Räuchergefässe, von

welchen der Verfasser eine Darstellung auf einer schönen griechischen Vase im britischen Museum, von einer geflügelten Nike getragen, fand, die wohl das bisher noch nicht sicher erklärte Geräthe in der Hand einer attischen Jungfrau auf dem Parthenonfriese fortan als ein Räuchergefäss sichern wird, und ihre Vorbilder wie die persischen der Art auf assyrischen Reliefs erkennen lässt.

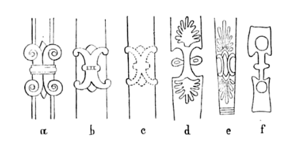


Fig. 182. Spiralische Zierden von Stühlen

a) von einem assyrischen Relief, b) von einer Thronfigur der heiligen Strasse vor dem Branchidentempel bei Milet, c) vom Harpyienmonument von Xanthos, d, e, f) von griechischen Vasenbildern.

Spiralen am Säulenknauf.

Am bedeutsamsten für die ionische Architektur wurde jedoch die in Assyrien beliebte Verwendung der Spirale zur Auszierung des Säulenknaufs. Dass sie schon dort in solcher Function auftrat, erkennt man nicht blos auf etwas unklaren Reliefdarstellungen von ninivitischen Tempeln (vergl. die Abbildungen 32. 33. 36. 40), sondern namentlich an dem auf einem Relief erscheinenden Tisch (Abbildung 37), wo die Säule als Tischfuss dienend ein vollkommen entwickeltes ionisches Capitäl zeigt, dem übrigens noch ein zweites Volutenpaar aufgesetzt ist, wie ich abweichend von der durch Layard gelieferten und leider oben nachgebildeten Zeichnung an dem Originale im Assyrian Basament Room (Kouyunjik Collection n. 3) wahrgenommen habe. Eine solche Verdoppelung der Capitälvoluten scheint demnach, wie dies auch die Tempeldarstellungen zeigen, dem üppigen plastischen Triebe der Assyrer besonders zusagend und gewöhnlich gewesen zu sein. Ja man möchte sogar geneigt sein, ein drittes oberstes Capitälglied desselben Tischfusses als die Polsterseite eines dritten Volutengliedes, welches nach den beiden anderen Seiten gewendet war, zu betrachten, wenigstens finden sich in der Mitte Spuren des Polstergurtes des ionischen Capitäls.

Umbildung in Persien.

Die Perser nahmen, wie wir gesehen haben, die Spiralen in einer mehr spielenden und rein decorativen Weise, die an die spiralische Auszierung anderer Geräthstücke (Abbildung 182) erinnert, in ihr bunt zusammengesetztes Compositcapitäl als müssiges Mittelstück herüber, brachten die Volutenglieder statt horizontal vielmehr senkrecht an, indem sie dasselbe, eben-

falls gedoppelt, ornamental an jede der vier Seiten eines rechtwinkligen Kernes legten.

Verwerthung in Kleinasien.

Anders die Völker Kleinasiens: das vom Osten her gegebene Motiv schien zwar, obwohl die verschiedenen Materialverhältnisse durch Felswände und Holzreichthum, wie auch die abweichende Lebensweise im Ganzen und Grossen auf andere Bahnen lenken mussten, unabweisbar, doch fand es nur in beschränkter Weise Eingang. Im Inneren der Halbinsel, in dem überhaupt in der Cultur zurückbleibenden Phrygien wurde wenig geleistet, um so Grösseres dagegen an der Süd- und Westküste. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass im Süden und namentlich in dem blühenden Lykien, wo die gleichsam aus dem Holzbau in Stein übersetzten Felsengräber grosses tektonisches Verständniss bekunden, die assyrischen Volutenformen ihre wesentliche Läuterung empfingen, wenn sie auch hier noch nicht ihre Vollendung erreichten.

Vollendung an der Westküste Kleinasiens.

Die hellenisirte Westküste aber entwickelte aus den gegebenen Elementen heraus jenen Säulenstyl, welcher unter dem Namen des ionischen bekannt ist. Nur bedurfte es in Bezug auf die Disposition des Gebälkes nicht der Uranfänge, wie sie für den dorischen Styl entwickelt worden sind. Die mesopotamische Tempelcella war schon, wie die Reliefs von Ninive und Persepolis zeigen, ein Templum in antis mit Säulen zwischen vorspringenden Wandpfeilern, mit dem abgestuften Architrav, dem Zahnschnitt u. s. w., nur die Giebelbildung fehlte, welche dem hellenischen Volke dasselbe architektonische Charakteristicum ist, wie die reine Pyramide dem ägyptischen, die Terrassenpyramide dem mesopotamischen, der oben phallisch abgerundete Kegel dem phönikischen Volke. Dass bei dem regen Wechselverkehr zwischen den Griechen der beiden Hauptstämme auch die Fortschritte, welche der dorische Styl gemacht hatte, von den Ioniern nicht übersehen werden konnten, ist selbstverständlich, wenn auch nicht hergestellt werden kann, wie weit die Fortschritte beiderseits früher gemacht worden waren und inwieweit der eine Volksstamm originaler vorgegangen war, als der andere. Jedenfalls ging man auch im hellenischen Asien vom Antentempel aus, wie wir ihn in den lykischen Grabfaçaden finden, blieb aber nicht lange dabei stehen. Mächtige Peripteralbauten ionischen Styls erhoben sich an der Ostküste des ägäischen Meeres schon in der Zeit, in welcher man jenseits desselben im europäischen Hellas nur in schüchterner Unterordnung dem herrschenden dorischen Styl ionischen Säulenbau beizugesellen suchte.

Aeltere Ansichten über die Erfindung des ionischen Capitäls.

Obwohl nach dieser Ableitung des Volutencapitäls aus mesopotamischen Vorbildern jede Speculation über die Entstehung der ionischen Säule aus einer gewissen Idee gegenstandslos ist, können doch die vorliegenden Ansichten vom Standpunkte der Geschichte der Kunstwissenschaft aus nicht übergangen werden. Vitruv berichtet in seiner wenig skeptischen Art, die Voluten seien durch eine Nachahmung der Locken des Frauenhaares entstanden. Wie man nemlich bei der Erfindung der dorischen Säule das kräftigere Verhältniss des männlichen Körpers zu Grunde gelegt, indem der

männliche Fuss den sechsten Theil der Mannshöhe ausmache und die Säule sechs untere Durchmesser in der Höhe zu messen pflege, so habe die schlankere Frauengestalt für die ionische Säule nicht blos die Verhältnisse, nemlich acht Durchmesser (Fusslängen), sondern auch die Motive geliefert. Man habe nemlich am Capitäle zur Rechten und zur Linken schneckenförmige Windungen angebracht, sie vorhängend, wie gekräuselte Locken dem Haupthaare, und an der Stirnseite Wulsten und Blumen, den Haaren entsprechend, angeordnet, am ganzen Stamm aber habe man Streifen herabgeführt, wie die Falten der Gewänder nach Frauenart, während man an dem unteren Ende in der Base eine Reminiscenz an den Frauenschuh zum Ausdruck zu bringen suchte. Das Spielende und Anekdotenhafte einer solchen Erklärung, für welche sich aber immerhin die spiralische Haarbildung an assyrischen Bildwerken beibringen liesse, ist klar, doch haben auch andere Deutungen wenig mehr für sich. Während die einen in den Voluten aufgesteckte Widderhörner von geschlachteten Opferthieren als Vorbild vermuthen, glauben andere die Idee von den an den Küsten häufigen Nautileen (Seemollusken mit spiralförmig gewundenen Schalen) entlehnt. Mit mehr Rücksicht auf das Structive legte man endlich dem Volutencapitäle auch den Gedanken an einen elastischen Stoff unter, welcher an zwei Seiten über den Echinus vorragend und in diesen vorragenden Theilen zusammengerollt zu denken sei. Diese Rollen seien dann in der Mitte durch ein Band zusammengeschnürt und gehalten, treten aber nach den Rändern zu etwas weiter auseinander, an den Stirnseiten die Spiralen und zwischen diesen den Echinus zeigend, der an den beiden anderen Seiten selbstverständlich unter den Rollen jenes Volutengliedes verschwindet. Obgleich dieser Gedanke mehr als die übrigen anmuthen dürfte, so verliert doch auch dieser wie jede Theorie einer auf Reflexion basirten Entstehung dieser Form durch die zweifellose asiatische Kunsttradition den Boden. Wir müssen uns bescheiden, den Zweck der Auszierung des ionischen Capitäls nicht zu kennen: es handelte sich einfach wie bei jedem Capitäle darum, einen passlichen Uebergang von der geringeren Stärke des Säulenstammendes zu der grösseren des Gebälkes, wie auch von dem kreisförmigen Schaftende zu dem rechteckigen Abacus und Epistylion zu gewinnen. Dies geschah durch die Voluten in einer bei den Ioniern auf Nachahmung, ursprünglich aber auf Willkür und Wohlgefallen an spiralischen Zierformen beruhenden Weise.

Die älteren ionischen National-heilig-thümer.

Leider gehören die bekannten ionischen Tempelruinen Kleinasiens alle einer Zeit an, von welcher man keinen Aufschluss über die früheste Entwicklung des Styles erwarten kann. Auch die Nachrichten über die glanzvollen ionischen Nationalheiligthümer an der Küste Kleinasiens und auf den vorgelagerten Inseln gewähren keine Anhaltspunkte bezüglich der allmäligen Ausbildung, denn diese Tempel werden als vollendete Denkmäler des ionischen Styles geschildert, wogegen es ganz gewichtlos ist, wenn Plinius XXXVI. 179 sagt, mit dem ephesischen Tempel sei die ionische Ordnung zuerst angewendet worden, indem nach Pausanias VI. 19. 2 schon das un-

zweifelhaft ältere Schatzhaus des Myron zu Olympia ionische Säulen enthielt. In den beiden Wundern Kleinasiens, dem Artemistempel von Ephesos und dem Heräon zu Samos erscheinen schon grossartige peripterale und selbst dipterale Tempel, deren Herstellung so epochemachend war, dass ihre Architekten besondere Monographien darüber zu veröffentlichen für gut fanden, Chersiphron und sein Sohn Metagenes aus Knosos in Kreta über den Artemistempel zu Ephesos und Theodoros, des Telekles Sohn aus Samos, der zugleich als Bildhauer, Toreut und Gemmenschneider berühmt war, über das Heräon. Bezüglich des letzteren ist wohl mit Ulrichs und Brunn anzunehmen, dass die Notiz bei Vitruv (VII. Praef. 12), dieses Gebäude sei dorisch gewesen und als solches beschrieben worden, falsch sei.

Das Artemision zu Ephesos.

Beide Nationalheiligthümer erstanden um die Mitte des sechsten Jahrhunderts. Alle Ioner Asiens steuerten zu dem Bau des ephesischen Tempels bei, und selbst Krösos lieferte monolithe Säulen zu dem Werke. Wohl waren noch niemals vorher in der ionischen Bauweise so grosse Materialstücke gehandhabt worden, und so hat sich die Erinnerung an diese traditionell erhalten (Vitruv X. 2. Plin. XXXVI. 96). Die Säulenschäfte wurden aus den Steinbrüchen herbeigewälzt, und die Legung der riesigen Gebälkstücke durch eine schiefe Ebene und vermittelst Sandsäcken ermöglicht. Nachdem man nemlich an der ersteren die Epistylbalken gehoben, schob man sie über Sandsäcke, welche auf dem zwischen den Säulen aufgeführten Gerüste lagen, und indem man nun die Säcke mit Berechnung allmälig entleerte, sanken die Marmorbalken langsam und leicht leitbar auf ihren Platz nieder. Das Marmormaterial war so herrlich, dass dessen Auffindung, welche Vitruv (a. a. O.) in seiner legendarischen Weise anmuthig erzählt, noch in römischer Zeit an den Steinbrüchen durch ein besonderes allmonatliches Opferfest gefeiert worden sein soll. Der sumpfige Grund war auf Theodoros von Samos Rath durch Ausfüllung des Fundamentes mit Holzkohlen und Fellen unschädlich gemacht worden. Vollendet wurde der Tempel erst 120 Jahre nach dem Beginn durch Demetrios, einen Hierodulen der Göttin und durch Päonios aus Ephesos, und wurde nach dem berüchtigten herostratischen Brande von Deinokrates, dem Hofarchitekten Alexanders des Grossen, wieder hergestellt. Der Tempel mit seinen massenhaften Trümmern hat durch E. Falkener (Ephesus and the Temple of Diana, Lond. 1862) eine eingehende Behandlung gefunden.

Das Heräon zu Samos.

Von ähnlicher Bedeutung war das Heräon von Samos, wahrscheinlich auch, da es wenn nicht älter so doch mit dem Artemision gleichzeitig war, von ähnlich vorgeschrittener Stylvollendung. Unter den Resten wurden uncanellirte Säulenreste von 5—6′ Durchmesser, dürftige Stücke von Capitälen und Basenreste vorgefunden. Die letzteren geben die ionische Form in mehr prägnanter als ansprechender Weise. Der Torus, horizontal canellirt und von nicht völlig halbrundem Profil ruht auf einem kreisförmigen, schwach eingekehlten und ebenfalls canellirten Plinth. Die Höhe dieses Plinthes, die schwachen Bogen im Profil des Plinthes wie des Torus

und endlich die seichten Canelluren geben der Base einen alterthümlich ernsten und kräftigen Charakter.

Das europäische Hellas.

Da aber von den ionischen Ruinen des asiatischen Hellas nur der geringste Theil der Zeit der Vollendung, bei weitem der grössere Theil sogar der Zeit des Verfalles der ionischen Architektur angehört, und somit an ihnen über die früheste Entwicklung kein Aufschluss zu erholen ist, so sind wir bei der Betrachtung der primitiven Formen auf den genauer durchforschten europäischen Boden verwiesen. Spuren asiatischer Einflüsse in plastischer und in architektonisch ornamentaler Beziehung fanden sich schon in Mykene am Löwenthor und am sog. Schatzhause des Atreus, doch ist daran von ionischen Elementen ausser Spiralenornamenten (dem runden Mäander) noch nichts zu entdecken. Das ältest erwähnte Denkmal mit theilweise ionischer Ausschmückung gehört schon der historischen Zeit an. »In Olympia« sagt Pausanias VI. 19 »befindet sich unter den Schatzhäusern das sikyonische, von Myron dem Tyrannen von Sikyon gestiftet, nachdem er in der 33. Olympiade mit dem Viergespann gesiegt. Im Innern dieses Schatzhauses liess er zwei Kammern einrichten, die eine im dorischen, die andere im ionischen Styl; beide sind, wie ich selbst gesehen habe, aus Erz gearbeitet. An der kleineren der beiden Kammern befindet sich eine Inschrift, welche das Erzgewicht derselben auf 500 Talente angiebt und als Stifter den Myron mit der sikyonischen Bürgerschaft nennt.« Es waren sonach vermuthlich an der Bronzeverkleidung der Wände ionische Halbsäulen mit dem entsprechenden Gebälke nachgebildet.

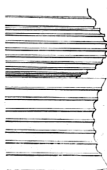


Fig. 183. Basenfragment aus dem Heräon zu Samos.

Stelencapitäl.

Von den erhaltenen ionischen Säulenresten sind die ältesten zweifellos die, welche von Stelen herrührten. Weihebilder oder Dreifüsse wurden häufig, wie das Reliefs und namentlich Vasenbilder zeigen, auf kleine kurze Säulen gehoben, die namentlich auf Vasen fast immer ionischer Ordnung sind. Solche Stelen zeigen stets nicht blos eine oberflächliche Behandlung, sondern auch einen ziemlich unentwickelten Styl. Der Raum zwischen den Voluten namentlich ist noch nicht durchgebildet, und eine grosse Palmette verdeckt nur zum geringsten Theil diese Schwäche.

Ionische Capitäle von Bassae.

Nächst diesen zeigen die alterthümlichsten Formen, die sich in dem europäischen Hellas gefunden haben, die Halbsäulen am Tempel des Apollon Epikurios zu Bassae in Arkadien. Es wurde schon oben S. 302 erwähnt, dass der hypäthrale Celleninnenraum einen Saum ionischer Halbsäulen enthielt, welcher das schöne Amazonen- und Kentaurenkämpfe darstellende Friesrelief trug, das sich jetzt im britischen Museum befindet. Diese an

vorspringende Anten angesetzten Halb- oder richtiger Dreiviertelsäulen erheben sich von einer Base, welche bei einer ganz unverhältnissmässig breiten Lagerung die Bestandtheile wieder giebt, wie sie die Reste des Heräons von Samos zeigen, jedoch ohne die horizontale Canellirung, welche dort das Princip

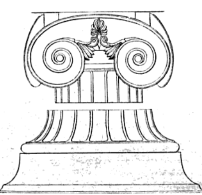


Fig. 184. Base und Capitäl von Bassae.

des Lagers dem stützenden Gliede des Säulenschaftes gegenüber markirt. Der Torus ist übrigens zu einem blossen Rundstab zusammengeschrumpft und auch der Anlauf des Schaftes zeigt nur einen niedrigen Leisten, zieht sich aber dann ausserordentlich stark ein, dem Gedanken Raum gebend, die Säulen seien ursprünglich in stärkeren Dimensionen begonnen worden. Der Ablauf des sich stark verjüngenden Schaftes verliert sich fast gänzlich unter den mächtigen, weit herabhangenden Voluten, deren Grösse und gegenseitige Annäherung auch keine klare Echinusentwicklung zulässt. Man liess daher, um die daraus entstehende Schwierigkeit übersehen zu lassen, die beiden aus den Volutenwinkeln hervorquellenden Eckblumen zu einer Palmette zusammentreten, welche sich nicht ohne Geschmack in der Mitte des Canales erhebt. Der Scheitel des Canalrandes streckt sich auch am Abacus nicht zu einer Geraden, wodurch die Nothwendigkeit entsteht, hinter demselben den rechtwinkligen Capitälwürfel als Auflager vortreten zu lassen, was dem Capitäl, abgesehen von dem schweren hängenden Ausdruck in seinen decorativen Theilen, einen blos äusserlichen, maskenartigen Charakter verleiht, der an die ägyptischen Hathorcapitäle erinnert. Dieser erhöht sich noch durch den Umstand, dass dieselbe Volutenfronte auch den beiden anderen Seiten der Dreiviertelsäule vorgeheftet ist, wonach die Capitälbildung als eine noch unentwickelte erscheint, bei welcher das decorative Aeussere sich noch nicht

des Inneren bemächtigt und mit diesem eine Verbindung eingegangen hatte, die erst den Voluten den Ausdruck einer Function verleihen konnte.

Die ionischen Säulen von Bassae archaisirend.

Die ionischen Capitäle von Bassae zeigen uns übrigens nur ein späteres Abbild älterer Formen. Denn trotz des alterthümlich schweren und unbeholfenen Ausdrucks gehören jene Säulen keineswegs der Frühzeit ionischer Architektur an; wir wissen vielmehr, dass der Apollotempel zu Bassae gleichzeitig mit den glanzvollen Bauten auf der Akropolis von Athen erstand, an welchen der ionische Styl wie der dorische schon in höchster Vollendung erscheint. Diese jedoch war jedenfalls schon vorher in Kleinasien erreicht worden, und wir wählen, um der Quelle am nächsten zu sein, zur Betrachtung der Eigenthümlichkeiten des vollendeten Styles ein Denkmal, welches unter den asiatischen neuerdings am gründlichsten untersucht worden ist und die Details am vollkommensten geliefert hat, nemlich die Säulen- und Gebälkreste des Mausoleums von Halicarnass.

Gliederung der vollendeten ionischen Säule. Base.

Die ionische Säule unterschied sich von der dorischen schon von der Wurzel aus durch die Unterstellung einer Base unter das untere Säulenende, welche statt eines gemeinsamen Auflagers jedem Schafte eine mehr selbstständige Haltung verlieh. Diese Base bestand aus zwei Gliedern, einer ziemlich hohen Rundplatte und dem Torus. Die erstere ist an den Resten vom Heräon zu Samos wie an den Innensäulen des Apollotempels von Bassae noch wohl kenntlich, wenn sie sich auch leicht einkehlt, und an der horizontalen Canellirung des Torus Theil nimmt. An den Denkmälern des vollendeten Styls aber hat sie den ursprünglichen Plinthencharakter fast völlig verloren, indem aus den Canelluren zwei Hohlkehlen geworden sind, deren Stege überdiess durch Rundleisten (Astragale) noch mehr betont sind. So konnte sogar noch ein rechteckiger Plinth untergelegt werden, wie diess an den Basen des Tempels des Apollon Didymäos bei Milet der Fall ist, und wie diess besonders auch Vitruv, dessen Vorbild höchst wahrscheinlich der didymäische Apollotempel war (vgl. Fig. 11 meiner Uebersetzung des Vitruvius) vorschreibt. Der Torus der ionischen Base lässt sich bis auf die assyrischen Denkmäler zurückverfolgen, nemlich bis auf die Säulen an den Reliefs der ninivitischen Königspaläste wie der persischen Königsgräber; ein Säulenfragment von Pasargadae (Abbildung 63) zeigt sogar schon die horizontalen Canelluren, wie sie sich an den meisten kleinasiatisch-ionischen Resten finden.

Schaft.

Der schlanke Schaft erhebt sich von dieser Base mit einer leisen Einziehung, dem sogenannten Anlaufe, um dessen unteren Rand häufig ein Astragal herumgelegt ist. Der Anlauf erlaubt auch nicht die Herabführung der Canelluren bis an das untere Ende des Schaftes, wie wir sie an der dorischen Säule fanden. Sie beginnen vielmehr erst über dem Anlaufe mit einer rundlichen Aushöhlung, sind halbkreisförmig vertieft und lassen deshalb auch breite Stege zwischen sich, da scharfe Stege nach Art der dorischen Säule zwischen halbkreisförmigen Canelluren herzustellen, abgesehen von der gesteigerten Gefahr für die Kanten sogar eine technische Unmög-

lichkeit wäre. Der Säulenschaft erhielt durch die bis auf vierundzwanzig vermehrten Canelluren und ihre Stege eine mehr complicirte, bewegte und in tieferen Schatten wirkende Gliederung, und unterschied sich in seinen mehr krausen Wellen wesentlich von dem mehr ruhigen und ernsten Wellenschlage der dorischen Canellirung. Der Ablauf des Schaftes und der Canelluren am oberen Ende des Schaftes war ganz dem Anlaufe entsprechend gebildet.

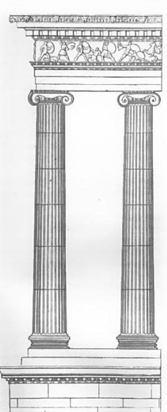


Fig. 185. Vom Peripteros am Mausoleum von Halicarnass.

Capitäl.

Das Capitäl besteht aus zwei Gliedern, dem Echinus und dem Volutengliede. Das erstere fand wahrscheinlich erst bei den Ionern seine Anwendung, als die Aufgabe jedes Capitäls, die ausladende Vermittlung zwischen Schaft und Gebälk angesichts der dorischen Capitälbildung nicht mehr umgangen und die Auszierung des Capitäls nicht mehr so obenhin und äusserlich behandelt werden konnte, wie diess an den asiatischen Vorbildern in Lykien und bis zu den Capitälen von Bassae herab geschehen war. Der Echinus trat demnach an der Fronte und Rückseite über den Volutenrand vor und erhielt die plastische Ausschmückung, wie sie seinem Profil geziemte, nemlich als Kyma mit ganz überschlagenden Blättern, dem sog. Eierstab, welches auch nicht mehr, wie das nur halb überschlagende dorische Kymation, die unteren Ansätze der Blätter sehen liess. Dieses Kyma fand sich an den erhaltenen Resten nie blos gemalt, sondern immer plastisch ausgeführt, wie überhaupt das polychrome Element dem Ionismus weniger zusagte. Alle Ornamente der ionischen Ordnung, die sich in der Hauptsache auf dieses Kyma der ganz überschlagenden Blätter im Eierumriss oder Herzblatt, den als

Perlenschnur behandelten Astragal und für die Sima auf ein Palmetten (Anthemien)- oder Akanthosornament beschränken, sind plastisch hergestellt und höchstens in den inneren Theilen der Denkmäler, besonders an dem Kalymmation, wo der Totalschatten die feinere Meisselarbeit wirkungslos gemacht hätte, gemalt. — Auf dem Echinus, der immer einen Astragal unter sich hat, liegt in weichem Schwunge hergestellt das Volutenglied, ein Kissen, dessen überhangende und elastisch zusammengerollte Enden in der Mitte durch ein breites Band zusammengeschnürt, nach vorne und rückwärts die charakteristischen Voluten bilden. Die Spiralenlinie derselben ist durch einen Rundleisten erhöht und markirt und endet in der Mitte in einer kleinen Rosette, dem sog. Auge, welches manchmal besonders eingesetzt war; der Canal zwischen den Spiralleisten ist, um die Wirkung zu erhöhen, in leiser Hohlkehle eingetieft. Die Ecken, welche durch die Schwellung des Volutengliedes nach unten über dem Echinus entstanden, wurden durch Anthemien ausgefüllt, welche allmälig zusammengeschrumpft waren und nur so weit sich erhielten, als sie zur Verhüllung einer Schwäche des Capitäls dienten, denn eine kleine Inconvenienz war hier durch den vortretenden Echinus unvermeidlich.

Eck-capitäl. Eine noch grössere Schwierigkeit bot das Capitäl an den Ecksäulen dar. Sonst waren die Capitäle so gestellt, dass sie die Volutenfronte nach aussen und innen, die Polsterwulste dagegen den benachbarten Säulen zuwandten, wodurch trotz der Ungleichartigkeit der Seiten des Capitäls die Symmetrie gewahrt blieb. Stellte man nun die Capitäle an den Ecken so, dass wie an den übrigen der Fronte die Spiralenseite der Fronte zugewendet war, so wandte diess Capitäl, von der Langseite aus gesehen, den Polsterwulst nach aussen und störte dadurch die Regelmässigkeit der übrigen Säulen der Langseite, welche ihre Spiralenseite nach aussen kehrten. Wollte man nun nicht sämmtliche Säulen der Langseiten eines Peripteros so stellen, dass sie insgesammt statt der schmuckvollen Volutenseite die Polsterseite nach aussen kehrten, so blieb, wenn die Symmetrie hergestellt werden sollte, nur der Ausweg übrig, die Volutenfronte an den zwei anstossenden Aussenseiten der Eckcapitäle anzubringen. Dadurch musste aber die ganze Wesenheit des Volutencapitäls verloren gehen, und es konnte nur ein äusserliches Schema übrig bleiben, welches den Körper des Capitäls selbst verzerrte. Ein Blick auf Fig. 185 und 187 wird lehren, wie das Capitäl nicht nur am Zusammenstoss der Polster im Innern sich nicht mehr völlig entwickeln konnte, sondern wie namentlich die Herstellung der Ecke aussen zu ganz störenden Mitteln zwang. Hier nemlich stiessen die Voluten sich gegenseitig kreuzend und behindernd zusammen. Wollte man die eine voll herstellen, so musste dafür die andere wegen Mangel an Raum verkümmern. Man krümmte demnach die Voluten beiderseits in der Diagonale des Abacus nach aussen, wodurch allein die Herstellung einer Doppelvolute ermöglicht wurde, die aber fast schneidend vorspringend deshalb nicht völlig täuschen konnte, weil sie sich als nicht in derselben Linie wie die correspon-

direnden Voluten liegend nothwendig etwas verkürzen mussten. Doch war auf diese Art die Schwierigkeit in der mindest augenfälligen Weise gelöst, es blieb aber immer die Eckvolute ebenso der schwache Punkt des ionischen Styles, wie die Eckmetope es für die dorische Ordnung war, die wegen der Gleichartigkeit der Seiten ihres Capitäls in diesem wenigstens keine Schwierigkeiten machte. Die Schwächen beider Ordnungen aber zeigen, dass ihre Elemente nicht für den Peripteros, sondern für den Antentempel sich entwickelt hatten.

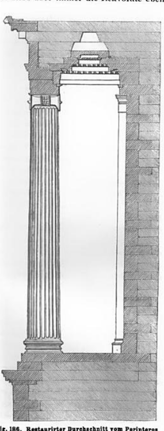


Fig. 186. Restaurirter Durchschnitt vom Peripteros des Mausoleum von Halicarnass.

Gesammtwirkung der ionischen Säule.

Die weichen Formen des Capitäls stimmen übrigens zur Schlankheit der Säule im Allgemeinen, welche durchschnittlich $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$ Schaftdurchmesser in der Höhe misst. Es ist durch beide Umstände auf den kräftigen Ernst, wie er an dorischen Monumenten entgegentritt, verzichtet, die heitere Grazie dagegen. wie sie dem Ioner im Gegensatz zum strengeren Dorer eigen, durchaus erreicht. Das Schlanke, Freie und Leichte der Säulenstellung ward noch gehoben durch den vermehrten Säulenabstand, welcher durchschnittlich zwei Durchmesser betrug. Im Uebrigen ist die Säulenanordnung des Peripteros dieselbe wie im dorischen Style.

Abacus. Epistylion.

Das Auflager des Gebälks auf den Capitälen vermittelt ein Abacus, der jedoch nur schmal und ebenfalls als Kymation profilirt und sculpirt ist, wie überhaupt der ionische Styl alle rechteckigen Ornamentleisten verschmäht. Nur zeigt dieses einen noch vorgeschritteneren Grad des Blattüberschlages: die geschwungene Spitze wendet sich nemlich wieder leicht nach aussen, so dass Contour und Profil herzförmige Linien zeigen. Eine

feine Skamillenbildung sichert auch diesen Abacus vor dem Abdrücken der Kanten durch die lastenden Epistylbalken. Diese zeigen wieder durch ihre Abstufung den Unterschied zwischen dem stattlichen Holzmaterial des europäischen Hellas und den schwachen Baumstämmen des Orients. Wie der dorische Styl im Epistylion auf das Vorbild eines wuchtigen Balkens zurückgeht, so enthält das ionische Epistylion in seinen drei etwas übereinander vortretenden Lagen die Reminiscenz an schwächeres, daher dreifach in der Höhe und wenigstens zweifach in der Breite genommenes Holzmaterial. Dieselbe Epistylbildung findet sich wenigstens schon in Persien, wo sie an Bauresten von Persepolis wie an den Felsengräbern der Achämeniden nachweisbar ist (vgl. Fig. 58 und 66). Ihr mehrgliedriger Charakter steht übrigens in wohlthuender Harmonie mit der reicher linearen Gliederung des ionischen Styls, wo schon die Base die Horizontale in deutlicher Markirung andeutet und auch der Schaft in tieferen und vermehrten Canelluren eingeschnitten war; auch passen die leichteren Theile ebenso zu dem leichteren Wesen des Styls, wie das ernste kräftige Epistylion des dorischen Tempels den kraftvollen Stützen entspricht. Hatte dann das dorische Gebälk einen flachen Leisten als Architravgesims, der dort zugleich die Verbindung mit dem Triglyphenfries vermittelte und eine Wiederholung der Abacuskrönung des dorischen Capitäls zu sein schien, so trat hier ein Kyma als Gesimse des ionischen Epistyls auf, in welchem sich der ebenfalls als Kyma behandelte Abacus der ionischen Säule wiederholte.

Fries. Der auf das Epistylion folgende Fries ist seinem Wesen nach eine einfache Verschalung der horizontalen Balkenlage. Er ist häufig als Zophoros mit fortlaufendem Bildwerke geschmückt, wie das auch an einigen der persischen Felsendenkmäler sich findet und wohl in assyrischer Friesmalerei seine Wurzel hat. Auf diesem Friese, der wieder durch einen als Kymation behandelten Gesimsleisten abgeschlossen wird, ruht dann das Geison, dessen Bildung im Gegensatze zu dem des dorischen Styles nicht auf ein Giebeldach, sondern auf eine Flachdecke hinweist. Wie die Mutulen dort durch ihre schräge Lage das Adlerdach als Grundlage ihrer Bildung, so zeigt hier der Zahnschnitt die horizontale Lattendecke als solche an. Diese findet sich bei dem nur zweigliedrigen persischen Gebälk, wenn auch gleich über das Epistylion gesetzt an den persischen Denkmälern, wohl von assyrischen Vorbildern stammend, angezeigt (vgl. Fig. 66) und führt an den Felsengräbern Lykiens alle Phasen von der unverblümten Nachbildung einfacher rundlicher Deckenhölzer, und von einem derben, fast an Balkenenden erinnernden Schema bis zur leichten zierlichen Spielform des sogenannten Zahnschnittes vor. Die wenig überragenden Lattenenden scheinen den nicht zu hohen Gesimsrand mit der Sima zu stützen. Die regelrechten Verhältnisse, wie sie Vitruv in seinen Quellen vorgefunden haben will, finden sich dort in Zahlen entwickelt (vgl. Fig. 13 meiner Uebersetzung). Die einmal traditionellen Elemente, welche sich wie die Volutensäule und der Zahnschnitt über den Euphrat an die Küsten des ägäischen Meeres vorgeschoben

hatten, verloren sich auch nicht mehr bei ihrer Anwendung auf die hellenische Cella mit ihrem Giebeldach.

Decke des Pteron.

Die Behandlung der Decke des Pteron ist der am dorischen Peripteros ähnlich, doch sind die Kalymmatien grösser, tiefer und reicher. (Man vgl. Fig. 157 und die beistehende Figur 187.) Gewöhnlich sind die Deckbalken auch nicht so hoch gehoben wie am dorischen Pteron, sondern ruhen schon auf halber Höhe des Epistylion und vertheilen sich auch so, dass je ein Deckbalken auf jede Säule kömmt. Die Zwischenräume zeigen dann auch nicht mehre Lacunarien, wie die dorische Decke, sondern nur einzelne grosse Kalymmatien, von mehren übereinander gesetzten und sich nach oben verengernden Steinrahmen gebildet, wie das Fig. 186 und 187 klar machen wird. Jeder der Steinrahmen ist mit einem sculpirten Kyma bekrönt, welcher Leisten am ganzen Bau jedes Auflager charakterisirt.

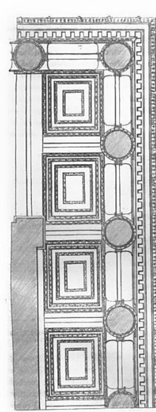


Fig. 187. Restaurirte Ansicht der Decke vom Peripteros des Mausoleum von Halicarnass.

Cella.

Die Cella mochte sich wenig von der dorischen unterscheiden. Aeusserlich fiel wegen der niedrigeren Lage der Decke des Pteron das Friesglied weg, welches den attisch-dorischen Denkmälern so bedeutenden Schmuck gewährte. Nach vitruvischer Vorschrift unterschied sich auch die ionische Thüre von der des dorischen Tempels nur durch die sogenannten Parotides, die spiralischen Kragsteine unter dem Thürgesims zu beiden Seiten des Sturzes. Der Gestalt der vitruvischen Tempelthüren im Allgemeinen wurde von den Erklärern so verschiedentlich Gewalt angethan, dass von sämmtlichen Restaurationen nach Vitruv keine in einer Form gelang, die den Hellenen zugemuthet werden könnte; ich glaube jedoch zuversichtlich, dass die in Fig. 17 meiner

Uebersetzung gegebene sowohl dem Texte als dem hellenischen Style mehr entsprechen dürfte, als die früheren. Vom Celleninnern wissen wir nichts; hypäthrale Anlagen mit Säulenstellungen im Innern sind nicht sicher nachzuweisen, höchstens Pfeilercellen, über deren Deckenbehandlung jedoch nichts zu ermitteln ist.

Der didymäische Apollotempel bei Milet.

Betrachten wir nun die erhaltenen Denkmäler im Besondern. Diese gruppiren sich zunächst nach landschaftlichen Eigenthümlichkeiten, nach welchen sich namentlich zwei Hauptschulen unterscheiden, die kleinasiatische und die attische. Die hervorragendsten Werke Kleinasiens *) gehören ausser den beiden oben genannten älteren Tempeln, dem Artemision zu Ephesos und dem Heräon zu Samos, in die zweite Hälfte des fünften und in das vierte Jahrhundert v. Chr. An der Spitze steht der didymäische Apollotempel bei Milet. Das alte berühmte Heiligthum war von den Persern zerstört worden, und der Neubau wurde kaum vor der Schlacht bei Mykale 479 v. Chr. begonnen. Als Baumeister werden der Ephesier Päonios und der Milesier Daphnis genannt. Das mächtige Bauwerk, ein Dipteros dekastylos, zählte zu den grössten des Alterthums und mass 303′ in der Länge, 164′ in der Breite. Die schlanken 9½ Durchmesser (63⅛′) hohen und nur 1½ D. abstehenden Säulen ruhten auf Basen, welche zwar die ionische Doppelkehle unter dem Torus, am letzteren aber nicht die horizontalen Canelluren zeigten; vielleicht in Folge der nie erreichten Vollendung des Werkes (Fig. 190). Die Capitäle haben den Canal des Volutengliedes in der Mitte der Stirnseite nicht bogenförmig nach unten gesenkt, sondern im unteren wie im oberen Rande horizontal begränzt. Das Epistylion ist nur zweigliedrig und schmal, ausser dem Kyma aber mit einem Palmettenleisten bekrönt. Die vielleicht hypäthrale Cella war nach Art des Apollotempels von Bassae innen mit stark vortretenden Wandpfeilern geschmückt, deren Antencapitäle ein Anklingen an das ionische Volutenglied verrathen, ohne aber dieses selbst, wie es erst in sehr später Zeit geschah, in die Rechteckformen des Pfeilers zu übertragen. Eine reiche Akanthosrankenbildung füllt die von hornartigen Voluten eingeschlossene Frontefläche des Pfeilercapitäls, und diesem entsprechend zog sich ein mit Greifen und Kitharen geschmückter, auf die Bedeutung des Tempels bezüglicher

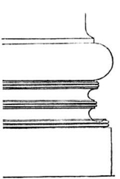


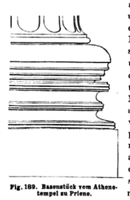
Fig. 188. Basenstück vom didymäischen Apollotempel bei Milet.

*) R. Chandler, N. Revett, W. Pars, Ionian antiquities, published by the Society of Dilettanti. Lond. Vol. I. 1769. Vol. II. 1797. Vol. III. 1840.
Ch. Texier, Description de l'Asie Mineure. Par. 1839.

Fries von Pfeiler zu Pfeiler. An den beiden Seiten des Einganges aber lehnt sich je eine Halbsäule an die Wand, mit einem korinthischen Capitäle gekrönt, das zwar noch nicht zu der typischen Gestalt entwickelt, aber nichtsdestoweniger zweifellos das schönste ist, welche das Alterthum von dieser Ordnung aufzuweisen hat. Von diesem wird jedoch unten gehandelt werden: vorläufig genüge die Bemerkung, dass die Lage dieser Halbsäulen vielleicht auch bezüglich des räthselhaften korinthischen Capitäls vom Apollotempel zu Bassae eine passendere Stelle, als die mitten vor dem Götterbilde vermuthen liesse, worüber jedoch nur besondere Untersuchungen daselbst entscheiden könnten.

Ionische Reste von Sardes, Priene und Knidos.

Einige wenige Säulenreste von einem kolossalen Tempel, angeblich der Kybele zu Sardes in Lydien, zeigen Verwandtschaft mit dem Didymäon und mögen vielleicht ebenfalls noch der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. angehören. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts dagegen erstand der Tempel der Athene Polias zu Priene, von dem Architekten Pythios, der auch über dieses sein Werk schrieb, erbaut und von Alexander d. Gr. geweiht. Es war ein Peripteros hexastylos, 116 : 64′ messend. Die Säulen hatten schon $1\frac{3}{4}$ Durchmesser Abstand; die Basen, deren Torus nur in seiner unteren Hälfte canellirt ist (vielleicht wegen des Wasserablaufs Fig. 189) ruhen auf Plinthen; der Canal des Volutengliedes ist in der Mitte der Fronte nach unten geschwellt und auch im Uebrigen sind die Formen die gewöhnlichen: nur die Sima zeigt schon ein complicirtes und überreiches Ranken- und Palmettenornament. Wahrscheinlich etwas jünger als dieser Tempel ist eine Art Propyläenbau daselbst mit tetrastylen ionischen Hallen und sechs Wandpfeilern innen, deren Capitäle minder glücklich ionisirend wie die Antencapitäle des Didymäon mit Rankenornament gefüllt sind, und deren Basen mit echinusartigen Toren schon auf attische Rückwirkung hinweisen. Eine ähnliche Propyläenanlage in Knidos zeigt ionische Formen von edler Vollendung. Namentlich die Basen, nach unten mässig ausladend, sind von mustergültiger Profilirung (Fig. 190).


Fig. 189. Basenstück vom Athenetempel zu Priene.

Artemistempel zu Magnesia und Dionysostempel zu Teos.

Von zwei anderen Tempeln aus den letzten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts, die beide von Hermogenes gebaut und von diesem in besonderer Abhandlung beschrieben wurden, haben sich nur dürftige Reste erhalten. Es sind die Tempel der Artemis Leukophryne zu Magnesia und des Dionysos zu Teos. Von dem ersteren sagt Strabo (XIV. 647), er stehe an Grösse unter allen asiatischen nur dem ephesischen Artemis- und dem milesischen Apollotempel nach, übertreffe aber dieselben an Eurythmie und

Kunst der Ausführung. Der Tempel, eine von den bei Vitruv namhaft gemachten pseudodipteren Anlagen, deren Erfindung er auch dem Hermogenes zuschreibt, misst in der That 215½′ in der Länge, 98½′ in der Breite: die attischen Basen verrathen bereits den europäischen Rückschlag auf die attisch-ionische Kunst, die überreiche Auszierung der Capitälpolster schon den Beginn des in zunehmender Pracht sich äussernden Verfalls der Kunst. — Der Dionysostempel zu Teos, ein sechssäuliger Peripteros, dessen Säulen ebenfalls attische Basen und dessen Capitäle den geradlinigen und nicht nach unten gesenkten Canal zeigen, ist derselbe, welcher dorisch beabsichtigt, durch Hermogenes aber, dem die Inconvenienzen in der dorischen Triglyphen- und Deckenbildung (vgl. oben S. 260) unerträglich schienen, trotz des bereits nach der ursprünglichen Absicht zugerichteten Materials in ionischem Style hergestellt worden war.

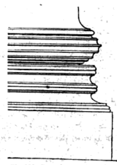


Fig. 190. Basenfragment von den Propyläen zu Knidos.

Jüngere Reste von Klaros, Pessinus, Aizani.

Ob die Reste des Apollotempels von Klaros bei Kolophon, eines Peripteros oktastylos, selbst noch ins dritte Jahrhundert v. Chr. gehören, ist unsicher. Dasselbe ist auch mit den Resten des Haupttempels von Pessinus in Galatien der Fall. Vielleicht schon unserer Zeitrechnung und kaum, wie man gewöhnlich annimmt, dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehörend, ist der Tempel des Zeus Panhellenios in Aizani, von welchem noch ein grosser Theil mit neunzehn Säulen erhalten ist. Er war ein Pseudodipteros oktastylos, 113′ lang und 68′ breit. Die überaus schlanken, fast zehn Durchmesser hohen Säulen zeigen ionische Basen. In dem Ablauf der Canelluren am oberen Schaftende finden sich als ganz ungehöriges Ornament kleine Henkelgefässe ausgemeisselt. Befremdet schon diese Erscheinung und ausserdem ein Ornament aus Blumenranken im geradlinigen Canal des Volutengliedes, so zeigt die Kymabildung bestimmt den Einfluss der Kaiserzeit an: denn mit Recht haben immer die Pfeilspitzen zwischen den umgeschlagenen Blättern des sogenannten Eierstabes als eine ganz manierirte Verbildung des ursprünglichen Blattschemas und als Zeichen der Kunststufe vom Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. an gegolten. So sind hier auch die Zahnschnitte verkümmert und darüber noch kleine Kragsteine angebracht: eine offenbar ganz stylwidrige und sinnlose Zuthat, da die Kragsteine nur als eine Weiterbildung der Zahnschnitte zu betrachten sind.

Aphroditentempel zu Aphrodisias.

Ebenfalls der ersteren Kaiserzeit angehörig ist in seinen dermaligen Resten der Tempel von Aphrodisias in Karien, das berühmte Aphroditenheiligthum, von welchem die Stadt selbst ihren Namen hatte. Es ist in einer der malerischesten Ruinen des Alterthums vorhanden, die ihre namhafte Erhaltung der einstigen Umwandlung des Tempels in eine grossartige

Basilika verdankt. Die ionischen Säulen des Pseudodipteros oktastylos ruhen auf attischen Basen und zeigen Täfelchen am Schafte, die durch Unterbrechung der Canelluren gebildet sind und griechische Widmungsinschriften enthalten, in welchen unter Anderem der Beiname Philokaisar auf die Cäsarenzeit hinweist. Der Fries ist mit einem Relief geschmückt, das Löwinnen oder Panther mit Krateren abwechselnd darstellt, eine an den Fries des Antoninus- und Faustinatempels in Rom erinnernde Ausschmückung. Die Umfriedung des Temenos zeigt in ihrer ädiculenartigen Ausschmückung sogar noch eine spätere Periode in den gebauchten Friesen an, welche das Zeitalter der Antonine charakterisiren.



Fig. 191. Tempelruine von Aphrodisias.

Von dem entwickelten Styl der kleinasiatischen Ioner vielfach abweichend und in geschmackvoller Freiheit verwendeten und verwertheten die Athener die Architektur ihrer Stammverwandten jenseits des ägäischen Meeres. Die Athener, unter der begabten Nation am meisten befähigt, überkommene Formen umbildend zur grösstmöglichen Schönheit zu entwickeln, erreichten auch hierin die höchste Stufe. Basen und Capitäle, in

Ionismus in Attika.

ihrer Herstellung besonders empfindlich und eigentlich auch die vornehmsten Träger der architektonischen Detaildurchbildung, brachten diese Bestrebungen auch am meisten zum Ausdruck. Dazu eignete den Athenern schon von vornherein die geniale Conception und Disposition, welche ihnen gestattete, über das architektonische Material am vortheilhaftesten zu verfügen und selbst da das Höchste zu erreichen, wo ausserordentliche locale oder sacrale Hindernisse und Schranken zu bekämpfen waren.

Tempel am Ilissos. Wenn nicht die ältesten unter den bekannten Resten attisch-ionischer Bauwerke so doch die einfachsten sind die beiden kleinen amphiprostylen Tempel, von welchen sich der eine noch in Stuarts Zeit am Ilissos ausserhalb Athen befand, jetzt aber verschwunden ist, während der andere vor den Propyläen auf der Akropolis von Athen neuerlich durch eine der gelungensten Restaurationen aus seinem Schutte wieder erstand. Der erstere

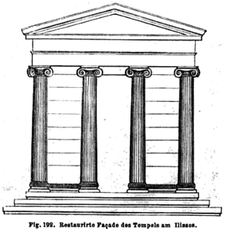


Fig. 192. Restaurirte Façade des Tempels am Ilissos.

(ob ein Tempel der Artemis Agrotera oder der Demeter, des Panops oder des Triptolemos nach den verschiedenen wenig begründeten Annahmen kann hier natürlich gleichgültig sein), nur 19½ : 41½′ messend, zeigte bereits die sog. attische Base, jedoch noch anklingend an den concaven Rundplinth kleinasiatischer Vorbilder in der schwachen Hohlkehle zwischen den beiden Toren. Dem attischen Gefühle war es nicht zusagend, das unterste Basenglied ausgehöhlt zu geben, da doch gerade die Schwellung des Torus mehr für ein gedrücktes Mittelglied zwischen dem horizontalen Stylobat und der verticalen Stütze passt, wie diess auch in dem Echinus der Capitäle sich aus-

gesprochen findet, und man legte deshalb der Hohlkehle noch einen Torus unter, der jedoch nicht mehr wie der obere Torus canellirt ward, und so angemessen die reich gegliederte Säule mit dem Stylobat vermittelte. Der Architrav hielt sich nicht frei von dorischen Einflüssen, er war nemlich nicht ionisch abgestuft, sondern glatt wie das Epistylion des dorischen Peripteros. Man vermuthet, dass dieses Tempelchen in kimonischer Zeit entstanden sei.

Niketempel auf der Akropolis

Diesem Tempel am Ilissos sehr ähnlich ist der Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin auf der Akropolis von Athen *) (vgl. Fig. 134, 180 und 181). Er schmückte eine vorspringende Ecke des Mauerringes der Akropolis und hatte sich bis gegen Ende des XVII. Jahrhunderts erhalten, in welcher Zeit er von den Türken abgetragen wurde, um als Material zum Bau einer Bastion zu dienen. Im Jahre 1835 suchte man seine Bestandtheile wieder aus der zerstörten Bastion hervor, und stellte diese neuerdings zusammensetzend den Tempel grösstentheils wieder her, ein den Aufgang zur Akropolis besonders zierendes Werk, dessen Gelingen dem verdienten Archäologen L. Ross und seinen technischen Freunden zum dauernden Ruhme gereicht. Das amphiprostyle Tempelchen, $18\frac{1}{4}$:27′ messend, ist unverhältnissmässig kurz, wodurch namentlich die Cella, da Pronaos und Posticum einen bedeutenden Theil des Planum einnehmen, in der Breitseite des Tempels weiter wird, als in der Längsrichtung. Dieser Umstand ermöglichte keinen vollkommenen Thürabschluss und die östlich belegene Eingangsseite ist daher fast ganz offen. Die Basen zeigen ebenfalls die noch nicht völlig entwickelte attische Form, der untere Torus ist noch schwächlich und löst sich noch nicht bestimmt von der prädominirenden Hohlkehle, so dass diese noch an das Profil des concaven Plinthes der ionischen Base erinnert. Der Schaft ist ohne Schwellung, das Capitäl in einfachster Weise behandelt. Das Gebälk erscheint vom architektonischen Standpunkte aus fast dürftig, es fehlt namentlich der Zahnschnitt unter dem Geison, ein Charakteristicum des ionischen Styles, gänzlich, dafür enthält der Fries einen schönen und in seinem Charakter an die Friessculpturen des Mausoleum von Halicarnass erinnernden Reliefgürtel, welcher auch die frühere Annahme unhaltbar machte, der Tempel sei ein Werk des Kimon, und nach dessen Doppelsiege am Eurymedon 470 v. Chr. errichtet. Er gehört viel-


Fig. 193. Basenstück vom Tempel der Nike Apteros zu Athen.

*) L. Ross, E. Schaubert und C. Hansen, die Akropolis von Athen nach den neuesten Ausgrabungen. Abth. I. Der Tempel der Nike Apteros. Berl. 1839.

mehr, wenigstens in seinen oberen Theilen, wahrscheinlich erst der nachperikleischen Zeit an. (Bursian, N. Rhein. Mus. X. S. 511.)

Ionische Säulen der Propyläen.

Auch die ionischen Innensäulen der Propyläen auf der Akropolis von Athen zeigen in ihren attischen Basen noch Anklänge an die ionische Form, d. h. der attischen Base, deren Hohlkehle sich wieder nur in schwacher Krümmung bildet, ist ein niedriger, ebenfalls leicht ausgekehlter Plinth untergelegt, und die ionischen Innensäulen der grossen Propyläen von Eleusis ahmen auch hierin das diesem Gebäude als Vorbild dienende athenische Original nach.

Erechtheion.

Der vollendete attisch-ionische Styl kam indess erst in dem complicirten Tempel der Athene Polias, dem sogenannten Erechtheion auf der Akropolis, zum Ausdruck. *) Der Tempel war, wie alle Heiligthümer der Burg bei der Einnahme Athens durch die Perser 480 v. Chr. eine Beute der Flammen geworden, und musste als die hervorragendste Cultstätte der Athener unter Perikles wenigstens neuaufzubauen begonnen worden sein. Doch berichtet eine inschriftliche Urkunde, dass siebzig Jahre nach jener Katastrophe der Tempel noch ohne Dach und im Ornament unvollendet gewesen sei. Vermuthlich war das Werk während der Drangsale des peloponnesischen Krieges, welche alle Kräfte und Mittel in andere Bahnen lenkten, ins Stocken gerathen. Das Heiligthum ist in Bezug auf seine Disposition eines der verwickeltsten des classischen Alterthums, doch ist diese nach den Resultaten Bötticher's wenigstens in der Hauptsache gesichert. Schon seit uralten Zeiten bestehend und nach Herodot der Athene Polias und dem attischen Heros Erechtheus geweiht, musste der Tempel schon frühzeitig eine Doppelcella enthalten haben. Eine solche hat wenig Befremdendes: wir finden z. B. einen Doppeltempel der Leto und des Asklepios und einen zweiten der Aphrodite und des Ares, beide zu Mantineia, einen dritten zu

*) Ausser den bereits genannten Werken über die Akropolis sind anzuführen:

TETAZ, Mémoire explicatif et justificatif de la restauration de l'Erechtheion d'Athènes. Revue archéologique. VIII.

A. E. v. QUAST, das Erechtheion zu Athen nebst mehren noch nicht bekannt gemachten Bruchstücken der Baukunst dieser Stadt und des übrigen Griechenlands. Nach dem Werke von W. INWOOD mit Verbesserungen herausgegeben. Potsdam 1843.

FR. THIERSCH, über das Erechtheion auf der Akropolis zu Athen. Abhandlungen der philos. philol. Klasse der k. bayr. Akademie der Wissenschaften. München 1849.

C. BÖTTICHER, der Poliastempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus. Nach der Annahme von FR. THIERSCH. Berl. 1851.

RAOUL-ROCHETTE, sur l'Erechtheion de l'Acropolis d'Athènes d'après THIERSCH. Par. 1851.

FR. THIERSCH, Epikrisis der neuesten Untersuchungen über das Erechtheion auf der Akropolis zu Athen. Abhandlungen der bayr. Akademie der Wissenschaften. München 1857.

C. BÖTTICHER, über die letzte bauliche Untersuchung des Erechtheion auf der Akropolis von Athen. Erbkam's Zeitschrift fur Bauwesen. Berlin 1859.

Sikyon, dem Apollo Karneios und dem Hypnos geweiht. Der Zugang scheint in der Regel so eingerichtet gewesen zu sein, dass man erst von der einen äusseren Cella in die andere, gleichsam das innere Heiligthum, das aber vielleicht ein Adytum war, gelangte, der Tempel der Aphrodite und des Ares dagegen hatte den Eingang zur Cella der Göttin auf der östlichen und zu der des Gottes auf der westlichen Seite.

Eintheilung der Cellenräume.

Aus noch mehr Bestandtheilen aber scheint das Heiligthum der Athene Polias zusammengesetzt gewesen zu sein. Oestlich erschien der Tempel als regulärer Prostylos hexastylos. Auf die schmale Säulenvorhalle (*a* des beifolgenden Grundrisses 194) folgte die Cella der Athene Polias (*b*), an welche, durch eine ungefähr in der Mitte des ganzen Gebäudes angebrachte Querwand getrennt, die Doppelcapelle des Poseidon-Erechtheus (*c*) sich anreihte, worauf das Hauptgebäude mit einem schmalen corridorartigen Raum, der Pandrososcella (*d*) abschloss. Nur der Zugang zu der ersten Cella scheint

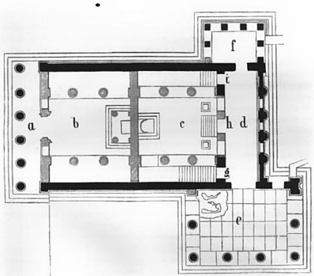


Fig. 194. Grundriss des Erechtheion.

unmittelbar von Osten her gewesen zu sein, nach dem Cultgesetz, welches vorschrieb, dass die Cellen der olympischen Götter nach Osten, die der Heroen und Dämonen dagegen nach Westen gerichtet seien. Der mittlere Cellenraum des Poseidon Erechtheus konnte daher, da die Scheidewand

gegen die Athenacella hin undurchbrochen war, nur mittelbar und erst von der schmalen Pandrososcella aus betreten werden. Der Zugang zu dieser selbst aber war nicht, dem Eingang zur östlichen Cella entsprechend, auf der südlichen Schmalseite angebracht, wo die Wand durch Halbsäulen und Fenster gegliedert war, sondern wurde durch zwei Flügelbauten vermittelt. Zur Linken nemlich am Westende der nördlichen Langseite war ein besonderer Pronaos in Form einer geräumigen Säulenhalle (*e*) vorgebaut, welcher den Hauptzugang zur Pandrósoscella und durch diese zur Mittelcella bildete, während ein zweiter kleinerer Nebenraum, die Korenhalle an der gegenüberliegenden südlichen Langseite (*f*) ein Nebenpförtchen enthielt.

Krypten. Die Anlage hatte noch insofern ihr Besonderes, als das Paviment der drei Cellen nicht in einem Niveau lag. Die Pandrososcella (und somit auch deren Pronaos) lag beträchtlich tiefer als die beiden anderen, welche letztere dafür niedrige Krypten unter sich hatten. Dieser Umstand machte die Verbindung beider westlichen Cellen so beschwerlich, dass man beim Neubau die Unebenheit des Bodens durch Abmeisselung oder ausgleichende Aufhöhung bestimmt geändert hätte, wenn nicht eine unverletzliche Tradition zur Beibehaltung der durch den combinirten Cult allmälig entwickelten Disposition mit all ihrer Unregelmässigkeit gezwungen hätte. Drei Zugänge durchbrachen daher die Scheidewand zwischen der Pandrososcella und dem Mittelraum, welcher letztere als das Erechtheion im engeren Sinne aus dem uralten Heiligthume des Poseidon, das als niedrige Krypta auf dem gewachsenen Felsboden ruhte, und aus dem Obergeschosse, der in gleichem Niveau mit der Poliascella liegenden Butadenkapelle bestand. Die Vertheilung der drei Zugänge war wahrscheinlich so, dass der Eingang zur Linken (*g*) vermittelst einer Treppe zur Butadenkapelle aufwärts, der mittlere (*h*) durch eine ähnliche, jedoch abwärts führende Treppe zur Poseidonkrypta, der Eingang zur Rechten (*i*) endlich auf einer gleichen Treppe abwärts zu einem Corridore führte, durch welchen man neben der Poseidonkrypta zur Krypta unter der Poliascella gelangte. Die Umwandlung des Innern in eine Kirche und später in ein Harem hatte jedoch so totale Umgestaltungen zur Folge, dass sich von dieser Eintheilung nur mehr dürftige Spuren erhalten haben. Noch weniger dürften die Stätten und Reste der besonderen Cultgegenstände nachzuweisen sein, wie von dem Grabe des Kekrops, von den Malen des Streites zwischen Athene und Poseidon um das Patronat über Athen, von den Eindrücken des Dreizacks und dem Salzbrunnen, den Poseidon aus dem Felsen hervorschlug, und von dem heiligen Oelbaume, den Athene hervorsprossen liess, und der, obwohl von den Persern verbrannt, nach der Rückkehr der Athener glückverheissend neue Sprossen trieb. Dass an der Stelle wenigstens, wo der Oelbaum grünte, das Dach einen hypäthralen Ausschnitt haben musste, wird Niemand bezweifeln, wenn sich auch darüber streiten lässt, wo er gestanden habe. Hieher gehört auch die prachtvolle goldene Lampe des Kallimachos in der Poliascella, welche ununterbrochen brannte und doch nur alle Jahre neuer Füllung bedurfte, sammt dem ehernen

Palmbaum, der bis an die Decke reichend, als Rauchabzug für die Lampe diente.

Für uns kommen jedoch diese antiquarischen Fragen weniger in Betracht, wie die architektonischen Reste. Von dem Innern sind ausser den verstümmelten Resten einer Thürgewandung, von welcher Bötticher in seinem in Aussicht gestellten grösseren Werke über den Poliastempel eine restaurirte Ansicht beizubringen verspricht, nur wenige Spuren von dem bemalten Verputz der Wände hieher zu beziehen. Um so reichere Ausbeute bietet dafür das ziemlich wohl erhaltene Aeussere namentlich durch den Umstand dar, dass die Unregelmässigkeit der Disposition zu einer freieren Entwicklung zwang, als sie sonst bei hellenischen Tempeln erforderlich war.

Das Aeussere.

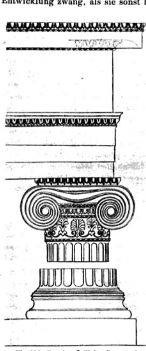


Fig. 195. Von dem östlichen Pronaos des Erechtheion.

Während nemlich die Ostseite als Prostylos hexastylos in der üblichen Weise hergestellt war, erlaubte die Nothwendigkeit der Anbringung der Pandrososcella auf dem durch die Tradition bestimmten Raume nicht auch an der Rückseite die Anlage einer correspondirenden Säulenhalle. Um aber die Symmetrie und das Herkommen wenigstens äusserlich zu wahren, wurden die Säulen zu Halbsäulen und die Prostylosform zur Antenanlage, indem Eckpfeiler antenartig die vier Halbsäulen mit ihren Verbindungswänden zwischen sich nahmen. Die Beleuchtung des Innern forderte ferner hier die Anordnung von drei Fenstern zwischen den vier Halbsäulen. Dafür legte sich ein geräumiger tetrastyler Säulenpronaos vor den nördlichen Eingang der Pandrososcella, deren Säulen und übrige Dimensionen wegen der tieferen Lage dieser Vorhalle etwas grösser waren, als an dem Pronaos der Poliascella.

Behandlung der Säulen.

Die ionischen Säulen beider Vorhallen hatten eine ziemlich ähnliche Behandlung; die Auszierung der Säulen des Pronaos der Athena Polias wie der Halbsäulen der Rückseite an der Fensterwand der Pandrososcella ist sogar fast völlig gleich. Die attischen Basen zeigen noch Anklänge an das ionische Vorbild in der Canellirung des oberen Torus, in der hohen und

schwach ausgetieften Hohlkehle und in der Unbedeutendheit des unteren Torus. Am schönen und reichen Capitäle ist die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit ein hoher Säulenhals zwischen Echinus und Schaftablauf, einen fein sculpirten Palmettenkranz und am unteren Ende eine Perlenschnur enthaltend. An den Halbsäulen zeigen diese Palmetten sogar noch die Ansätze einer nach unten gewendeten Verdopplung. Während dieses Säulenhalsglied als breiter Gürtel sich herumzieht, ist dagegen der Echinus untergeordnet und im richtigen Gefühle der durch die Zusammensetzung des Echinus und des Volutengliedes entstehenden Schwierigkeit weder so breit noch so weit ausladend, wie an den eigentlich ionischen Denkmälern. Dafür ist über dem Eierstabgürtel ein zweites Ornamentglied, ein verschlungenes Band gesetzt. Auch das Volutenglied entwickelt einen ausserordentlichen Reichthum und der gedoppelte Canal schlingt sich zu üppigen Spiralen zusammen, die an der Polsterseite ohne das gewöhnliche Schnürband durch sieben Hohlkehlen gegliedert sind, während die zwischenliegenden Stege durch aufgesetzte Astragale geschmackvoll gehoben werden. Die Säulen der nördlichen Vorhalle der Pandrososcella entfalten eine noch reichere Ausschmückung. Die Base ist schon entschieden attisch, der untere Torus überwiegend, die mittlere Hohlkehle kräftig eingezogen, der obere Torus statt der horizontalen Canelluren mit dem Ornament des verschlungenen Bandes sculpirt. Die Stege des Säulenschaftes erhalten oben am Ablaufe durch aufgehöhte Leisten eine fast zu weit gehende Ausschmückung. Auch der schöne Palmettengürtel am Hypotrachelion wird dichter und üppiger und der Saumleisten der Voluten mehrfach gegliedert.

Gebälk.

Die Gebälkbildung ist an beiden Säulenhallen gleichartig und der an den asiatisch-ionischen Denkmälern entsprechend, nur fehlt das charakteristisch ionische Glied des Zahnschnittes. Der Fries war mit Reliefs bedeckt, wahrscheinlich eine dem Parthenonfriese verwandte Handlung darstellend, von welchem sich jedoch nur so verstümmelte Bruchstücke unter dem Schutte vorfanden, dass daraus unmöglich auf den Inhalt ein Schluss zu ziehen wäre, wenn nicht eine inschriftliche Rechnung sich theilweise erhalten hätte, welche durch die aufgezählten Figuren einiges Licht darüber giebt (vgl. Stephani, Ann. d. Inst. d. Corr. arch. 1843 p. 286—327. Bergk, Zeitschr. f. Alterthumswissenschaft. 1845. S. 987 fg. Brunn, Geschichte der griech. Künstler I. 248 fg.) Technisch das wichtigste und zugleich das beklagenswertheste für die Erhaltung des Frieses ist der Umstand, dass die Reliefs nicht aus dem Friesblock selbst gehauen sind, sondern auf den aus eleusinischem Marmor bestehenden Grund in einzelnen Stücken aus pentelischem Marmor aufgenietet waren.

Korenhalle. Karyatiden.

Von ganz besonderer Behandlung ist die an die Südwestecke angebaute Koren- oder Karyatidenhalle, eine der köstlichsten architektonischen Erfindungen der Athener. Denn es ist kein sicherer Fall bekannt, dass vor dem Bau des Erechtheions auch ausserhalb Athens menschliche Gestalten an die Stelle von Säulen getreten seien. Die Telamonen vom olympischen Jupiter-

tempel zu Agrigent sind ganz anderer Natur; auch ist die Entstehung solcher statuarischer Stützen weder von anderen Vorbildern, am wenigsten von den ägyptischen Osirispfeilern, deren Bildwerke gar keine stützende Function haben, herzuholen, noch unmittelbar auf die Anekdote, welche Vitruv I. 1. 5 erzählt, zurückzuführen, nach welcher die aus dem zerstörten peloponnesischen Karya in die Sklaverei abgeführten Frauen den Architekten als Motiv für jene die Decke tragenden Frauengestalten dienten. Denn diese erinnern jedenfalls mehr an die attischen Kanephoren, jene Mädchen, wie sie der Aufzug der mitunter auch Geräthe tragenden Jungfrauen auf dem Parthenonfriese darstellt, als an einen so entfernten Bezug, obwohl auch diesem kaum aller historische Inhalt abzusprechen sein dürfte. Auch ist dieser reizende Ersatz für die Säulen offenbar nicht ohne Zusammenhang mit dem Tempeldienst der Athene Polias und besonders der Heroine Pandrosos, an deren Cella sich die Korenhalle anschmiegt.

Das bedeutend erhobene Krepidoma oder Podium der Korenhalle enthält selbst die Elemente einer Antenbildung: das Profil einer attisch-ionischen Base unten und ein Kyma mit Perlenschnur und Abakenbedeckung oben. Jeder der sechs Koren ist ein besonderer Plinth untergelegt, und jede trägt ein Capitäl auf dem Haupte, das in der Hauptsache aus dem mit Eierstab und Perlenschnur geschmückten Echinus und dem Abacus darüber, ausserdem aber aus einem polsterartigen Mittelgliede zwischen Haupt und Echinus besteht. Darauf ruht das dreigliedrige Epistylion, dessen oberer Leisten etwas seltsam mit vielleicht vormals als Rosetten gemalten Disken ornamentirt ist. Auf das mit einem reichen Herzblattkyma abschliessende Epistylion folgt dann statt des Frieses sogleich das Geison mit Zahnschnitt und der übrigen stylgemässen Ausschmückung, indem bei dem einfachen Deckengerüste und Dache der Korenhalle ein dreigliedriges Gebälk nicht entsprechend und zu schwer erscheinen mochte. Decke und Geison zugleich bilden vier längliche Marmorstücke; an ihrer Oberfläche ist dem Wasserabfluss bei mangelnder Giebelbildung durch eine sanfte Neigung nicht blos nach vorne, sondern auch nach beiden Seiten Rechnung getragen. Eine im Winkel gebrochene Treppe vermittelt die Verbindung des Pandroseion mit der Korenhalle, während der Zugang von aussen zu der letzteren durch eine in das Podium zwischen der östlichen Ante und dem ersten Korenbilde eingeschnittene kleine Thüröffnung ermöglicht wurde.

Portal. Meisselarbeit im Ornament.

Die Thüren, und namentlich die ziemlich wohl erhaltene, welche vom tetrastylen Pronaos aus in das Pandroseion führt, zeigen ebenso reichen als geschmackvollen Schmuck, der aus feinen Kymatien und Astragalen, aus Rosetten und einem prächtigen Palmettenschema in der Sima mit Akroterienranken und darunter gesetzten Parotides (den spiralischen Kragsteinen zu beiden Seiten unter dem Sturzgesimse) besteht. Man kann wohl behaupten, wenn die berühmten Thüren der Ghiberti an dem Portal des Baptisteriums zu Florenz die schönsten Thürflügel der Welt, so finden wir hier die schönste Portalgewandung. Auch sonst ist an dem ganzen Gebäude die Ausführung

des ornamentalen Details von der höchsterreichbaren Vollendung und wird immer mustergiltig bleiben. Dem feinsten Geschmack und der schwungvollen Reinheit in der Zeichnung steht die exacteste und zarteste Meisselarbeit, in jedem Hammerschlag Verständniss und Formgefühl verrathend, ebenbürtig zur Seite. Nicht bloss auf die Wirkung von der Ferne berechnet ward jedes Stück an sich tadellos hergestellt und ein einziges Capitäl, selbst wenn wir nicht mit Bötticher annehmen wollen, dass die Spiralen aus freier Hand verzeichnet waren, erscheint als ein Meisterstück, das eines Künstlers würdig wäre.

Vollendung des Ganzen.

So stand neben dem Prachtwerke dorischer Ordnung, dem Parthenon, das Herrlichste des attisch-ionischen Styls, beide gleichsam als Modelle dienend, von denen man zehrte, bis die Begeisterung für vollendete Leistungen überhaupt zu erlöschen begann, und aus welchen auch heutzutage wieder die lange Zeit nur an römische Vorbilder sich klammernde Renaissance-Architektur sich verjüngt und purificirt. Und ein solches Zurückgehen auf die reinsten und reichsten Quellen kann nicht ohne eine veredelnde Wirkung sein, wenn es auch als ein entschiedener Missgriff zu betrachten ist, Werke der Art als solche zu copiren, wie es an der St. Pancrazkirche zu London mit dem Erechtheion in der unglücklichsten Weise geschah, indem ein verkehrtes Streben nach Symmetrie wie der verschiedene Zweck durch einen Thurmbau und dergl. noch höchst ungeeignete Zuthaten forderte.

Beschränkte Ausdehnung des Ionismus.

Gegen Westen hin verliert sich der ionische Styl mehr und mehr, und Reste dieser Ordnung aus hellenischer Zeit gehören selbst schon in dem europäischen Hellas, das den Ionern stammverwandte Athen ausgenommen, zu den Seltenheiten. Ueberall aber, wo sich sonst im eigentlichen Hellas ionische Werke finden, ist attischer Einfluss entscheidend. —

IX. Die korinthische Ordnung.

Untergeordnete Stellung.

Während sich die dorische und ionische Bauweise als Style gegenüber stehen, die zwar in Bezug auf die Bedeckung einige Gleichartigkeit zeigen, in Wesen und Entstehung aber ganz verschieden sind, tritt die korinthische Ordnung nicht als ein besonderer Styl, sondern nur als eine besondere Säulenform dem ionischen Style secundär an die Seite. Sie allein ist als eine Säulenordnung zu betrachten, welcher Name, seit Vitruvius von römischer Vorstellung ausgehend, sonst fälschlich auch auf den dorischen und ionischen Styl übertragen wird. Denn zunächst tritt uns diese Ordnung nicht einmal mit einer besonderen Säule, sondern nur in ihrem Capitäle von ionischen Säulen abweichend entgegen. Ob sich aber dieses Capitäl aus dem Laubornamente an Stelen oder Antenbekrönungen nach längerer Uebung an den ersteren entwickelt, oder ob das ägyptische Kelchcapitäl die entscheidende Anregung gab, oder ob diese beiden Motive bei der Entwicklung desselben zusammenwirkten, ist nicht sicher zu entscheiden. Gewiss ist, dass der Kern des Capitäls im ägyptischen Kelchcapitäl schon seit der 19. Dynastie

vorhanden war, und dass sich das korinthische von dem ägyptischen nur durch den verschiedenen aussen herumgelegten Blätterschmuck unterschied, der in der Natur beider Länder begründet ist. Es wurde schon im ersten Theile (S. 145 fg.) darzulegen versucht, wie die Kelchform und überhaupt die Pflanzensäule Aegyptens nach vegetabilischen Vorbildern sich entwickelte, und darauf hingewiesen, dass jedes kunstbegabte Volk zu seinem Ornamente gerade die Pflanzen wählte, welche seinem Lande besonders eigen und welche überdiess auch bildsam und typisch verwerthbar erschienen. Nur todte Nachahmung, deren das hellenische Volk unfähig, hätte den Palmzweigen und Papyrusblättern der ägyptischen Capitäle in Hellas Eingang verschaffen können, und wenn auch die schöne Idee der Kelchform für das Capitäl, welche die Erweiterung des Schaftdurchmessers im Mittelgliede zwischen Schaft und Gebälk (jene Vermittlung, worin Wesen und Function des Capitäls überhaupt liegt) in umgekehrter Weise wie der dorische und ionische Echinus erwirkte, indem nemlich am Echinus die Ausladung in convexer, im Kelch dagegen in concaver Form sich vollzieht, in Griechenland von Aegypten her Wurzel schlug, so musste eine für Hellas passendere vegetabilische Ausschmückung des Kelches gewonnen werden. Auf diese wies jedoch schon manches Ornament an Stelen, Simen und Anten ionischer Richtung hin, wo die malerischen Ranken und Blätter des Akanthos schon längere Zeit Platz gegriffen hatten.

Sage von der Entstehung des korinth. Capitäls.

Es bedurfte also für die Erfindung des korinthischen Capitäls kaum erst des artigen Vorfalls, den Vitruv IV. 1. 9 erzählt: Es habe eine Amme zu dem Leichenhügel eines korinthischen Mädchens einen Korb gebracht, welcher mit den Spielsachen des Mädchens gefüllt und mit einer Ziegelplatte gedeckt war. Dieser Korb sei aber zufällig auf eine Stelle gesetzt worden, die eine Akanthoswurzel barg, und als diese um die Frühlingszeit Sprossen trieb, haben sich die aufwärts strebenden Blätter und Stengel um den Korb gelegt, während die höchsten Ranken, durch die Deckplatte gehindert weiter emporzuschiessen, unter den Ecken derselben ihre Enden spiralförmig zusammenrollten. Diese Bildung habe Kallimachos im Vorübergehen gesehen, und entzückt über ihre graciöse Form jene Capitäle nach diesem Vorbilde zuerst gebildet. — Dieser Kallimachos, auch als Verfertiger der Prachtlampe im Tempel der Athene Polias berühmt, einer Arbeit, die nach der Analogie antiker Metallarbeiten der korinthischen Capitälbildung verwandt sein mochte, und wie als Architekt und Toreut, so auch als Bildhauer und Maler thätig, mag seine Thätigkeit wohl in den nächsten Jahrzehnten nach Perikles entfaltet haben, welche Zeit auch mit dem Auftreten der korinthischen Ordnung als solcher stimmt. Das Wahre mag an der Geschichte sein, dass Kallimachos erst das korinthische Capitäl kunstvoll durchbildete, ohne jedoch dazu jenes Korbvorbildes zu bedürfen.

Primitive Form zu Bassae.

Aus der Zeit unmittelbar nach Perikles scheint auch das wahrscheinlich ältest erhaltene Beispiel eines korinthischen Capitäls zu stammen, dessen Details jedoch noch ziemlich unklar und von stelenartigem Charakter sind,

nemlich jenes mehrfach beregte vereinzelte Capitäl aus dem Innern des Apollotempels von Bassae. Der Schaft selbst läuft in Blätterform aus, indem die Stege die Rippen der oben leicht überschlagenden, glatten Blätter bilden. Sechzehn etwas grössere, wenig ausgezackte Blätter bilden den ersten Kranz, welchem vier grosse ähnliche Blätter entsprossen, die schon den Uebergang von der Kreisform des Kelchdurchschnittes zu dem Vierecke der Abacusplatte und des Gebälkes anbahnen. Diese Vermittlung wird noch bestimmter hergestellt durch acht hinter diesen grossen Blättern emporschiessende Ranken, welche unter den Ecken der Deckplatte selbst, mehr von derselben gedrückt als sie stützend, ihre Enden in vier Doppelvoluten rollen. Niedrigere Rankenpaare nach entgegengesetzter Richtung gewendet und in der Mitte jeder der vier Seiten zusammenstossend, tragen eine Palmette, welche den Mittelraum in zwar schöner aber nicht organisch motivirter Weise ausfüllt, die aber vielleicht als Rest einer älteren Ornamentcomposition und als ein ionisches Element zu betrachten ist, wie denn gerade diese Verbindung von Spiralen und Palmetten schon auf assyrischen Bildwerken nachzuweisen ist. Der übrige plastisch leere Raum des Kelches zu beiden Seiten der Palmette war durch aufgemaltes Schilfblatt in wenig gelungener Weise belebt; der Abacusrand zeigte Spuren eines einfachen farbigen Mäanders.



Fig. 196. Korinthisches Capitäl von Bassae.

Innensäulen des Athenetempels zu Tegea.

Aehnlich haben wir uns die korinthischen Innensäulen vom Hyperoon des Tempels der Athene Aloa vorzustellen, welcher Tempel, nach des Bildhauers Skopas Plane zu Anfang des vierten Jahrhunderts zu Tegea in Arkadien erbaut, insofern dem Apollotempel zu Bassae verwandt war, als er auch die drei Säulenordnungen in sich vereinte; doch war hier der Peripteros ionischer Ordnung, während die untere Säulenreihe des Peristyls im Innern dorischer, die obere dagegen korinthischer Ordnung war. Genauere Nachforschungen an Ort und Stelle, freilich durch den Umstand sehr erschwert, dass die Cella jetzt in die Kirche des Dorfes Piali umgewandelt ist, könnten diess bestätigen.

Halbsäulencapitäl von Milet.

Weit gelungener ist das vielleicht etwas jüngere Capitäl einer Halbsäule aus dem Innern des didymäischen Apollotempels von Milet, überhaupt wohl das schönste Beispiel dieser Ordnung. Hier legt sich die Perlenschnur des ionischen Echinus um den Ablauf des Schaftes. Ein Kranz von acht Akanthosblättern reiht sich, mit der Spitze leicht überschlagend, zu unterst

um den Schaft, sowohl in seiner reichen Rippenbildung, als durch die üppige Auszackung des Blattrandes voll Leben und wechselnder Licht- und Schattenwirkung. Aus den Zwischenräumen dieser Blätter quellen acht andere hervor, welche den Uebergang von der Rundung des Capitälkelches zum Quadrat des Abacus schon dadurch andeuten, dass die vier in ihrer Lage den Ecken des letzteren entsprechenden Blätter etwas höher ansteigend gegen diese Ecken hin ausladen. Hinter diesen sprossen dann acht Stengel oder vielmehr Ranken hervor, deren Gestaltung jenen am oben beschriebenen Capitäl von Bassae ähnlich ist. — Mit diesem verwandt sind entschieden auch zwei Capitälfragmente, welche durch Newton's verdienstvolle Untersuchungen an der kleinasiatischen Südwestküste, deren Mittelpunkt das Mausoleum von Halikarnass war, auf Knidos für das britische Museum erworben worden sind.



Fig. 197. Korinth. Capitäl vom Apollotempel bei Milet.

Zweite Form daselbst.

Ein anderes in Bezug auf die Ausschmückung höchst ansprechendes Capitäl, ebenfalls unter den Trümmern des didymäischen Tempels gefunden, zeigt jenen durch die Volutenranken der Ecken vermittelten Uebergang von der Rundform zum Quadrat, jenes wesentliche Moment des korinthischen Capitäls, verschmäht. Die Auszierung des Kelches besteht nemlich hier nur aus zwei Gliedern, einem Kranze von Akanthosblättern und einem aus den Zwischenräumen dieser hervorquellenden Kranze von Palmetten, die den Kelch bis an die Abakendecke schmucklos umhüllen.

Halbsäulen vom Lysikratesdenkmal in Athen.

Zwei anderweitig abweichende Beispiele korinthischer Capitäle liefert Athen an dem aus dem Jahre 334 v. Chr. stammenden choragischen Denkmale des Lysikrates, und an dem in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. erbauten sogenannten Thurme der Winde des Andronikos Kyrrhestes. Das erstere Denkmal zeigt namentlich, wie in der hellenischen Zeit vor Alexander noch keine typische Form für solche blättergeschmückte Kelchcapitäle gefunden war. Das Schaftende bereitet ebenso wie an dem Capitäle von Bassae den Blätterschmuck im Ablaufe der Canelluren vor. Ueber einer scharf eingeschnittenen, Capitäl und Schaft trennenden Kerbe, die wahrscheinlich einst von einem vergoldeten Bronzeastragal ausgefüllt war, erhebt sich ein schlichter Blätterkranz von unausgezacktem, an das typische Ornament der dorischen Kyma erinnerndem Laube. Aus diesem Kranze sprossen halb so viele grössere Akanthosblätter hervor, die sich gegenseitig üppig überwuchernd Blumen, in Rosettenform verschiedentlich ausgezackt,

zwischen sich nehmen. Nun aber zieht sich die Rankenbildung sammt dem Kelche auffällig zusammen, nicht ohne Nachtheil für die architektonische Wirkung, indem hier der Durchmesser des nothwendig ausladenden Capitäls, die fortschreitende Ausladung der beiden unteren Blattglieder unharmonisch unterbrechend und paralysirend, sogar hinter dem Durchmesser des oberen Schaftendes zurücktritt. Mit dieser fehlerhaften Entkräftung des Capitäls auf halbem Wege, die auch eine unmässige Verlängerung desselben zur Folge hat, kann auch die prachtvoll üppige und kräftige Behandlung der Ranken nicht versöhnen, und sie ist nur durch den Umstand zu entschuldigen, dass die Halbsäulen an dem cylinderförmigen Monumente keine architektonische, sondern nur decorative Bedeutung haben. Der Cylinderform des Gebäudes entsprechend folgt auch das Gebälk der Rundung ebenfalls nur in decorativer Behandlung, aber auch in dieser nicht ohne Misston in architektonischer Beziehung. Denn die Biegung des Gebälkes in Kreisform ist seinem Wesen ganz widersprechend: umsäulte Rundbauten sind deshalb auch der besseren Zeit fremd und gehören fast ausschliessend der römischen Zeit an.

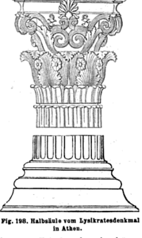


Fig. 198. Halbsäule vom Lysikratesdenkmal in Athen.

Säulen vom Thurme der Winde in Athen.

Die Capitäle am Thurme der Winde endlich zeigen nur einen Kranz von acht Akanthosblättern, über welchem sich ein zweiter von doppelt so vielen spitzen und unausgezackten Schilfblättern erhebt, deren Enden sich etwas unter der Abacusplatte nach aussen beugen. Es ist dies Capitäl eine Fortbildung jenes obenbeschriebenen mit dem Palmettenkranze aus dem didymäischen Apollotempel bei Milet, und nicht ohne Reiz, wenn ihm auch wie jenem Capitäle die der korinthischen Form sonst eigene anmuthige Vermittlung zwischen Kreisform und Quadrat durch die hinausquellenden Rankenvoluten fehlt. Das Beispiel wurde bis in spätere Kaiserzeit hinein nachgeahmt, und da solche Nachbildungen an römischen

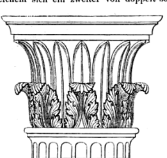


Fig. 199. Capitäl vom Thurme der Winde in Athen.

Werken vorzugsweise in Kleinasien vorkommen, so liegt in Rücksicht auf die Capitäle des milesischen Apollotempels die Vermuthung nahe, dass auch die Capitäle vom Thurme der Winde nur Nachahmungen kleinasiatischer Vorbilder seien.

Das korinthische Capitäl spät typisch.

Zum typischen, die korinthische Ordnung kanonisch repräsentirenden Capitäl wurde es jedoch nicht. Zu einem solchen entwickelte sich vielmehr die schon an dem Apollotempel von Bassae und von Milet (vergl. Fig 196 und 197) angebahnte Bildung. Es bedurfte dazu nichts Weiteres, als auch den zweiten oberen Akanthosblätterkranz wie den ersten ringsum gleichmässig durchzuführen und diesem erst das Rankenglied aufzusetzen, so dass sich das ganze Capitäl in ungefähr drei gleiche Theile gliederte. Mit Capitälen der Art werden wahrscheinlich die Säulen des Jupitertempels zu Athen bekrönt gewesen sein, welche unter Antiochus Epiphanes (176—164 v. Chr.) aufgestellt, von Sulla aber nach Rom geführt worden waren, um beim Neubau des während des Bürgerkrieges abgebrannten capitolinischen Nationalheiligthums zu dienen. Die Säulen sind wahrscheinlich auch als die Vorbilder für die tausende zu betrachten, wie sie das damals glanzvoll aufblühende Rom errichtete, und es ist nicht unmöglich, dass schon bei Herstellung dieser Typen römischer Einfluss betheiligt war, indem als der den Bau jenes Tempels des olympischen Jupiter leitende Architekt ein Römer, Cossutius, genannt wird.

Vorliebe der Römer für die korinth. Ordnung.

Die korinthische Säule aber entsprach nicht blos der gesteigerten Prachtliebe der römischen Epoche am meisten, sie hatte auch den grossen Vortheil für sich, dass sie allenthalben bequem verwendbar und nicht mit Schwächen behaftet war, wie sie bei der ionischen Säule an den Ecken auftraten, und wie sie auch im dorischen Style durch die Einwirkungen der Säulen auf die Triglyphenanordnung sich geltend machten. Die Freiheit ihrer Disposition in Bezug auf die Intercolumnien, welche im dorischen Styl durch den Triglyphenfries ziemlich gebunden war, die Gleichheit der vier Seiten ihres Capitäls, deren Ermangelung im ionischen Styl mit den Ecksäulen die besprochenen Schwierigkeiten bereitete, ebnete dem Architekten die Wege mehr, als die gesteigerte, aber dafür in der Wirkung auch lohnende Mühe bei Herstellung des Blättercapitäls, die übrigens auch bei Ausführung des ionischen Capitäls nicht gering war, die Arbeit dem Steinmetzen erschwerte.

Die korinth. Ordnung ohne selbstständiges Gebälk.

Was die übrigen Eigenthümlichkeiten der korinthischen Ordnung betrifft, so erklärt sich darüber Vitruv, der selbst der Ausbildung derselben näher als jener der beiden anderen Ordnungen stand, folgendermassen: »Die korinthischen Säulen haben ausser den Capitälen alle Maassverhältnisse so, wie die ionischen; die Glieder aber, welche über den Säulen angebracht werden, setzt man entweder aus den dorischen Maassverhältnissen oder aus der ionischen Bauweise auf die korinthischen Säulen, weil die korinthische Ordnung selbst keine besondere Satzung für das Gesimse und die übrigen Zierden hat, sondern entweder von der Einrichtung des Triglyphengebälkes

die Mutuli am Kranzgesimse und die Tropfen nach dorischer Bauweise, oder nach ionischer Satzung reliefgeschmückte Friese mit Zahnschnitt und Gesimse trägt. So wurde aus zwei Ordnungen dadurch, dass man ein Capitäl dazwischen setzte, eine dritte geschaffen.« Die massenhaften Reste korinthischer Ordnung zeigen nun allerdings kein Schwanken in der Wahl zwischen ionischer und dorischer Gebälkbehandlung, und nur einmal, in Pästum, scheint eine Verbindung dorischen Gebälks mit korinthischen Säulen vorzukommen; es mochte übrigens eine solche dem römischen Architekten am capitolinischen Nationalheiligthum vorgelegen haben. Das ältest erhaltene Denkmal korinthischer Ordnung, das Lysikratesmonument zu Athen zeigt dagegen ein rein ionisches Geison, und diess wird auch, wahrscheinlich in der Färbung, welche Athen den ionischen Formen im europäischen Griechenland gab, das herrschende für korinthische Säulenstellung gewesen sein.

Die sog. korinth. Base.

So war auch die Base wie der Schaft gewöhnlich den attisch-ionischen Säulen entlehnt, und die sog. korinthische Base giebt wenigstens Vitruv noch nicht als charakteristische Zuthat. Diese Base ist selbst nichts anderes als eine Verschmelzung der attischen und ionischen Base, und sie entsteht einfach, wenn man sich z. B. unter die ionische Base vom Tempel des didymäischen Apollo noch den Torus untergelegt denkt, welcher die attische Base auszeichnet, oder wenn man unter Zugrundlegung der doppelten Hohlkehle jenes asiatisch-ionischen Denkmales die einfache Hohlkehle der attischen Base spaltet und verdoppelt, wodurch die Gliederung, durch wiederholte Astragale vermehrt, an Reichthum wesentlich gewinnt. Diese Base ist jedoch zur Zeit nur durch römische Beispiele zu belegen, und ihrer Bildung nach eher zum Compositcapitäle, wie es die römische Kaiserzeit schuf, als zum korinthischen gehörig.

Kragsteine.

Auch eine später allgemein gewordene Eigenthümlichkeit am Geison entwickelte sich erst in späthellenischer Zeit aus der ionischen Art, nemlich das Schema der sogenannten Kragsteine, der korinthischen Mutuli oder Geisipodes. Diese Geisonträger, welche im ionischen Styl das in Gestalt des Zahnschnittes vorspringende horizontale Lattenwerk der Decke nachbilden, nehmen hier den Spiralenschmuck der Parotides oder Portalkragsteine an, wie sie schon ionische Denkmäler als Geisonträger am Thürsturze zeigen, jedoch nicht senkrecht gestellt, sondern horizontal untergelegt, wie es der geringere Raum zwischen Fries und Geison und die stärkere Ausladung des Kranzgesimses erforderte. Durch diese Umwandlung mussten sich die Geisipodes, wenn die Doppelspiralen nicht verschwindend klein werden und im Detail sichtbar zur Geltung kommen sollten, bedeutend vergrössern, und bildeten dann einen wesentlichen Schmuck des korinthischen Gebälks, welcher besonders der Ueberwucherung durch das Akanthosornament, die vom Capitäl aus allmälig allenthalben Platz griff, den geeignetsten Raum darbot.

Diese glänzende Entwicklung der korinthischen Säulenordnung vollen-

dete sich jedoch erst durch die gesteigerte Prachtliebe der Römer, welche ihre angebliche Befreiung Griechenlands durch die Zerstörung derjenigen hellenischen Stadt, die in der Zeit des Verfalles Griechenlands wie in mancher anderen Beziehung, so auch in der Pflege der Kunst sich an die Spitze gestellt hatte, vollendeten, nicht ohne selbst durch die Richtung der vernichteten Stadt wesentlich inficirt zu werden.

Die korinth. Ordnung durch die Römer vollendet.

X. Marktplätze, Stoen, Wohngebäude.

Der Säulenbau nach den drei entwickelten Ordnungen machte sich unter den durch den Zweck gebotenen Modificationen ausser den Cultgebäuden ebenfalls an den profanen Werken geltend, wenn auch in der Regel erst später, nachdem er sich an den Tempeln vollends entwickelt hatte. Man legte Säulengänge zum Zwecke des täglichen Verkehrs, häufig auch mit dem Charakter von Erinnerungsdenkmalen grosser Ereignisse, als Umfriedung der Marktplätze, als Annexe von Bädern, Gymnasien, Palästren, Stadien und Hippodromen an, man schmückte allmälig die Höfe der Wohngebäude mit Peristylen und verwendete sie aussen an grossartigen Grabdenkmalen.

Allseitige Verwendung des Säulenbaues.

Wenden wir uns zunächst zur Betrachtung der Marktplätze mit ihren Stoen und Wohngebäuden. Dass die Marktplätze ursprünglich keine bestimmte und besonders keine bauliche Anlage hatten, liegt in der Natur der Sache, sie waren eben nur der zwischen Gebäuden in der Mitte liegende Raum, welcher Gestalt und Schönheit nur durch jene Gebäude erlangte, die seine Gränze bildeten. Der auf solchen Plätzen wogende politische und mercantile Verkehr hinderte sogar an sich jede bauliche Innenentwicklung der Agora. Nur bei Städten, die sich nicht schon in grauer Vorzeit aus kleinen Anfängen entwickelt hatten, sondern erst in historischer Zeit als ein Ganzes angelegt wurden, besonders bei Colonien, konnte man von der Anlage des Marktplatzes ausgehen, und so diesem nicht blos eine gewisse Regelmässigkeit, sondern auch eine bauliche Umfriedung verleihen, welche ihn von der Umgebung der öffentlichen und Privatgebäude unabhängig abschloss, und somit auch möglich machte, die Agora als einen besonderen Raum zu behandeln, der nicht gerade mit einem der Plätze der Stadt identisch sein musste, sondern sogar auch ausserhalb der bewohnten Stadttheile liegen konnte. Solche nach einem besonderen Plane angelegte symmetrische Agoren scheinen, wie diess aus Pausanias VI. 24. hervorgeht, von den Ioniern auf die Bahn gebracht worden zu sein. »Die Griechen (sagt Vitruv V. 1.) legen ihre Marktplätze im Quadrat mit geräumigen und doppelten Säulenhallen an und schmücken diese mit dichtstehenden Säulen- und Steingebälken und bringen über der Decke Gänge an.« Wir haben uns demnach den offenen Marktplatz von Portiken umschlossen zu denken, welche auch allein den öffentlichen Verkehr zur Mittagszeit und bei Regenwetter möglich machen konnten. Der vitruvischen Angabe entspricht auch

Agoren.

die Agora von Delos, welche mit Einschluss der übrigens nur einfachen aber breiten Portiken dorischer Ordnung ungefähr 170′ im Gevierte misst, deren bauliche Theile aber jetzt beinahe gänzlich in den Kalkofen gewandert sind.

Stoen. Solche Stoen oder Portiken konnten indess auch selbstständiger auftreten und erhielten dann erhöhte Bedeutung und namhafteren Schmuck. Zunächst wurde die mit der Säulenlinie parallellaufende Wand nach innen mit Gemälden bedeckt, wie dies an der Stoa Poikile in Athen der Fall war, wo die Schlacht zwischen Athenern und Lacedämoniern bei Önoe in Argolis, der Kampf der Athener unter Theseus gegen die Amazonen, die Zerstörung von Troja, der Rath der Könige über den Frevel des Ajas gegen die Kassandra und endlich die Schlacht bei Marathon, grösstentheils von Polygnot und Mikon gemalt, dargestellt waren. Häufig wurden auch solche Stoen der Breite nach verdoppelt, indem man die Porticus um eine spinaartig in die Mitte gelegte Wand oder Säulenreihe herumführte, wodurch eine sogenannte Stoa diple entstand. Ein Beispiel der ersteren Art mit spinaartiger Mittelwand bot nach Pausanias VI. 24. Elis dar in der sog. kerkyräischen Halle, deren Säulen dorischen Styl zeigten und deren Mittelwand beiderseits mit Bildsäulen geschmückt war. Die Worte des Pausanias, »dass in der Mitte dieser Halle nicht Säulen gestanden hätten, sondern sich eine Mauer hingezogen habe, weisen übrigens mit ziemlicher Sicherheit darauf hin, dass diese Einrichtung nicht die gewöhnliche gewesen, sondern dass sonst eine Säulenreihe die Stelle der Mittelwand vertreten habe, welche auch für den Verkehr weit entsprechender war, und doch die gleiche Function, die Decke

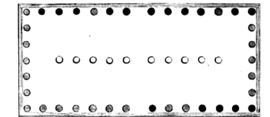


Fig. 200. Stoa diple von Thorikos.

in der Mitte zu stützen, zu versehen im Stande war. Ein Beispiel der Art scheint in der sonst nicht erklärbaren Ruine von Thorikos in Attika vorzuliegen, welche sich äusserlich als ein Peripteros von sieben Säulen in der Breite und vierzehn in der Länge darstellt, deren mittlere Säulenstellung jedoch jetzt verschwunden ist. Erweiterte Intercolumnien in der Mitte der Langseiten zeigen die Hauptzugänge daselbst an.

Pausanias aber berichtet an der angezogenen Stelle noch von einer

anderen Halle, der Stoa der Hellanodiken, welche er durch Säulenreihen in drei Schiffe getheilt nennt und als Tagesaufenthaltsort der Hellanodiken, die in dem benachbarten Hellanodikeon wohnten, bezeichnet. Es wäre freilich von höchster Importanz zu wissen, ob diese Halle aus vier parallelen Säulenreihen bestand, oder ob an Stelle der beiden äusseren sich Wände hinzogen, welche die Anlage zu einem länglichen Saalbau abschlossen. Die dürftigen Worte des Pausanias lassen allerdings das erstere eher vermuthen, und eine ähnliche Anlage scheint auch ein noch erhaltenes Beispiel, der räthselhafte Peripteros mit neun Säulen in der Fronte zu Pästum, dessen Eigenthümlichkeiten (S. 286) berührt worden sind, zu zeigen, die übrigens in Bezug auf die inneren Säulen wieder nicht ganz gesichert ist, indem wenigstens an den beiden Enden der vorauszusetzenden Säulenreihen Pfeiler mit eigenthümlicher Verjüngung und Schwellung ersichtlich sind. Man hat dieser Ruine den Namen Basilika gegeben, eine Bezeichnung, mit welcher nicht so fast fehlgegriffen, als vielmehr vorgegriffen zu sein scheint. Denn dass aus einer solchen dreischiffigen Stoa, wie die von Elis, die Basilikenform sich entwickelte, und dass namentlich die Basileios Stoa von ähnlichen Grundlagen ausging, ist im höchsten Grade wahrscheinlich.

Complicirtere Stoen.

Die Stoen konnten sich auch nach der Höhe verdoppeln, indem sie entweder wirklich ein Obergeschoss erhielten, wie diess beim Hyperoon der Hypäthraltempel der Fall war, oder nur einen weiteren decorirten Pfeileraufsatz zeigten, dessen Zweck sich auf Prachtentwicklung beschränkte. Aehnlicher Art war die persische Halle in Sparta, wo im Obergeschosse Perserstatuen, wie es scheint als Pfeilerdecoration, angebracht waren. Darauf führt die in dem grossen Werke von Stuart beschriebene und abgebildete Halle von Thessalonichi, die sog. Incantada, welche an den Pfeilern des Obergeschosses Götter- und Heroenbilder in Hochrelief zeigt, von welchen sich einige jetzt im Museum des Louvre befinden. Diese Bildwerke wenigstens hatten nie die tragende Function der Telamone und Karyatiden. Auch mögen wir uns jene Persergestalten, wenn sie freie Rundbilder und nicht blos Hochreliefs waren, eher in der Behandlung jener Barbarenstatuen denken, welche an dem schon im Alterthum wieder zerstörten Trajanbogen in Rom angebracht waren und seit Constantin bis jetzt die Attika des Constantinbogen schmücken, als dass wir sie als stützende Glieder uns vergegenwärtigen.

Stoen mit Obergeschossen.

Das Wohnhaus der Griechen blieb im Vergleich mit den öffentlichen Gebäuden lange Zeit und während der ganzen Blütheperiode von Hellas schlicht und unansehnlich. Das Leben des hellenischen Bürgers bewegte sich auf dem Markte und war von verschiedenen Functionen ausserhalb des Hauses in Anspruch genommen, während das Haus nur der Schauplatz der Thätigkeit der in Griechenland keineswegs glücklich gestellten Frauen und der Sclaven war. Die klimatischen Verhältnisse gestatteten auch dem häuslichen Treiben auf gedeckte Räume zumeist zu verzichten und sich in und um den Hof zu entwickeln. Um den Hof gruppirten sich die kleinen Gemächer,

Einfachheit des hellenischen Wohnhauses.

welche Licht und Luft gewöhnlich nur durch die nach dem Hofe führenden Thüren empfingen, als Schlafgemächer, Vorrathskammern u. s. w. dienten und so angeordnet waren, wie es eben die Boden-, Strassen-, Besitz- und nachbarlichen Verhältnisse erlaubten. Eine solche Anlage finden wir schon bei dem Königshause von Ithaka.

Verschönerung in der Verfallzeit.

Erst im vierten Jahrhundert v. Chr., als die Freiheit der griechischen Staaten und damit auch der Gemeinsinn der Bürger der macedonischen Ueberlegenheit weichen musste, entfaltet sich das griechische Wohnhaus der zunehmenden Selbstsucht der Einzelnen und dem abnehmenden Interesse an den Staatsverhältnissen entsprechend, prächtiger und berechneter. Der Hellene, dessen reger, selbstbewusster Geist nach aussen und in der Oeffentlichkeit kein Feld der Thätigkeit mehr fand, indem er die Befriedigung seines Stolzes und seine Beschäftigung nicht mehr in der Theilnahme an den Staatsgeschäften und in der Sorge für das allgemeine Wohl suchen konnte, zog sich zu häuslichem Genusse zurück und schuf sich da seine Welt im Kleinen. Auch jetzt verzichtete er auf die Richtung der Wohnräume nach der Strasse, und wie in frühester Zeit blieb der Hof der Mittelpunkt, auf welchen alle Räume mündeten, wodurch bekanntlich das antike Haus von dem modernen sich so wesentlich unterscheidet. Die nach der Strasse gewendete Seite enthielt nur den schmalen Eingang, einen Corridor, welcher durch die gewöhnlich etwas weiter nach innen angebrachte Hausthüre in zwei Theile getheilt ward; nemlich in einen kleinen Vorraum, Prothyron oder Propylaion genannt, ausserhalb und das Thyroreion innerhalb. Zur Rechten und Linken von diesem Eingangscorridor wurden die Parterreräume an der Strasse entweder durch Pferdeställe und Portierkammern, wie Vitruv angiebt, oder durch Gewerbslocale, Schenken u. s. w. eingenommen. Durch den Corridor gelangte man in das Peristyl, den nach Vitruv auf drei Seiten mit Säulen umstellten Hof. An die vierte Seite, wo möglich gegen Mittag gerichtet oder dem Thyroreion gegenüber schloss sich ein gegen den Säulenhof ganz offener Saal, Prostas oder Parastas genannt, an, welcher zwei Schlafgemächer zu beiden Seiten hatte, von denen eines, Thalamos, für die Eltern, das andere, Amphithalamos, für die Töchter bestimmt war. Hinter diesen drei Räumen endlich befanden sich die Arbeitsgemächer für die Frauen und Mägde, an welche ein kleines Gärtchen stiess, an die beiden Langseiten des Epistyls aber reihten sich kleinere Gemächer. Der meiste Aufwand entwickelte sich im Peristyl, wo sich der Altar des Zeus Herkeios befand, und in der Prostas, welche den Familienheerd enthielt, der die Hausgenossen versammelte und zugleich das heilige Asyl war.

Verdoppelung der Räume.

Das zunehmende Streben nach Luxus und häuslicher Bequemlichkeit liess endlich diese Räume als zu eng erscheinen. Man verdoppelte daher die Anlage, indem man hinter der Prostas einen zweiten Säulenhof anfügte. Leider hat sich bis jetzt kein bestimmtes Beispiel unter den Ruinen gefunden, welches diese aus classischen Angaben gezogene Eintheilung bestätigte.

Nur ein Haus wird durch den bisherigen Apparat der Expeditionswerke geliefert, und diess, auf Delos entdeckt, weicht so entschieden von den Nachrichten, wie von den pompejanischen Häuserplänen ab, dass die Entdecker eher Bäder als Wohnräume in den Resten vermutheten. Doch erlaubt das römische Haus, das durch Pompeji und andere Funde in sehr zahlreichen Beispielen vorliegt, manche Rückschlüsse auf das griechische Vorbild.

XI. Grab- und andere Denkmale.

Verschiedenformige Gräber.

Die Wohnungen der Todten gestatteten die grösste Mannigfaltigkeit. Schon in einer ganz unkünstlerischen Zeit liegen eine Menge von Beerdigungsformen zwischen dem einfachen Verscharren und dem Aufschütten von Malzeichen, wie wir sie als die primitivste Form von Grabstätten hervorragender Persönlichkeiten mehrfach besprochen haben. Ein gemauerter Sargraum oder versenkte Thonsärge, von welchen Stackelberg, die Gräber der Hellenen. Berl. 1835—37 Beispiele giebt, gehören noch nicht in das Gebiet der Architektur, übrigens lässt sich auch an ihnen keine typische Uebung erkennen. Felsengräber zeigen gemeiniglich ein unentwickeltes Innere, eine schlichte Grabkammer, die Façade aber oft, namentlich in Kleinasien und an der Nordküste von Afrika, mit Halbsäulen und ornamentalem Gebälk und Giebel ausgestattet. Rein hellenische Weise scheint diess indess weniger gewesen zu sein, an solchen Felsennekropolen wie in Lykien oder Kyrene ist der Einfluss des benachbarten Nillandes kaum zu leugnen, wenn auch die architektonische Ausschmückung die ägyptischen Elemente verschmäht.

Entwicklung der Grabdenkmäler.

Von den mehr architektonischen, d. h. in die Höhe gebauten Grabdenkmalen sind die einfachsten die Grabstelen aus Säulen oder Pfeilern mit ornamentalem Abschluss, von den Leidtragenden oft mit Binden umwunden, oder aus länglichen Steinplatten mit dem Bildnisse des Verstorbenen wie auch mit einer Reliefgruppe seines Familienkreises bestehend. Ein solches Bildniss zeigt oft eine besondere ädiculenartige Umrahmung aus Halbsäulen oder Pilastern mit einem mitunter phantastischen Giebel. Eine mehr vorgeschrittene Form ist die, wenn das Grabdenkmal selbst dem Rundbilde des Verstorbenen als Piedestal dient, wodurch die Ruhestätte der Todten gewöhnlich schon über die Erde in den gebauten Raum gehoben wird. Wollte man nun solchen Grabmälern noch weitere Ausschmückung verleihen, so konnte diess nur in einer dem Tempelbau verwandten Weise geschehen. Die Grabkammer erinnerte um so leichter an die Cella, als häufig ein besonderer Cult sich an die Grabdenkmäler knüpfte. Umstellte man nun die Grabkammer theilweise oder ganz mit Säulen, so entstand das Schema eines hellenischen Säulentempels, wie das z. B. bei dem vielbesprochenen Grabdenkmal von Xanthos, dessen Reste ionischer Ordnung sich jetzt im britischen Museum befinden, der Fall ist (vgl. den Grundriss Fig. 201). Da jedoch diese Räume nicht blos nicht weiter betreten zu

werden brauchten, ja da es sogar wünschenswerth erscheinen musste, sie möglichst unzugänglich zu machen, um die Reste der Bestatteten vor Entweihung, die mitgegebenen Geräthe und Schätze aber vor Plünderung zu

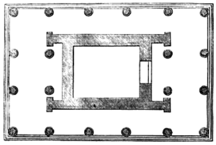


Fig. 201. Grundriss eines Grabes von Xanthos.

schützen, so hob man die Grabcella auf eine hohe, treppenlose Substruction, womit zugleich das Grabmal in monumentaler Beziehung gewann und für eine reiche plastische Ausschmückung bedeutenden Raum darbot.

Diese Idee war indess noch mannigfacher Weiterentwicklung fähig. Man konnte z. B. die Todtenkammer im zweiten Geschosse des Monumentes und erst über diesem ein drittes Geschoss, ein Säulenhaus bildend, errichten, welches dann gar keine Cella mehr erhielt. Ein schönes Beispiel der Art befindet sich zu Constantine, dem antiken Cirta auf der Nordküste von Afrika, das angebliche Grab des Königs Micipsa. Es zeigt einen theilweise stufenförmig gearbeiteten Unterbau und darüber die würfelförmige Grabkammer, welche an jeder Seite eine schlichte Thürbildung mit Medaillons daneben enthält. Auf einem besonderen mehrfach gegliederten Stereobat erhebt sich dann über der Kammer das von acht dorischen Säulen gebildete Säulenhaus, welches nach den vier Seiten je drei Säulen wendet. Die allseitige Gleichheit wird dadurch vollendet, dass auch jede der vier Seiten die Giebelbekrönung zeigt, was allerdings nur mehr ein architektonisches Spiel, aber als solches höchst wirksam und glücklich ist. Eine weitere, doch minder harmonische Entwicklung des Dachabschlusses wurde dadurch angebahnt, dass man das Vorbild der Tumulusgräber auf diese umsäulten Denkmäler übertrug, und so unzusammengehörige Elemente miteinander verband. Diess geschah in der glanzvollsten Weise in dem Mausoleum von Halikarnass, einem der sieben Wunder des Alterthums. Hier erhob sich auf einem mächtigen Substructionswürfel eine umsäulte Cella, welche eine Stufenpyramide trug. Die Restaurationen des grösstentheils zerstörten Werkes sind von einander abweichend*), doch hierin überein-

Mehrgliederiger Aufbau.

*) Ch. Newton, Discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae. Lond. 1862. J. Fergusson, the Mausoleum at Halicarnassus. Lond. 1862.

stimmend zeigen sie, dass jenes Grabmal, das Artemisia ihrem Gemahle aufthürmte, in architektonischer Beziehung nicht so zu den gelungensten Werken des Alterthums zu zählen sei, wie es in Bezug auf seine plastische Ausschmückung unübertroffen dastand. Der grosse Ruf des Mausoleum machte nichtsdestoweniger dieses Grabmal zu einem Vorbilde, auf welches man gerne selbst in der Kaiserzeit immer wieder zurückging, wenn auch behauptet werden kann, dass die Mausoleen des Augustus und Hadrian architektonisch weniger zu tadeln seien als jenes, wo die unverhältnissmässige, auf das Säulenhaus gethürmte Last der Pyramidalbekrönung zwar in Staunen versetzen, aber unmöglich beruhigen und befriedigen konnte.

Aehnliche Formen für Grabdenkmäler bleiben auch in Kleinasien herrschend, wie wir das namentlich an einem Grabmale von Mylasa, sehen können, dessen Styl indess schon auf die Kaiserzeit schliessen lässt.

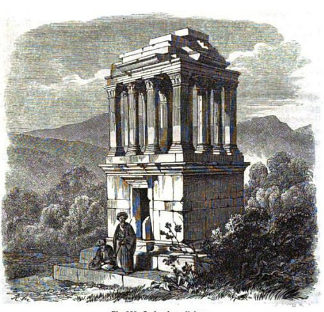


Fig. 202. Grabmal von Mylasa.

XII. Gebäude für die Spiele.

Arten von Spielen. Palästren.

Die Spiele der Griechen zerfielen in zwei Hauptgattungen, in körperliche Uebungen und in scenische Darstellungen. Die ersteren waren jedenfalls die bedeutenderen, denn auf ihnen beruhte ein Haupttheil der Erziehung des Bürgers. Für sie waren, soweit es sich um Uebung im eigentlichen Sinne des Wortes handelte, Palästren und Gymnasien bestimmt, zum Zwecke öffentlicher Schaudarstellungen und Wettkämpfe dagegen die Stadien und Hippodrome. Die Palästren hatten in früherer Zeit keinen baulichen Charakter: ein Rasenplatz und Sandboden, womöglich am Ufer eines Baches und von Baumgruppen umgeben genügte für die Uebungen, welche entweder nach Art der Privatschulen auf dem Grunde und unter der Leitung von Privatunternehmern oder bei öffentlichen Schulen auf städtischen Turnplätzen abgehalten wurden. Die Privatpalästren werden wohl nie über eine gewisse Einfachheit hinausgekommen sein, dagegen liess es die hohe Bedeutung dieser Uebungen für die Dienstpflicht des hellenischen Bürgers im Kriege angemessen erscheinen, der baulichen Entwicklung solcher Turnplätze grössere Aufmerksamkeit und grösseren Aufwand zu widmen. So entstanden die Gymnasien, eine Verbindung von gedeckten Räumen und Hallen mit offenen Höfen, durch welche nicht nur den verschiedenen Uebungen der damaligen Turnkunst, sondern auch dem damit zusammenhängenden Badebedürfniss Rechnung getragen werden sollte. Diess konnte natürlich in verschiedenster Weise geschehen, und die Pläne mögen, bis sich die zweckmässigste Vertheilung durch die Erfahrung ergab, sehr verschieden gewesen sein.

Gymnasien.

Vitruv beschreibt V. 11. ein solches Gymnasium oder, wie er es nennt, eine Palästra ziemlich ausführlich. Nach seiner Darlegung umgab man ein Quadrat oder Rechteck im Umfange von zwei Stadien mit einer Säulenhalle (so dass, wie es die Beispiele von Ephesus, Hierapolis und Alexandria lehren, die Säulen dieser Portiken aussen, die Wände aber innen liefen). An die Wände waren geräumige Anbaue, Exedren mit Sitzen angelegt, wo die Philosophen und Rhetoren ihre wissenschaftlichen Vorträge veranstalteten. An einer der vier Seiten aber reihten sich folgende Anbauten: in der Mitte das Ephebeion, der für die Jünglinge bestimmte Saal als der Hauptraum, zur rechten davon das Korykeion, die Sackwurfhalle, in welcher ein grosser, wahrscheinlich mit Sand gefüllter sackförmiger Ballon an einem Taue von der Decke herabhing und von den Jünglingen geschlagen wurde, dann das Konisterium, das Gemach, in welchem die Ringer nach der Einölung sich mit Staub bestreuten und endlich an der Ecke rechts das Lutron, das kalte Bad. Zur Linken gränzte an das Ephebeion das Elaiothesion, die Salbölkammer, an dieses das gewölbte Frischbad und endlich das trockene Schwitzbad (Pyriaterion oder Lakonikon) mit dem warmen Bade, wozu noch das von Vitruv übergangene Apodyterion, das Aus- und

Ankleidezimmer kommt. Durch diese Gemächerreihe war die eine Seite jenes Portikenquadrats besetzt; dieses Quadrat aber war nur die eine Hälfte des Gymnasium, indem von der jenen Gemächern gegenüberliegenden Seite aus zwei andere Säulenhallen sich fortsetzten, die endlich durch ein Stadium mit erhöhten Sitzplätzen abgeschlossen wurden. Der dadurch gewonnene zweite, ebenfalls quadratische Innenraum war zu Promenaden mit Ruheplätzen zwischen Bosquets oder Platanengruppen und zu offenen Uebungsbahnen (Paradromides) benutzt. Die beiden Säulenhallen rechts und links aber enthielten die gedeckten Stadien für die Regenzeit. Die Säulen standen auf erhöhten Fusswegen, während der inmitten liegende Uebungsraum deshalb vertieft lag, damit diejenigen Jünglinge und Zuschauer, welche bekleidet auf den Rändern herumwandelten, von den mit Oel eingeriebenen Turnern nicht belästigt werden konnten.

Erhaltene Reste.

Dass die bisher bekannt gemachten Gymnasien, zumeist Kleinasien angehörend, nicht durchaus mit dem von Vitruv überlieferten Schema stimmen, mag seinen Grund sowohl in den landschaftlichen Bedürfnissen als darin haben, dass jene Reste erst aus späterer Kaiserzeit zu stammen scheinen. Auch erlaubte immerhin eine derartige Anlage mannigfache Modificationen, als deren letzte die römischen Thermen zu bezeichnen sein dürften, welche sich hauptsächlich dadurch von den Gymnasien unterscheiden, dass bei den ersteren die Bäder die Uebungsplätze, bei den letzteren dagegen die Uebungsplätze die Bäder überwogen.

Festspiele.

Waren schon die Uebungen in den Gymnasien öffentlich, indem der Zutritt für das zuschauende Volk jederzeit frei stand, was selbstverständlich den Wetteifer der sich übenden Jünglinge wesentlich erhöhte, so erhielten die an gewissen Festtagen besonders veranstalteten Spiele und Wettkämpfe ganz und gar den Charakter feierlicher Oeffentlichkeit und prunkvoller Schauvorstellungen. Obgleich nur ein schlichter Kranz, ein Dreifuss, eine Quantität Oel u. s. w. für den Sieger in solchen Wettkämpfen bestimmt war, so wurde doch einem solchen Siege eine Bedeutung beigemessen, die in unserer Zeit kaum mehr verständlich wird. Es ist natürlich hier nicht der Ort, diesen übrigens viel behandelten Umstand weiter auszubeuten, wenn aber sogar die Geschichte die Jahre nach solchen Spielen zählte, ja noch mehr, wenn der Name des Hauptsiegers allein in der Geschichte zur Bezeichnung eines Jahres genügte, so bedarf es keines weiteren Beleges dafür, wie allgemein das Interesse wenigstens an den grösseren öffentlichen Spielen war.

Stadion.

Die grossen Feste waren durch dreierlei Vorstellungen ausgezeichnet, durch die gymnischen des Pentathlon, durch das Ross- und Wagenrennen im Hippodrom und durch musikalische und dramatische Productionen im Theater. Die dazu nöthigen Locale waren mit möglichster architektonischer Oekonomie und unter Benutzung des Terrains selbst hergestellt, wozu auch der Umstand wesentlich beigetragen haben mochte, dass die Griechen bei ihrer beharrlichen Nichtanwendung des Bogens dem Massenbau möglichst

aus dem Wege gehen mussten. Für das Stadion zunächst benutzte man schmale Thaleinschnitte, welche in der Thalsohle den Raum für die Wettkämpfe, in den beiderseitigen Abhängen aber den passendsten Raum für die Zuschauer darboten. Es genügte sogar in vielen Fällen, wie in den Stadien der Gymnasien und später der Thermen, dass nur an einer Seite der Bahn eine Erhöhung den Zuschauerplatz gewährte, und als Beispiel der Art erwähnt Pausanias das einseitige Stadion hinter dem Theater von Aegina, wie auch Ross noch dieselbe Einrichtung an einem Stadion zu Delos vorfand. Normal war für dasselbe eine Länge von 600′, später von 1000′. Die Zuschauerräume wurden auch frühzeitig überarbeitet, die Sitzstufen aus den lebenden Felsen gehauen oder die Erdhügel mit marmornen Stufen

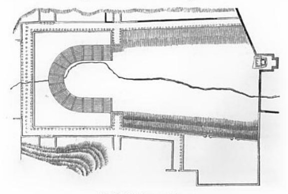


Fig. 203. Stadion von Messene.

überbaut. Auch half man sonst baulich nach, wo sich Störungen fanden, ja man schüttete häufig an Stadien, die in der Ebene angelegt wurden, für den Zuschauerraum Dämme auf, obwohl es im Allgemeinen Regel blieb, nur da künstlich nachzuhelfen, wo die natürliche Bodengestaltung mangelhaft war. So finden wir es z. B. an dem Stadion zu Messene, von welchem die beifolgende Figur den Grundriss giebt. Hier zeigt nur der obere Theil, von den Griechen Sphendone genannt, bauliche Gestaltung, der übrige Raum des Stadion, welches sich am unteren Ende an die Stadtmauer lehnt, bot den Zuschauern an den nicht einmal parallelen Höhen, die übrigens ein wenig abgearbeitet waren, Platz. Die sich anreihenden Säulenhallen erinnern an die Portiken der Gymnasien. Für den Wettlauf bedurfte das Stadion der Schranken am geradlinigen und des Ziels oder vielmehr Umlaufspunktes am entgegengesetzten Ende bei der Sphendone. Beides mochte provisorisch eingerichtet und entfernbar gewesen sein und hatte auf keinen Fall die bauliche Bedeutung, wie in den Hippodromen. Spätere hellenische Stadien

hatten, wie das Stadion von Aphrodisias in Kleinasien, an jedem Ende eine Rundung. Es ist nicht unmöglich, dass diese Form auf die Entwicklung des römischen Amphitheaters von Einfluss wurde, und insofern sind diese Stadien von hoher Bedeutung.

Hippodrom.

Die beliebtesten unter den Kampfspielen waren jedoch die Rennen zu Pferd und Wagen, für welche eine geräumigere Bahn hergestellt werden musste, als sie das Stadion darbot. Das homerische Wagenrennen vor Troja (Il. XXIII. 257 fg.) zeigt das Gestade als Schauplatz, ein von Steinblöcken umlagerter Eichstamm diente als das Ziel, welches umfahren werden soll, die Zuschauer lagerten im Kreise. Es mussten indess die Vortheile bald einleuchten, welche eine Anhöhe für den Zuschauerraum gewährte, und es wurde wie für die Stadien passendes Terrain an Abhängen oder in Thaleinschnitten gesucht und höchstens ein derartiger von der Natur gebotener Vortheil durch künstliche Aufschüttungen ergänzt. Es fehlt an ausreichend erhaltenen Beispielen, doch beschreibt Pausanias den berühmtesten und vielleicht ältesten Hippodrom Griechenlands, den zu Olympia so ausführlich, dass man sich davon eine ausreichende Vorstellung machen kann. Die rechte Zuschauerseite, welche übrigens länger war, als die linke, bestand in einem künstlichen Erddamm, während für die linke der Abhang eines Hügels benutzt war. Die Schranken, Aphesis genannt, denen ausserhalb eine Säulenhalle vorgelegt war, die zu den Vorbereitungen für die Wagenlenker diente, hatten, wie sich Pausanias ausdrückt, die Form eines nach innen gewendeten Schiffsschnabels, d. h. wie sich diess aus meinem unter Zugrundelegung der Hirt' und Visconti'schen Restaurationen hergestellten Plane (Fig. 205) findet, sie sprangen in Form eines Spitzbogens nach innen vor. Man hatte diese Anordnung getroffen, um das Oeffnen der Schranken zu erleichtern, und nicht weil, wie man gewöhnlich annimmt, dadurch grösserer Raum für die harrenden Gespanne gewonnen wurde, indem dadurch der Raum für die einzelnen Zwinger sich so wenig vermehrte, als auf einem Hügel mehr Bäume wachsen können, denn auf einer Ebene von der Grösse, wie sie der Hügel bedeckt, wenn gleich die Oberfläche des Hügels bedeutend grösser ist, als die Oberfläche der correspondirenden Ebene. Denn die Wände der Zwinger mussten wegen des Auslaufes in der Richtung des Hippodroms selbst angelegt sein, und konnten nicht, wie Visconti annimmt und Rich nachzeichnet, nach einem gemeinsamen Mittelpunkte gerichtet sein, wodurch der Auslauf für die äussersten Wagen nahezu unmöglich geworden wäre. Die Wagen wurden paarweise entlassen, die von den beiden äussersten Ecken zuerst, sobald diese in der Linie der nächsten Schranken waren, die beiden nächsten und so fort, bis in der Linie des Embolon, der Spitze jenes Schrankenbogens, alle in Bewegung waren. Dann stürmten sie, jeder in gerader Linie, dem Zielpunkte an der Rundung, dem gefürchteten Taraxippos zu, wo durch das Bestreben aller, die Wendung möglichst kurz zu machen, nicht blos ein gefährliches Gedränge entstand, sondern wo auch manche Wagen an der Wendesäule selbst zerschellten. Diese hatte die Ge-

stalt eines Rundaltars und trug die Bronzestatue der die Siegesbinde vorstreckenden Hippodameia. Die Ordnung des Umlaufes wurde wahrscheinlich

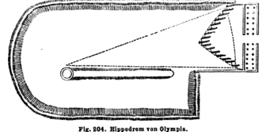


Fig. 204. Hippodrom von Olympia.

durch einen Damm, der Spina des römischen Circus ähnlich und wohl auf dem den Schranken zugekehrten Ende mit einer zweiten Wendesäule versehen, gesichert.

Theater. Mehr baulicher Ausführung als diese Rennbahnen bedurften die Locale für musikalische und scenische Vorstellungen, die Theater. Zwar ward auch da womöglich für den Zuschauerraum eine entsprechende Localität gewählt, wo ein annähernd halbkreisförmiger Einschnitt in eine Anhöhe nicht die grossen Substructionen erheischte, wie sie sonst für die oberen Sitzreihen nöthig gewesen wären, aber jedenfalls war das Bühnengebäude schon von Anfang an künstlich herzustellen.

Anlage nach Vitruv. Die Anlage des griechischen Theaters wurde nach Vitruv V. 7. vom Parterreraume aus vorgenommen, in welchem man zunächst einen Kreis absteckte. In diesem Kreise verzeichnete man drei Quadrate, von welchen eines mit der von dem beabsichtigten Zuschauerraum abgewandten Seite (*a b* der nachstehenden Figur 205) die Linie der vorderen Substructionsmauer der Bühne angab. Diese Bühne, das Logeion, wurde durch die Hintergrundmauer, Skene, abgeschlossen, deren Lage durch eine jener Quadratseite *a b* entsprechende Parallele, nemlich die Tangente *c d* angezeigt wurde. Dann zog man parallel mit diesen beiden Linien den Durchmesser *e f* und beschrieb, je einen der Endpunkte dieses Durchmessers als Mittelpunkt nehmend, die Kreisbogen *e g* und *f h* von den gegenüberliegenden Endpunkten zu der Substructionsmauer des Logeion, wodurch der Parterremittelraum (Orchestra), der vorher die Gestalt eines um ein Segment verringerten Kreises hatte, gegen die Bühne hin um die Stücke *g e a* und *b f h* vergrössert wurde. Die Ecken jener Quadrate aber unter Ausschluss der an oder in die Bühne fallenden bestimmten den Ansatz der Treppen zu den Sitzstufen, welche alle, im oberen Rang sich verdoppelnd, eine vom Mittelpunkte des Kreises ausgehende radiale Richtung hatten, ebenso wie die Sitzstufen mit jenem Kreise concentrisch liefen und auch da, wo die Or-

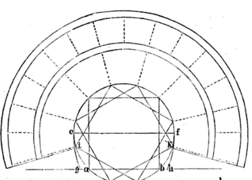


Fig. 205. Verzeichnung des griechischen Theaters nach Vitruv.

chestragränzlinie an den beiden Enden über den Halbkreis hinausging, an jener berührten Abweichung concentrisch Theil nahmen.

Erhaltene Theater.

Die zahlreich erhaltenen griechischen Theater*) scheinen nun diese vitruvische Theorie nicht durchaus zu bestätigen. Die Zuschauerräume überschreiten zwar überall, wo nicht unüberwindliche locale Hindernisse waren, den Halbkreis — einer der Hauptunterschiede des griechischen Theaters von dem römischen —, aber entweder so, dass sich dieser nur durch Tangenten verlängert, wie an den Theatern von Egesta, von Syrakus, Tyndaris und Tauromenium, oder so, dass sich die Kreislinien ohne Abweichung nach aussen weiter fortsetzen, wie zu Epidauros, Megalopolis, Delos, Melos, Knidos, Laodicea, Side, Myra, Telmissos, Patara, Aizani u. s. w. Unter allen griechischen Theaterruinen zeigen nur zwei, die zu Mantinea und die zu Alabanda einen ganz gebauten und aus der Ebene sich erhebenden Zuschauerraum, während alle übrigen, abweichend vom römischen Gebrauche, Bergabhänge benutzen, welche indess noch kreisförmig abgearbeitet werden mussten. Die Sitzstufen wurden dann in den lebenden Fels gehauen, oder es wurde dieser, wenn hiezu nicht geeignet, mit marmornen Sitzbänken verkleidet; an Erdhügeln waren bedeutendere Unterbauten nöthig. Die treppenartig ansteigenden Sitzstufen waren durch Gänge (Diazomata) in einzelne (gewöhnlich zwei) Ränge abgetheilt und wurden ausserdem auch noch durch die Treppen in keilförmige Abtheilungen (Ker-

*) J. H. Strack, das altgriechische Theatergebäude, nach sämmtlichen bekannten Ueberresten dargestellt. Potsdam 1843.
F. Wieseler, Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens. Göttingen 1851.
A. Müller, Scenische Alterthümer (Philologus XXIII. 2. 3.). Göttingen 1865.

kides) gegliedert. Die Sitzbänke waren manchmal mit grosser Sorgfalt gearbeitet. Durch Linien und Nummern in einzelne Plätze vertheilt, sind sie zuweilen sogar etwas ausgehöhlt, wie zu Sparta, wo vielleicht die Unterlegung von Polstern, durch welche sich die übrigen Griechen die langwierige Festsitzung erträglicher zu machen wussten, durch spartanische Satzung verpönt war. Um unangenehme Collisionen zu vermeiden, wurde auch der innere Theil der Stufen etwas vertieft ausgehauen, wodurch für die Füsse der auf der nächsthöheren Bank Sitzenden passender Platz geschaffen war. Auch in der Eintheilung und Zahl der Treppen band man sich nicht an vitruvische Vorschrift. Sie brechen immer die 8 bis 8½" hohen Sitzstufen in zwei Treppenstufen und sind so schmal, dass nicht zwei Personen nebeneinander hinansteigen konnten. Manchmal ist der obere Rang über die Erderhöhung aufgebaut, wie zu Egesta, Sykion, Knidos und Patara. Dann gelangte man von aussen durch Corridore auf das Diazoma und von da auf Treppen aufwärts. Von den bei Vitruv so ausführlich besprochenen Schallkammern der Cavea, welche besonders gestimmte Metallgefässe (vergl. die Klangfigur meiner Uebersetzung S. 145) enthielten, um die von der Bühne ausgehenden Töne zu verstärken, hat sich keine sichere Bestätigung gefunden, denn die Entdeckungen zu Skythopolis und Lyktos sind nicht ganz verlässig.

Orchestra. Der nahezu kreisförmige Parterreraum, die Orchestra, an den griechischen Theatern der Schauplatz des Chors, enthielt, wahrscheinlich in dem Mittelpunkte, von welchem aus die Kreislinien der Sitzreihen und die radiant auseinander strahlenden Sitzreihen beschrieben sind, die sog. Thymele, wenigstens später ein Chor- und Musikgerüst. Der schmale Raum zwischen den Enden der Cavea und der Bühne, gewöhnlich gar nicht baulich abgeschlossen, sondern höchstens durch eine Gitterthüre versperrbar, bildete die beiderseitigen Zugänge (Parodoi). Von diesen Zugängen aus führten Thüren durch die Bühnensubstruction zur Bühne. Unmittelbar auf dieselbe konnte man vom Innern der Orchestra auf einer wahrscheinlich beweglichen Treppe gelangen.

Bühne. Die 5—12' hohe Bühne bestand zunächst aus dem nicht tiefen Sprechplatze (Logeion oder Proskenion), der durch einen Dielenboden hergestellt war, unter welchem sich das durch die Substructionsmauern eingeschlossene Hyposkenion, für Versenkungen und scenische Apparate unentbehrlich, befand. Das Logeion wurde an den drei Seiten durch eine architektonische Scenerie eingeschlossen, ein gewöhnlich zweistöckiges Gebäude, das einen mindestens dreithorigen Palast darstellte. Der Hintergrund hiess die Skene, die beiden rechts und links vorspringenden und das Logeion abschliessenden Flügel wurden Paraskenien genannt. Wenn auch für manche Tragödien, wie z. B. König Oedipus oder Antigone von Sophokles, diese gebaute Decoration genügt hätte, so wurde doch wahrscheinlich immer eine gemalte Skene dieser vorgesetzt, wobei sogar Coulissen zur Anwendung kamen, welche, um dreierlei Scenen aufnehmen zu können, in Form von drehbaren Prismen

hergestellt und deshalb Periakten genannt wurden. Die Reste der griechischen Skenen sind höchst kümmerlich, selbst da, wo sie, wie in Sikyon und Syrakus, in ihrem unteren Theile aus dem Felsen gearbeitet waren.

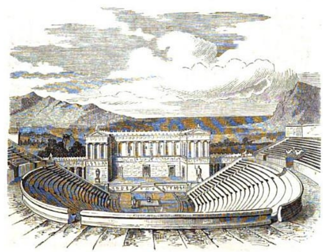


Fig. 206. Restaurirte Ansicht des Theaters von Egesta.

In Egesta sind die Grundmauern noch am besten erhalten, so dass die Herstellung einer restaurirten Ansicht, wie die beigefügte von Strack (Fig. 206) möglich ist. Die in bedeutender Höhe erhaltene Skene des Theaters von Tauromenium ist schon ganz römischer Art, und so sind auch die wenig verstümmelten säulengeschmückten Skenen mehrer kleinasiatischer Theater, wenn auch noch nach griechischem Plane, so doch sonst gänzlich aus römischer, ja sogar, wie der Styl von Säulen und Gebälk und namentlich die gebauchten Friese zeigen, erst aus nachhadrianischer Zeit.

Schluss.

Zwischen der hellenischen und römischen Architektur ist schwer eine scharfe Gränze zu ziehen, und namentlich in solchen Gebieten, wo hellenische Kunst sich traditionell fortsetzen konnte, keine andere, als die der Zeit. Es fehlt sonach der lückenlos in der römischen aufgehenden griechischen Kunst an ihrem vollen Abschluss, der vielmehr erst mit dem Absterben der Nachblüthe, als welche die römische Kunst zu betrachten ist, eintritt. Diese Nachblüthe erlangt aber, abgesehen von theilweise fremden, altitalischen Elementen, von denen sie eine gewisse Färbung annimmt, einen zunehmend äusserlichen, decorativen Charakter. Wo nicht gleiche Grundlagen waren, wurde die Harmonie, das tektonische System zerrissen,

welches jenseits des adriatischen Meeres die Formen ihren Functionen gemäss ausgebildet und verwendet hatte. Es ward somit gerade das Wesen, das Innerliche weder verstanden noch benutzt. Die veränderten Aufgaben verlangten auch andere Lösungen, und da Unverwüstlichkeit und Kolossalität die herrschenden Principien wurden, konnten die leichten Säulenstellungen und die horizontale Deckenbildung sich nicht mehr als zureichend erweisen. Es bedurfte eines neuen, dem praktischen und ästhetischer Schönheit weniger Rechnung tragenden Sinne der Römer entsprechenden Kernes, und dieser entwickelte sich unter Beiziehung des Bogens in der von den Griechen zurückgewiesenen Gewölbebildung. Die materielle Aufgabe der Architektur, die Herstellung von abschliessenden und schützenden, von Wänden umgebenen und von gedeckten Räumen haben daher auch die Römer in viel grossartigerer Weise gelöst als die Griechen, während sie in der Lösung der ästhetischen Aufgabe dieser Kunst weit hinter den Hellenen zurückblieben, bei welchen der Kern und das Wesen des Werkes sich noch nicht als etwas Besonderes von der decorativen Verkleidung löste, wie in der römischen Architektur, sondern wo Inneres und Aeusseres, Structives und Decoratives noch als ein einheitliches Ganze sich darstellt.

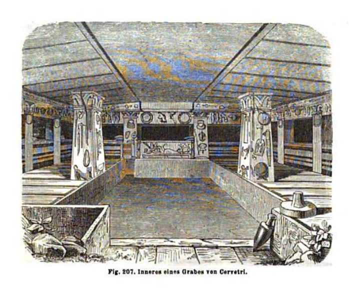


Fig. 207. Inneres eines Grabes von Cervetri.

Etrurien.

Bevölkerung Mittelitaliens.

Für die Kunde der Entwicklung etrurischer Kunst wäre allerdings die Urgeschichte des Volkes oder der Völker, welche Mittelitalien im Alterthume innehatten, von höchster Wichtigkeit. Allein diese ist besonders für die nördlich vom Tiber wohnenden Völkerschaften in ein Dunkel gehüllt, welches bereits den verschiedensten Annahmen Raum gab. Zwar haben viele Forscher wie bei den meisten Italikern so auch bei den Etruskern ein pelasgisches, mithin den Urhellenen verwandtes Element erkannt, welches aber durch hinzugekommenes fremdes eine besondere Färbung erhalten habe, und bezüglich dieses fremden Elementes gehen die Ansichten in verschiedenen Richtungen auseinander. Während Niebuhr (Römische Ge-

G. MICALI, L'Italia avanti il dominio dei Romani. Firenze 1810.
W. ABEKEN, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft nach seinen Denkmalen. Stuttg. und Tüb. 1843.
L. CANINA, L'Antica Etruria marittima compresa nella dizione Pontificia. Roma 1846.
G. DENNIS, The cities and cemeteries of Etruria. Lond. 1848.
M. NOEL DES VERGERS, L'Étrurie et les Étrusques ou dix ans des fouilles dans le Maremmes Toscanes. Par. 1862.

schichte I. 92) in dem Oskischen dieses Fremde vermuthete, O. Müller (Etrusker I. S. 40) dagegen es in dem Sabinischen. Lepsius (Ueber die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien. Leipz. 1842) in dem Umbrischen gesucht haben, ist auch mehrfach der Sprachschlüssel und somit das ganze Volk aus dem semitischen Stamme hergeholt worden. Wenn aber eine solche Einwanderung oder eine andere von Mommsen (Röm. Gesch. I. S. 108 fg. II. Aufl.) vermuthete vom Norden her über die Alpen oder aus denselben schon in so früher Zeit stattfand, dass jenes einwandernde Volk höchstens eine dürftige Sprache, aber sonst noch keine Cultur und am wenigsten eine Kunst mitbrachte, so hat dieselbe selbstverständlich für uns weniger Bedeutung.

Pelasgische Elemente.

Ein pelasgisches Element, sei es nun durch Vermischung in dem fremden Einwanderervolke aufgegangen, oder von Haus aus in demselben gelegen, erweist sich jedenfalls in der Kunst der Etrusker, deren Kreis nur nicht zu eng gesteckt werden darf. Es wäre überhaupt bezeichnender sie eine altitalische, in dem ganzen mittleren Theile der Halbinsel geübte Kunst zu nennen. Wir finden dieses Element im Mauer-, Gräber- und Tempelbau Mittelitaliens wieder, werden aber eine eigenthümliche Entwicklung, namentlich an den etrurischen Werken nicht verkennen.

Städtemauern.

Die Reste etrurischer Städte beschränken sich nicht auf das noch heute Toskana genannte Land. Auch Sardinien und die Balearen zeigen verwandte Spuren, besonders in Mauern und Gräbern. Die ersteren sind den beschriebenen pelasgischen Griechenlands durchaus verwandt, es findet sich kyklopisches Gemäuer dort, wo der polygon brechende Kalkstein darauf hinwies, horizontale Lagerung dagegen da, wo der in Parallelen brechende Tuf schon im Bruche die Hälfte der Arbeit bei Herstellung von förmlichen Quadern gethan. Wie in Hellas wählte man für die Burg einen wo möglich isolirten nicht zu hohen Felsen, welchen man je nach Bedarf abschroffte und ummauerte. Die Stadtmauern wurden ausserordentlich dick hergestellt, waren aber gewöhnlich mehr mit Steinbau verkleidete Wälle als massive Mauern. Die beiden Futterwände hatten gemeiniglich keine Verbindung unter sich, welche den Schutt oder die Erde des Inneren stellenweise durchzogen hätte, auch waren sie, wenn sie polygonal hergestellt waren, immer, wenn horizontal, gewöhnlich ohne Bindemittel gefugt. Auch der Ziegelbau erscheint in Etrurien schon in den frühesten Zeiten heimisch, wenigstens zeigen die jedenfalls alten, aus riesigen Quadern aufgeführten Mauern von Veji eine Unterlage von Ziegeln zur Ebnung des ungeraden Bodens.

Thorbau.

Eigentlich architektonische Forderungen treten im Mauerbau vorzugsweise bei der Herstellung der Thore auf. Diese sind in den altitalischen Städten sowohl nördlich wie südlich vom Tiber nicht blos überdeckte Unterbrechungen der Mauerlinie zum Zwecke des Aus- und Einganges, sondern wie das auch an einigen altgriechischen Mauerringen vorkommt, umschlossene kammerartige Thorräume mit einem Durchgange nach aussen und einem zweiten nach innen. Thorreste von Volaterrae, Cosa, Fäsulae und von mehren lati-

nischen Städten zeigen den Grundriss eines geräumigen Vierecks mit einem Innenraume, der mit dem Pomörium zusammenhängend sowohl sacrale Bedeutung, als auch den Zweck hatte, bei allenfallsigem Durchbruch der äusseren Thorflügel noch einen zweiten Thorverschluss zu bilden. Abeken bringt mit Recht das Janusthor der palatinischen Stadt damit in Verbindung, einen später von den eingehenden Mauern der romulischen Stadt gelösten quadratischen Bau, gross genug, um in ein Sacellum verwandelt zu werden, mit erzbeschlagenen Thüren an zwei Seiten, die ehemals als Stadtthore dienten.

Bogen.

Die Durchgänge der Thore wurden in Etrurien frühzeitig überwölbt hergestellt. Es wird kaum mehr mit Sicherheit zu entscheiden sein, ob die



Fig. 208. Thor von Falerii.

Pelasger Mittelitaliens die Kunde von dem besonders in den syrischen Landen schon ein Jahrtausend vor Christus geübten Bogenbau von Osten her traditionell empfangen haben, oder ob sie von selbst diese folgereiche Erfindung machten. Im ersteren Fall könnte wenigstens nicht Griechenland als der vermittelnde Boden bezeichnet werden, und die Uebung des Bogens müsste vielmehr unmittelbar von Asien an die italischen Küsten gelangt sein, welche Annahme auch in manchen anderen unmittelbaren Zusammenhängen ihre Unterstützung fände. Doch mochten auch immerhin die Fortschritte, welche die Italiker im Steinschnitt machten, bei der leichten Bearbeitung des Tufes und anderseits bei der geringen Tragfähigkeit, welche

längere schwebende Sturzblöcke aus diesem Material zeigten, von selbst auf den bedeutsamen Gedanken führen, welcher selbst nichts anderes als die Krone des Steinschnittes ist, wie ja verschiedene wichtige technische und künstlerische Fortschritte ohne gegenseitigen Zusammenhang an verschiedenen Punkten gemacht worden sind. Gewiss ist, dass im 7. Jahrhundert v. Chr. die Erfindung vollendet war, wie wir an der Cloaca maxima, dem ältesten sicher datirbaren italischen Gewölbebau sehen, dass aber noch immer der sogenannte falsche Bogen, wie horizontale Ueberdeckung im Gebrauch blieb.

Canalgewölbe. Zur Ausbildung von gewölbten Canälen behufs der Ableitung von sich stauenden Gewässern, von welchen ein so herrliches altes Beispiel in der von den Tarquiniern in Rom angelegten Cloaca maxima vorliegt, musste die Natur des westlichen Mittelitaliens um so mehr veranlassen, als auf solchen Werken die Existenz und das Gedeihen der Küstenbevölkerung zu beruhen schien. Zunächst bedurften die beiden Hauptflüsse, Arno und Tiber, einer mühevollen Regulirung, wenn ihre Niederungen zu grösseren und dauernden Ansiedlungen tauglich werden sollten. Dann musste der flache und von vielen Bächen geäderte Küstenstrich der jetzt gemiedenen Maremmen canalisirt und entwässert werden, wenn die Städte der Etruria maritima den zu ihrem Bestehen nothwendigen Ackergrund wie gesunde Luft erhalten sollten. Endlich mussten die in den erstorbenen und eingestürzten Kratern des vulkanischen Gebirges entstandenen Seen künstliche Abflüsse erhalten, wenn sie nicht bei anwachsender Ueberfüllung sich selbst einen verheerenden Abfluss durch Uebertreten über die Kraterränder suchen sollten, wie dies noch in historischer Zeit, während der vejentischen Kriege, durch irgend eine Störung der natürlichen Verhältnisse mit dem Albanersee geschah. Canäle sowohl zur Entwässerung von Thälern, wie auch zur Ableitung von Kraterseen in der Art der Emissarien des Albaner-, Nemi- und ehemaligen Aricciasees müssen in Etrurien bei gleichen localen Verhältnissen wie in Latium angelegt oder wenigstens die natürlichen Abflüsse verbessert und unterhalten worden sein, deren Vernachlässigung wohl auch jetzt wieder den grössten Theil der Schuld an der Verpestung der Maremmen trägt.

Martacanal. Ein Beispiel solcher künstlicher Abzugscanäle, welches der verdienstvolle englische Forscher Dennis jetzt verstopft und unterbrochen entdeckte, vormals bestimmt, das versumpfte Gebiet der Marta zu entwässern, giebt die nachfolgende Abbildung 209. Der Bogen dieses Canals ist in seiner Spannung (14′) nicht geringer als die Cloaca maxima, während die Blöcke des Martacanals (5 bis 6′ messend) jene der römischen ($2^1/_2$′) an Grösse weit überragen. So konnte auch hier ein einziger Bogen genügen, der übrigens nicht blos in den kolossalen Werkstücken, sondern auch in der Art der Einfügung der Bogensteine in das sich anschliessende Mauerwerk sein hohes Alter unverkennbar verräth.

Brücken. Mit diesen Canalgewölben verwandt ist selbstverständlich der Brückenbau. Ueber diesen liegen jedoch keine befriedigenden Nachforschungen vor:



Fig. 209. Canal der Marta.

auch hat die Herstellung des römischen Strassennetzes darin viel geändert, wie auch die Wandelungen des Bettes von Küstenflüssen der Erhaltung derartiger Werke nicht förderlich sind. Doch zeigen einige Reste von Veji, dass man schon in der Zeit der Blüthe dieser bereits 395 v. Chr. zerstörten Stadt Brückenbogen mit ziemlicher Spannung wagte, wenn auch die über grössere Flüsse führenden und mehrer Joche bedürfenden Brücken in Etrurien wahrscheinlich immer in der Art des Pons sublicius der römischen Königszeit vermittelst eines horizontalen Steges von Holz hergestellt waren, woraus auch im Kriegsfalle der Vortheil erwuchs, durch rasches Abwerfen dieses Steges den Feind an weiterem Vordringen verhindern zu können.

Gräber.

Unter den erhaltenen Resten Etruriens haben jedoch, wie bei mehren alten Culturvölkern, die Gräber durch ihre Zahl, Gestalt, Ausschmückung und besonders auch durch ihren Inhalt eine bei weitem überwiegende Bedeutung. Tausende von Gräbern haben bereits viele Museen mit etrurischen Schätzen gefüllt, tausende harren noch unentdeckt und verschüttet ihrer Eröffnung. Ganze Städte sind im Laufe der Jahrhunderte verschwunden, während die Nekropolen derselben auf benachbarten Hügeln von ihrer Existenz und einstigen Bedeutung noch beredtes Zeugniss geben. In diesen fast durchaus im Felsen ausgehöhlten, zu beiden Seiten auf die Strassen der Todtenstädte mündenden Todtenwohnungen hat sich auch das etrurische Alterthum, so weit wir es kennen, vorzugsweise erhalten.

Ihre Bedeutung.

Da man in Mittelitalien vor dem fünften Jahrhundert v. Chr. nicht, wie in Hellas schon in homerischer Zeit, die Todten verbrannte, sondern sie

entweder in Särgen oder auf offenen Paradebetten beisetzte, so hatte das Grabdenkmal nicht blos den Zweck, die bestatteten Ueberreste zu schützen und die Ruhestätte des Verstorbenen durch ein Malzeichen kenntlich zu machen, sondern auch den, dem Leichname einen entsprechenden Raum zu gewähren, in welchem er ähnlich seinen früheren Verhältnissen gleichsam fortwohnen könnte. Es wurde deshalb all die häusliche Bequemlichkeit ins Grab versetzt, an welche der Verstorbene im Leben gewöhnt sein mochte, d. h. die Grabkammer mit den verschiedensten Geräthen des Krieges und Friedens, mit Schätzen, ja sogar mit Lebensmitteln und Gegenständen der Kurzweil ausgestattet, und selbst plastisch oder durch Wandmalereien als ein heiteres Zimmer ausgeschmückt.

Tumulus.

Aeusserlich war die Gestalt des etrurischen Grabes entweder die des Tumulus, was als die gewöhnliche Art zu betrachten ist, oder es war, wie es übrigens nur an wenigen Orten üblich, das in eine schroffe Felswand gebrochene Grab, als ein Felsengrab im engeren Sinne, äusserlich durch eine blinde Portal- oder Façadenbildung gekennzeichnet. Der Tumulus, welchen wir als ein primitives Mal schon in Kleinasien wie in Griechenland gefunden, und welchen ebenso die keltischen Grabmäler zeigen,

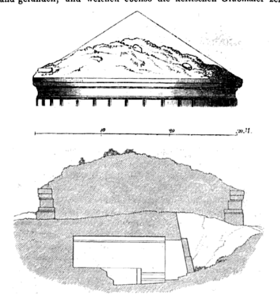


Fig. 210. Tumulusgrab von Tarquinii.

erhob sich entweder als eine einfache Hügelaufschüttung über der aus dem Felsen gearbeiteten Grabstätte selbst, oder er ward ebenso wie die lydischen Grabtumuli auf einen niedrigen Cylinder gehoben, der wohl auch nur äusserlich mit Mauerwerk verkleidet war, im Kerne aber ebenfalls aus Aufschüttung bestand, wie die vorstehende Abbildung eines Grabes von Tarquinii, jetzt Corneto zeigt.

Riesentumuli.

Diese Hügel erreichten manchmal einen enormen Umfang. So misst der Tumulus von Poggio Gajella, 3 Mgl. von Chiusi, fälschlich für das Grab des Porsenna gehalten, 855′ im Umfange*) und würde durch seine Ausdehnung wohl an jenes von Plinius ausführlich geschilderte Königsgrab passen, wenn nicht die Basis des vorliegenden Grabmales kreisförmig statt quadratisch wäre. Ein anderer im Gebiete des alten Alsium befindlicher Grabtumulus (bei Monteroni, einem 22 Mgl. von Rom an der alten Strasse nach Civita vecchia von diesen Grabhügeln benannten Flecken) zeigt einen Umfang von 650′. Was die Form des Tumulus betrifft, so ist zweifelhaft, ob derselbe in einer Spitze endete, oder ob diese entweder abgerundet oder abgekappt war. Im letzteren Falle mochte sie wohl manchmal, wie die lydischen Tumuli mit einem Cippus gekrönt gewesen sein, welcher auf einem solid gebauten Axencylinder ruhte. Zwei solcher thurmartiger Cippensubstructionen überragen noch heutzutage die eingesunkene Aufschüttung des unter dem Namen Cucumella bekannten Grabes von Vulci, und es befremdet in der That, auch auf der neuesten Restauration dieses Denkmals von Noël des Vergers jene gemauerten Substructionen thurmartig über dem flachen Tumulus sich erheben zu sehen, während doch gerade diese Substructionsthürme die Höhe der Tumuli bezeichnen. Welcher Art die Bekrönungscippen waren, ist nicht sicher, vielleicht bestanden sie in einem birnförmigen Knaufe, wie diess wenigstens ein bei dem sogenannten Pythagorasgrabe gefundener Rest anzuzeigen und eine ähnliche auf Thonsärgen vorkommende Form zu bestätigen scheint. Der Cylinderrand und vielleicht auch der Scheitel des Tumulus war überdiess mit meist phantastischen Thiergestalten, namentlich Sphingen und Löwen geschmückt, wie die Marmorreste beweisen, welche rings um die Cucumella von Vulci gefunden worden sind.

Porsennagrab.

Manchmal erhoben sich mehre Tumuli auf einem und demselben Basament. Vermuthlich war diess schon an der Cucumella, deren cylindrisches Basament einen Durchmesser von 200′ zeigt, der Fall, wie diess aus den zwei erhaltenen Axenpfeilern zu entnehmen ist, deren Stellung jedoch mehre Tumuli schliessen lässt. Das bedeutendste Denkmal der Art war aber das Grabmal des Porsenna bei Clusium, dessen Beschreibung (nach Varro) bei Plinius XXXVI. 3. 91 sq. in der Hauptsache verständlich, aber mit

*) E. Braun, Il Laberinto de Porsenna comparato coi sepolcri di Poggiogajella ultimamente dissotterati nell' agro Clusino. Roma. 1840.
Dazu W. Abeken, Annali dell' Instituto di Corrispond. arch. 1841. p. 30—36.

ungefügen Nebendingen etwas entstellt ist. Statt des gewöhnlichen cylindrischen Unterbaues finden wir hier eine quadratische Substruction von 300′ im Gevierte und 50′ Höhe, welche schon die manchmal beliebte Identificirung mit der Cucumella von Vulci unmöglich macht. Auf dieser Substruction, welche die mit labyrinthisch verschlungenen Gängen verbundenen Todtenkammern enthielt oder bedeckte, erhoben sich, wohl an den vier Ecken, vier 150′ hohe Pyramiden oder richtiger Kegel, während zwischen ihnen nothwendig eine zweite quadratische Substruction sich befunden haben musste. Denn nur auf dieser, und nicht auf den ersten vier Pyramiden konnten sich abermals vier Kegel, 100′ hoch erheben, die wahrscheinlich wieder an den vier Ecken standen. Ich habe diese zweite quadratische Substruction in der beigefügten Figur 211 so verzeichnet, dass die Axen derselben mit den Diagonalen der unteren Substruction zusammenfallen, weil sich nur dadurch für die Obergeschosse der nöthige Raum und für die Kegel eine wirksame Stelle ergiebt. Ueber diesem Geschosse erhoben sich dann, ein drittes Stockwerk und die Bekrönung des Ganzen bildend, noch fünf Kegel, von denen die vier an den Ecken der vorauszusetzenden dritten Substruction jedenfalls an Dimensionen abnehmen mussten und wahrscheinlich, nach Analogie der Verkürzung der Kegel des zweiten Geschosses im Verhältniss zu dem ersten, um $\frac{1}{3}$ niedriger waren, als die der zweiten Reihe. Der mittlere Kegel dagegen, welcher jetzt als Abschluss an die Stelle der verringerten Substructionen trat, mochte von bedeutender Höhe gewesen sein. Etruskische Sagen, meint Plinius, berichten zwar, die Giebelpyramide (oder wie er missverständlich angiebt, die fünf oberen Pyramiden) sei so hoch gewesen, wie der ganze Bau, aber diese Nachricht verdanke nur der unsinnigen Ruhmsucht der Etrusker ihre Entstehung. Betrachten mir aber die Notiz genauer, so finden wir, dass mit dieser Höhenangabe, wenn sie überhaupt irgend einen Verstand haben soll, doch nur die Höhe des Gebäudes mit Ausschluss der

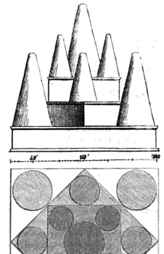


Fig. 211. Restaurirter Grundriss und Aufriss des Porsennagrabes.

bekrönenden Kegel selbst gemeint sein kann, und dann ist nichts Ungereimtes an der Sache. Nehmen wir nemlich die drei aufeinander gesetzten Substructionen von gleicher Höhe an, so erweist die Gesammthöhe des Terrassenbaues nach dem gegebenen Höhenmaasse des Basaments 150′, und wenn der Mittelkegel die gleiche Höhe hatte, so überschritt er die Höhe der vier Kegel auf der untersten Reihe nicht, für welche das gleiche Höhenmaass gegeben ist. Die angenommene Disposition wird in der That durch den nicht zu übersehenden Umstand noch wesentlich unterstützt, dass unter den gegebenen Maassen die Kegel unter gleichen Winkeln ansteigen, und da unbestreitbar in dieser Anordnung das Gebäude nicht blos möglich, sondern auch dem etrurischen Style angemessen und sogar ansprechend ist, was man alles an den vorliegenden Reconstructionen von Quatremère de Quincy und Duc de Luynes (Annal. d. Inst. d. Corr. arch. 1829 pl. XIII.) entschieden vermisst, so ist der Bericht, welchen Plinius ohne architektonisches Verständniss nach einer nicht vollkommen anschaulichen Ueberlieferung giebt, in dieser oder jedenfalls in einer ganz ähnlichen Art zu rectificiren. Das Ganze musste sonach den Anblick von übereinander gethürmten Kegeln oder Tumuli gewähren, die sich wie die Substruction pyramidal aufbauten. Auch das, was Plinius von der Bronzeauszierung der Kegel berichtet, möchte ich keineswegs in das Reich der Fabeln verweisen, dass sich aber von dieser nach der verworrenen Notiz kaum eine verlässige Vorstellung geben lässt, ist deswegen im gegebenen Falle weniger zu beklagen, weil diese offenbar rein nebensächlichen Zuthaten keinen eigentlich architektonischen Charakter gehabt und das Gebäude selbst constructiv nicht alterirt zu haben scheinen.

Spätere Nachbildung.

Den bedeutsamsten Fingerzeig zur Herstellung des Porsennagrabes giebt das allbekannte Grabmal südlich bei Albano, welches den falschen Namen der Horatier und Curiatier trägt, aber obwohl es frühestens zu Ende der römischen Republik entstand, doch sicher nichts anderes ist, als die Copie eines etrurischen Grabes nach Art des Porsennamales, wie man anderseits in derselben Zeit auch ägyptische Gräberformen (Pyramide des Cestius) nicht verschmähte. Dieses wohlerhaltene Denkmal zeigt auf einer quadratischen Substruction, deren Höhe ungefähr zwei Dritteln der Axenlinie entspricht, fünf steil ansteigende, oben abgerundete Kegel, deren mittelster von etwas grösseren Dimensionen ist. Es entspricht sonach dieses Denkmal ungefähr der obersten der drei Terrassen, wie sie sich für das Porsennagrab ergeben haben.

Gräber von Sardinien und den Balearen.

Mit solchen steileren und sonach nicht aufgeschütteten sondern gebauten Kegeln, wie sie auch einzeln bei Volterra vorkommen, verwandt sind die Nurhagen Sardiniens, jene zahlreichen — man zählte an die dreitausend — Grabdenkmale, die sich an der Südostküste der Insel und nur an dieser Seite finden.*) Im oberen Theile mehr oder weniger zerstört,

*) de la Marmora, Voyage en Sardaigne. Paris et Turin 1840.

gleichen sie jetzt alten Thürmen, tragen indess an ihren ungenau gefugten horizontalen Steinlagen den Stempel des höchsten Alterthums an sich. Der Grundplan ist meistens kreisförmig, doch veranlasste die Gräberanlage wie die Verschlingung der die Grabkammern verbindenden, oft spiralisch ansteigenden Gänge manchmal auch ein Abgehen von dieser gewöhnlichen Form. So haben einige Gräber einen ovalen, ja selbst einen dreipassförmigen Grundplan, wie ihn ein Nurhag in der Gegend von Paolo Latino zeigt. Die schmalen Gänge sind meistens horizontal überdeckt und die Kammern in der Art, wie dies schon am sog. Schatzhaus des Atreus der Fall ist durch die immer näher zusammentretenden horizontalen Ringlagen spitz überwölbt. Die letzteren sind nie in der sonst in Etrurien üblichen Weise unterirdisch, was in dem harten Steinboden auf dieser Seite der Insel seinen Grund hat. — Aehnliche Grabdenkmale enthalten auch die balcarischen Inseln, und besonders auf der Insel Menorca wurden 195 der dort sogenannten Talayots gezählt. Tyrrhenische Bevölkerung und tyrrhenische Gräber auf dieser Insel haben bei Berücksichtigung der alten Seeherrschaft der Etrusker im tyrrhenischen Meere nichts Befremdliches, und auch die Gestalt dieser Gräber stimmt so ziemlich zu derjenigen, wie sie oben von Etrurien besprochen worden ist, wonach wir diese Reste mit Petit-Radel und Abeken eher den Etruskern als den Phönikiern, die sich später dieser Insel bemächtigten, zuzuschreiben geneigt sind, wenn auch nicht verschwiegen werden kann, dass solche thurmförmige, phallosartig sich abrundende Kegel oder Cylinder als Grabdenkmale auch auf phönikischem Boden (Amrit) vorkommen. Schon die Griechen scheinen von den massenhaften Gräbern auf Sardinien Notiz genommen zu haben und nennen sie entweder geradezu dädalische Werke oder altgriechische Denkmäler von Iolaos, des Iphikles Sohn, der mit den Thespiaden auf der Insel sich niederliess, errichtet. Abgesehen von dieser Tradition dürfte auf den Einfluss der pelasgischen Bevölkerung Mittelitaliens auch der Umstand hinweisen, dass diese Gräber Sardiniens alle auf der Etrurien zugewandten Küste der Insel sich befinden, während wir doch annehmen müssen, dass Sardinien von Karthago aus zunächst an der entgegengesetzten Westküste befahren worden sei.

Sepolture di Giganti auf Sardinien.

Unter den hochalterthümlichen Gräbern Sardiniens befindet sich noch eine eigenthümliche Classe von Gräbern, welche unter dem Namen Sepolture di Giganti bekannt sind. Es sind schlicht gebaute, corridorartige Steinkammern, 30′ lang, jedoch nur 4′ breit und ebenso hoch, mit grossen Steinplatten oben flach und an der Eingangsseite mit einem hochragenden, oben bogenförmig abgemeisselten Monolithe abgeschlossen. Diese niedrigen Kammern, in ihrer Structur sehr an keltische Werke der Art erinnernd, scheinen Einzelgräber gewesen zu sein, deren für einen Leichnam unver-

---

Petit-Radel, Notice sur les nuraghes de la Sardaigne, considéré dans leur rapports avec les résultats des recherches sur les monuments cyclopéens ou Pelasgiques. Par. 1826,

Arri, Intorno ai Nurhag della Sardegna. Torino 1835

hältnissmässige Länge wohl in der Beigabe von Weihegeschenken ihren Grund hat.

Corridor-artige Grabkammern.

Auch die Grabkammern unter den älteren Tumuli Etruriens, namentlich in dem alten Căre, pflegten corridorartig angelegt zu werden. Das schönste Beispiel der Art ist das im Jahre 1836 von V. Galassi und A. Regulini geöffnete und nach ihnen benannte Grab, welches ganz intact befunden namhafte Schätze in die etruskische Abtheilung des vaticanischen Museums geliefert hat. Der Corridor, der, um die Solidität des Ganzen nicht zu beeinträchtigen, nicht radiant auf die Axe des Tumulusbaues gerichtet, sondern neben dieser vorbeigeführt ist, besteht aus zwei Abtheilungen, von welchen die innere etwas enger und niedriger angelegte durch eine Mauer abgetrennt wird. Die Ueberdeckung ist auf dem Wege der übereinander vorkragenden Steine, welche den horizontalen Abschluss vorbereiten, erzielt. Zu beiden Seiten des äusseren Corridors, kurz vor der dem zweiten vorgesetzten Wand sind Nebenkammern von elliptischer Grundform in den Felsen gehöhlt. Bronzegefässe und Schilde bedeckten aufgehangen und angelehnt die Wände, und Tripoden, Weihrauchgefässe, worunter eines auf Räder gestellt, Altäre, Reste von einem vierrädrigen Bronzewagen, auf dem Boden umherliegende Pfeilbündel, Terracottafigürchen u. s. w. füllten den grössten Theil des äusseren Corridors, welchen am hinteren Ende das bronzene Leichenbett einnahm, welches wohl, wie aus den kriegerischen Geräthen zu schliessen ist, einen männlichen Leichnam trug. Von den elliptischen Nebenkammern enthielt die eine links nur Bronzeschalen und Vasen, während die zur Rechten ausser einer Anzahl von Terracottaidolen drei kleine Särge mit Knochenresten barg. Der innere Corridor war wieder, namentlich im Scheitel des Scheingewölbes mit Bronzegeschirren geschmückt, am äussersten Ende aber fand man den reichen Goldschmuck einer Frau auf dem blossen Boden, und zwar so liegend, dass man daraus noch die Lage der beim Zutritt der Luft in Staub zerfallenden Leiche erkennen konnte. Silbergeschirre zu beiden Seiten enthielten den Namen Larfia eingeritzt, so dass es auch, was freilich nur von geringem Werthe, an einem Namen für dieses uralte căritische Grab nicht gebricht. — In späterer Zeit scheint das Tumulusgrab nach Art der allmäligen Pyramidenvergrösserung durch weitere Ummantelungen noch mehr ausgedehnt worden zu sein, um noch andere Corridorgräber ringsum in dem erweiterten Cylinder aufnehmen zu können.

Regulini-Galassi-Grab.

Tumuli von Alsium.

Aehnliche corridorartige Grabkammern enthalten auch die Tumulushügel von Alsium, wie wenigstens der von der Herzogin von Sermoneta geöffnete grosse Tumulus von Monteroni gezeigt hat. Die Grabkammern von Pyrgoi dagegen beschränken sich auf das Nöthigste, und die Wände der vierseitigen Räume sind oft nur aus vier riesigen Kalksteinplatten, von welchen eine zugleich als Thürschluss dient, gebildet, während die Decke entweder aus einem einzigen horizontal gelegten Steine, oder aus zwei giebelförmig gegen einander gelehnten Platten besteht.

Die schmalen Grabkammern, wie sie das Regulini-Galassi-Grab von

Campanagrab von Veji. Cäre und der Sermonetatumulus von Monteroni zeigen, erweiterten sich jedoch zu umfassenderen Familiengräbern, als man darauf verzichtete, die Innenräume baulich herzustellen oder wenigstens zu verkleiden und zu überdecken, und sie ganz und gar in dem Felsen auszuhöhlen sich entschloss. Diese Grottenlager befreiten von mancher architektonischen Fessel. Eines

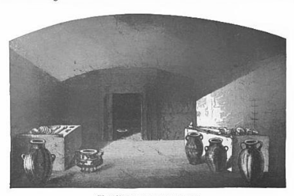
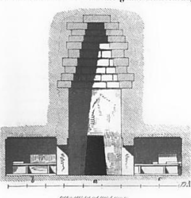


Fig. 212. Campanagrab von Veji.

der einfachsten Beispiele der Art, das zugleich das Gepräge höchsten Alters an sich trägt, ist das im Winter 1842—1843 entdeckte, nach dem Besitzer Cav. Campana benannte Grab von Veji, von welchem die beistehende Abbildung 212 eine theilweise Vorstellung giebt. Durch eine corridorartige Vorkammer mit zwei Seitenräumen, die aber jetzt grösstentheils zerstört ist, gelangt man in ein fast quadratisches, nach innen zu sich etwas verengerndes Gemach. Es ist ganz aus dem Felsen gehauen und dabei der Decke die Form eines gedrückten Bogens gegeben. Die Rückwand enthält Gemälde, höchst wunderlich sowohl durch Inhalt als durch Farbe. Langbeinige Thiere, darunter ein Pferd, eine geflügelte Sphinx, ein Panther, Löwe, Esel, mehre Hunde u. s. w. nebst menschlichen, das Pferd reitenden oder führenden, wie auch demselben mit der doppelten Streitaxt voranschreitenden Gestalten, zwischen welchen ein ungefüges Ornament seine Spiralen schlingt oder stark stylisirte Blumen bildet, zeigen ausser einer hochalterthümlichen Zeichnung die unnatürlichsten Farben. So ist das Pferd mit rothem Hals und Vorderbein, schwarzem Kopf und Hintertheil, gelbem Leib und Mähnenhaar, dazu mit rothen Punkten auf gelbem und mit gelben auf rothem Grunde völlig bunt, und ähnlich ist auch die schreitende Sphinx mit weissen Flecken auf dem rothen Vorderleibe gesprenkelt. An den beiden Seitenwänden befanden sich massiv steinerne Leichenbetten mit schmalem erhöhten Leisten an dem einen Ende zum Auflager für das Haupt. Als man das

Grab öffnete, waren die Skelette auf den Bahren noch ziemlich erhalten, zerfielen aber bald nach dem Zutritte von frischer Luft zu Staub. Der Besitzer des Grabes beliess die ganze Einrichtung, wie man sie vorfand. Die Leiche zur Rechten trug einen schlichten Bronzehelm, der eine offenbar von einer Waffe herrührende Verletzung zeigt, welche wahrscheinlich auch den Träger des Helmes in diese Räume versetzte. Auch die Bronzebeschläge einer Lanze wurden ausser einem schlichten Candelaber auf dieser Bahre gefunden, während die Abwesenheit aller derartigen Bronzereste bei dem Leichnam zur Linken in diesem eine Frau vermuthen liess. Grosse rings um die beiden Bahren stehende Henkelkrüge enthielten Asche und Gebeine, wohl kaum von verbrannten Familienangehörigen herrührend, wahrscheinlich die Reste von Vorfahren des edlen Etruskerpaares von Veji. Eine meist mit schlichtem Zickzackornament umsäumte Thür führte in das innerste, etwas kleinere Gemach, welches an der horizontalen Decke bereits eine einfache Nachahmung von Holzconstruction in der Form von quergelegten Deckbalken zeigt. Auf einer niedrigen, an den drei Wänden mit Ausschluss der Thürseite sich herumziehenden Bank stehen Aschencisten und verschiedene Gefässe von Terracotta, ebenfalls Reste von Leichen enthaltend.



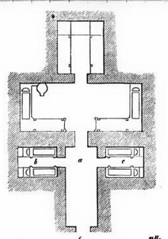


Fig. 213. Plan und Durchschnitt eines Grabmals von Cervetri.

Nachbildung der Wohngebäude.

Dieses Grab ist das einzige bedeutendere, welches Veji (jetzt Isola Farnese) unter vielen hundert, die man bisher durchforschte, darbietet. Weit reicher an grösseren Denkmälern der Art sind Cäre (Cervetri), Tarquinii (Corneto), Vulci (Ponte della Badia), Clusium (Chiusi) u. a. Fast alle diese Grottengräber bestehen aus mehren Abtheilungen, von welchen die erste meist corridorartig gestaltet kleine Seitengemächer neben sich hat, während die zweite Abtheilung das Hauptgemach und die dritte eine kleine Hinterkammer bildet. Es ist unverkennbar, dass in dieser Anordnung eine Nachbildung des italischen Wohnhauses liege, bei welchem auf den Thürgang oder Flur der Hauptraum, d. h. der grösstentheils gedeckte Hofraum mit seinen Seitenkämmerchen und endlich das Hauptwohnzimmer folgte — wodurch der Todte in die Lage versetzt war, gleichsam in gewohnten Räumen zu ruhen. So finden wir in dem Fig. 213 gegebenen, 1835 entdeckten Grabe des Monte Abetone einen Corridor, der infolge des hier noch mangelhaften Gesteins statt der aus dem lebenden Fels gehauenen Decke ein durch übereinander vorkragende Steine hergestelltes falsches Gewölbe zeigt, mit Seitengemächern, die vier Steinbahren enthalten (vergl. den Durchschnitt von Fig. 212). Ebenso viele enthält die Hauptkammer und dazu an der linken Seite neben der Steinbahre einen schlichten steinernen Lehnstuhl mit Fussschemmel. Die flache Decke zeigt wieder wie die innerste Kammer des Campanagrabes von Veji die horizontalen Deckbalken einer als Vorbild dienenden Holzdecke in den Felsen ausgehauen. Die kleine Hinterkammer aber hatte wohl den Zweck, auf ihren Wandbänken die thönernen Aschencisten und Geschirre aufzunehmen, wie sie die innerste Kammmer des Campanagrabes geliefert hat.

Ganz ähnlicher Art sind fünf andere in den Jahren 1837 und 1838 im Gebiete von Val Laterana und Zambra bei Cervetri gefundene Gräber, von welchen jedoch eines statt einer Hinterkammer deren zwei nebeneinander zeigt. Bezüglich des Eingangscorridors und dessen Wölbung aber sind ähnliche Anlagen ein 1845 entdecktes Grab in der jetzt Banditaccia genannten Nekropolis von Cäre und ein 1834 in Monte d'Oro gefundenes, welches jetzt von zwei in der Hauptkammer befindlichen Lehnstühlen der oben erwähnten Art den Namen Tomba delle sedie trägt und an dem Corridor eine nach Art des grossen Corridors der Cheopspyramide schräg ansteigende Decke zeigt, die zwar dem Ansteigen des Tumulus entspricht, aber den Corridor, welcher überdiess vermittelst einer Treppe sich abwärts senkt, zunehmend unverhältnissmässig erhöht.

Verschiedene Anlage.

Wie aber Wohngebäude je nach Besitzstand und Bedürfniss der Bewohner grösser oder kleiner oder auch durch locale Verhältnisse in ihrem Plane mannigfach verschieden sein mochten, so findet sich das auch unter gleichen Umständen an den etrurischen Gräbern. Die Gräber von Corneto zeigen gewöhnlich die beschränktesten Dimensionen, dazu häufig die ganze Anlage nur aus einem kurzen Corridor und einer Kammer bestehend. Einer kleinen Behausung entspricht auch das in Fig. 214 gegebene Grab von

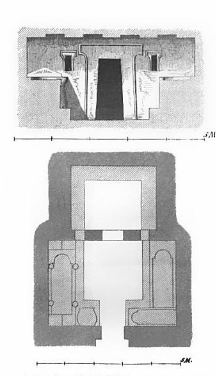


Fig. 214. Plan und Durchschnitt eines Grabes von Cervetri.

Cervetri, wo die Aehnlichkeit mit wirklichen Wohnräumen durch übrigens müssige Fenster noch mehr hervorgehoben wird. Thür- und Fenstergewandung zeigen den dem etrurischen Style eigenen curvenförmigen Ausschnitt des an Länge die geneigten Pfosten überragenden Sturzes. Den Grundplan einer ziemlich unregelmässigen Grabanlage, welche mehr als fünfzig Leichen Raum gewährte, giebt nachfolgende Figur 215. Dieses interessanteste Beispiel der Banditaccia von Cervetri, Grotta de' Inscrizioni oder von dem wiederholt vorkommenden Namen Tarquinius Grotta de' Tarquinj genannt, zeigt die grosse Hauptgruft durch zwei stämmige Pfeiler getragen, während die zahlreichen aus dem lebenden Fels gehauenen Leichenbahren sich an den Wänden herum zum Theil in besonderen Nischen gruppiren.

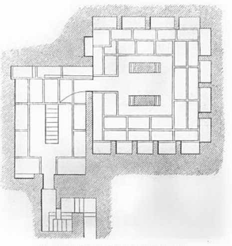


Fig. 215. Grabmal der Tarquinier in Cervetri.

Wand-gemälde.

Die Ausschmückung des Innern besteht in Wandmalereien, Stuckreliefs und in architektonischer Detailbildung. Namentlich die Grabkammern von Tarquinii prangen bei grosser architektonischer Einfachheit insgesammt in den reizendsten Darstellungen aus dem täglichen Leben. So zeigt, wenn wir von Corneto aus die jetzt Montarozzi genannte Nekropolis von Tarquinii durchwandern, das Corneto nächstliegende (jetzt Grotta della Caccia di Cinghiale genannte) Grab eine Eberjagd, ein zweites (jetzt Tomba del Triclinio oder zur Erinnerung an den achttägigen Aufenthalt des Königs Ludwig I. in Corneto Grotta del Re di Baviera genannt) im Fond ein Gastmahl, während an den Seitenwänden Musiker und Tänzerinnen dargestellt sind; ein drittes (Tomba del Morto), mit den Namensüberschriften Thanachvel und Thanarsal an den aus der römischen Geschichte wohlbekannten Namen Tanaquil erinnernd, einen auf der Bahre liegenden Leichnam, dem eine Frau eine Mütze über den Kopf zieht, während ihm ein Sklave die Füsse bedeckt, an welche Todtenscene sich unmittelbar ein heiteres Bacchanal anschliesst; ein viertes (Tomba del passagio delle anime oder del Cardinale Garampi), welches schon 1699 als das erste der bemalten Gräber von Corneto aufgedeckt ward, ein die Unterwelt und namentlich die Aufnahme der Abgeschiedenen darstellendes Friesgemälde; ein fünftes (Tomba della Scrofa nera eine Wildschweinjagd, ein sechstes (della corsa de' cavalli) Pferde mit ihren danebengehenden Reitern oder Dienern, ein siebentes (Tomba Francesca

Giustiniani oder tre bighe) drei Zweigespanne mit blauen und rothen Pferden u. s. w. Die Ausmalung der Grabkammern aber scheint vorzugsweise in Tarquinii und nicht gleichmässig in ganz Etrurien üblich gewesen zu sein, wenigstens finden sich, obwohl Plinius (XXXV. 3. 18) die uralten Gemälde der Gräber von Cäre rühmt, unter den massenhaften Gräbern Cervetri's nur wenige bemalte.

Einrichtung.

In Cäre war die Aufmerksamkeit mehr auf die comfortable Einrichtung, als auf Gemäldeschmuck gerichtet. Daher die Lehnstühle und die zahlreichen Geräthe und Gefässe, mit denen cäritische Gräber ausgestattet gefunden wurden. Dieser Comfort nahm dann eine lediglich äusserliche Form an, indem man z. B. sogar Federkissen als Kopfpolster der Leichenbetten in Stein imitirte, und übertrug sich dann sogar auf die Wandbehandlung, wie denn das merkwürdige, vor zehn Jahren aufgeschlossene Grab von Cäre, von welchem eine Innenansicht in Fig. 207 diesem Abschnitte vorangesetzt ist, alle Wände und Pfeiler ausser den Darstellungen von mythischen

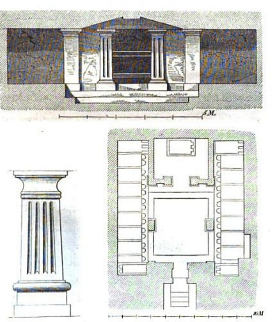


Fig. 216. Grundriss, Durchschnitt und Pfeiler der Tomba de' Pilastri von Cervetri.

Thieren mit Geräthen in übermaltem Stuckrelief bedeckt zeigt. Die Hunderte von Gegenständen des kriegerischen und friedlichen Lebens im Einzelnen, die verschiedenen Schilde, Helme, Schwerter, Lanzen, Beinschienen, Schlachthörner, Streitäxte, Beile, Messer, Geschirre, Zangen und andere zum Theil noch unklare Instrumente und Geräthe sind für die Erkenntniss antiken Lebens von höchstem Interesse.

Architektonische Ausschmückung.

Die zurücktretende farbige Ausschmückung der Wände an den cäritischen Gräbern gab auch einer reicheren architektonischen Durchbildung Raum. So finden wir, abgesehen von der Thür- und Fensterbehandlung, wie sie Fig. 214 zeigt, schon in dem eben beschriebenen Grabe mit den Stuckgeräthen an den Wänden eine reichere Pfeilerarchitektur mit eigenthümlicher, an altionische Formen streifender Capitälbildung. Nicht minder architektonisch durchgebildet ist ein Grab, von welchem Fig. 216 Grundriss, Durchschnitt und die Ausschmückung der Hauptpfeiler auf der nach innen gewendeten Seite giebt. Hier zeigen die Pfeiler auf mehren Plinthen Torenbasen, die Schäfte Canelluren, die Capitäle eine hohlkehlenartige Ausladung. Die Hinterkammer aber greift als ein besonderer Verschluss in die Hauptkammer ein, nur eine Leichenbahre enthaltend, die zweifellos ein bevorzugtes Mitglied der Familie oder vielmehr dieses und dessen Gemahlin trug, während sich die übrigen Leichenbetten, jedes für ein Paar bestimmt, beiderseits an den Wänden des Hauptsaales hinziehen.

Decke.

Ist indess eine solche architektonische Durchbildung der Wände im Ganzen selten, so zeigt dafür die Decke fast durchgehends die Nachbildung eines Holzdaches und zwar in den verschiedensten Formen, in denen überhaupt die Holzbedachung auftreten kann. Die gewöhnlichste ist indess die Giebelform, wo wenigstens der Firstbalken und die herabziehenden Sparren aus dem Felsen gemeisselt sind: ein cäritisches Grab zeigt sogar noch die

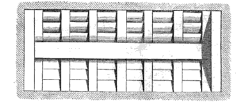


Fig. 217. Decke eines Grabes von Cervetri.

auf die Sparren aufgehefteten, theilweise über einander vorkragenden Dielen. (Fig. 217.) Farbiger Schmuck hebt diese manchmal ebenso naturwahre als reiche Nachbildung noch mehr, wie auch die dadurch entstehenden Giebelfelder der Gräber von Corneto manchmal eine eigenthümliche, an geschnörkeltes Schnitzwerk erinnernde Bemalung zeigen. Am glänzendsten

ausgebildet ist die Decke der Tomba intagliata bei Corneto, so genannt von dem Relieffries, der sich über den Wandgemälden herumzieht. Hier neigen sich (vergl. unten Abbildung 223) die Sparren vierseitig zusammen, und bilden in der Mitte einen Ausschnitt, welcher kaminartig durch den Felsen gebrochen oben ausmündet. Das die Sparren tragende Dachgerüst besteht aus vier von den Ecken aus diagonal zusammentretenden Hauptbalken, wodurch die Form der Arca entsteht, wie sie Vitruv für das Cavaedium displuviatum schildert, wovon noch bei Behandlung des etruskischen Wohnhauses des Näheren gesprochen werden wird.

Felsen-façade.

Wie die ägyptischen Könige in Memphis ihre Grüfte mit Pyramiden bedeckten, in Theben aber dieselben schachtartig in die Felswände brachen, weil in Memphis die flachen Felsenplateaus des das Nilthal einschliessenden Wüstenrandes die erstere Art, in Theben dagegen die geklüfteten Felsschroffen die letztere Art empfahlen, so leitete auch in Etrurien die Natur des Bodens auf eine verschiedene Behandlung des Aeusseren der Gräber. Der Tumulus, jene pelasgische Urform, hatte hauptsächlich im Tieflande oder auf den flachen Tufrücken, wie sie dem westlichen Mittelitalien eigen sind, seine Anwendung gefunden, in dem mehr gebirgigen Innern des Landes dagegen, wie namentlich in Castel d'Asso bei Viterbo ist eine architektonische Behandlung der senkrechten Felsenfläche an der Eingangsseite vorherrschend geworden. Jedes einzelne Grab, deren sich hunderte nebeneinander an den Felswänden hinziehen, zeigt eine mehr oder weniger isolirt herausgearbeitete Façade, manchmal mit Treppen an den Seiten. Die Façade verjüngt sich stark nach oben und ist mit einem mehrgliedrigen Gesimse horizontal abgeschlossen. Das letztere ist aus rechteckigen und Rundleisten wie aus Kymatien von verschieden geschwungenem Profile derart zusammengesetzt, dass das Ganze nicht immer nach oben zu an Ausla-

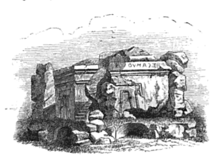


Fig. 218. Felsengräber von Castel d'Asso.

dung gewinnt, sondern vielmehr sich nach innen einzieht. Die einzige Ausschmückung der Façade ist sonst eine falsche Thüre mit dem Etrurien eigen-

thümlichen rundlichen Ausschnitt an der Verbindung des Sturzes mit den Pfosten. Der wirkliche Zugang zum Grabe aber ist gewöhnlich ein am Fusse des Felsens unterhalb der falschen Thüre der Grabfaçade angebrachtes niedriges Loch, gewölbartig in den Felsen gebrochen, durch das man sofort in die flachgewölbte Grabkammer mit rundlichem oder elliptischem Grundplane gelangt. Aehnlicher Art sind die erst vor zwanzig Jahren von Ainsley entdeckten Gräber von Norchia.

Tempelartige Grabfaçaden.

Neben dieser beschriebenen zeigen auch noch eine andere Ausschmückung der senkrechten Felsenfaçade die sogenannten Tempelgräber bei der jetzt verfallenen und verlassenen Stadt mit dem mittelalterlichen Namen Norchia, etwa 14 Mgl. westlich von Viterbo. Zwei von den zahlreichen, sonst denen von Castel d'Asso und Savona ähnlichen Gräbern lassen nemlich in der leider bedeutend verwitterten Aussenseite förmliche Tempelfaçaden erkennen. Die vier Säulen oder vielleicht Antenpfeiler jedes Grabes sind zwar verschwunden, werden aber sowohl durch deutliche Spuren ihrer Basen und Capitäle, wie durch den starken Vorsprung des aus dem Felsen gearbeiteten Gebälkes bezeugt. Architrav und Triglyphenfries haben im Allgemeinen dorische Anordnung, doch zeigt sich noch an den erhalteneren Theilen deutlich, dass die Triglyphen die halben Eckschlitze des dorischen Vorbildes nicht haben, mithin eher Diglyphen zu nennen wären, und dass die Tropfen, wie sie je drei unter jeder Triglyphe wenigstens an dem einen Grabe mit dem halbeingestürzten Giebel erscheinen, abweichend von der hellenischen Form nach unten zugespitzt sind. Ueber den Triglyphen zieht sich ein Zahnschnittgesims hin, das Gesims der Giebel dagegen ist mit einem schwach überschlagenden, tiefsculpirten Blattschema geschmückt und läuft an jedem Ende in eine Volute aus, deren Auge eine Art Medusen-

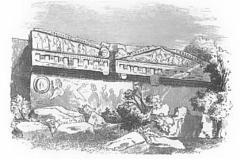


Fig. 219. Die sog. Tempelgräber von Norchia.

haupt bildet. Auf diesen Voluten ruhen als Akroterienschmuck verstümmelte Thiergestalten, die man nach Analogie des unten nachgebildeten

Sarkophagreliefs (Fig. 221) für Löwen oder Löwinnen erklärt hat. Die Verzerrung des dorischen Styls an diesen kaum der älteren Zeit angehörenden, aber rein etrurischen Denkmalen ist in die Augen springend. (Vgl. Fig. 219.) Giebelfeld und Façadenwand des halbeingestürzten Grabes sind mit Reliefs bedeckt, von welchen das im ersteren eine Kampfscene darstellt, während man an dem Wandrelief einen Leichenzug zu erkennen glaubte. Auch an diesen erkennt man trotz der Verwitterung deutlich etrurische Gegenstände, Auffassung und Zeichnung.

Tempel-Plan.

Diese Grabfaçaden von Norchia bereiten uns den Uebergang zur Besprechung des etrurischen Tempelbaues. Dieser ist, was seine architektonischen Glieder betrifft, einer der gewichtigsten Beweise dafür, dass die Völker, welche die beiden grossen Halbinseln des Mittelmeeres, Hellas und Italien, bewohnten, in der Hauptsache eines Stammes sind. In Bezug auf die Disposition freilich sind der hellenisch-dorische und der tuskische Tempel wesentlich von einander verschieden, was mit der den Italikern eigenthümlichen auguralen Absteckung des Tempelareals, des Templum im weiteren Sinne, oder überhaupt mit dem Ritus des italischen Tempels zusammenhängt. Während der Grundplan des dorischen und überhaupt hellenischen Tempels in der Tiefe fast das Doppelte der Fronte misst, verhielt sich am tuskischen Tempel die Tiefe zur Fronte wie 6 : 5. Ferner war die Cella nicht von dem Säulenkranze ringsum eingeschlossen, sondern während die ganze vordere Hälfte des Tempelplanums dem Säulenvorhaus zugetheilt ward, bestimmte man die ganze hintere Hälfte für die Cellen, von denen gewöhnlich drei für bestimmte Göttergruppen nebeneinander angelegt wurden. Diese waren dann in solchen Maassen angeordnet, dass jede der beiden äusseren Nebencellen in der Breite zu der mittleren Hauptcella sich verhielt wie 3 : 4. Manchmal scheinen sich, wenn der Tempel nur einer Gottheit geweiht war, an der Stelle der Nebencellen zwei Säulenhallen bis an die abschliessende Rückwand hingezogen zu haben.

Säulen.

Das Säulenvorhaus war gewöhnlich völlig frei und innen gar nicht mit Säulen unterstellt, die vier Säulen der Fronte aber waren so vertheilt, dass sie den Längswänden der drei Cellen entsprachen, während an den Seiten noch je eine zwischen die Ecksäulen und die Anten der Aussenwände der Cellen gesetzt ward. Die Säulen enthielten dorische Motive, konnten sich jedoch, obwohl von gemeinsamer Wurzel ausgehend, in Folge principieller Verschiedenheit der Gebälkbildung ganz anders entwickeln, als in der verwandten hellenischen Ordnung. Zunächst ward eine grössere Schlankheit und ein namhafterer Abstand dadurch ermöglicht, dass im Gegensatze zum dorischen Steinbau das ursprünglich wohl auch in Hellas übliche Holzgebälk beibehalten wurde. Die Höhe der Säulen konnte daher bei einer Verjüngung von einem Viertel eine Höhe von sieben Durchmessern, und die nur viersäulige Fronte eine Breite von drei Säulenhöhen erreichen. Der toskanischen Säule eigenthümlich ist eine Base, aus zwei Gliedern bestehend, nemlich einer kreisförmigen Platte (Plinth) und einem Torus, beide von

gleicher Höhe. Auch das Capitäl bestand aus drei gleichen Theilen, dem Säulenhalse sammt dem Ablaufringe, dem Echinus und der Abacusplatte, welche letztere dem unteren Säulendurchmesser in ihrer Axenlänge gleichkam. Wir sehen daraus, dass diesem Schema die zahlreichen sogenannten römisch-dorischen Säulenreste und namentlich diejenigen, welche als Halbsäulen decorativ an den Erdgeschossen von römischen Theatern und Amphitheatern angebracht sind, entsprechen, und dass somit auch die in der Renaissancearchitektur massenhaft verwendeten derartigen Säulen und Halbsäulen auf tuskische Wurzel zurückgehen.

Gebälk. Das Gebälk bestand aus mehren Holzbalken von der Dicke des Säulenhalses, welche verklammert übereinander gelegt wurden, und zwar in solcher Höhe, wie sie die Grösse des Bauwerkes zu erfordern schien. Das von den Deckbalken getragene Gesimse hatte eine sehr beträchtliche Ausladung, ein Viertel der Säulenhöhe betragend, welche sich durch die noch etwas darüber vortretende Sparrenlage des niedrigen Satteldaches bis auf ein

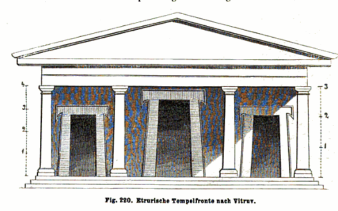


Fig. 220. Etrurische Tempelfronte nach Vitruv.

Drittel der Säulenhöhe vergrösserte. Die beigefügte Ansicht einer etrurischen Tempelfronte habe ich nach den Angaben Vitruvs (IV. 7.) hergestellt.

Gesammtwirkung. Dieser Gewährsmann schweigt hier von aller weiteren Auszierung und erwähnt nur vorübergehend an einer anderen Stelle, dass die Giebel nach tuskischer Sitte anstatt mit Ornamentakroterien mit Statuen aus Thon oder vergoldeter Bronze ausgeschmückt wurden, von welchen wenigstens eine Quadriga an der Giebelspitze und eine Statue des Summanus an einer sonst nicht näher bestimmbaren Giebelstelle des capitolinischen Jupitertempels besonders namhaft gemacht werden. Mochten aber auch ausserdem die grossen Giebelfelder, so wie diess die Grabfaçaden von Norchia zeigen, in reicher Plastik ausgestattet gewesen sein, so wird doch die Armseligkeit

des toskanischen Tempels in Vergleich mit dem in seiner Vollendung nur mehr entfernt verwandten dorischen Tempel nicht mehr bestritten werden können. Dazu kommt die widerliche Schwerfälligkeit des unmässig weit ausladenden Giebeldaches, welche zusammen mit dem Eindrucke, den die weiten Abstände der wenigen und schwächlichen Säulen machten, den Vitruvius zu dem völlig richtigen Urtheil bestimmen musste, das Aussehen der tuskischen Tempel sei gespreizt, plattköpfig, niedrig und breit. Das Gebälk scheint auch, wenigstens nach der vitruvischen Schilderung, des schönen Schmuckes der Triglyphen entbehrt zu haben, und wenn dieser an den mehrerwähnten Gräbern von Norchia erscheint, so dürfte er vielmehr als eine nicht im Wesen des etruskischen Tempels liegende Uebertragung aus dem dorischen Style zu betrachten sein; die dorischen Mutuli aber waren bei der stark vortretenden Balkenlage nach Vitruv kaum möglich. Auch möchten die Spiralen an den beiden Giebelenden, wie sie die Gräber von Norchia zeigen, als eine nicht architektonische und auch nicht allgemeine Spielerei

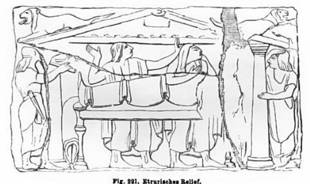


Fig. 221. Etrurisches Relief.

zu fassen sein, während die Thiergestalten darüber auch auf einem etrurischen Relief (Fig. 221) als Akroterien erscheinen. Jedenfalls mussten aber solche Akroterien in Holz hergestellt werden, wenn sie nicht die weitausladende Traufe unmässig belasten sollten, worauf auch die Adler am capitolinischen Tempel hinzuweisen scheinen, welche beim vitellianischen Brande Feuer fingen. Wir werden den tuskischen Tempel in der römischen Architektur wiederfinden.

Wohnhaus.

Während die Räume für öffentliche Spiele, namentlich Circus und Amphitheater besser der Behandlung der römischen Architektur vorbehalten bleiben, da die ersteren in ihrer Form von den Griechen entlehnt, in Etrurien keine architektonische Entwicklung gefunden zu haben und die letzteren überhaupt jüngeren Datums zu sein scheinen, wenn auch die Gladiatorenspiele

etrurischen Ursprungs sein könnten, giebt das Wohnhaus der Etrusker Stoff zu einer näheren Betrachtung. Im Allgemeinen kann man sagen: wie in der Hauptsache Italiker und Griechen eines Stammes, pelasgischer Abkunft sind, so waren auch auf den beiden Halbinseln die Grundlagen des Hausbaues dieselben. Hier wie dort bildet ein beschränkter Hof den Mittelpunkt, um welchen sich die kleinen Wohngemächer gruppiren. Das Arrangement der letzteren mochte nach Raum, Bedürfniss und Vermögen des Besitzers den gleichen Modificationen unterworfen sein, die Gestaltung des Hofes aber wurde für die einzelnen Stämme in verschiedener Weise typisch.

Das tuskische Cavädium.

Vitruv nennt einen gewissen Hof den tuskanischen, und in diesem werden wir den gesuchten mittelitalischen Typus zu suchen haben. Tuskisch, sagt dieser Autor (VI. 3. 1), sind diejenigen Höfe, bei welchen die in der Breite des Atrium gelegten Querbalken wagrechte und (ohne Wandauflage) schwebende Unterbalken, schräge von den Winkeln der Wände an die Winkel der Unterbalken laufende Dachbalken und ferner ein in der Mitte offenes Dach tragen, das mit schräg abwärts gerichteten Latten nach der Mitte zu ableitet. Es ist darunter nichts anderes zu verstehen, als dass rings um diesen Hof ein Vordach angebracht war, welches am Traufenrande keine besondere Stütze hatte, sondern von zwei Hauptbalken getragen wurde, die in der Breite des Hofes von einer Wand zur anderen liefen. Dieses Vordach mochte nur ein verhältnissmässig kleines Hypäthron offen lassen, das übrigens gross genug war, um das Atrium mit Licht und Luft zu versorgen und nicht zu gross, um den Einflüssen der Witterung allzu viel Spielraum zu gestatten oder den Schutz dagegen durch abnehmbare Dielen-

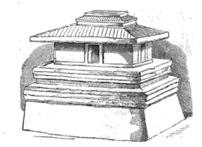


Fig. 222. Etrurischer Thonsarg.

decken zu erschweren. Die Nachbildung eines tuskischen Hauses giebt zweifellos ein etrurischer Thonsarg, an welchem das starkvorspringende Dach, wie auch der Hypäthralausschnitt deutlich wahrnehmbar ist. (Fig. 222.)

Das kleine Hypäthron bildete nach vitruvischer Anordnung zugleich die Traufe und erforderte ein Bassin in der Mitte des Hofes, welches wohl

auch eines Abzugscanales bedurfte. Mochte es aber auch hin und wieder nicht unerwünscht erscheinen, in dieses Bassin Wasser vom Himmel zu erhalten, um es zum Scheuern u. s. w. zu benutzen, so war es doch in Winterszeit geradezu geboten, das Hypäthron ganz zu decken, um Schnee und Regengüsse wie den Frost vom Innern des Hauses abhalten zu können. Solche abnehmbare Dielendecken am römischen Hause werden in den Digesten als Hausrath sogar erwähnt, und sind deshalb auch wohl für Etrurien vorauszusetzen. Eine solche Verschalung aber hatte, wenn die Traufe der Holzvordächer nach innen gerichtet war, ihre namhaften Schwierigkeiten. Denn der Eintritt der Nässe ins Innere war dann geradezu nicht ferne zu halten und höchstens in provisorische Rinnen und Röhren zu leiten. Viel mehr Vortheil bot daher eine andere Dachbildung im Hofe, wie sie nemlich Vitruv für das sog. Cavädium displuviatum (traufloser Hof) beschreibt. Trauflose Höfe, definirt unser Gewährsmann (VI. 3. 2) sind diejenigen, bei welchen die schräg aufwärts stehenden Dachbalken eine aufwärts gerichtete Umdachung tragen und so die Traufe zu den Wänden zurückführen. Man vergleiche übrigens meine Uebersetzung des Vitruv mit den beigefügten Anmerkungen. Ein solches Dach bedurfte keiner horizontalen Balkenlage als Stütze und ward, indem die schräg aufwärts gerichteten Hauptbalken von den Winkeln der Wände her sich gegen die Ecken der viereckigen Balkenumrahmung des Hypäthron stemmten, sogar solider als das vorhin beschriebene Hofdach. Dazu wurde ein solcher Hof in der Höhe geräumiger, und es

Schutz gegen die Einflüsse der Witterung.

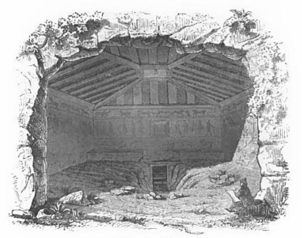


Fig. 223. Grab von Corneto.

konnte auch, wie das schon Vitruv bemerkt, nur bei einer solchen Anlage ein directer Sonnenstrahl durch die Thüren der anstossenden Gemächer fallen, wenn auch der Nachtheil nicht übersehen werden kann, dass die an die Wände gelegte Dachrinne mit den senkrecht herabführenden Rinnen dem Mauerwerk leicht nachtheilig werden und die Gemächer feucht machen konnte. Ein solcher Hof aber machte den Verschluss des meist kleinen Hypäthron im Winter leicht, indem die Decke nur einfach aufgelegt und für die Traufe nicht weiter gesorgt zu werden brauchte. Dass diese Art von Höfen auch am etrurischen Hause in Uebung war, beweist ein Grab von Corneto (Fig. 223), an welchem die ganze Dachconstruction des Cavädium displuviatum in der unzweifelhaftesten Weise an. der Felsendecke nachgeahmt ist. Ist doch sogar das Hypäthron hier factisch durch ein schachtähnlich nach oben geführtes Luftloch hergestellt.

Ornamente.

Gehört auch die Besprechung der übrigen Künste nicht hierher, so können doch über die Ornamentformen einige Bemerkungen nicht umgangen werden. Thatsache ist, dass hellenische Thonwaaren massenhaft nach Etrurien gelangten, und umgekehrt etrurische Bronzewaaren nach Hellas. Es ist daher sehr begreiflich, dass der Handwerksstyl sich gegenseitige Concessionen machte, und dass wir am Ende zwischen beiderseitigen Werken der Art bezüglich des Ornaments und der ornamentalen figürlichen Darstellungen wenig Unterschied gewahren, und zwar um so weniger, als ein gewisser archaistischer Typus, besonders in dem einer freien und selbstständigen Kunstentwicklung weniger fähigen Etrurien conventionell verblieb. Ist aber die Grundform der archaistischen Ornamentbildung im Orient zu Hause, wie überhaupt Erzbildnerei, Teppichweberei und die Bemalung von Thongeschirren von den syrophönikischen und mesopotamischen Landen her nach Hellas gedrungen zu sein scheint, so ist an den etrurischen Werken überdiess eine Unmittelbarkeit zu bemerken, welche jedenfalls nicht zulässt, Hellas als Medium dieser kunsttechnischen Tradition für Etrurien zu betrachten. Diese Unmittelbarkeit des Ueberganges orientalischer Zierformen nach Etrurien zeigen etrurische Ornamentbildungen zur Genüge, ich füge zum Vergleiche nur ein Palmettenschema von einem cäritischen Bronzegefässe bei, welches dem assyrischen Ornamente, wie es z. B. Fig. 24 giebt, so vollkommen ähnlich ist, dass der directeste Zusammenhang kaum bestritten werden kann. Eine ähnliche Verbindung zeigen die Geräthe des täglichen Lebens, wie Geschirre, Ruhebänke und andere Mobilien, welche alle an vorderasiatischen Bildwerken ihre nächsten Analogien finden.

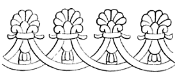


Fig. 224. Palmettenornament von einer cäritischen Bronze.



Fig. 225. Thriumphbogen des Septimius Severus.

Rom.

»Vor der Zeit der Erbauung des Cerestempels in Rom war in den römischen Tempeln Alles tuskisch.« Diese merkwürdigen Worte bei Plinius (XXXV. 12, 45, 154), für welche dieser den Varro als Gewährsmann bezeichnet, geben über die früheste Kunstthätigkeit der Römer einen entscheidenden Aufschluss. Der Cerestempel wurde siebzehn Jahre nach der Vertreibung der Könige erbaut und selbst dieser wird noch als ein tuscischer

In der frühesten Zeit die Kunst etrurisch.

A. Desgodetz, Les édifices antiques de Rome. Paris 1682 (1779).
B. Piranesi, Le Antiquità Romane. Roma s. a.
F. Cresy and G. L. Taylor, The Architectural Antiquities of Rome. Lond. 1821.
G. Valladier, Raccolta delle più insigne fabbriche di Roma antica. Roma 1826.
E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard, W. Röstell, L. Urlichs, Beschreibung der Stadt Rom. Stuttg. und Tüb. 1837 fg.
L. Canina, Gli Edifizj di Roma antica cogniti per alcune importanti reliquie descritti e dimostrati nell' intera loro architectura. Roma. 1848 sq.
F. Reber, Die Ruinen Roms und der Campagna. Leipzig 1863.

Aräostylos (mit weiter Säulenstellung) geschildert, es war somit nur die Ausschmückung nicht etrurisch, während in der Architektur noch eine Zeit lang der unmittelbar griechische Einfluss keinen oder nur sehr beschränkten Eingang fand.

Altitalische Kunst.

Der sogenannte etrurische Styl ist jedoch, namentlich was den Tempelbau betrifft, nicht blos dem Landstriche zwischen Tiber und Po ureigen. Er ist vielmehr als der eigentlich italische, im Gegensatze gegen den in der Wurzel mit ihm verwandten hellenischen oder genauer gesprochen dorischen zu betrachten. Ganz Italien, oder wenigstens Mittelitalien im weitesten Sinne, von den nördlichen Apenninen bis an das frühzeitig von hellenischen Küstencolonien besetzte Unteritalien scheint mit dem gemeinsamen Pelasgerthume auch an diesem Gemeingut Antheil gehabt zu haben. Freilich mochte die Kunst nicht überall gleich lebhaft betrieben worden sein, und so errang sie sich da, wo sie die eifrigste Pflege fand, den Namen und auch eine gewisse Autorität. Diese war aber in der altitalischen Zeit noch keineswegs begründet. Ein eigentliches Kunstbedürfniss erwachte in den Gebieten der latinischen, sabellischen, samnitischen und anderer kleinerer Stämme der Südhälfte Italiens erst viel später als in dem Gebiete zwischen Tiber und Arno. Wie in Griechenland der Westen, obwohl den östlichen Hellenen viel näher verwandt, als die Bewohner Italiens südlich und nördlich von den Tiberniederungen unter sich waren, gegen die Cultur des Ostens zurückblieb, aber nicht minder wie die östlichen Städte Tiryns, Argos, Mykene u. s. w. seine kyklopischen Mauern baute und bis zu einer gewissen Gränze den Anforderungen eines stabilen Lebens genügte, so war auch in Italien bei den weniger kunstliebenden Bewohnern südlich vom Tiber der Zusammenhang einer gemeinsamen Culturgrundlage nur bis zu einer gewissen Schranke in Kraft geblieben.

Mauerbau.

Wir wissen nur sehr wenig von der baulichen Thätigkeit der Italiker südlich vom Tiber in der Zeit vor der Gründung Roms und ausser einigen als vorrömisch ebenfalls nicht vollkommen gesicherten Mauerresten hat sich nichts erhalten. Wie bei den etruskischen Mauern erscheint auch bei dem süditalischen Polygon- und Horizontalbau gleichzeitig neben einander, je nachdem das Material auf die eine der beiden Arten hinwies. Was die erstere Art betrifft, so haben wir nach Analogie der althellenischen Werke Grund anzunehmen, dass rohe polygone Blöcke ohne weitere Bearbeitung, wie sie eben brachen, unter ausfüllender Anwendung von kleineren Stücken aufeinander gesetzt und überdiess die Tendenz einer möglichst horizontalen Schichtung verrathend entschieden höheres Alterthum charakterisiren, als ein berechnetes, netzartig genaues Gefüge, bei welchem nicht blos die Seiten der Polygone, sondern auch die Fronteseiten in Flächen bearbeitet sind. Die latinische Ebene ist begreiflicherweise arm an solchen Werken, zu welchen das Material zu entlegen war, sie sind dagegen in der Sabina, wie im alten Aequer-, Volsker-, Marser-, Peligner-, Herniker- und Aurunkergebiet, überhaupt in den Bergplätzen des Apennin häufig. Die Mauern von

Medullia (S. Angelo), Cures (Correse), einzelne Theile der Schenkelmauern von Präneste (Palestrina), ein bisher wenig bekanntes Mauerstück unterhalb Tibur, auf halber Höhe des von Tivoli bekrönten Berges, die nordöstliche Mauerseite von Ferentinum (Ferentino), Stücke von der Citadellenmauer von Alatrium (Alatri), die Mauern von Verulae (Veroli), Arpinum



Fig. 226. Stück der Mauer von Norba.

(Arpino), Atina und Sora (beide noch jetzt gleichen Namens), Cora (Cori), Norba (Norma), Signia (Segni), Ecetrae, Circeji (Circello) und Aurunca (Höhe von Cortinella) tragen jenes Gepräge höheren Alterthums.

Jüngere Polygonbildung. Die meisten von diesen Städten sind wenigstens gleichen Alters mit Rom, manche nennt die Tradition sogar bedeutend älter. Es ist auch ein technischer Fortschritt von den wahrhaft tirynthischen Mauern von Olevano bis zu den Mauern von Norba, Signia und Circeji wohl zu unterscheiden, welche letztere nachweislich unter Tarquinius Superbus wenn nicht gegründet, so doch wiederhergestellt wurden. Die Technik aber erhielt sich in einer Art archaistischer Behandlung während der ganzen Zeit der Republik, doch dann immer eine Künstlichkeit und Genauigkeit der Fügung verrathend, welche an Schwierigkeit den Quaderbau noch übertreffen musste. Der Art sind viele Reste, ein in Fig. 227 beigegebenes Stück der Mauern von Segni zeigt ein solches jüngeres Polygongefüge über einigen Schichten älteren Werkes, aus welchen sonst der grösste Theil der noch erhaltenen Stadtmauern besteht. Erst aus Sulla's Zeit sogar sind die Polygonmauern an der Umfriedung und Substruction des grossartigen Fortunatempels von Präneste.

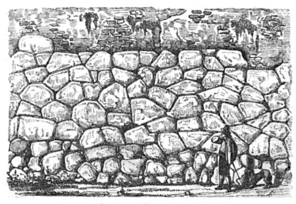


Fig. 227. Stück von dem jüngeren Mauertheil von Segni.

Quaderbau.

Von den Mauern der zweiten Art, nemlich den in Horizontal- oder Quaderbau ausgeführten, verdienen zunächst jene Reste unsere Aufmerksamkeit, welche von Städten, die bereits in der römischen Königszeit untergingen, herrühren, weil bei diesen eine jüngere Erneuerung der Mauerlinie auf keinen Fall anzunehmen ist. Dahin gehören besonders die Mauerreste einer latinischen Stadt auf einem schmalen Tufhügel, zu welchem man zwischen dem achten und neunten Meilensteine der Via Appia nach unbedeutender Abweichung zur Rechten (von Rom her kommend) gelangt. P. Rosa glaubt in diesen von ihm entdeckten Resten Apiolae zu erkennen, doch könnte man ebenso Politorium in dieser Gegend suchen. Wie dem auch sei, beide Städte wurden schon in der Königszeit zerstört, die letztere von Ancus Marcius, die erstere von Tarquinius Priscus, wir haben sonach an dem Mauerreste in beiden Fällen wenn nicht ein vorrömisches, so doch mindestens ein Werk aus der ersten Königszeit vor uns. Die Mauer ist aus alternirt gelegten Tufquadern von mehr als 4′ Länge und fast 2′ Höhe und Breite gebaut, in welchen sich dieselbe Technik offenbart, die auch die servischen Mauerreste zeigen. Andere Städteruinen tragen jedoch in ihren unregelmässigen Lagen und Quadern von verschiedener Grösse das Gepräge von noch höherem Alterthume an sich, wie die Mauern von Tusculum, Aricia, Ardea, Tellenae, Satricum, Antium, Lavinium, Scaptia, Aesernia und Aufidena.

Stadtmauern Roms in der Königszeit.

Die interessantesten unter den altitalischen Mauern sind jedenfalls die Reste der ältesten Ummauerungen Roms. Zunächst wurde ein Mauerstück von 54′ Länge an der Westspitze des Palatin der romulischen Roma quadrata zugeschrieben (E. Braun, Sulle sostruzione antichissime del Quirinale e del

Palatino. Ann. d. Inst. d. corr. arch. 1852 p. 324—338), allein keineswegs mit völliger Sicherheit. Die Blöcke zeigen bereits das Läufer- und Bindersystem und sind ohne Mörtel dicht aufeinandergefügt oder vielmehr geschliffen, setzen mithin jedenfalls schon Jahrhunderte von Uebung im Quaderbau voraus. Gesicherter sind die Reste der servischen Befestigung der Siebenhügelstadt, welche schon an Umfang alle übrigen Mauerringe in Latium übertraf. Das namhafteste Stück davon wurde in der Vigna de'

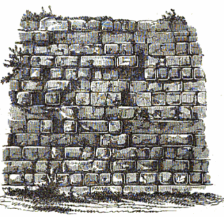
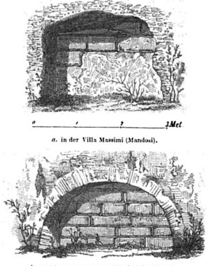


Fig. 228. Stück der servischen Mauer am Aventin.

Gesuiti (Via di S. Prisca) am Südabhange des Aventin nach Abbruch von vormals deckenden Ziegelwänden aus der Kaiserzeit entdeckt. Es misst über 100′ in der Länge und mehr als 33′ in der Höhe. Die 14 noch erhaltenen Lagen wechseln, wie diess die beifolgende Ansicht (Fig. 228) zeigt, nach Läufer und Binder regelmässig ab, doch zeigt die Mauer noch nicht die vollendete Technik, weil nemlich die Stossfugen noch nicht entsprechend geordnet sind, d. h. manchmal über einander zu stehen kommen, wodurch das Klüften erleichtert wurde. Ob die Blöcke schon ursprünglich rustik, d. i. mit abgekanteten Ecken hergestellt waren, oder ob die Kanten von selbst im Laufe der Zeit in Folge der Weichheit des Tufs abgewittert sind, ist schwer zu entscheiden. Als andere Reste desselben Mauerringes dürften die des Quirinalis zu betrachten sein, welche man in der Villa Massimi (Mandosi) und im Klostergarten von S. Maria della Vittoria findet. Beide Mauerstücke lehnen sich an den Felsen selbst an, weshalb die Binderlagen wegfallen; der Rest in Villa Massimi zeigt sogar die Einbettung der untersten Steinlagen in den lebenden Felsen.

In dieser Art wurden nicht selten die niedrigen und natürlich oder



a. in der Villa Massimi (Mandosi).

b. im Klostergarten von S. Maria della Vittoria.

Fig. 229. Stücke der servischen Mauer.

künstlich schroffen Felsen der latinischen Burgen befestigt. Das bedeutendste Beispiel einer solchen Mauerverkleidung der abgeschrofften Felswände bietet Alatri dar. Manchmal aber schliessen diese Bekleidungsmauern nicht unmittelbar an den Felsen an, indem sich zwischen der Mauer und der Felswand ein schmaler Zwischenraum hinzieht, der mit Schuttmassen oder kleinen Steinstücken ausgefüllt ist, wie sich diess am Algidus und in Alba Fucensis gefunden hat.

Mauerverkleidung von Felsschroffen.

Freistehende Mauern bestanden ursprünglich aus einem beiderseits mit Futterwänden bekleideten Damme. Man rückte aber allmälig die zwei parallelen Steinwände enger zusammen und füllte deren Zwischenraum mit kleinen Steinen, später mit Gussmasse aus, indem man durch die nach innen tretenden Binder den engen Zusammenhang vermittelte. Sonst hing die Stärke und Art der Mauer selbsverständlich viel von der Lage ab, die sehr verschieden sein konnte. Gewöhnlich umgab sie nur die etwas höher gelegene Burg, seltener den grösseren Stadtbezirk. Besonders bevorzugt waren für Stadtanlagen schräge Plateaus, deren höchster Punkt als Burg befestigt war, an welche sich die absteigende Stadt anlegte. So ist es in Signia, Norba, Tusculum, wo die Neigung des Plateaus ziemlich sanft ist, in Ferentinum, Arpinum, Alatrium, Alba Fucensis, Aurunça, Cora und

Wälle. Lage der Städte.

an dem jetzt Olevano genannten Orte, wo das abschüssige Terrain erst durch Terrassensubstructionen für Gassen- und Häuseranlage passend gemacht wurde. Manchmal ist der Abstand des Burggebietes und der Stadt bedeutender, dann werden die beiden selbstständig ummauerten Theile durch weniger starke Schenkelmauern in Verbindung gesetzt, welche z. B. in Präneste noch durchaus zu verfolgen sind. Wo die Stadt völlig im Flachlande gebaut ist, was indess selten, oder wo sie stellenweise keine natürliche Gränze findet, legte sich noch ein durch den Wallaufwurf entstandener Graben ausserhalb vor die Mauer. Zunächst wohl aus praktischen Gründen blieb ein Landstreifen von einer gewissen Breite sowohl innerhalb als ausserhalb der Mauer neben derselben von allem Anbaue frei, welches sogenannte Pomörium als sacrum von allem Anbaue ausgeschlossen und unantastbar gemacht wurde.

Thore.

Die Thore bildeten, wenn es das Terrain erlaubte, eine kleine quadratische Thorkammer mit einem Eingange nach aussen und einem Eingange nach innen, manchmal auch mit je zwei Thorwegen. Diese Einrichtung, wie sie das uralte Janusheiligthum noch in später Kaiserzeit zeigte, scheint jedoch mehr in der Nordhälfte Italiens üblich gewesen zu sein und wurde schon bei Etrurien besprochen. Bei Burgthoren, welche zum Theil in den Felsen gebrochen waren, wie in Alatrium und Ferentinum, fiel sie natürlich weg. Die Decke der Thorwege setzte entweder als eine monolithe Platte auf den beiden senkrecht geschnittenen Pfostenmauern auf, wie sich diess z. B. zu Alatri und Olevano erhalten hat, oder ruhte auf geneigten Pfosten, für welche Art noch die erhaltenen Thore von Signia und Circeji Beispiele darbieten. Durch fortgesetzte Vorkragung nähern sich endlich drittens die Blöcke der Pfosten in eine Spitze, wodurch der falsche Spitzbogen entsteht, wie ihn das Thor von Arpino zeigt. Die zahlreichen Modificationen von Thorbildungen, wie sie die pelasgischen Mauern Griechenlands enthalten, liefern die latinischen Mauerreste nicht. Zur Rechten neben dem Thore tritt ein thurmartiger Anbau vor, wodurch der Zugang erschwert und bei einem Angriffe die nicht mit dem Schilde bewehrte rechte Seite der Feinde den Geschossen der Besatzung jenes thurmartigen Vorbaues blosgestellt wurde. Norba bietet ein Beispiel von einer abgerundeten Thorbastion, Alba Fucensis von rechteckigen Thorthürmen: im Alterthume sind Thürme, wo sie nicht den Zweck des Thorschutzes haben, selten.

Gewölbe.

Die älteren Mauerringe Latiums zeigen keine Spur von Bogenthoren, wie sie in Etrurien häufig begegnen. Die Kunst des Wölbens scheint geradezu Eigenthum der etrurischen Bevölkerung gewesen zu sein. Da, wo sie in Latium in der Frühzeit auftritt, ist etrurische Leitung des Bauwerkes mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Wäre die Gewölbebildung den Latinern von Haus aus eigen gewesen, so hätte sie weder bei dem Brunnenhause von Tusculum, noch bei dem Quellhause am Fusse des Capitolinus, dem nachmaligen Carcer, umgangen werden können.

Die Anlage solcher Brunnenhäuser in so früher Zeit beweist die kluge

Brunnenhaus zu Tusculum.

Sorgfalt, welche man bei sonst noch so tief stehender Cultur der Gewinnung von frischem Trinkwasser zuwandte. Die kühlen Gewölbe sind, dem Quellhause von Burinna auf Kos (vgl. S. 222) nicht unähnlich durch allmälig sich nähernde horizontale Schichten gebildet. Der Brunnen von Tusculum ist jedoch in seinem Grundplane nicht kreisförmig, sondern rechteckig, wonach das Ganze nicht auf einen falschen Kuppelbau, nach Art des sog. Atreusgrabes oder des genannten Gewölbes von Kos, sondern auf ein falsches Tonnengewölbe berechnet sein musste. In entsprechender Höhe ging man aber zu einer sonst in Italien nicht gewöhnlichen Schlussform über, indem man die horizontale Lagerung verlassend, Plattenpaare schräg gegeneinanderlehnte, und dadurch den scheinbaren Spitzbogen giebelförmig abschloss.

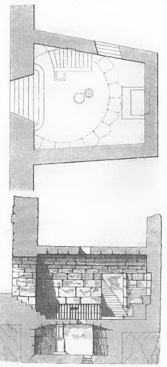


Fig. 230. Grundriss und Durchschnitt des Tullianum.

Quellhaus am Forum Romanum.

Kuppelförmig gewölbt, wie die genannten Werke von Mykene und Kos war das Quellhaus am Fusse des Capitolinus, von welchem falschen Gewölbe jedoch jetzt nur mehr der untere Theil, in seinen Steinringen vom Boden auf die zunehmende Verengerung nach oben bei horizontalen Lagen zeigend, erhalten ist. Die Umwandlung des Brunnenhauses in ein Verliess machte die Abtragung der Decke und einen Ueberbau nöthig, der vielleicht schon unter Servius Tullius ausgeführt wurde, seit welcher Zeit der ganze Kerker den Namen Tullianum trug. Das untere Verliess wurde mit einem flachen Gewölbe geschlossen, dessen Steine überdiess, da vielleicht das in der Mitte freigelassene Loch die Tragkraft zu sehr schmälerte, durch Eisenklammern gegenseitig verbunden waren. Diese flache Decke diente zugleich als Boden für die obere Kammer, welche schon mit einem regelmässigen Tonnengewölbe geschlossen ist.

Cloaken.

Dieses letztere kann uns nicht befremden. Die so vortheilhafte Technik des Wölbens war nördlich vom Tiber in der Blüthezeit der etrurischen Städte, die auf keinen Fall über die römische Königszeit herabreichte, zur vollen Entwicklung gekommen und konnte nun, als mit den Tarquiniern etrurisches Element auch südlich vom Tiber breiteren Boden gewann und dort die Kunst überhaupt offenbar mit etrurischem Charakter einen entschiedenen Aufschwung nahm, unmöglich ausgeschlossen bleiben. So zeigen denn auch die grossartigsten Werke der Königszeit, die Hauptcloaken, welche Plinius die rühmenswerthesten überhaupt aller Bauschöpfungen nennt, die weder die Wucht der Ueberschwemmungen, noch Brand und Einsturz der Gebäude, noch Erdbeben erschüttern konnte, mächtige Tonnengewölbe, noch jetzt die Bewunderung aller, die bei S. Giorgio in Velabro zu dem



Fig. 231. Cloaca maxima.

Beginn der Cloaca maxima (Fig. 231) hinabsteigen, oder vom Tiber aus die übrigens nur bei niedrigem Wasserstande genügend sichtbare Mündung

derselben aufsuchen. Die Ausdehnung wie die sorgfältige Ausführung des höchst beschwerlichen Werkes macht es auch begreiflich, wie drei Könige, Tarquinius der Aeltere, Servius Tullius und Tarquinius Superbus die Kräfte des jungen Staates demselben widmen konnten, nicht ohne zuletzt durch die erschöpfende Arbeit die Unzufriedenheit des römischen Volkes zu erregen. Hieher gehören zunächst zwei Hauptcanäle, von welchen der eine, Cloaca maxima genannt, die Wasser der vom Capitolin und Palatin her im Velabrum zusammentretenden Quellen dem Tiber zuführt, während der andere, etwas unterhalb am Fusse des Aventin mündend, die den Circus durchströmende Maranna in den Strom leitet. Beide nahmen und nehmen theilweise noch eine Anzahl von kleineren Zweigcanälen in sich auf, wie z. B. der letztere sogar einen Canal vom Thale des Colosseums her empfing. Die beiden Hauptcloaken senken sich so tief, dass ihre Sohle an der Mündung schon ursprünglich unter dem gewöhnlichen Tiberniveau stand, was eine fortwährende Ausspülung durch das Flusswasser zur Folge hatte. Um jedoch mit diesem Vortheil nicht den Nachtheil einer den Abfluss störenden Rückwirkung durch den Strom in den Kauf nehmen zu müssen, war eine vierfache Vorkehrung getroffen. Erstlich war das Gefäll so bedeutend, dass die Kraft des abfliessenden Wassers die Einwirkung vom Flusse her überwog; dann war die Mündung nicht im rechten Winkel auf den Fluss, sondern etwas stromabwärts gewendet, so dass die Richtung des abfliessenden Cloakenwassers mit der Strömung des Flusses einen spitzen Winkel bildete und somit eine Einwirkung der letzteren ausgeschlossen war; ferner verengerte sich die Cloake nach der Mündung zu, wodurch der Andrang vom Flusse her verringert, die Kraft des Gefälles aber verstärkt wurde; endlich mochte auch eine wiederholte Krümmung der Hauptcanäle den Zweck haben, die Kraft der Rückwirkung von der Stromseite her zu brechen. — In Folge der tausendjährigen Vernachlässigung sind die Cloaken bis zu ziemlicher Höhe verschlammt, ursprünglich aber war wenigstens die Cloaca Maxima 12′ hoch, so dass bei einem Bogendurchmesser von 13′ (bei S. Giorgio in Velabro) und 10′ (an der Mündung) wohl ein beladener Wagen den Canal passiren und Agrippa durch denselben auf einem Kahne in den Tiber fahren konnte. Nothwendig war mit der Cloakenanlage ein Uferbau in gleichzeitiger Verbindung, und die Stadt dadurch als solche gleichsam geadelt. In der That verdankte auch Rom den letzten drei Königen dasjenige, was in baulicher Beziehung die Hauptstadt und das ewige Rom begründete: Herstellung eines wohnlichen Bodens durch die sumtuose Entwässerung, die Ummauerung der sieben Hügel und die beiden Nationaltempel auf dem Capitolinus und Aventinus.

Beschränkung des Gewölbebaues.

Wie in Etrurien blieb jedoch auch in Rom der Gewölbebau auf eine gewisse Spannung beschränkt. Man ging einerseits nicht über eine bestimmte Weite hinaus, und verharrte anderseits bei geringeren Spannungen bei der horizontalen oder giebelförmigen Ueberdeckung. So finden wir die Mündung zum Canal des Albanersees, der bekanntlich im letzten Jahre des

Vejenterkrieges (358 d. St. 396 v. Chr.) auf Geheiss des delphischen Orakels zur Ableitung des bedenklich steigenden Kratersees gegraben wurde, an der Wandverkleidung horizontal gedeckt, doch ist an dem Sturzblocke der keilförmige Schnitt der Stossflächen bemerklich, welcher dem Principe nach selbst diese horizontale Bedeckung zu einer Art von Bogenconstruction macht. Das Tonnengewölbe über dem Vorbau scheint der Kaiserzeit anzugehören. (Abbildung 232.) — Ein anderer 1860 bei den Eisenbahnarbeiten vor Porta Maggiore gefundener Aquäductcanal zeigte die durch gegeneinander gelehnte Steinplatten erwirkte giebelförmige Bedeckungsart. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass der Canal zu dem ersten römischen Aquäducte gehört, der von dem verdienstvollen blinden Censor Appius Claudius, welcher auch die erste Heerstrasse von Rom nach Capua herstellte (442 d. St. 312 v. Chr.), angelegt wurde. Man sieht daraus, dass selbst noch in verhältnissmässig später Zeit die mühsame Bogenconstruction vermieden wurde, wenn die alten Ersatzmittel auszureichen schienen.

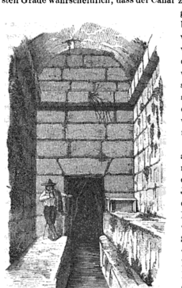


Fig. 232 Emissar des Albanersees.

Die Tempel der Königszeit.

Die römische Königszeit scheint ausser den besprochenen Werken nur noch zwei von grösserer Bedeutung geschaffen zu haben, den Jupitertempel auf dem Capitol und den Dianentempel auf dem Aventin. Erst bei solchen Werken lässt sich von Architektur im eigentlichen Sinne sprechen, Mauern und gewölbte Kammern wie Canäle erheben sich nicht auf die Stufe der Kunst. Es wurde schon erwähnt, dass der Tempelbau selbst noch in die Zeit der Republik hinein auf etrurischer Grundlage beruhte, oder wenigstens, dass sein vielleicht ursprünglich dem ganzen pelasgischen Mittelitalien eigene Gestalt in Etrurien ihre vollendete Ausbildung gewonnen hatte, und in dieser von den letzten römischen Königen nach Rom verpflanzt worden war.

Dianium. Jupitertempel.

Von dem Dianium des Servius Tullius wissen wir fast nichts, um so genauer dagegen sind wir durch Dionys von Halicarnass von dem capitolinischen Jupitertempel unterrichtet. Er erhob sich auf einer grösstentheils künstlichen Area, welche nur zum geringsten Theile durch das Plateau der

einen Hügelspitze, im übrigen durch Substructionsmauern und durch Erd- oder Gussausfüllung zwischen diesen Mauern und der Spitze des capitolinischen Felsens gebildet war. Dieser Unterbau mass 800′ im Umfange und war 15′ länger als breit, welches Verhältniss (8,3 : 7,7) jedoch, wenn anders Dionysius verlässig ist, dem Verhältniss der Länge zur Breite, wie es Vitruv für den tuskischen Tempel überhaupt giebt (6 : 5) nicht vollkommen entspricht, indem nach vitruvischer Theorie die Länge 36⅓′ mehr betragen müsste, als die Breite. Ferner theilt Vitruv die tuskischen Tempel in zwei Arten, in dreicellige mit einer Säulenvorhalle und in eincellige mit einer Säulenvorhalle nebst Säulenreihen an den beiden Langseiten. Der capitolinische Tempel aber verband diese beiden Arten, indem er sowohl drei Cellen als auch Seitenportiken hatte. Dadurch musste auch die Zahl der Säulen an der Fronte eine Aenderung erhalten. Denn während in der etrurischen Weise je eine Säule den vier Wänden der drei Cellen entsprach, ergab sich nothwendig noch eine fünfte und sechste an der Spitze der Langseitenportiken, so dass der Tempel nun an der Fronte wie an den Langseiten je sechs Säulen darbot. Die Rückseite war durch eine bis zu den Seitenportiken vorspringende Wand abgeschlossen. Ausserdem machten die vergrösserten Dimensionen die Stützung der Vorhallendecke durch andere Säulen unerlässlich, wodurch eine dreifache hexastyle Säulenreihe in der Vorhalle entstand. Die breiter gewordene Stirnseite aber musste den Eindruck des Schweren und Platten, über welchen Vitruv an dem tuskischen Tempel klagt, noch erhöhen, so dass nur die imposante Lage und hohe Substruction, vielleicht auch überdiess eine hohe Treppe dem capitolinischen Tempel eine gewisse Grossartigkeit verleihen konnte.

Beginn hellenischer Einwirkung.

Bis zur Herstellung des Ceres-Liber- und Liberatempels am Circus (erbaut im siebzehnten Jahre nach der Vertreibung der Könige) war, wie schon Eingangs erwähnt wurde, die ganze Kunstthätigkeit in Rom etrurisch. Auch dieser Tempel war noch als ein dreicelliges Heiligthum nach tuskischer Art gebaut, wie diess aus Vitruv hervorgeht, und wahrscheinlich zeigen noch die ungewöhnlich weitstehenden Säulen in den Wänden der Kirche S. Maria in Cosmedin als Reste von diesem in der Kaiserzeit restaurirten Tempel die ursprünglich aräostyle Disposition der tuskischen Anlage. Damals aber scheint der hellenische Einfluss von Unteritalien und Sicilien her dem etrurischen Style zur Seite getreten zu sein, doch noch längere Zeit keine überwiegende Geltung erlangt zu haben. Derjenige Styl, welcher zu beiden Seiten der Meerenge von Messina fast ausschliessend geübt worden war, nemlich der dorische, konnte überhaupt nicht leicht in seiner Reinheit zur Anwendung kommen, indem er mit dem tuskischen zu grosse Aehnlichkeit hatte, um selbstständig auftreten zu können. Die dorische Gebälkbildung jedoch fand theilweisen Eingang, da die monumentale Kunst nicht bei den etrurischen Formen stehen bleiben konnte, indem namentlich die weit vortretenden Glieder des tuskischen Holzgesimses nicht wohl in den Steinbau zu übertragen waren. Doch erlaubte die fortan beibehaltene

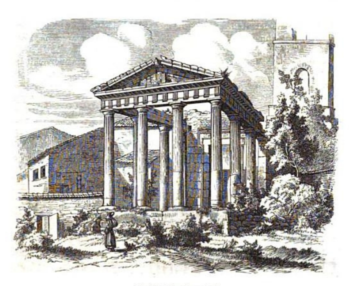


Fig. 233. Tempel von Cori.

Schlankheit und Weitstellung der tuskischen Säulen nicht auch die kräftigen Verhältnisse des dorischen Gebälkes, dessen Bestandtheile nur decorativ zur Ausführung kamen. Das Epistylion schwindet zusammen und verliert seinen ehemaligen selbstständigen und durch seine wuchtige Einfachheit kräftigen Charakter. Die Triglyphenschlitze werden am oberen Ende horizontal abgeschnitten, die Metopen bleiben entweder leer oder werden mit Geräthen, besonders Pateren, Rosetten oder (Bukranien) Stierschädeln geschmückt, welche letztere nur von der alten Uebung stammen konnten, die Schädel der geschlachteten Opferthiere an das Holzgebälk zu heften. Auch das Kranzgesims verlässt zumeist die schräg abwärts geneigte Bildung, wie auch die Mutuli ihre eigenthümliche Gestalt und ihre Tropfen gewöhnlich verlieren und eine schlichte Kragsteinform annehmen (vgl. Fig. 233). Oft wird auch der Dorismus im Gebälk ganz vernachlässigt und dieses zeigt dann eine einfach ionische Gliederung. Nicht selten endlich mischen sich auch ionische Elemente dem dorischen Gebälke bei, wie ein altes Denkmal, der Sarkophag des L. Corn. Scipio Africanus zeigt, wo sich abgesehen von den ionischen Voluten des Deckels an dem Sarkophage selbst der ionische Zahnschnitt neben den sonst dorischen Formen findet. Da dieser Scipio i. J. 456 d. St. (298 v. Chr.) Consul war, in einer Zeit, in welcher in Rom

noch Niemand an die Unterwerfung Griechenlands denken konnte und in welcher die Römer Hellas nur sehr oberflächlich kannten, so sieht man hieraus, wie früh trotzdem die osthellenische Architektur in Rom Platz griff. (Vgl. Fig. 234.)

Der römische Tempelplan. Während sonach Rom dem dorischen Style in Bezug auf seine architektonischen Glieder nur beschränkten Eingang gewährte, hielt es auch an seiner altitalischen Tempeldisposition in der Hauptsache fest. Diese theilte den Tempel in zwei Hälften, in die vordere der offenen Säulenhalle und in die hintere der Cella oder der Cellen. Die Einwirkungen der hellenischen Nachbarn konnten zwar nicht ganz zurückgedrängt werden, und das entschiedene Oblongum des griechischen Tempels, dessen Länge zur Breite sich annähernd verhielt wie 2 : 1, siegte über das schwere Verhältniss des tuskischen Tempelplanes, welches (6 : 5) nicht viel vom Quadrat abwich und durch die übergrosse Breite der Gestaltung der Tempelfaçade erhebliche Schwierigkeiten bereitete, besonders als die Durchführung des Steinbaues im Gebälk die tuskischen Säulenweiten nicht mehr zuliess. Allein die tuskische Zweitheilung blieb in so fern bestehen, als jetzt gewöhnlich die Tempel in der Form, wie sie Vitruv als Prostylos charakterisirt, ausgeführt, d. h. den Cellen tiefe Säulenhallen vor-

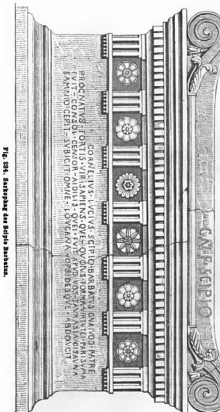


Fig. 234. Sarkophag des Scipio Barbatus.

gelegt wurden. Der Art sind am Forum Romanum allein vier Tempel, der des Saturn, der Concordia, des Vespasian und der Tempel des Antoninus und der Faustina, woraus ersichtlich wird, dass diese Tempelform selbst bis in die Kaiserzeit noch fortbestand, nachdem längst der unmittelbare Zusammenhang mit Hellas und die genaue Kenntniss hellenischer Kunst bei den Römern eine Art von hellenischer Renaissance hervorgerufen hatte. Der römische Prostylos ist nichts anderes als das Compromiss, durch welches das altitalische Templum mit dem griechischen sich abgefunden hatte

Der Prostylos pseudo-peri-pteros.

Auch dieser Uebergang scheint allmälig stattgefunden und der altitalische Tempel nicht sogleich nach hellenischer Art sich in die Länge gestreckt zu haben. Diess zeigt namentlich der Tempel der Concordia am Clivus Capitolinus dem Triumphbogen des Septimius Severus gegenüber, 387 d. St. (367 v. Chr.) von Camillus gelobt und nach dessen Tode erbaut.

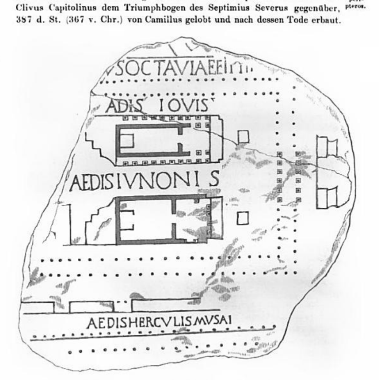


Fig. 225. Porticus der Octavia mit den Tempeln des Jupiter und der Juno.

Dieser ist in seinen Grundmauern einschliesslich des Pavimentes erhalten und zeigt noch, obwohl alles jetzt Sichtbare aus der Kaiserzeit (Augustus und Tiberius) herzurühren scheint, unverkennbar den etrurischen Tempelplan, indem der Cellenraum und der Vorhallenraum zwei ungefähr gleiche Hälften des nahezu quadratischen Ganzen bilden. Eine Streckung des Tempels, wie sie wohl sonst bei späteren Restaurationen altrömischer Heiligthümer nach hellenischem Muster vorgenommen zu werden pflegte, war hier wegen der unverrückbaren Gränzen nicht ermöglicht. — Dann musste auch bei genauerer Bekanntschaft mit den peripteralen Tempeln Griechenlands die Kahlheit der Cella den Römern unerträglich werden. — Man umgab daher diese den Säulen der Vorhalle entsprechend mit Halbsäulen und machte durch diese belebende Ausschmückung der Wände den Tempel zum Pseudoperipteros. Dieser konnte einerseits den schräg vor der Fronte stehenden Beschauer wirklich täuschen und brachte auch, selbst wenn man sich des Wesens der Halbsäulen bewusst ward, mehr Einheit und Zusammenhang in das Ganze. Die Rückseite, im etrurischen Tempel gar nicht durchgebildet, sondern durch eine ungegliederte Rückwand in der ganzen Breite abgeschlossen, erhielt sich in dieser todten Gestalt häufig, indem man entweder die Rückseite an eine Felswand oder Bergsubstruction, wie bei dem Concordien- und Vespasiantempel am Clivus Capitolinus, oder an eine Umfriedungsmauer, wie bei dem Marstempel des Augustusforum, oder an andere Gebäude, wie dies mit den beiden Tempeln des Jupiter und der Juno in der Porticus der Octavia der Fall war, anlehnte. Die genannten Tempel des Mars und des Jupiter erscheinen sogar als peripterale Anlagen in derselben Beschränkung, wie die eincelligen tuskischen Tempel, nemlich mit Ausschluss der Rückseite, welche nur von einer schlichten Wand gebildet wird. Man vergleiche das vorstehend (Fig. 235) abgebildete Fragment des unter Septimius Severus hergestellten Marmorplanes der Stadt Rom.

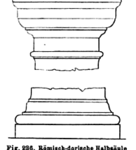


Fig. 236. Römisch-dorische Halbsäule vom flavischen Amphitheater.

Die Säule selbst mochte sich durch den Einfluss der hellenisch-dorischen Ordnung etwas modificiren, so dass namentlich der Echinus etwas strammer auslud, aber im Ganzen erfuhr sie noch die mindeste Umwandlung. Das Charakteristische dieser römisch-dorischen oder römisch-etrurischen Säule im Gegensatze zur hellenisch-dorischen ist, dass sie bei der Basenbildung, welche indess häufig die attische Form annahm, blieb, selten oder wenigstens nicht in ganzer Schaftlänge canellirt ward, statt der Skamillenkerbe unter dem Säulenhalse eine Ablaufbildung mit aufgesetztem Rundstabringe erhielt, die Reifen unter dem Echinus gewöhnlich mit einem Kyma vertauschte, und

Die tuskische Säule wenig modificirt.

ein solches auch am oberen Abacusrande gewann, im Ganzen aber die schlankeren Verhältnisse beibehielt, welche der tuskischen Ordnung schon von Anfang an eigen waren.

Die ionische Ordnung.

Als aber wohl schon einige Zeit vor den macedonischen Kriegen Hellenen nach Rom gezogen waren, um dort ein neues Feld wissenschaftlicher Thätigkeit zu suchen, als in Folge davon die Römer anfingen, hellenische Bildung und Kunst zu schätzen, und endlich als die Legionen Hellas selbst durchzogen und erst befreiten, um es dann um so schmerzlicher zu ketten, da konnte man sich nicht mehr auf die vorwiegend dorische Cultur von Unteritalien und Sicilien beschränken. Mit der osthellenischen Literatur fand auch der ionische Styl in Italien Eingang und Verbreitung. Auch dieser musste sich jedoch, in Rom mehr als Säulenordnung denn als Styl auftretend, den bestehenden Grundformen fügen, indem man an dem gegebenen römischen Tempelplane des Prostylos festhielt. Nur mochte man jetzt viel-

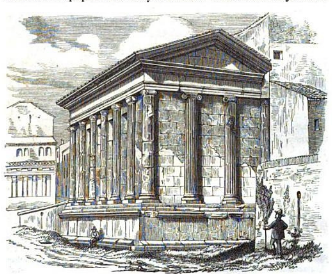


Fig. 237. Tempel der Fortuna Virilis.

leicht häufiger als vorher in Nachahmung des Peripteros die Cellenwände mit Halbsäulen schmücken, was wohl im römisch-dorischen Style seltener war. Ein schönes Beispiel eines solchen römisch-ionischen Pseudoperipteros bietet der wohlerhaltene sogenannte Fortuna Virilistempel im Velabrum, jetzt S. Maria Egiziaca, dar, welchen die vorstehende Figur 237 anschaulich machen wird.

Vereinfachung. Die Herstellung der ionischen Säule in ihrer vollendeten Gestalt erforderte jedoch grössere Kunstfertigkeit und ein feineres Material als die der römisch-tuskischen. Man suchte deshalb zunächst, da der Marmor in Rom erst spät für die Architektur in Anwendung kam, bei dem rauhen Material (Tiburtinkalkstein) durch aufgelegten Stuckverputz nachzuhelfen, wodurch natürlich an Schärfe der Form und an Reinheit der Ausführung viel verloren ging. Dieses Verfahren zeigt z. B. der oben abgebildete Tempel der Fortuna Virilis. Anderseits entschloss man sich, dem porösen Material entsprechend die Formen in demselben Maasse zu vergröbern, als sie in Attika verfeinert worden waren. Diess empfahl sich besonders bei solchen Werken, wo die Entfernung eine Unterscheidung nicht möglich machte oder wo massenhafter Säulen-, Halbsäulen- oder Pilasterschmuck zu vereinfachter Detailarbeit und zur Oekonomie in derselben zwang. Am weitesten findet sich diess am flavischen Amphitheater getrieben, wo an den Halbsäulen des zweiten Ranges die Voluten nur contourirt, aber nicht wirklich bis zum Auge gezogen sind. (Vgl. Fig. 238.) Es fehlte dem Römer an jenem feinen Sinne, welcher den Hellenen trieb, seinen Werken durchaus und selbst in jenem Detail und an der Stelle, wo es sich nicht mehr lohnte, die grösstmögliche Vollendung zu verleihen. Er begnügte sich damit, dem im Einzelnen genügsamen Volke in die Augen zu arbeiten, und so konnte sich seine Aeusserlichkeit nur immer steigern, je massenhafter und in je grösseren Dimensionen seine decorativ kunstlose Arbeit geliefert werden musste.

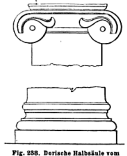


Fig. 238. Dorische Halbsäule vom flavischen Amphitheater.

Die Eckvoluten. Er bedurfte zunächst eines festen Schema's für seine architektonischen Formen. Je mehr das künstlerische Vermögen mangelte, desto mehr schmiedete sich die decorative Architektur in feste Zahlennormen, wie wir sie bei Vitruv finden, desto mehr kamen Model, Netz, Blechform und andere derartige Hilfsmittel in Aufnahme. Die hellenische Architektur ward zum fabrikmässigen Mantel, mit welchem man die römischen Massenbauten verhüllte oder herausputzte. Ohne dabei auf die Schönheit des einzelnen Gliedes Werth zu legen, wurde bei der typischen Ausbildung oder Feststellung der Formen besonders auf allseitige Anwendbarkeit und leichte Herstellung gesehen. Wie weit man zur Erreichung des letzten Zieles ging, wurde eben entwickelt, doch auch in Bezug auf das erstere konnte mit der ionischen Ordnung noch ein namhafter Schritt geschehen. Es wurde bereits bei Besprechung des hellenisch-ionischen Styles (S. 230) dargethan, wie die Form des ionischen Capitäls zu einer bedeutenden Schwierigkeit an den Ecksäulen führte, und wie in dieser die Schwäche des ganzen Styles

lag. Da es nun dem Römer für die Wesenheit der Formen an allem Verständniss gebrach und es ihm nur darauf ankam, ihnen eine typische und für alle Fälle und Stellungen praktikable Gestalt abzugewinnen, so musste er besonders auf einen entsprechenden Typus für das Capitäl sinnen, welcher es in gleicher Weise für die Eck- wie für die Mittelsäulen gebrauchen liess. Diess gelang endlich dadurch, dass man von den Eckcapitälen ausgehend das gedoppelte, in den Diagonalen des Tempels nach aussen gewendete Volutenpaar an den vier Ecken des Capitäls anbrachte, wodurch das ionische Capitäl in seinen Eckvoluten der Bildung des korinthischen sich näherte, während die Polsterbildung an den Seiten ganz verloren ging. Diese Umwandlung

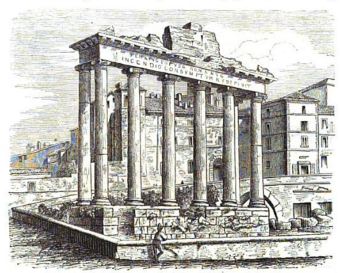


Fig. 239. Tempel des Saturn am Forum Romanum.

zeigen die acht erhaltenen Säulen der Vorhalle des Saturntempels am Clivus Capitolinus (Fig. 239), deren Capitäle es klar machen, dass ihrer allerdings praktisch erwünschten Gleichseitigkeit nicht blos der Sinn des Volutencapitäls, sondern auch dessen Schönheit geopfert war.

Korinthische Ordnung. Da indess die ionische Ordnung der mehr technischen als künstlerischen Richtung der Römer an und für sich am wenigsten entgegenkam, so gewann sie auch keinen besonders breiten Boden. Eine viel ausgedehntere Anwendung fand die korinthische Ordnung. Diese war, wie in dem Hellas behandelnden Abschnitte (S. 341) dargelegt wurde, in Griechen-

land nur in untergeordneten Anfängen geübt worden, die noch grosse individuelle Freiheit verriethen und von Typisirung weit entfernt waren. Die typische Gestaltung scheint erst in der Zeit vor sich gegangen zu sein, in welcher bereits der Arm der Römer über das ionische Meer übergriff, und es ward schon oben die Vermuthung ausgesprochen, dass die Säulen des von einem römischen Architekten ausgeführten Jupitertempels in Athen, welche von Sulla zum Wiederaufbau des capitolinischen Jupitertempels nach Rom geschleppt wurden, den nachher herrschend bleibenden Typus zuerst ausprägten und in Rom zum Modelle dienten. Das korinthische Capitäl entsprach dem Römer durch seine allseitige Verwendbarkeit, welche das ionische Capitäl erst spät und nur gewaltsam erlangte, und durch seinen anspruchsvollen Reichthum am meisten, und gewährte selbst dann noch einen bedeutenden, auch auf den Laien wirksamen Eindruck, wenn das Laubwerk nicht mehr die zierliche Durchbildung erhielt, wie sie nur der Marmor erlaubte. Das Capitäl ist zunächst verhältnissmässig niedrig und streckt sich



Fig. 240. Korinthisches Capitäl vom Pantheon.



Fig. 241. Korinthisches Halbsäulencapitäl vom Colosseum.

erst im Laufe der Zeit, das Blattwerk, anfangs scharf und kantig gebildet, erhält mehr und mehr stumpfe und rundliche Formen; häufig wird es gar nicht ausgezackt, besonders wenn es auf die Ferne berechnet und aus rohem Material herzustellen war. (Fig. 241.) Ja es fehlt sogar nicht an Beispielen, welche korinthische Halbsäulencapitäle in Backstein ausgeführt zeigen, wie an dem Amphitheatrum Castrense zwischen Porta Maggiore und Porta S. Giovanni.

Composit-capitäl.

Durch die obenangeführte Behandlung des ionischen Capitäls hatte aber dieses eine Gestalt erhalten, welche mehr an die Volutenranken des korinthischen als an die Spiralenpolster des hellenisch-ionischen Capitäls erinnern musste. Es war daher nahegelegt, die Verschmelzung beider Formen noch mehr durchzuführen, indem man beide Capitäle geradezu mit einander verband. Diess geschah, indem man auf die zwei Blätterkronen des korinthischen statt dessen Rankenglied das ionische Capitäl selbst setzte,

d. h. jenes obenbeschriebene Eckvolutencapitäl, bei welchem nun ebenso die verbindenden Canäle in der Mitte, wie die Polster wegfielen, und die Voluten mit Laubornament so verkleidet wurden, dass eine gewisse Harmonie mit dem unteren korinthischen Theile des Capitäls hergestellt ward. Dieses Compositcapitäl wird häufig geradezu das römische genannt: es bezeichnet auch das Wesen der römischen Decorativ-Architektur, jenes rücksichtslose Streben nach reicher Fülle, welches die Vorlagen für die zierenden Glieder hernahm, wo sie am prunkvollsten sich fanden und zusammensetzte und häufte, wie es nur immer thunlich erschien. Wenn im fünften Jahrhundert n. Chr., in einer Zeit, die an Kunstarmuth und schöpferischer Unfähigkeit beispiellos ist, das junge erst seiner Fesseln ledig gewordene Christenthum geradezu die Baustücke von älteren Werken zusammenlas, um damit neue Gebäude aufzuführen, so hat auch die römische Architektur in decorativer Beziehung nicht mehr geleistet, als die von den Griechen gegebenen Vorlagen zu copiren und höchstens zu barbarisiren. Die Sucht nach Pracht und Effect mochte manches reicher bilden, dann geschah es aber fast immer in unverstandener Verkehrtheit, in roher Zusammensetzung unzusammengehöriger Formen.



Fig. 242. Compositcapitäl.

Canellirung.

Selbst die Canellirung der Schäfte entging nicht der ungehörigsten Behandlung. Man setzte Rundstäbe auf die Stege oder in die Canelluren, wodurch die letzteren selbst wieder negirt wurden, oder man canellirte nicht den ganzen Schaft gleich, sondern in den beiden oberen Drittheilen reicher als unten, ja nicht selten unterliess man die Canellirung im unteren Drittheile gänzlich, wodurch der Eindruck einheitlicher Kraft des Säulenstammes eine empfindliche Einbusse erlitt. In wenigen Fällen kommen auch statt der senkrechten horizontale und spiralisch schräg ansteigende Canelluren vor. Sehr oft unterblieb die Canellirung ganz, wenn sie entweder das grobe Gestein nicht wohl gestatten mochte, oder wenn die massenhafte Herstellung von Säulen- und besonders Halbsäulenschmuck alle feinere und zeitraubende Ausführung verbot, oder endlich, wenn die Härte oder Schönheit und Farbe des verwendeten Materials dagegen sprach. So war die Canellirung an Granitsäulen fast unausführbar, wirkungslos dagegen an dunkelfarbigen oder reichgeäderten Marmorarten, deren Schönheit sich mehr an Flächen entfaltete und durch jede plastische Gliederung wie auch durch Licht und Schatten der Canelluren nur verlieren konnte. Gerade darauf aber war der Sinn des Volkes, seit man überhaupt über den Landstein hinausging, vorzugsweise gerichtet, und Säulenschäfte von kostbaren afrikanischen Marmorarten und

ägyptischen Graniten wurden mehr geschätzt, als alle Schönheit der Formen. Diese Richtung macht sich schon in der letzten Zeit der Republik bemerklich und tritt dann, nachdem von Augustus bis Hadrian die hellenische Renaissance geblüht, im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch roher hervor.

Die Gebälkbildung litt an den aufgezählten Gebrechen in noch höherem Maasse. Stumpfe Behandlung, dabei Sucht nach plumpen Effecten, ein gewisser roher Reichthum und Häufung der Glieder macht sich hier noch

Gebälk.

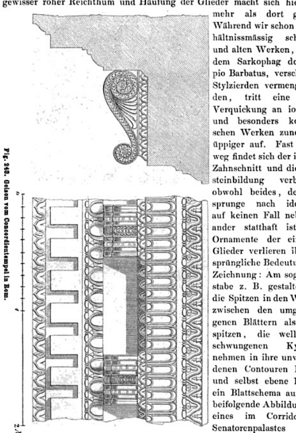


Fig. 243. Geison vom Concordientempel in Rom.

mehr als dort geltend. Während wir schon an verhältnissmässig schlichten und alten Werken, wie an dem Sarkophag des Scipio Barbatus, verschiedene Stylzierden vermengt fanden, tritt eine solche Verquickung an ionischen und besonders korinthischen Werken zunehmend üppiger auf. Fast durchweg findet sich der ionische Zahnschnitt und die Kragsteinbildung verbunden, obwohl beides, dem Ursprunge nach identisch, auf keinen Fall nebeneinander statthaft ist. Die Ornamente der einzelnen Glieder verlieren ihre ursprüngliche Bedeutung und Zeichnung: Am sog. Eierstabe z. B. gestalten sich die Spitzen in den Winkeln zwischen den umgeschlagenen Blättern als Pfeilspitzen, die wellig geschwungenen Kymatien nehmen in ihre unverstandenen Contouren Blumen und selbst ebene Flächen ein Blattschema auf. Die beifolgende Abbildung 243 eines im Corridor des Senatorenpalastes (Tabu-

larium) befindlichen Geisonstückes vom Concordientempel am Clivus Capitolinus, aus der Zeit des Tiberius stammend, wird davon eine Vorstellung geben. Im zweiten Jahrhundert n. Chr., im Zeitalter der Antonine kam dazu noch die Schwingung und Ausbauchung aller ebenen Flächen, namentlich des Frieses, welcher sein Rankenornament auf convexer Fläche trug.

Modificationen des Tempelplanes.

Seit der Unterwerfung Griechenlands, als hellenische Kunst und Cultur im Allgemeinen in demselben Verhältnisse die Römer zu beherrschen be-

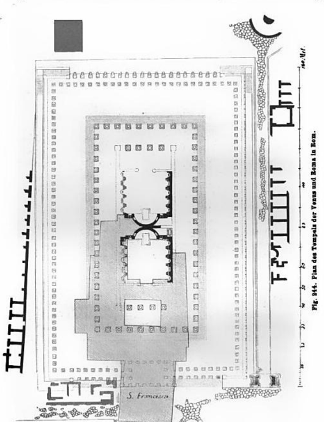


Fig. 244. Plan des Tempels der Venus und Roma in Rom.

gann, in welchem die Römer in politischer Beziehung die Hellenen niederdrückten, war der hellenische Tempelbau auch in Bezug auf den Plan für grössere Tempelanlagen massgebend geworden. Von Cäsar bis Hadrian schien die hellenische Kunst nach Italien übergesiedelt, und die jetzt entstehenden Haupttempel waren von den wenigen in dieser Zeit im eigentlichen Griechenland gebauten hauptsächlich nur durch Dimensionen, Pracht und Aufwand verschieden, während man übrigens bei Neubauten älterer, nach tuskischem oder tuskisch-römischem Plane gegründeten Heiligthümer besonders dann an der alten Grundform festhielt, wenn die räumlichen Verhältnisse eine Aenderung nicht erlaubten. Am wenigsten mochte dem Römer die langgestreckte corridorartige Cella der Hellenen, die der tuskischen Form so sehr widersprach, behagen, weshalb in der Regel der Abstand derselben von der Säulenfronte bedeutender, der Abstand der Cellawände von den Säulen der Langseite dagegen geringer gewählt wurde. Während man so den Peripteros der eigentlich römischen Form des Prostylos zu nähern suchte, wusste man anderseits in sehr genialer Weise dem Uebelstande der überlangen Cella hin und wieder dadurch zu begegnen, dass man sie durch Abtheilung in der Mitte in eine Doppelcella zerlegte, wie sie der nach dem Plane des Kaiserarchitekten Hadrian gebaute Doppeltempel der Venus und Roma auf der Velia zeigt (Fig. 244). Hier stossen die beiden Cellen mit ihren Rückseiten in zwei tangenten Apsiden aneinander, welche übrigens vom profanen Monumentalbau entlehnt waren. Auch tritt uns hier die dem hellenischen Tempel seinem Wesen nach widerstrebende Durchführung der Gewölbüberdeckung im Tempelinnern entgegen: ein Tonnengewölbe überspannte die Cella, während ein Halbkuppelgewölbe die halbkreisförmige Bildnische (Apsis) abschloss.

Säulen-Rundtempel.

Die in Hellas nur an untergeordneten Denkmälern versuchte Form der Rundtempel fand in Rom mehr Anklang. Von diesen treten mehre Arten auf. Zwei erhaltene Tempel in Rom und Tivoli zeigen noch die kreisförmige Cella von einem Säulenkranze umgürtet. Sie mussten bei einer sonst nicht ungefälligen Form an zwei namhaften Gebrechen leiden, nemlich durch die unverhältnissmässige Knappheit der Cella und durch die Krümmung des Gebälks. Die letztere, dem Wesen des Gebälkes zuwiderlaufend, die Herstellung erschwerend und die Tragfähigkeit vermindernd, scheint den Rundtempel in Griechenland zurückgedrängt zu haben, dessen Decken- und Dachbildung ebenfalls nicht ohne Schwierigkeiten war. Es ist in der That ganz unsicher, welches die gewöhnliche Art der Bedachung und theilweise auch der Deckenbildung war, ob nemlich ein einfaches Zeltdach in sanfter Neigung radiant nach dem Mittelpunkte sich zuspitzte, wie das wenigstens an cylinderförmigen Grabmälern unter Zugrundelegung der Tumulusform die Regel war, oder ob die Rundtempel als Decke und Dach zugleich Tholen trugen, und im letzteren Falle, ob die Kuppel auf dem Säulenkranze oder auf dem Wandcylinder der Cella ruhte, der sich dann etwas über das Gebälk des Peripteros erhob und die Bedachung des Säulenganges pultartig ausein-

anderstrahlte. Die erstere Art war die einfachste und wird auch durch die Bedachung des Lysikratesdenkmals und durch Reliefs belegt, von den beiden letzteren Arten aber scheint die letztere die structiv wahrscheinlichere, da man höchstens bei monopteralen Rundbauten, d. h. solchen, denen die Cella ganz fehlte (Vitruv), die Kuppel auf den Säulenkranz zu legen sich entschliessen konnte, welcher als eine zu schwache Stütze erscheinen musste.

Rundtempel ohne Säulen.

Die beiden Hauptgebrechen der Rundtempel, zu beschränkter Raum und die Biegung des Gebälkes, waren vermieden, wenn man die Säulenstellung fortliess und den Tempel als einfachen Mauercylinder oder als ein Polygon anlegte. In diesem Falle wurde die Wandfläche äusserlich nur mit Gesimsen umzogen und höchstens pilastrirt. Der an Wandmassen gewöhnte Römer nahm auch an einer äusseren Kahlheit, wie sie der riesigste Rundtempel, das Pantheon des Agrippa in Rom, zeigte, keinen Anstoss. Kleine geschlossene Rundtempel ohne Säulenumstellung scheinen nicht selten gewesen zu sein; ein ziemlich wohl erhaltenes Beispiel ist die äusserlich ein Achteck bildende jetzige Vorhalle der Basilica S. Cosma e Damiano, einst vielleicht der von Dionys erwähnte Tempel der Penaten. Der bedeutendste



Fig. 245. Der muthmassliche Penatentempel in Rom.

Tempel der Art aber, das Pantheon, scheint nicht als Tempel beabsichtigt und gebaut zu sein, und wird deshalb bei Behandlung der Profanbauten noch seine Besprechung finden.

Die römischen Tempel zeigen das hellenische Vorbild wenigstens in der Bedeckung schon so alterirt, dass es höchstens noch als äusserliche Verkleidung übriggeblieben ist. In solcher erscheint es z. B. an dem ha-

Das Wesen römischer Architektur nicht Säulenbau.

drianischen Doppeltempel der Venus und Roma, in welchem äusserlich hellenischen Tempel mit der obenerwähnten Gewölbeüberdeckung sich innen die eigentlich römische Architektur einbettet. Hadrian selbst, der mehr als irgend ein anderer Römer für griechische Kunst Herz und Sinn hatte, konnte sich der einheimischen Richtung, die sich damals schon machtvoll entfaltet hatte, nicht verschliessen. Diese aber ist nicht im Säulenbau zu suchen, welche hier durchaus nicht mehr Wesen, sondern blos Zierde ist. Das Wesen ist die grossartige Entwicklung des Mauerbaues mit Bogen- und Gewölbeverbindung, wodurch Rom mindestens so grossen, wenn nicht grösseren Einfluss auf alle Baukunst bis auf unsere Tage herab ausübte, wie Hellas. Von römischen Werken hat die Architektur seit dem Ende des Mittelalters gezehrt und nicht von hellenischen, nach welchen die Renaissance höchstens in ihren decorativen Theilen purificirt werden konnte.

Mehr Verständniss der materiellen Aufgabe der Architektur.

Schon von Anfang an hatten die Römer ihr Hauptaugenmerk auf Solidität und Nützlichkeit gerichtet, und ein bedeutender, auf die allgemeine Wohlfahrt abzielender Zweck war ihnen mehr Sporn als alles ästhetische Hochgefühl. Von dem Cloakenbau der Königszeit bis zu den unübertroffenen Aquäductanlagen, Strassen- und Brückenbauten der Kaiserzeit tragen gerade die hervorragendsten römischen Werke diesen Charakter und geben Zeugniss von der fruchtbarsten Verbindung der Ingenieurkunde mit der Architektur. Doch nicht blos an solchen zunächst dem Ingenieur zufallenden Werken, sondern überhaupt im ganzen Gebiete der Architektur machte sich diese Utilitätsrichtung geltend. Da einem so durchaus praktischen Verstande, wie er den Römern die Weltherrschaft erwarb, die äussere Erscheinung nicht der Zweck der Architektur sein konnte, von welcher der hellenische Monumentalbau vorwiegend ausging, sondern da ihm als das Wesen des Bauens die Herstellung von umschlossenen, schützenden und sichernden Räumen erscheinen musste, so war nothwendig die römische Architektur mehr der Entwicklung und Erweiterung des Innern zugewandt.

Beschränkung der Dimensionen in der hellenischen Architektur.

Diese konnte in Hellas bei Monumentalbauten, an welchen besonders auch die Steindeckung möglichst weit durchgeführt werden sollte, nur sehr beschränkt sein. Man hätte vielleicht Säulen von riesigen Dimensionen aufbauen können, allein die Verbindung solcher durch das horizontale, in seiner Länge von einer Säulenaxe zur anderen nothwendig monolithe Epistylion wurde endlich unmöglich. Ein Ausweg wie am Tempel zu Agrigent (vgl. S. 281 fg.), selbst gewissermassen eine Negation des Säulenbaues, konnte in Hellas keinen Anklang finden. Länge und Breite des Grundplanes aber war, wenn der hellenische Monumentalbau und namentlich Tempel nicht seinen ganzen Typus einbüssen sollte, von den Höhenverhältnissen der Säulen abhängig, und so blieb das Tempelinnere in Hellas immer verhältnissmässig klein.

Stockwerkbildung.

Der römische prostyle oder pseudoperipterale Tempel erlangte schon etwas grösseren Innenraum, wenn er auch an Höhe, abgesehen von den Vortheilen der Lage, höchstens dadurch gewinnen konnte, dass man ihn

auf eine erhöhte Treppensubstruction stellte, bei welcher aber gewöhnlich die Terrassenbildung, wie sie der hellenische Tempel zeigt, mit einer wirklichen, allenthalben praktikablen Treppe vertauscht ward. Die Profangebäude dagegen konnten über die durch den Säulenbau gesteckten Gränzen dadurch hinausgehen, dass man sie in mehren Geschossen aufführte. Das griechische Haus entfaltete sich in heiterer Behaglichkeit blos im Erdgeschosse. Der Hellene beschränkte, ehe er die Wohnräume übereinanderthürmte, lieber die Dimensionen der einzelnen Gemächer, denen übrigens die keine Obergeschosse tragenden und so nur geringer Stärke bedürfenden Wände selbst wenig Raum wegnahmen. Diese breite Ausdehnung war jedoch nur dadurch möglich, dass viele Städte auf verhältnissmässig kleinem Raume in Bezug auf die Bevölkerung sich mehr oder weniger das Gleichgewicht hielten und somit von Uebervölkerung frei blieben. Anders in Rom. Hier konnte, als die Stadt sich allmälig zur Weltbeherrscherin emporgeschwungen, bei den zusammenströmenden ungeheuren Menschenmassen der ebene Raum nicht mehr genügen, und so thürmten sich die Wohnungen in vielen Stockwerken aufeinander.



Fig. 246. Vom Theater des Marcellus in Rom.

Streben nach Höhe.

Je mehr aber das Wohnhaus in die Höhe wuchs, desto mehr musste auch bei den öffentlichen Profangebäuden darnach gestrebt werden, durch eine imposante Höhe der Würde der Hauptstadt und der Weltherrschaft zu entsprechen. Diess geschah, indem man mit mehr oder weniger innerer Wahrheit die Stockwerkglieder des Wohnhauses auch auf die öffentlichen Gebäude übertrug. Doch musste in Rücksicht auf den Charakter und den Umfang solcher öffentlichen Gebäude an äusserer Ausschmückung mehr aufgeboten werden, als am Wohnhause. Die Geschosse wurden daher mit Säulenstellungen verkleidet, welche manchmal nicht ohne Zweck, hin und wieder aber rein decorativ waren, wie diess besonders bei sumptuosen

Grabmälern z. B., am Septizonium und sonst an den Scenen des römischen Theaters der Fall war, wovon gehörigen Ortes noch gesprochen werden wird. Der geringe praktische Nutzen eines solchen architektonischen Schmuckes und namentlich seine zweifelhafte Solidität musste jedoch den auf die beiden genannten Stücke vor allem bedachten Römern eine solche Behandlung nicht ganz entsprechend erscheinen lassen: man zog den Raum und Kosten ersparenden und solideren Ausweg vor, diesen architektonischen Schmuck an den Mauern selbst nur anzudeuten, indem man zu dem Pilaster- und Halbsäulensystem griff, das den Griechen zwar nicht unbekannt, aber von ihnen nur in geringer Ausdehnung angewendet war. Wo es das Bedürfniss erheischte, wurden zwischen den Halbsäulen die Wände rundbogig ausgeschnitten und durch eine solche Arkadenbildung im Erdgeschosse Zugänge, in den oberen Stockwerken Lichtöffnungen geschaffen. Manchmal wurden auch je zwei Halbsäulen durch Blindgiebel, welche zuweilen im Mitteltheile unterbrochen, zuweilen segmentförmig abgerundet waren, verbunden. So wurde die Wand, bei den Griechen untergeordnet und einfach, in die Architektur hineingezogen.

Technische Vollendung des Mauerbaues.

Die Wände entwickelten aber auch ausserdem grössere Lebenskraft und erlangten durch Veränderung der Decke erhöhte Geschlossenheit und Bedeutung. Im Gewölbe setzen sich die Wände zusammenstrebend gleichsam fort, bis sie sich im Scheitel treffen, Stütze und Last, Verticale und Horizontale schmelzen zusammen. Auf die Cultivirung des bisher noch wenig gepflegten Gewölbebaues und auf dessen Durchführung nach verschiedenen Grundlagen und Arten warfen sich die Römer und ihre Architektur wurde dadurch epochemachend. Dazu musste aber nothwendig die Technik des Mauerns zur höchsten Vollkommenheit gebracht sein. Das leicht zu bearbeitende Material der Umgegend Roms, der vulkanische Tuf, war für die ersten Stufen der Ausbildung ganz entsprechend, später aber trieb die zu grosse Weichheit und Unschönheit desselben, wie die Entfernung des nächsten besseren Steinmaterials, des Tiburtinkalksteins, zur Ausbildung einer anderen Technik, die übrigens schon in Etrurien (Veji) geübt worden war, nemlich des Ziegelbaues.

Der Ziegelbau.

Der feine Thon am Tiber eignete sich hiezu vortrefflich und der feine Tufsand bot das herrlichste Bindemittel dar. Für den Privatbau genügten ungebrannte, luftgetrocknete Ziegel, für Monumentalbauten dagegen wurden jene prächtigen, in der besten Zeit nur $1\frac{1}{2}''$ starken gebrannten Ziegel verwendet, welche mit dem trefflichen Mörtel zu förmlichen Felsmassen verwachsen, an den zahlreichen römischen Backsteinruinen noch jetzt die Bewunderung erregen. Die Ziegelwände sind in Intervallen von quadratischen, d. h. doppeltgrossen Ziegelplatten durchzogen, mit ihren eingepressten Fabrikstempeln auch antiquarisch wichtig für die Bestimmung der Entstehungszeit eines römischen Ziegelbaues. Bei stärkeren Mauern erlaubte es das ausgezeichnete Bindemittel nur die beiderseitigen Aussenseiten in Ziegelbau herzustellen, während das Innere mit Gusswerk (Fartura, einer aus

Schuttstücken und Mörtel bestehenden Masse) ausgefüllt ward. Häufig konnte man sich sogar schon damit begnügen, den Guss nur mit dünnen Futtermauern aus Netzwerk (Opus reticulatum und Opus incertum oder antiquum) zu verkleiden, deren nach innen keilförmig zugespitzte kleine Bruchsteine, nach aussen eine quadratische Fläche zeigend, so gereiht waren, dass ihre Diagonalen vertical und horizontal, ihre Fugen dagegen schräg gerichtet waren. Diess war wenigstens bei dem Opus reticulatum genau durchgeführt, während das unregelmässige Opus incertum vielmehr als eine zierliche Nachahmung des Polygonbaues erscheint. Der Techniker gab der letzten Art vor der ersteren deshalb den Vorzug, weil die ununterbrochen geradlinigen Fugen der ersteren der Gefahr des Reissens mehr ausgesetzt waren und doch die durch Regelmässigkeit erreichte grössere Schönheit, als durch den Verputz dem Auge entzogen, in den meisten Fällen bedeutungslos sein musste.

Tonnen- und Kreuzgewölbe.

Die einfachste Art von Gewölbe, das Tonnengewölbe, selbst nichts anderes als der fortgesetzte schlichte Rundbogen, bedurfte noch keiner besonderen Durchbildung des Steinbaues und konnte somit schon in der Königszeit fertig auftreten. Allein die aus Quadern gebauten Tonnengewölbe erlaubten wegen ihrer massiven Wucht nicht leicht eine grössere Spannung oder nur dann, wenn ihnen auch ein entsprechendes Widerlager in kerkerhaft dicken Wänden geboten wurde. Erst die Durchführung des Backsteinbaues im Gewölbe ebnete dem Gewölbebau überhaupt die Bahnen der Entwicklung. Die dadurch erzielte grössere Leichtigkeit des Gewölbes erleichterte auch die stützenden Mauern und gestattete auch diesen eine freiere architektonische Durchbildung und theilweise Durchbrechung. Das Tonnengewölbe hat daher von der einfachen Kammer bis zum Prunksaal eine breite Anwendung gefunden und erhielt durch die Uebertragung der ionischen Lacunarien auf dasselbe einen brillanten Schmuck. Allein das Höchste im Gewölbebau wurde erst durch eine neue Combination erreicht, nemlich durch das Kreuzgewölbe. Dieses spaltete und öffnete die tragenden Glieder, indem statt der zwei ununterbrochenen Wände, welche dem Tonnengewölbe als Auflager dienten, vier Pfeiler an den Ecken die ganze Decke aufnahmen, selbst durch schmale Bogen (Gurtbogen) unter sich verbunden. Waren schon bei dem Tonnengewölbe im Saalbau die zwei Wände an den Enden der Längsrichtung ohne tragende Function und nur ein schirmartiger Abschluss, so erlangten an dem Kreuzgewölbe alle vier Wände mit Ausschluss der vier Eckpfeiler diese Freiheit von allem tektonischen Dienste und konnten in beliebiger Weise durchbrochen, ja ganz fortgelassen werden, wonach solche Räume beliebig verbunden, wie auch durch angefügte Nebenräume anderer Art bei vollkommen offener Verbindung grossartig erweitert werden konnten.

Das Kreuzgewölbe scheint eine Schöpfung der Römer selbst gewesen zu sein, welche in der That von ihrer tektonischen Begabung das glänzendste Beispiel giebt. Es war eine Leistung, in Vergleich mit welcher manche Mängel der decorativen Architektur der Römer nur gering in die

Wagschale fallen. Sie lieferte der Welt die solideste und schönste Bedeckung auf den verhältnissmässig beschränktesten Stützen, welche in den Gurtbogen gleichsam ihre Arme zusammenschlingend unverrückbar die Last empfingen. Mit dem Tonnen- und Kreuzgewölbe hatte man die Mittel, alle rechteckigen Räume zu überwölben, und zwar in jeder beliebigen Verbindung.

Kuppelgewölbe.

Nur für kreisförmige Räume wurde eine dritte Art von Gewölbedecke nöthig. Eine solche war in horizontaler Lagerung schon an uralten hellenischen Werken (an den sogenannten Schatzhäusern) angebahnt, und es bedurfte nur der Anwendung des Keilschnitts der Bogenconstruction auch auf solche Fälle, so war die neue Gewölbeform gewonnen. Führte man nemlich den Rundbogen von jedem Punkte der Cylindermauer aus durch, so ergab sich das hemisphärische oder Kuppelgewölbe. Dieses konnte auch an halbkreisförmigen Ausbeugungen (Apsiden) zur Hälfte ausgeführt werden und erwies sich auch da als ein solider und höchst zweckmässiger Abschluss.

Spitzbogen.

So waren die Hauptgewölbeformen gewonnen. Selbst der Spitzbogen, auf welchen die falschen Thorbogen hinweisen mussten, blieb nicht unversucht, wenn sich auch nur ein Beispiel aus dem classischen Alterthume hiefür nachweisen lässt, nemlich an dem von Kaiser Claudius angelegten Ableitungscanal des Fucinersees. Er konnte jedoch keinen Anklang finden, und blieb noch über ein halbes Jahrtausend uncultivirt, bis ihn die Araber, wahrscheinlich jenseits des Tigris aus ninivitischer Erbschaft vorgefunden, zu neuem Leben erweckten, dem sich später auch das Abendland nicht verschliessen konnte.

Profanbauten.

So viel über die Richtung der römischen Architektur im Allgemeinen. Obwohl die sacralen Werke, wie wir gesehen haben, daran nur beschränkten Antheil nahmen, so war doch auch an diesen das hellenische Vorbild sammt seinen tuskischen Modificationen allmälig nur mehr zum äusseren Kleide geworden, welches jedoch den eigentlich römischen Kern noch vollständig verhüllte (Tempel der Venus und Roma). Mehr konnte sich die römische Eigenart an den Profanbauten geltend machen, die nun im Einzelnen zu betrachten sind.

Gräber. Tumuli.

In der Mitte zwischen den Sacral- und Profanbauten stehen die Gräber, von denen sich, wie bei fast allen alten Culturvölkern, die zahlreichsten Reste erhalten haben. In den ältesten Zeiten waren sie wohl den etrurischen Tumulusgräbern ähnlich, d. h. in den gewachsenen Boden gewühlt, und dann durch einen Malhügel überbaut. Von grossartigen aus Erde aufgeschütteten und zweifellos uralten Grabmalen der Art sind noch Reste bei Lunghezza (Collatia) und bei Pratica (Lavinium), letzteres das Grab des Aeneas genannt, übrig. Dieser Gattung gehört auch das i. J. 1780 in seinen unterirdischen Theilen noch ziemlich wohlerhalten entdeckte Grabmal der Scipionen an der Via Appia (Via di Porta Capena Vigna 13) an, welches jedenfalls schon vor 456 d. St. (298 v. Chr.) errichtet wurde, da Scipio Barbatus, dessen oben (Fig. 234) abgebildeter Sarg in dem Grabmale gefunden ward, in jenem Jahre das Consulat beklei-



Fig. 247. Grundriss des Scipionengrabes.

dete. Die Gänge der Gruft dieses berühmten Geschlechtes waren, labyrinthisch verschlungen, roh in den weichen Tuf gebrochen, und wie es scheint allmälig erweitert worden. Was das Aeussere betrifft, so zeigt der Rest der mit Halbsäulen geschmückten Wand über dem antiken jetzt verschütteten rundbogigen Eingang (der jetzige Zugang zur Rechten auf dem beigefügten Plane sammt dem zu den Grabgängen getriebenen Stollen ist modern) eine quadratische Substruction des Tumulus an, wie sie auch bei den späteren römischen Prachtgrabmälern üblich blieb. Von dem Tumulus sammt seinem Cylinder ist keine Spur mehr kenntlich, doch ist ein solcher mit aller Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen. Die in dem Grabmal gefundenen Reste und Inschriften mit Ausschluss der an Ort und Stelle gebliebenen kunstlosen und meist zerschlagenen Steinsärge befinden sich jetzt im Belvederesaale des vaticanischen Museum.

Erhöhung des Tumulus. Mausoleum des Augustus.

Die grösseren römischen Grabdenkmäler behielten auch bis in die Kaiserzeit hinein die Tumulusform bei, hoben sich jedoch durch untergestellte quadratische Substructionen wie durch Erhöhung des Cylinders zu bedeutenderer Höhe. Dadurch wurde es unnöthig, die Grabräume unterirdisch anzulegen, indem der Körper des Denkmals selbst für die hohe kuppelgewölbte Kammer Raum genug bot. Die Hauptstrassen um Rom zeigen noch zahlreiche Reste der Art in mehr oder minder Erhaltung; stattliche Beispiele der Art und wenigstens in ihrem Cylinder fast unverletzt sind die vielfach gezeichneten Grabdenkmäler der Cäcilia Metella, Gemahlin

des Crassus, an der Via Appia (2 Mgl. vor Porta S. Sebastiano) und des M. Plautius Silvanus und seiner Söhne (an der Aniobrücke vor Tivoli, in der Zeit des Augustus gebaut). Von noch grösserer Bedeutung, aber sonst von ähnlicher Art war das Mausoleum des Augustus an der Via Flaminia im Marsfelde, dessen Cylinderreste, von der Via de' Pontifici aus zugänglich, sich noch erhalten haben und jetzt zu einer Rennbahn, zeitweise auch zu einem Sommertheater benutzt sind. Der 313′ im Durchmesser grosse Cylinder enthielt kreisförmig herum gruppirt dreizehn Grabkammern für die kaiserliche Familie, welchen äusserlich eben so viele Nischen entsprachen, die ursprünglich mit Statuen geschmückt die sonstige Monotonie des Cylindermantels wohlthuend unterbrachen. Der Kegel war nach Strabo ein einfacher Erdhügel, der mit immergrünen Bäumen (Cypressen) besetzt und von der Kolossalstatue des Augustus bekrönt war. Augustus hatte sein Grabmal schon im sechsten Consulat (28 v. Chr.) erbaut und als umfassendes Grabmal der von ihm begründeten Dynastie beabsichtigt, als welches es auch bis Nerva diente, mit dessen Beisetzung die Räume erschöpft waren und das Grabmal geschlossen wurde.

Grabmal des Hadrian.



Nachdem Nerva's grosser Nachfolger Traian sein Sondergrab im Piedestale seiner Triumphsäule gefunden, besorgte Hadrian, alles Bisherige überbietend, ein neues Kaisergrab im vaticanischen Gebiete unmittelbar am Tiber mit einer besonderen als Zugang dienenden Brücke, die in fast vollkommener Erhaltung unter dem Namen der Engelsbrücke noch jetzt die frequenteste Verbindung des transtiberinischen Gebietes mit dem diessseitigen Rom bildet. Dieses imposante Grabmal, von welchem der im Durchschnitt gegebene massive Untertheil (das Uebrige ist zerstört) in eine Citadelle, die Engelsburg, umgewandelt ist, war zwar von etwas geringerem Grundplan als das Augustusgrab, indem die quadratische Substruction 300′ im Gevierte, der Cylinder 233′ im Durchmesser misst, doch war das Denkmal beträchtlich höher und überaus reich ausgeschmückt. Die quadratische Substruction scheint pilastrirt gewesen zu sein und enthielt die zahlreichen Inschriftplatten, der Cylinder aber war mit einem Säulenkranze umgeben, in dessen Intercolumnien Statuen aufgestellt waren, und ebenso wird ein zweiter darübergesetzter Cylinder von etwas kleinerem Durchmesser (jetzt verschwunden) ausgestattet gewesen sein, welcher erst den hier an Bedeutung zurücktretenden zeltdachartigen Tumulus trug. Innen war das Denkmal massiver und weniger geräumig als das Mausoleum des Augustus: von der Eingangshalle (Fig. 248 *a*) führte ein spiralischer Gang (*b*) zu der nach Art der Pyramidengräber angeordneten Hauptkammer (*c*); senkrechte und schräge Schachte (*d*) erhellten und ventilirten den spiralischen Gang, ja selbst für den Wasserabzug war durch Canäle (*f*) gesorgt.

Andere Formen von Grabdenkmalen.

War die Tumulusform wegen zu beschränkten Raumes nicht anwendbar, so strebten die bedeutenderen Grabmäler thurmartig in die Höhe, nicht selten in mehre würfelartige Geschosse gegliedert und die benachbarten Gräber, wenn nicht an der Grösse des Grundplanes, so doch an Höhe zu

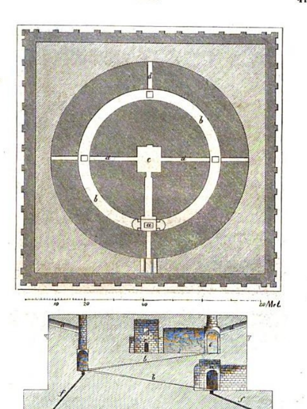


Fig. 248. Grundriss und Durchschnitt des Mausoleum Hadrians.

überbieten. Sonst bediente man sich häufig der hellenischen Formen und stellte eine peripterale oder pseudoperipterale Cella auf eine oder mehre Basamentwürfel. Das schönste und zugleich erhaltenste Beispiel der Art ist das mit einem Monopteros gekrönte Grabdenkmal von St. Rémi in Südfrankreich, wahrscheinlich aus augusteischer Zeit stammend. Sehr gewöhnlich sind einfache, höchstens pilastrirte Kammern in Würfelform, von welcher Art sich ein Grabdenkmal im Innern der jetzigen Stadt am Abhang des Capitolinus (Via di Marforio 1. 2.) befindet, vormals jedoch ausser-

halb des servischen Mauerringes liegend, wie es durch die zwölf Tafeln geboten war. Es zeigt jetzt, von einem Hause überbaut, nur noch eine Seite

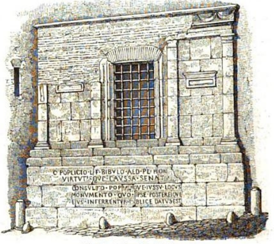


Fig. 249. Grabmal des Bibulus.

sammt der an beifolgender Abbildung 249 lesbaren Inschrift. Ausser diesen Typen erscheinen aber die Gräber in ebenso mannigfachen Formen, als jetzt, selbst fremdländische wurden hin und wieder benutzt, wie in der wohlerhaltenen Pyramide des Cestius an Porta S. Paolo und in dem schon oben S. 367 berührten sog. Horatiergrab von Albano.

Columbarien. Während für weniger bemittelte Bürger Ziegelgräber mit dürftiger Ausstattung, ja selbst blosse Cippen über den vermauerten Grabstätten genügen mussten, wurden arme Leute, Freigelassene und Sclaven in gemeinsamen Cömeterien beigesetzt, in welchen die Aschentöpfe von vielen hunderten Raum hatten. Von solchen haben sich noch mehre in fast vollkommener Erhaltung gefunden und sind unter dem von ihrer inneren Einrichtung entnommenen Namen Columbarien bekannt. Wände und Pfeiler nemlich sind taubenhausartig in einer Masse von halbkuppelförmigen Löchern ausgehöhlt, in deren Boden gewöhnlich zwei einfache irdene Töpfe eingesenkt sind, die mit einem ebenso schlichten Deckel geschlossen die Asche enthalten. Kleine Marmortäfelchen oberhalb geben die Namen der Beigesetzten, gewöhnlich eines Ehepaares, an. Die Columbarien waren schon ursprünglich halb unterirdisch angelegt; die Gewölbdecken und Nischen sind mit heiteren, doch flüchtig ausgeführten Malereien, Genien und Vögel

zwischen Laubguirlanden oder Xenien darstellend, ausgestattet, doch ist sonst die Ausschmückung gering und der ganze Wandraum von unten bis

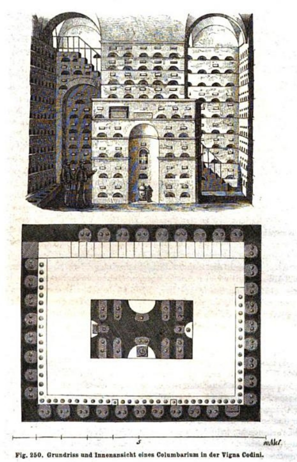


Fig. 250. Grundriss und Innenansicht eines Columbarium in der Vigna Codini.

oben übermässig ausgenutzt. Das anbei abgebildete 1840 entdeckte Columbarium in der Vigna Codini zeigt in neun Reihen übereinander 425 Nischen,

welche mit den an den Bodenbänken angebrachten Grabstellen Raum für 909 Aschenkrüge enthielten. Die Inschriften, meist Freigelassene aus der ersten Kaiserzeit nennend, sind ohne namentliches Interesse. Dieselbe Vigna und die benachbarte Vigna Sassi allein enthalten ausser diesem noch drei andere neuerlich fast unversehrt entdeckte Columbarien, welche alle einen gewissen Zusammenhang der in jedem einzelnen Grabe Bestatteten erkennen lassen. Die Columbarien nemlich gehörten immer entweder einer Genossenschaft oder einer kaiserlichen oder sonst hervorragenden Familia von Sclaven und Liberten an, wie diess wenigstens mit dem Columbarium der Vigna Sassi, das nur Angehörige des Haushaltes des Augustus mit oft sehr interessanter Chargenbezeichnung nennt, bestimmt der Fall ist.

Felsen-gräber.

Waren endlich auch in der latinischen Ebene, der Campagna di Roma, Felsengräber mit verticaler Ausschmückung der Façadenwand durch die Natur des Bodens nicht so nahe gelegt, wie in dem gebirgigeren Etrurien, so fehlten sie in bergigen Gebieten Latiums doch nicht ganz. Namentlich in den schroffen Felsbänken rings um Valmontone (Vitellia?) südlich vom Albanergebirge bemerkt man noch zahlreiche Felsgrotten, zwar ohne erhaltenen Façadenschmuck, aber unzweifelhaft als Gräber angelegt. Das bedeutendste unter den im Ganzen doch selteneren römisch-latinischen Felsgrottengräbern ist das Consulargrab im Klostergarten von Palazzuolo mit den zwölf Relieffascen an der Façade. Die Höhe des Grabmals wird durch eine an die Felswand angelehnte und ebenfalls aus dem lebenden Gestein gehauene Stufenpyramide gekrönt, bei welcher sich auch der Eingang in die schmucklose, wenig über 10′ im Gevierte messende Felsengrabkammer befindet. Ist auch die frühere Bezeichnung des Consulargrabes als Gruft des Tullus Hostilius oder Ancus Marcius ebenso unbegründet, als die seit Riccy (1828) mit Bezug auf Liv. XLI. 16 beliebte Benennung mit dem Namen des Cn. Corn. Scipio Hispallus, da die zwölf Fascen als einziger Anhaltspunkt die Wahl unter mehr denn tausend Consuln frei lassen, so gehört nichts destoweniger das imponirende Grabmal an seiner feierlichen Stelle am Hochrande des Albanersees zu den sehenswerthesten antiken Ueberresten.

Felsen-gräber in den östlichen Provinzen.

Häufiger war diese Gräberform in den östlichen Provinzen des römischen Reiches, wo auch eine ältere Cultur dieselbe der Natur des Landes angemessen geübt hatte, und namentlich Petra bietet eine Reihe der prachtvollsten Felsgräberfaçaden dar. Sie zeigen alle die üppige Richtung, welche der Orient in der römischen Architektur eingeschlagen hatte: die Häufung von Säulen und Halbsäulen, die unruhige Gliederung der Façade in mehre bald vortretende, bald sich einziehende Abtheilungen, die Krümmung und Unterbrechung der Giebel, wie sie übrigens schon im Pantheon und an den Flügelbauten des Traianforum vorkommt, und die ungehörige Einfügung von Tholen. Von diesen Eigenthümlichkeiten wird das beifolgend abgebildete Khasnegrab von Petra eine Vorstellung geben.

Den Grabdenkmälern verwandt sind die Ehrendenkmäler, in Standbildern,

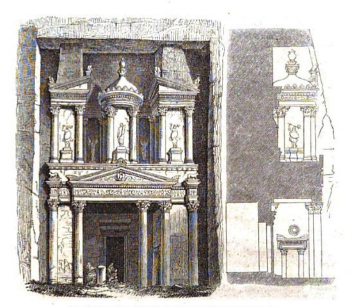


Fig. 251. Ansicht und Durchschnitt eines Felsengrabes von Petra.

Ehrensäulen und Triumphbogen bestehend. Die ersteren gehören in das Gebiet der Plastik und als Kunstwerke zunächst zur etrurischen und dann zur hellenischen Kunst: von einer eigentlich römischen Plastik kann viel weniger gesprochen werden, als von einer römischen Architektur. Auch die Ehrensäulen sind nichts anderes als die Piedestale für Standbilder und kommen nur in so fern besonders in Betracht, als das Piedestal an Bedeutung allmälig über das Standbild selbst das Uebergewicht erhielt. Diess war in der Zeit der Republik nicht der Fall, wo man verhältnissmässig kleine und unausgebildete Säulen zu dem Zwecke wählte, wie sie auch in Griechenland schon in den frühesten Zeiten als Träger von Götterbildern, Dreifüssen u. s. w. dienten und sie gewannen nur ausnahmsweise einen besonderen Charakter, wenn man sie z. B., wie diess bei der Columna rostrata des Duilius geschah, mit den Zierden von Schiffsschnäbeln schmückte. Diese ist indess das erste sichere Denkmal der Art in Rom und 494 d. St. (260 v. Chr.) errichtet. In der Kaiserzeit wurden sie ausserordentlich beliebt, und noch stehen riesige Ehrensäulen nicht blos in Rom, sondern auch in den Provinzen, in Frankreich (Cussi), Alexandria,

Ehrendenkmäler. Ehrensäulen.

Constantinopel und Ancyra aufrecht. Das glänzendste Beispiel der Art ist die Traiansäule am Forum dieses Kaisers in Rom, wie schon erwähnt im Piedestal als Grabraum für die kaiserliche Urne eingerichtet, am Schaft hinauf in einem sumptuosen Spiralrelief die Hauptereignisse der Unterwerfung Daciens darstellend und über dem dorischen Capitäle auf einem besonderen cylindrischen Piedestal ursprünglich die Statue Traians, jetzt des Apostels Petrus tragend. Die Säule selbst enthält, wie der beifolgende Durchschnitt zeigt, im Innern eine Wendeltreppe, welche auf die umgitterte Platform des Abacus führt. Eine nicht minder grossartige, doch künstlerisch schon bedeutend niedriger stehende Copie dieser Säule ist die des Marc Aurel (jetzt des Apostels Paulus auf Piazza Colonna), in den Spiralreliefs des Schaftes mit Darstellungen aus dem Markomannenkriege dieses Kaisers geschmückt. In der Zeit des Verfalls der römischen Herrschaft und namentlich nach Constantin wurden Ehrensäulen darum zur wohlfeilsten und mühelosesten Art der Auszeichnung, weil verfallende Tempel und öffentliche Gebäude die architektonischen Bestandtheile des Denkmals bereits fertig lieferten, indem man aus den Marmorabaken derselben leicht eine Pyramidaltreppe herstellen und auf dieser eine der Säulen aufrichten konnte, deren Höhe überdiess den Vortheil hatte, die Rohheit und künstlerische Werthlosigkeit des Standbildes selbst dem Auge so viel als möglich zu entziehen. Der Art ist z. B. die Phokassäule auf dem Forum Romanum, welcher letzte und leider erhaltenste Nachzügler von den vielen Denkmälern, die während eines Jahrtausends auf der ehrwürdigen Stätte sich erhoben hatten, in demselben Maasse, wie jene den Ruhm grosser Römer verherrlichen sollten, als ein Denkmal der unwürdigsten Schmeichelei des Hofbeamten Smargdus einen der schändlichsten Tyrannen, den feigen Trunkenbold Phokas verewigt.

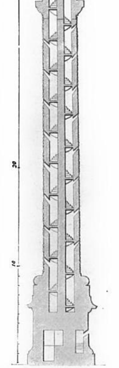


Fig. 252. Durchschnitt der Traiansäule.

Triumphbogen. Ihr Ursprung.

Was die Ehren- und Thriumphbogen betrifft, so wird von Livius (XXXIII. 27) erwähnt, dass L. Stertinius der erste war, welcher aus der Kriegsbeute am Forum Romanum und Boarium Bogen mit vergoldeten Statuen bekrönt errichtete 558 d. St. (196 v. Chr.). Vorher hatten sich die

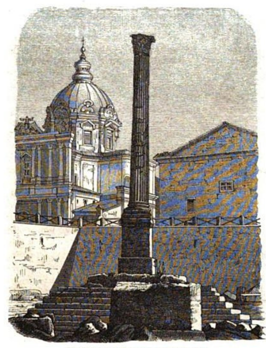


Fig. 253. Phokassäule am Forum Romanum

ruhmgekrönten Imperatoren damit begnügt, im Triumphe in die Stadt einzuziehen und das feierliche capitolinische Dankopfer darzubringen. Jetzt als nach der Demüthigung Carthago's und mit den glücklichen Feldzügen im Osten ungeheure Reichthümer in Rom zusammenströmten und der monumentale Sinn geweckt war, wünschte der Sieger dauerndere Zeichen und Denkmale seiner Triumphe, als die Festpforten gewesen sein mochten, welche man wahrscheinlich über der Sacra Via lediglich für den Triumphtag aus Holzwerk aufschlug, um sie mit Kränzen, Blumen und Trophäen zu bedecken. Aus diesen Ehrenpforten scheinen nun nach dem Feste die monumentalen Triumphbogen entstanden zu sein, welche als dauernde Siegesdenkmale den Triumphatoren nicht erwünschter erfunden werden konnten. Denn stellten sie ihre Standbilder auf solche die Hauptstrasse Roms überspannende Bogen, so konnte der auf dieser Strasse Wandelnde nicht

verfehlen, ihrer ansichtig zu werden und sich der ruhmvollen Thaten, welche die Erbauung des Denkmals veranlassten, zu erinnern.

Häufig erhalten.

Schon sechs Jahre nach Stertinius liess Scipio Africanus der Aeltere einen mit sieben vergoldeten Statuen und zwei Pferden (Reiterbildern) geschmückten Bogen der Art auf dem Capitol und später Fabius Maximus Allobrox einen vierten über der Sacra Via bei der Regia errichten. Doch erst in der Kaiserzeit wurden diese Thriumphbogen überaus häufig und beschränkten sich auch nicht mehr auf die Hauptstadt. In Italien (Benevent, Ancona, Rimini, Susa, Aosta), in Frankreich (S. Remi, Orange, Besançon, Carpentras, Cavaillon, Reims), in Spanien (Alcantara, Merida, Bara, Caparra), in Africa (Theveste, El Kasr) u. s. w. haben sich noch solche Denkmäler erhalten; die Kaiser Augustus, Traian und Hadrian sind damit am meisten vertreten. Rom allein hat noch sechs kaiserliche Ehrenbogen aufzuweisen, einen kleinen (nur horizontal gedeckt und in so fern nur uneigentlich Bogen zu nennen) am Forum Boarium, welchen die Geschäftsleute dieses Forum dem Kaiser Septimius Severus errichteten, einen ziemlich einfachen Travertinbogen am Esquilinus, dem verdienstlosen Kaiser Gallienus erbaut und wie es scheint ohne wesentliche historische Bedeutung, zwei Triumphbogen mit einfachen Durchgängen, von welchen sich der eine (muthmasslich dem Drusus errichtet) ziemlich zerstört hart bei Porta S. Lorenzo befindet, während der andere, dem Titus geweiht, die Höhe der Velia krönt, und endlich die zwei grossartigsten unter den erhaltenen Werken der Art, der Triumphbogen des Septimius Severus am Fusse des Capitols und des Constantin zwischen Palatin und Cälius.

Gestalt und Bedeutung.

An den Triumphbogen findet das Wesen der römischen Architektur seinen vollen Ausdruck. Die Bogen selbst, massiv und unverwüstlich ausser ihren eigenen Pfeilern keiner weiteren Unterstützung bedürfend verhüllen sich in entlehnter decorativer Architektur, die bald in Halbsäulen oder Pilastern bestehend die Masse nur halb verbirgt, bald in freistehend vorgestellten Säulen ohne Function, deren Gebälk zwischen den Säulen immer wieder zum Kern zurücktritt, kräftiger gliedert. Der durch die Gebälklinie äusserlich horizontal abgeschlossene Bogen empfängt dann erst auf seinem Scheitel das breite Piedestal, die sog. Attika, worauf die Triumphalquadrigen und die Reiterbilder, erstere in die Mitte, letztere an die Ecken gesetzt, sich erhoben. Es unterscheiden sich sonach die Triumphbogen von den rein statuarischen Ehrendenkmälern ihrem Wesen nach nur dadurch, dass an den letzteren die Triumphalbilder vermittelst der bogenförmigen Durchschneidung der Substruction über die Strasse selbst gesetzt werden konnten. Wie aber bei den Ehrensäulen allmälig die riesige Säule zur Hauptsache wurde, gegen welche die daraufgestellten Statuen von unbedeutender Wirkung waren, so ward auch hier der Bogen zur Hauptsache und die Statuenbekrönung mehr zur Zierde. Auch der Bogen wurde mit Plastik in oft überladener Weise überzogen, wobei aber, wenigstens an den späteren Werken, nicht die künstlerischen Motive überwiegen, indem es vielmehr

darauf ankam, in den Reliefs eine bildliche Geschichte des Triumphes zu geben und die ruhmvollen Fasten dadurch zu veranschaulichen. Eine breite Inschrift auf der piedestalartigen Attika gab dann dazu einen pomphaften Commentar.

Von einem noch ziemlich einfachen Triumphdenkmal mit einem Durchgang, dem schönsten der Art, giebt Fig. 254 eine Vorstellung. Dieser nur mit Halbsäulen geschmückte Bogen, das Denkmal des weltgeschichtlichen Sieges des Titus über die Juden und der Zerstörung von Jerusalem, beschränkt den Bilderschmuck in der Hauptsache noch auf das Innere des

Triumphbogen des Titus.

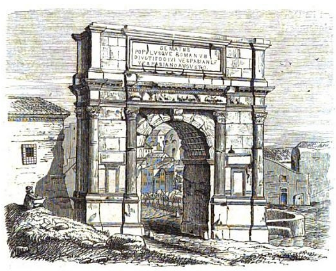


Fig. 254. Triumphbogen des Titus.

Durchgangs selbst, wo der Triumphzug des Titus und zwar auf einer Seite der interessante Aufzug mit der Tempelbeute und auf der anderen die Triumphalquadriga mit Umgebung dargestellt ist. Die reich cassettirte Wölbung zeigt im Scheitel die Apotheose des Kaisers, welcher die Vollendung des Werkes nicht erlebte. Aeusserlich nehmen nur die Friese und die Bogenschlüssel, welche letzteren bei diesen Werken stets (wohl nach etrurischem Vorgange) stark betont und mit Figuren bedeckt waren, an der plastischen Auszierung Theil.

Mit solcher edlen Einfachheit begnügte man sich jedoch in der Folge nicht mehr. Schon der Triumphbogen des Marc Aurel, welcher leider

Zunehmender Reichthum. unter Papst Alexander VII. i. J. 1662 bei der Regulirung des Corso weichen musste, zeigte abgesehen von seinen freistehenden Säulen aus Verde antico mit ausgebauchten Basamenten und Friesen auch aussen Reliefschmuck (jetzt im Conservatorenpalast auf dem Capitol). Ein Beispiel von ganz unerquicklicher Ueberladung aber bietet bereits der riesige Triumphbogen des Septimius Severus an der Beugung der Sacra Via zum Clivus Capitolinus dar (Fig. 225 zu Anfang dieses Abschnittes). Das dreibogige Denkmal ist ganz mit Plastik überwuchert, welche Piedestale, die Flächen über den Seitenbogen, Bogenwinkel und Bogenschlüssel vollkommen bedeckt. Die vier grossen Reliefs über den Seitenbogen sind sogar in Streifen abgetheilt und im Ganzen mehr eine plastische Erzählung und eine an die ägyptische erinnernde Figurenschrift als ein Kunstwerk. An der wuchtigen Attika dagegen breitet sich eine titelreiche Inschrift über die ganze Fläche aus, welche es sogar verhinderte, auf die Gebälkvorsprünge über den Säulen Statuen zu setzen, wie sie der Constantinbogen in so wohlthuender Weise zeigt, und wie sie das Wesen der Säulen als stützender Glieder zu erfordern schien.

Triumphbogen des Constantin. Weit gelungener in der Ausführung ist der kostbare Triumphbogen des Constantin, das Denkmal des Sieges dieses Kaisers über seine Rivalen und besonders der epochemachenden Entscheidungsschlacht an der milvischen Brücke. Abbildungen davon sind allverbreitet, eine etwas vereinfachte Nachbildung bietet das Siegesthor in München, eine verunglückte winzige der Carrouselplatz in Paris dar. Der Constantinbogen ist nur in sehr beschränkter Beziehung ein Werk seiner Zeit, er ist vielmehr wahrscheinlich nach dem Muster eines traianischen Denkmales der Art und überdiess mit schamloser Benutzung der Bestandtheile eines solchen errichtet. Fast alle Reliefs nemlich zeigen Scenen aus Traians Leben und sogar die Statuen auf den Gebälkvorsprüngen stellen dacische Gefangene (offenbar von einem traianischen Denkmale entnommen) dar. Das schöne Siegesdenkmal ist demnach auch ein Denkmal der ausserordentlichen Kunstarmuth jener Zeit, welche nicht mehr der Herstellung der bedeutenderen Theile der plastischen Auszierung, ja selbst nicht der feineren Theile des architektonischen Schmuckes sich gewachsen fühlte. Es ist überdiess ein Denkmal der tiefen moralischen Gesunkenheit der Römer in constantinischer Zeit, indem man sich nicht entblödete, den Sieger mit so auffällig erborgtem Flitter monumental zu verherrlichen.

Jani. Anderer Art und Bedeutung waren die Jani, Bogen, welche namentlich auf Plätzen und an der Kreuzung mehrer Strassen errichtet waren. Im ersteren Falle waren sie einfach, gewöhnlich ziemlich breit und im Durchgang geräumig, um in demselben gelegentliches Obdach, sonst wohl auch nebenan auf den Geschäftsplätzen Schatten zu gewähren, an Kreuzungen dagegen waren sie quadrifrontes, d. h. weil kreuzweise Durchgänge bildend an den vier Seiten von gleicher Gestalt und somit vier Fronten zeigend. Die Jani waren sacraler Natur und trugen auch sicher ein zweigesichtiges

Janusbild auf der Platform. Auch konnte man sie mit dem ganzen Chorus des römischen Olympos schmücken und so den Bogen zu einem Pantheonsdenkmale erheben, welcher Art wenigstens der bis auf die Attica noch



Fig. 255. Janus Quadrifrons am Forum Boarium.

erhaltene Janus Quadrifrons am Forum Boarium mit den zweiunddreissig Bildnischen war, wovon Fig. 255 eine Ansicht giebt.

Fora.

Solche Denkmäler belebten namentlich die Plätze (Fora). Was die Form dieser im Allgemeinen betrifft, so konnte selbstverständlich selten und nur bei neu und systematisch angelegten Städten auf die von Vitruv mitgetheilte Vorschrift Rücksicht genommen werden, dass sie ein Rechteck bildeten, dessen Länge sich zur Breite verhielt, wie 3 : 2. Die hervorragendsten Fora umgaben, wie diess namentlich am Forum Romanum und nicht minder am Forum zu Pompeji der Fall war, Tempel, Curien, Rostren und andere Gebäude, namentlich später Basiliken, im Uebrigen Säulengänge, an welche sich Geschäftslocale für Banquiers, Kauf- und Gewerbsleute, Schulen u. s. w. rückwärts anschlossen. Die Säulengänge sollten so eingerichtet sein, dass die Säulen, wie es überdiess in der sog. toscanischen Ordnung lag, weit von einander abstehend seien, damit sie den Zuschauern bei den Gladiatorenspielen so wenig als möglich im Wege stünden, und dass ihre Bedachung mit einer attikenartigen (vorspringenden?) Brüstung ver-

sehen, ebenfalls Raum für Zuschauer darbiete. In der Kaiserzeit war übrigens wenigstens am Forum Romanum jeder Rest dieser Säulenhallen verschwunden und hatte den erweiterten und neuen Tempeln und besonders Basiliken den Platz geräumt, von welchen letzteren nach diesem einen Forum mehre gerichtet waren. Die glänzenden Kaiserfora Roms wurden mit Portiken angelegt und gestatteten keine weiteren Aenderungen.

Fig. 256. Nordwestseite des Forum Romanum. (Relief vom Constantinbogen).

Basiliken. Die Basiliken nehmen unter den Profanbauten für den öffentlichen Nutzen eine hervorragende Stelle ein und gewinnen an historischem Interesse noch durch ihren freilich in neuerer Zeit nicht unbestrittenen Zusammenhang mit dem christlichen Kirchenbau. Basilika ist eine Bezeichnung, welche zunächst Gebäuden nicht von bestimmter Form, sondern von bestimmter Bedeutung zukommt, nemlich Sälen, die, ohne äussere Anforderungen und ohne eine so zu sagen canonische Grundform von innen heraus construirt, nicht blos als selbstständige Gebäude, sondern auch als Bestandtheile von Palästen römischer Grossen erscheinen konnten. Die letzteren kommen natürlich hier nicht näher in Betracht, wenn sie auch nach der geistvollen Darlegung Messmer's: »Ueber den Ursprung der christlichen Basilika« (Zeitschrift f. christl. Archäologie u. Kunst. Leipzig 1859.) die engere Heimat der christlichen Basiliken geworden sind. Die öffentlichen Basiliken sind in der Hauptsache nichts anderes als geschützte Erweiterungen (so nennt sie schon Cic. ad Att. IV. 16, 14.) und Ersatzräume der Fora, in welche man sich begab, wenn Witterung oder Temperatur den Aufenthalt im Freien unangenehm oder unmöglich machte. Sie dienten zu alle dem, was sonst auch auf dem Forum im engeren Sinne geschah, zu Gerichtssitzungen, zu geselligem und Geschäftsverkehr, und ihr Charakter war demnach zunächst der doppelte von Gerichtssälen und Börsen. Es kam daher auf Geräumigkeit, Geschlossenheit und Bedeckung an, alles Uebrige war — etwa mit Ausschluss eines oblongen Grundplanes, der übrigens jedem grösseren Saal besonders bei Holzdeckung, wie sie die Basiliken am häufigsten hatten, eigen sein muss — willkürlich und typisirte sich erst durch die Erfahrung.

Ursprung. Trotz des Widerspruches namhafter Gelehrter scheint doch diese

primitive Basilica von den Griechen entlehnt zu sein (S. 345), jedoch, da eben die aus den Stoen stammende Form sich noch zu keinem Typus durchgerungen, nur nach dem Zwecke (Gerichtsraum) und nach dem freilich modificirten Namen. Von der ersten Basilica in Rom, welche M. Porcius Cato 569 d. St. (185 v. Chr.) erbaute, wissen wir nichts, als dass Säulen im Innern waren (Plut. Cat. min. 5), und dass sich eine Säulenvorhalle aussen als eine Art Pronaos vorlegte, wie wenigstens der Bericht von der Columna Maenia (Pseudoascon. in Cic. Divin. in Caec. 16 § 50) annehmen lässt. Noch weniger ist von der fünf Jahre später erbauten Basilica Fulvia und von den wenigen anderen, welche vor Cäsar entstanden, der Argentaria, Opimia und Sempronia bekannt, während von der Aemilia (699 d. St.) wenigstens ein Fragment des capitolinischen Planes über die Gliederung derselben in mehre Schiffe durch parallele Säulenreihen belehrt.

Basilica Julia.

Dagegen liegt das Paviment der Basilica Julia am Forum Romanum grösstentheils blosgelegt vor uns und zeigt uns einen mit der Langseite an das Forum gränzenden oblongen Saal von einem doppelten Corridor auf den vier Seiten umzogen, welcher jedoch an den Schmalseiten theilweise von den Substructionen der Treppe zu den Obergeschossen desselben verdrängt ist. (Man vgl. den Plan des Forum Romanum in meiner Abhandlung »Die Lage der Curia Hostilia und der Curia Julia« München 1858 mit den Fragmenten des capitolin. Planes in meinen »Ruinen Roms« S. 144). Von Säulen fand man keine Spur, sondern nur die Reste von arkadenbildenden und pilastrirten Pfeilern, wonach wir die Säulen überhaupt nicht als etwas für die Basiliken von Haus aus Wesentliches betrachten dürfen; wir haben uns vielmehr das Aeussere und die corridorartigen Nebenschiffe dieser Basilica nach Art der Arkadenfaçaden und Corridore der Zuschauerräume von römischen Theatern und Amphitheatern vorzustellen. Ebenso scheint diese Basilica keine Apsis gehabt zu haben, die später zum Characteristicum dieser Gebäudeart wird.

Basilica zu Fanum.

Von nicht minder aussergewöhnlicher Form und ein zweiter Beweis für die Freiheit, welche dem Architekten in der Anlage römischer Basiliken verstattet war, ist die Basilica, welche Vitruv als von ihm zu Fanum gebaut genau beschreibt. Auch hier erscheint die Langseite als Fronte; mächtige Säulen tragen die Decke des Mittelschiffes, an welches sich ringsum die doppelgeschossigen Nebencorridore, die jedoch mit ihrem Pultdache nicht einmal die Höhe jener Säulen erreichen, anschliessen; nach der der Eingangsseite gegenüberliegenden Langseite aber öffnet sich, die in einem Kreisbogen ausgeschnittene Tribunalerhöhung vor sich nehmend, ein Tempel. (Man vgl. Grundriss und Innenansicht dieses Tempels in meiner Uebers. des Vitruv S. 132 fg.) Auch aus den magern und summarischen Vorschriften, welche Vitruv über den Basilikenbau giebt, ist nur so viel als feststehend zu entnehmen, dass schon damals diese Anlagen oblong und die schmalen Nebenschiffe doppelgeschossig zu sein pflegten. Denn dass sonst seine allgemeinen Vorschriften darüber nicht als absolut bindend betrachtet werden

dürfen, erhellt zur Genüge daraus, dass er sie selbst nicht durchaus befolgt.

Basilica von Pompeji.

Den vitruvischen Basiliken zunächst stehen die von Herculanum und Pompeji, oder wenn auch nicht alle von den drei hieher bezogenen Gebäuden, von welchen zwei wahrscheinlicher als Portiken zu betrachten sind, wenigstens eine Basilica von Pompeji, welche durch Inschriften als solche belegt und auch durch Mothes (die Basilikenform bei den Christen der ersten Jahrhunderte, Leipz. 1865 S. 80) gegen Zestermann, der in seiner vortrefflichen Schrift: »Die antiken und christlichen Basiliken« Lpz. 1847 die römischen Basiliken allzu skeptisch behandelt hatte, als bedeckt erwiesen wurde. Auch dieses Gebäude war ein Oblongum; das Mittelschiff, höher hinaufgeführt als die doppelgeschossigen ringsumlaufenden Seitenschiffe, scheint über dem Dache der letzteren Fenster gehabt zu haben. Hier war die Schmalseite dem Platze zugewandt und hatte einen Vorraum, das sog. Chalcidicum; die Apsis fehlt auch ihm, dafür ist an der Schmalseite dem Haupteingange gegenüber eine suggestumartige, rechteckige Erhöhung für das Tribunal aufgemauert.

Basilica Ulpia.

Die Basilica Ulpia am Traianforum, welche durch ihre Lage die Bedeutung der Basilica, als einer geschützten Abtheilung und Erweiterung

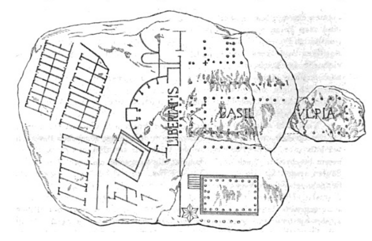


Fig. 257. Die Basilica Ulpia (Fragmente des capitolinischen Planes).

des Forum selbst recht klar macht, zeigt wieder den oblongen Grundriss mit der dem Forum zugewendeten Langseite und besteht aus fünf Schiffen, von welchen die vier (doppelgeschossigen) Seitenschiffe, wie an allen bisher

beschriebenen, auch an den Schmalseiten sich verbindend fortsetzen, was den christlichen Basiliken nicht angemessen erscheinen konnte. Die obenstehend abgebildeten Fragmente des capitolinischen Planes, zu welchem die Entdeckungen an Ort und Stelle die umschliessenden Wände ergänzt haben, zeigt an einer Schmalseite eine grosse halbkreisförmige Ausweitung (Apsis), die nach der ganzen symmetrischen Anlage des Traianforum mehr als wahrscheinlich auf dem entgegengesetzten Ende ihr Gegenstück hatte. Wieder abweichend, doch als Gebäude dieser Art nicht völlig gesichert sind die Basiliken von Otricoli und Trier, welche zwar beide Apsiden und eine dreischiffige Eintheilung durch Säulen haben, von welchen aber die erstere statt des sonst durchgängigen Oblongum einen quadratischen Grundriss zeigt.

Basilica des Constantin.

Sehr belehrend endlich sind die Reste der jüngsten heidnischen Basilica in Rom, der von Maxentius erbauten und von dessen Besieger eröffneten und benannten Basilica des Constantin an der Velia zwischen dem Forum Romanum und dem Tempel der Venus und Roma. Dieser Riesenbau, schon seit 1819 durch den verdienstvollen A. Nibby (del Tempio della Pace e della Basilica di Constantino) als die Basilica erkannt, zeigt nach Art der Thermensäle den grossartigsten Gewölbebau mit nur decorativer Benutzung von Säulen, welche gleichsam als Dienste in die Ecken gestellt die Kreuzgewölbe aufzunehmen schienen. Wir finden hier die Apsidenbildung und die Ueberhöhung des in der Längsrichtung sich hinziehenden Mittelschiffes, doch ist dafür wieder das Obergeschoss der Seitenschiffe weggelassen, was die Pfeilerbasilica am Forum Romanum, die Julia nicht verschmäht hatte. Besonders merkwürdig ist diese Basilica durch die in doppelter Auffassung combinirte Richtung, indem sie nemlich sowohl an der Langseite (der Sacra Via zugewendet) als an der nach dem Tempel der Venus und Roma gerichteten Schmalseite — hier sogar mit der Chalcidicum genannten Vorhalle — eine Façade bildete, und jedem von einer dieser beiden Seiten Eintretenden drei Schiffe darbot, deren mittleres in je einer Apsis endigte. Das in drei gewaltigen Kreuzgewölben überspannte Hauptschiff folgte harmonirend mit der Façade an der Schmalseite der Längsrichtung, während die Seitenschiffe mit ihren nach der Breite des Gebäudes gerichteten Tonnengewölben der Façadenanlage an der Langseite entsprachen. Es ist ein wohl berechnetes Werk und ein grossartiger ächt römischer Abschluss antiker Bauthätigkeit, zugleich ein belehrendes Medium zwischen der heidnischen und der christlichen Basilica, die entstehenden Typen im Basilikenplane schon bestimmter markirend und doch noch immer beweisend, wie der antiken Basilica ein bindendes Schema völlig fremd war und bis zur letzten Zeit blieb.

Strassen.

Der öffentliche Verkehr überhaupt erfreute sich bei den Römern ganz besonderer baulicher Berücksichtigungen. Nicht blos die Fora wurden gepflastert und, wie wir gesehen haben, in sumptuoser Weise durch Basiliken erweitert, dieselbe Aufmerksamkeit widmete man auch den Strassen in und ausserhalb der Stadt. Im Jahre 442 d. St. (312 v. Chr.) ward von

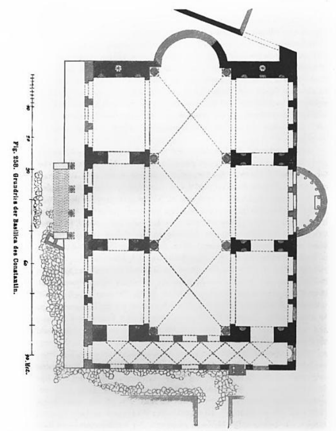


Fig. 258. Grundriss der Basilica des Constantin.

dem Censor Appius Claudius dem Blinden die erste Heerstrasse und zwar von Rom nach Capua angelegt. Sie bestand jedoch lediglich aus einem Damme, der mit Schotter beworfen war, erst 14 Jahre darauf wurde der Fussweg neben dieser Strasse in der geringen Ausdehnung von Porta Capena bis zum Tempel des Mars (von S. Gregorio bis ausserhalb Porta S. Sebastiano) mit quadratisch behauenen Steinen belegt. Nach weiteren drei Jahren aber ward aus Strafgeldern schon die ganze Strasse von Rom bis Bovillae (bei Albano) mit Lavapolygonen gepflastert, in welcher Behandlung

sie noch erhalten ist, und von jetzt an wandte man den Strassen Italiens in verschiedenen Richtungen von Rom aus eine Aufmerksamkeit zu, welche sie zu monumentalen Werken erhob, die bis zu den Eisenstrassen unseres Jahrhunderts nicht mehr erreicht, geschweige denn überboten wurden. Doch vergingen noch hundert Jahre, bis man auch begann, die Strassen der Stadt ebenfalls mit Basaltpolygonen zu pflastern und den Fluss mit gestuften Steindämmen zu säumen, worauf endlich auch von den Censoren M. Fulvius Nobilior und M. Aemilius Lepidus der Grund zu der ersten steinernen Bogenbrücke über den Tiber gelegt ward 575 d. St. (179 v. Chr.), nachdem man sich bis dahin mit dem hölzernen Brückensteg des Pons Sublicius begnügt hatte.

Brücken. Ein Jahrhundert nach der Vollendung dieser ersten Steinbrücke, der ämilischen, war endlich i. J. 692 d. St. (62 v. Chr.) durch eine zweite Bogenbrücke, die fabricische, die Tiberinsel mit dem linken Stromufer in Verbindung gesetzt worden. Diese ist fast unversehrt erhalten (Fig. 259) und zeigt zwei Bogen mit einer Spannung von 83′, welche in der Mitte auf einem Pfeiler ruhen, der gegen die Strömung keilförmig zugespitzt ist, während die entgegengesetzte Seite abgerundet ist. Zwischen den beiden Bogen bildet der Pfeiler einen überwölbten Durchlass, welcher zu beiden Seiten mit römisch-dorischen Pilastern geschmückt ist. Der Kern der ganzen Brücke besteht aus Peperin (grauem Gabintuf) und ist mit Travertin (Kalkstein von Tibur) verkleidet. Noch jetzt befinden sich an dem Geländer über den Brückenköpfen des linken Ufers zwei Hermensäulen des Janus Quadrifrons, von welchen jetzt die Brücke den Namen Ponte Quattro Capi hat, jedenfalls antike Reste, möglicherweise sogar der Erbauungszeit angehörend. Man sieht an den Seiten derselben noch die Löcher, in welchen ursprünglich die Hauptstäbe des Bronzegeländers eingelassen waren, wonach die Hermen als Geländerpfosten dienten, in welcher Eigenschaft sie z. B. auch auf einem Relief des Constantinbogens an den kaiserlichen Rostra (Fig. 256) erscheinen. Das jetzige plumpe Geländer ist modern. Die Verbindung der Tiberinsel mit dem jenseitigen Ufer folgte wahrscheinlich bald nach, spätestens zu Anfang des achten Jahrhunderts d. St., da die Insel bei den Schriftstellern der augusteischen Epoche unter dem Namen Inter duos pontes erscheint. Diese cestische Brücke (Ponte S. Bartolommeo), in der späteren Kaiserzeit die gratianische genannt, ist nur in einem vollständigen Umbaue aus der Zeit von 464—470 n. Chr. erhalten, mag jedoch in diesem die ursprüngliche Gestalt, einen Bogen mit Wasserdurchlässen in den beiden Brückenköpfen, beibehalten haben.

Tiberbrücken der Kaiserzeit. In der Kaiserzeit entstanden mehre Brücken, welche Rom besonders in seinen nördlichen Theilen mit dem transtiberinischen Gebiete verbanden, nemlich die neronische Brücke (jetzt zerstört), die sogenannte aurelische (Ponte Sisto), die älische (Ponte S. Angelo) und endlich die Brücke des Probus oder Valentinian (jetzt ebenfalls zerstört). Bedeutende Bogenbrücken wurden in der Kaiserzeit namentlich an den römischen Heerstrassen

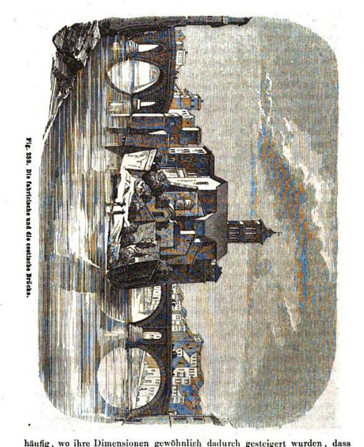


Fig. 259. Die fabricische und die cestische Brücke.

häufig, wo ihre Dimensionen gewöhnlich dadurch gesteigert wurden, dass man die Senkung der Strassen zu tiefen Flussbetten viaductartig zu vermeiden suchte. Grossartige Werke der Art haben sich selbst in den Provinzen erhalten.

Aquäducte.

Dem Brückenbau und den damit zusammenhängenden Viaducten verwandt sind die Aquäducte, jene den unvergleichlichen Entwässerungscanälen, in denen sich die praktische Grösse der römischen Werke schon

so frühzeitig documentirte, würdig zur Seite stehenden Wasserzuführungscanäle. »Die Römer,« sagt Strabo V. 235 richtig, »trugen am meisten für das Sorge, was die Griechen wenig beachteten, für Strassenpflasterung, Wasserleitungen und Abzugscanäle.« Der Wasserabzug schien das Dringendste, was dagegen Wasserbezug betrifft, so begnügten sich die Römer nach Frontin bis 441 d. St. mit Tiberwasser und einigen Quellen, wie die Camönen-, Apollo- und Juturnaquelle, welche indess sorgfältig gefasst und nach Art des uralten Tullianum durch Brunnenhäuser geschützt wurden. Appius Claudius Cäcus war es, welcher 442 d. St. (312 v. Chr.) gleichzeitig mit der ersten Heerstrasse die erste Wasserleitung, die Appia, anlegte, die in der Nähe des achten Meilensteines der Via Praenestina ihren Anfang nahm. Ihr folgten nicht weniger als dreizehn Leitungen, die Anio vetus 481 d. St., jenseits Tibur gefasst, die Marcia 608 vom 36. Mill. der Via Valeria, die Tepula 627 vom 10. Mill. der Via Latina, die Julia 719 vom 12. Mill. derselben Strasse, die Virgo, dreizehn Jahre darauf vom 8. Mill. der Via Collatia, die Alsietina, ebenfalls wie die beiden vorgenannten unter Augustus vom alsietinischen See am 14. Mill. der Via Claudia hergeleitet, die Claudia und die Anio nova nach langwierigem Bau unter Tiberius und Claudius 789—803 vom 38. und 42. Mill. der Via Sublacensis nach Rom geführt, die Traiana 863 d. St. vom sabatinischen See, die Severiana 956 von Septimius Severus erbaut, die Antoniniana von Antoninus Caracalla, die Alexandrina vom 16. Mill. der Labicana ab durch Alexander Severus und endlich die Jovia, wahrscheinlich von Diocletian angelegt.

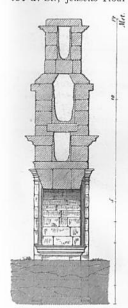


Fig. 260. Durchschnitt der Aqua Marcia, Tepula und Julia an P. S. Lorenzo.

Art der Leitung.

Diese Leitungen zusammen hatten eine Länge, welche die der Halbinsel fast erreichte. Anfangs hielten sie sich in bescheidener Tiefe, und waren theilweise sogar in unterirdischen Canälen fortgeführt, wie diess hauptsächlich mit der Appia der Fall war, konnten somit auch nur die Niederungen Roms versorgen. Selbst noch von der sechsten Leitung, der Virgo, welche noch jetzt einen grossen Theil Roms mit ihrem weltberühmten, köstlichen Wasser versorgt, sind elf Zwölftheile unterirdisch. Später aber, als man auch die Hügel speisen und hochspringende Fontänen herstellen wollte, wurden, da man alle Druckwerke verschmähte, jene riesigen Aquäductbauten nöthig, deren majestätische Ruinen noch in

langen aber meist unterbrochenen Zügen die Campagna schmücken. Der Canal ward, sobald das Niveau des zu leitenden Wassers eine gewisse Höhe über den Boden überschritt, auf massive Arkaden gelegt, welche sich an Fluss- oder trockenen Senkungen übereinander verdoppeln, ja sogar verdreifachen. Da, wo dann solche Arkadenaquäducte eine Strasse überschreiten, bilden sie ein je nach der Nähe der Hauptstadt mehr oder weniger geschmücktes Thor, welches geeigneten Raum bot, durch eine grossartige Inschrift den Schöpfer oder Wiederhersteller derselben zu nennen. Aurelian benutzte zwei solcher Aquäductstrassenbogen als Thore für seine Stadtmauer, von welchen besonders das riesige Prachtdenkmal der Aqua Claudia (jetzt Porta Maggiore) an Umfang sich mit jedem Thorbau der Welt misst. Manchmal wurden mehre Leitungscanäle auf eine Arkadenreihe gelegt, wie diess z. B. bei der Claudia und Anio nova und streckenweise mit den drei Leitungen der Marcia, Tepula und Julia der Fall ist (vgl. Fig. 260). Ueber das technische Raffinement des ganzen Leitungswesens geben Frontinus de aquaeductibus und Vitruvius de archit. Lib. VIII. sehr belehrende Aufschlüsse. In den Provinzen, namentlich in Spanien, Südfrankreich, Kleinasien und Syrien ahmte man auch hierin die Hauptstadt nach.

Luxusbrunnen.

Für das Trinkwasser der Hauptstadt allein hätte es aber nicht so ungeheurer Wassermassen bedurft, wie sie die vierzehn Leitungen lieferten. Speist doch auch jetzt eine einzige von diesen, die Virgo, den grössten Theil der Stadt in ausreichender Weise. Unter den auf 1352 gezählten Brunnen waren jedoch zunächst eine Menge von Luxusbrunnen, entweder als Springbrunnen nach Art der mehrfach erwähnten und wieder blosgelegten

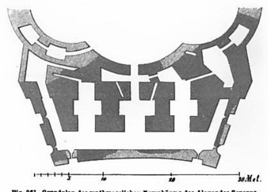


Fig. 261. Grundplan des muthmasslichen Nymphäums des Alexander Severus.

Meta Sudans zwischen Colosseum und Constantinbogen oder als fallende Wasser nach Art der modernen Fontana Trevi angelegt. Die Ruine eines

Brunnens von der letzteren Gattung hat sich auch auf der Höhe des Esquilinus erhalten, in ihrer Ansicht durch die Entblössung von allem Marmorschmuck und selbst durch die Zerstörung der Ziegelmassen allerdings kaum mehr kenntlich; der Grundplan (Fig. 261) zeigt jedoch die höchst complicirte Anlage dieses Prachtbrunnens. Er bestand aus einem doppelt abgestuften Unterbau mit je sechs oder sieben Mündungen, aus welchen das Wasser in ein jetzt vom modernen Boden bedecktes Bassin strömte, und aus einem decorativen Ueberbau mit einer grossen Nische in der Mitte und zwei Bogen zu beiden Seiten, welche letzteren mit jenen Trophäen (die sog. Trophäen des Marius) ausgefüllt waren, die seit Sixtus V. 1585 die Balustrade der Capitolstreppe schmücken. Der Brunnen ist höchst wahrscheinlich identisch mit dem von der Notitia genannten Nymphäum des Alexander Severus in der V. Region und steht noch mit den Ruinen des Aquäducts dieses Kaisers in Verbindung.

Bäder.

Mindestens ebensoviel, vermuthlich aber sogar noch mehr Wasser als die Brunnen erforderten die Privat- und öffentlichen Bäder. Solcher Bäder, von welchen die Mehrzahl, von Privaten gehalten, gegen Entschädigung auch vom Publicum benutzt werden konnten, nemlich der Balnea, zählte man 856, und wenn auch ein Theil derselben das Wasser vom Flusse oder von römischen Hügelquellen bezog, so war noch immer das Wasserbedürfniss für die übrigen ausserordentlich gross. Es verdoppelte sich aber durch die grossartigen Thermenanlagen der Kaiserzeit.

Thermen.

Die Thermen sind Nachbildungen der griechischen Gymnasien. Doch war in der Kaiserzeit das Verhältniss zwischen Leibesübung und Leibespflege, wie es die Griechen auffassten, umgekehrt geworden: die erstere schien dem unbestrittenen Herrn des Erdkreises weniger nöthig, während die zweite über das Bedürfniss weit hinausgehend mehr und mehr den Charakter des Genusses annahm. Deshalb waren die Anlagen für körperliche Uebungen, welche den Hauptbestandtheil der griechischen Gymnasien ausmachten, bei den Römern hinter der Abtheilung für Körperpflege zurückgetreten. Die Räume für Bad und Spiel, beide in unmittelbarer Beziehung, indem das Spiel als Vorbereitung zum Bade diente, breiteten sich aus und erhielten eine Grossartigkeit und Ausschmückung, wie sie nur die römische Architektur geben konnte. Wie sehr das Bad das Bedeutendste der ganzen Anlage war, und welche Art von Bad namentlich das Uebergewicht hatte, erhellt aus dem Namen Thermen, welcher nun von den warmen Badestuben der Gymnasien auf die ganzen Riesenanlagen überging. Die Badekammern wurden daher zu gewaltigen Sälen, welche die bedeutendste Gelegenheit zur Entfaltung der imposanten Saalarchitektur der Römer darboten.

Die Thermen des Agrippa.

Agrippa war der erste, welcher solche Thermen schuf 729 d. St. (25 v. Chr.). Doch haben sich von diesen nur ein Saal und die Reste eines zweiten kleinen Rundgebäudes sammt den sie verbindenden Mauern erhalten, wir sind daher nicht im Stande, die Einrichtung der römischen Thermen aus diesen zu erkennen. Jedenfalls aber werden wir durch den erhaltenen

Hauptsaal in architektonischer Beziehung für den antiquarischen Verlust mehr als entschädigt. Dieser, das weltberühmte Pantheon, scheint als der beabsichtigte Hauptsaal der Thermen, nach welchem Dio Cassius die ganze Anlage Laconicum nennt, vielleicht erst mit der Vollendung der Auszierung seiner ursprünglichen Bestimmung wieder entzogen worden zu sein, indem der kunstsinnige Agrippa sich entschloss, den herrlich gelungenen und für den Gebrauch der Menschen zu prachtvollen Saal den Göttern zu weihen. Diese Bestimmungsumwandlung machte die äussere, keineswegs tadellose Aenderung eines nachträglich vorgestellten Säulenpronaos nöthig, dessen Gebälkstücke nicht in die Rotunde eingebunden erscheinen, woraus sich die Ungleichzeitigkeit beider Theile, nemlich die Priorität des Rundbaues ergiebt.

Das Pantheon.

Die Kahlheit des äusseren Anblicks dieser Rotunde wird sonst nur durch drei Gesimse einigermassen gemildert, von welchen die beiden unteren mit der inneren Gliederung harmoniren. Der untere dadurch gebildete Cylinderring war mit Marmor verkleidet, der zweite und dritte nur mit Stuck. Die Dicke der Mauer beträgt unten an den nicht durch Nischen geschmälerten

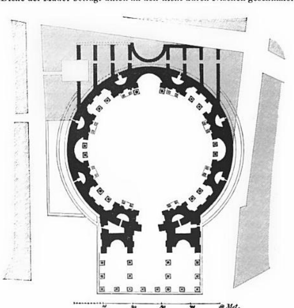


Fig. 262. Grundriss des Pantheon.

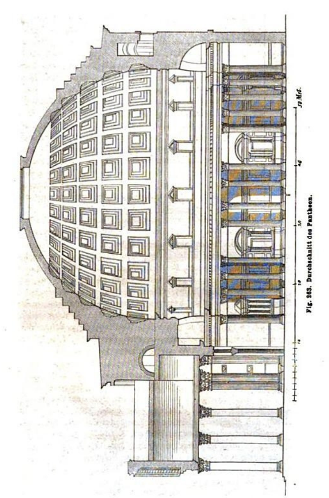


Fig. 263. Durchschnitt des Pantheon.

Stellen an 20′, ist jedoch, wie der beifolgende Plan (Fig. 262) lehrt, sowohl von innen durch die schönen jetzigen Altarapsiden als von aussen

durch kleine halbkreisförmige Kammern verringert, welche letztere als die Mauermasse vermindernd und durch ihre Gewölbe solidirend lediglich structiven Zweck haben. Zwischen dem zweiten und dritten Gesimse, wo der Bau am massigsten wird, da die Wölbung innen schon von der Höhe des zweiten Gesimses aus beginnt, finden sich sogar sechzehn solcher Entlastungskammern angebracht. Auch sonst ist die Mauer häufig durch übereinandergethürmte Bogensprengungen solidirt und namentlich dadurch ein Musterbau, welchen weder die neunzehn Jahrhunderte seit seiner Entstehung noch die Ueberschwemmungen, die fast alljährlich das Pantheon unter Wasser setzen, wesentlich zu schädigen vermochten. Die Kuppel, welche äusserlich nur die Hälfte ihrer inneren Höhe zeigt, setzt mit sechs an Stärke nach oben zunehmenden Stufen an und strebt dann ziemlich flach der grossen Kreisöffnung zu, welche vollkommen ungeschlossen dem gewaltigen Innenraum dieses eigenartigen römischen Hypäthraltempels allein das Licht spendet. Jetzt ist die Kuppel mit Blei gedeckt, strahlte jedoch vor 660 n. Chr., um welche Zeit der byzantinische Kaiser Constans II. die römischen Denkmäler ihrer werthvolleren Metalle beraubte, in vergoldeter Bronze.

Inneres.

Treten wir durch die herrliche antike Bronzethüre in das Innere, so überrascht vor Allem die harmonische Stimmung und Geschlossenheit aufs höchste. Ich zweifle nicht, dass dieser Eindruck wie der ruhiger Grösse bei den verhältnissmässig nicht so bedeutenden Dimensionen vorzugsweise von zwei Gründen herrühren. Erstlich von dem aller Willkür fernen Ebenmaass in den allgemeinsten Proportionen, nach welchen kein überwiegendes Glied das Ganze beeinträchtigt, indem die Höhe vom Paviment bis zum Gewölbeansatz der von dem letzteren bis zur Kuppelöffnung, und die Gesammthöhe vom Boden bis zur Kuppelöffnung dem Durchmesser der Rotunde im Lichten vollkommen gleich ist. Zweitens überwältigen die Einzelheiten des architektonischen Schmuckes nicht das Ganze, denn ihre Grössenverhältnisse sind der Art, dass wir von ihnen den Maassstab nicht zu klein nehmen. Ausserdem steigern die sich verjüngenden Trapezlacunarien, deren Felderabstufung überdiess in überlegtester Weise perspectivisch angelegt ist, die Vorstellung von der Höhe der Wölbung. Von der sonstigen architektonischen Ausschmückung des Innern wird Fig. 263 eine Vorstellung geben, nur muss bemerkt werden, dass der jetzt etwas kahl erscheinende obere Gürtel mit den kleinen Aediculen im Laufe der Zeit am meisten gelitten, indem hier ein unverständiger Architekt i. J. 1747 eine Art herostratischer Berühmtheit dadurch zu erringen wusste, dass er die marmornen Pilaster sammt der übrigen wahrscheinlich in bunten Feldern bestehenden Marmorverkleidung hinwegnahm, um dafür die Wand im Geschmacke seiner Zeit mit Stuckornament zu bedecken.

Sog. Tempel der Minerva Medica.

Verwandter Art, doch von kleineren Dimensionen, einfacherer Anlage und geringerer Erhaltung ist die Ruine des angeblichen Tempels der Minerva Medica auf dem Esquilinus, ein dekagoner Tholus mit neun Apsiden,

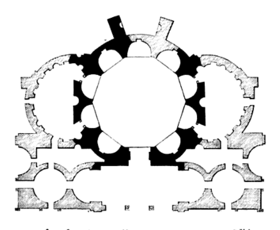


Fig. 264. Grundriss des angeblichen Tempels der Minerva Medica.

wahrscheinlich zu den Bädern der esquilinischen Horti des Gallienus gehörig. Die auf dem beigefügten Plane (Fig. 264) angezeigten Nebenräume sind seit dem vorigen Jahrhundert fast völlig verschwunden.

Die Thermen der zwei ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit.

Während mit dem Pantheon an den ältesten Thermen Roms ein für immer mustergiltiges Beispiel von Kuppelbau gegeben ist, liefern die späteren Anlagen der Art die grossartigsten Vorbilder für den Saalbau mit Kreuzgewölbedeckung. Von den fünf der Entstehungszeit nach folgenden Thermen, denen des Nero, Titus, Traian, Sura und Commodus sind zwar nur wüste Backsteinmassen übrig, welche blos noch zum Theil die Herstellung des Grundplanes möglich machen, dafür aber liegen die nächsterbauten antoninischen Thermen des Caracalla in einer Erhaltung vor, welche diese am geeignetsten macht, einer Betrachtung der Thermen im Ganzen zu Grunde gelegt zu werden.

Thermen des Caracalla.

Der Gesammtbau der Thermen bestand, wie diess ausser den antoninischen ganz gleichartig die zwei anderen ziemlich erhaltenen, des Titus und Diocletian, zeigen, aus zwei Theilen, dem Hauptbau der eigentlichen Thermen, d. h. der Bäderanlage, und dem fast quadratischen Umfriedungsbau. Der erstere, an dem in nachfolgender Fig. 265 gegebenen Plane der antoninischen Thermen 733 : 380′ messend, liegt isolirt doch nicht genau in der Mitte des Ganzen, welches mit Ausschluss der curvenförmigen Ausbeugungen bei einer Länge von mehr als 1120′ über 1090′ in der Breite misst, somit den ungeheuren Flächenraum von mehr denn 1,220,800□′ einnimmt. Die der Via Appia zugewendete Fronte der Umfriedung zeigt

eine Reihe von ganz gleichartigen Kammern (*a*) überwölbt und dieselbe Reihe auch im zweiten Geschosse darbietend. Man hält diese Kammern häufig für die Gemächer der Thermendiener und Wachen, es ist jedoch unwahrscheinlich, dass man diesen so umfängliche Räumlichkeiten angewiesen, und wahrscheinlicher, dass diese Kammerreihe für Einzelbäder (vielleicht für Frauen) gedient habe. In der Mitte der ganzen Reihe befindet sich der Haupteingang, in regelmässigen Abständen sind die Spuren von sechs Treppen zu erkennen. Die beiden anstossenden Seiten (*b c*) des Umfriedungsbaues zeigen Gemächer, Säle und Exedren, wahrscheinlich für geistige Unterhaltungen, Vorlesungen, Disputationen, Schaustellungen u. s. w. Die vierte Seite zeigt einige Säle (*d*), wahrscheinlich für gymnische Zwecke, zur Auskleidung, Salbung, Bestäubung (Apodyterien, Eläothesien, Conisterien) u. s. w. und zwischen diesen ein Stadium mit einseitiger Cavea, hinter welcher sich das grosse Wasserreservoir (*e*) befand, das von einem besonderen Aquäduct gespeist das Wasser in die verschiedenen Räume des Mittelbaues vertheilte. Der freie Raum zwischen Umfriedung und Mittelbau war, wie aus der analogen Gestaltung der als Vorbild dienenden Gymnasien nach Vitruv sicher zu schliessen ist, mit freien Renn- und Ringbahnen (Paradromides oder Xysti) und besonders mit grünen von Wendelgängen durchschnittenen Anlagen ausgefüllt, deren Rasenplätze mit niedrigem Gebüsch und hochragenden Platanen, Pinien und Cypressen, hin und wieder befeuchtet und gekühlt von zerstäubenden Springbrunnen, zur Schönheit des Riesenbaues auch die Reize der Natur fügten. Wie aber an den griechischen Gymnasien die Säulengänge und anschliessenden Gemächer sich nach aussen geöffnet zu haben scheinen, so wendeten sie sich an den römischen Thermen nach innen und bezeugen auch hierin wieder die gegen das Aeussere gleichgültige und besonders auf das Innere gerichtete Tendenz der römischen Architektur.

Innenbau.

Der Saalcomplex in der Mitte zeigt Zugänge von allen Seiten; die benutztesten aber mussten die dem Haupteingange entsprechenden nordöstlichen gewesen sein. Diese Seite konnte sich in Rücksicht auf die in den weniger guten Jahreszeiten rauhe Luft nicht in zahlreichen Fenstern und Säulenstellungen öffnen, wie diess auf der gegenüberliegenden südöstlichen Seite der Fall war; die Wand ist daher nur durch die vier Thüren unterbrochen. Die beiden mittleren von diesen führten zu den Badesälen, die beiden äusseren zu den Spielräumen. Durch die ersteren eintretend gelangte man zunächst in Vorzimmer, welche mit dem Hauptsaale *i* in offener Verbindung waren; die Vorzimmer dienten als Aus- und Ankleidezimmer (Apodyterien), der wahrscheinlich unbedeckte Raum *i* als kaltes Bad mit einem Schwimmteich (Frigidarium, Natatio). Mit diesem pflegte jedoch das Bad erst beschlossen zu werden: zunächst wendete sich der Gast vom Apodyterium aus durch das Gemach *r*, in welchem sich wohl die Requisiten für gymnische Uebungen befanden, in den Raum *p* (oder *g*, denn beide Seiten sind von vollkommen symmetrischer Anlage), das Sphäristerium, wo

man sich durch Ballspiel oder andere Turnkünste erwärmend und ermüdend auf das Bad vorbereitete, oder auch athletischen Productionen zusah, welche das Athletenmosaik der Apsis *q*, jetzt in das lateranische Museum versetzt, vermuthen lässt. Die bauliche Anlage dieses Raumes war sehr eigenthümlich. Es war ein nach Art der antiken Basiliken gebildeter dreischiffiger Saal, dessen Seitenschiffe in zwei Geschossen an den Schmalseiten sich verbanden, an den beiden Langseiten aber ungleich waren und Apsiden enthielten. Das Mittelschiff war vielleicht unbedeckt und diente als Spielraum, die Seitenschiffe enthielten die Zuschauer oder die Ambulanten und Turner, welche nicht der hohen Räume bedurften, wie sie das Ballspiel erheischte. Durch die Apsis *q* gelangte man in die warmen Baderäume, zu

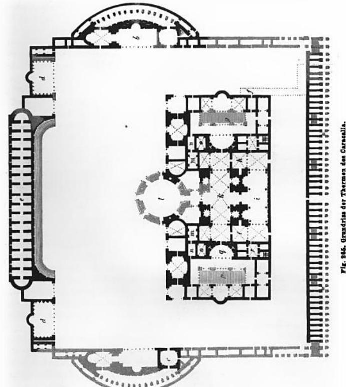


Fig. 265. Grundriss der Thermen des Caracalla.

dem Hauptsaal *k* und den mit diesem in offener Verbindung stehenden Nebensälen. Die Erwärmung des Wassers und der Luft ward in den Heizungsräumen *mno* besorgt, die Säle selbst scheinen für Warmwasserbäder, die vier runden Nischen des Hauptsaales für trockene Schwitzbäder, Laconica, eingerichtet gewesen zu sein. Das Gewölbe des Mittelsaales, jetzt eingestürzt und in wüsten Trümmern den Boden bedeckend, muss nach den Dimensionen imposant gewesen sein; die Kreuzbogen setzten auf acht kolossalen Säulen auf, von welchen die letzte 1564 nach Florenz wanderte, wo sie als Triumphsäule eine Victoria trägt. Ueber die Bestimmung der nach Südwest gewendeten Säle, namentlich der grossen Rotunde (*l*), welche wegen ihrer vielen Durchbrechungen auf keinen Fall als Laconicum gelten kann, ist Sicheres nicht anzugeben. Die Thermen enthielten nicht weniger als 1600 Badeplätze.

Die Thermen des Diocletian.

Aehnlicher Art waren auch die auf die beschriebenen folgenden der elf Thermen Roms, des Severus, Decius, Diocletian und Constantin, von welchen aber die beiden ersteren weniger bedeutend gewesen zu sein scheinen. Als die grossartigsten sind die Thermen des Diocletian zu betrachten, indem sie fast das Doppelte der Badeplätze der antoninischen enthielten. Während sonst durch Benutzung des weitläufigen Ruinenraums für moderne Gebäude Einzelnes sehr unkenntlich und das Ganze weniger übersichtlich geworden ist, hat sich an diesen der Hauptsaal der warmen Baderäume, zur Kirche S. Maria degli Angeli benutzt, fast unversehrt erhalten. Die Disposition ist ungefähr dieselbe, wie an dem Mittelsaal der Caracallathermen, die Gurte der drei Kreuzgewölbe setzen auf dem Marmorgebälke von acht mächtigen, an die Wände gelehnten Granitsäulen auf, welche noch an Ort und Stelle stehen, aber leider jetzt sammt dem Gebälke übertüncht und überdiess etwas verkürzt sind, indem man infolge der Aufhöhung des Bodens statt der vergrabenen Basen eine entsprechende Basenverkleidung um den Schaft selbst herumlegte.

Anlagen für die Festspiele.

Nicht minder grossartige und sumptuose Anstalten, wie sie in den Thermen für das Badebedürfniss und die tägliche gymnische Kurzweil des müssigen römischen Volkes geschaffen wurden, waren auch für die öffentlichen Spiele schon frühzeitig vorhanden und zum Theil auch erst später entstanden. Während die Griechen von den öffentlichen Spielen nur zwei Arten, gymnische und scenische, unterschieden und für diese nur zweierlei Anlagen (denn Stadion und Hippodrom ist im Wesentlichen dasselbe, wie auch anderseits Theater und Odeion) besassen, schufen die Römer zu diesen beiden noch eine dritte, eine Combination aus Stadion und Theater, nemlich das Amphitheater.

Circus Maximus.

An den beiden ersteren, dem römischen Circus und Theater wurde das hellenische Vorbild zwar einigermassen, aber nicht bedeutend modificirt. Die Entstehung des Circus Maximus zunächst, der weitaus ältesten Anlage der Art in Rom, war dieselbe wie die der Hippodrome altgriechischer Zeit: die Abhänge des Thaleinschnittes zwischen Palatin und Aventin dienten

als Zuschauerräume, die Thalsohle als Kampfplatz. In der Königszeit schlug man sich, und zwar wahrscheinlich vorzugsweise da, wo später die Curve entstand und die Localität selbst keinen passlichen Raum für die Zuschauer darbot, hölzerne Gerüste zur bequemeren Ansicht auf, und auch der beiden Tarquinii bauliche Verbesserungen scheinen ausser den unteren Parthieen keinen monumentalen Charakter gehabt zu haben. Erst vom Jahre 427 d. St. (327 v. Chr.) wird die bauliche, d. h. ständige Herstellung der Carceres erwähnt, und selbst noch nach dem Umbau des Circus durch Cäsar war von dem damals 150,000 (Dionys v. Hal.) oder 250,000 Menschen (Plinius) fassenden Zuschauerraume der obere Theil von Holz. Damals hatte man auch die Arena mit einem 10′ breiten Graben (Euripus) umgürtet, da die eisernen Gitter sich nicht mehr als ausreichendes Schutzmittel vor den gehetzten wilden Thieren erwiesen, welche seit einiger Zeit neben den Rennspielen in den Circus eingeführt worden waren. Erst unter Domitian ward der ganze Bau in Stein vervollständigt und von Traian endgültig verschönert. Einer ganz besonderen Ausschmückung hatten sich die kaiserliche Loge (Pulvinar), die seit Claudius marmornen Schranken und die Spina (der Damm zwischen beiden Meten) zu erfreuen, welche letztere, wie wir theils aus Berichten, theils aus einem Relief im vaticanischen Museum entnehmen können, mit Victoriensäulen, Altären, Aediculen, Statuen, Obelisken u. s. w. besetzt war.

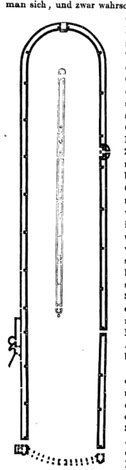


Fig. 266. Grundriss vom Circus des Romulus, des Maxentius Sohn.

Die übrigen Circi Roms.

Was sich jedoch vom Circus Maximus ausser der Bodengestalt erhalten, ist so wenig, dass man die den jetzigen Boden überragenden Quadern zählen könnte, und somit bietet der Hauptcircus Roms keine monumentale Handhabe zur Schilderung des römischen Circus im Allgemeinen. Auch von den übrigen derartigen Anlagen Roms, dem Circus Flaminius, Sallustianus, Florae, Neronianus und Hadrianensis (der sog. Circus Alexandrinus, jetzt Piazza Navona, war vielmehr ein Stadion) hat sich wenig oder nichts erhalten, und nur der jüngste von allen, der Circus des Romulus, des Maxentius Sohn, 1 Mgl. vor der Porta Appia (P. S. Sebastiano) zeigt noch so nam-

hafte Ueberreste, dass wir über seine Einrichtung ins Klare kommen können. Dabei fällt das Verhältniss der Carceres zu der Spina zunächst ins Auge. Die ersteren sind hier in einer nach aussen ausgebuchteten Curve angeordnet, die einem Kreisbogen, von dem zunächst als Anlaufspunkt vorschwebenden Punkte rechts neben der Spina aus beschrieben, entspricht, so dass die gleichzeitig losgelassenen Gespanne bis dahin eine gleiche radiante Bahn zu durchmessen, somit gleiche Chancen hatten. Da aber voraussichtlich die Gespanne da noch so ziemlich in einer Linie waren oder wenigstens sein konnten, so erschien es ferner sehr zweckmässig, hier den Raum zwischen dem ersten Spinaende und dem Zuschauerraum zur Rechten dadurch etwas zu erweitern, dass man die Spina nicht mit den Linien des Zuschauerraums parallel, sondern schräg stellte. Sie zeigt noch die halbkreisförmige Metensubstruction sammt den Basen für Bildsäulen, Obelisken und andere Auszierungen. Der Zuschauerraum bedurfte wegen seiner Länge keiner besonderen Höhe, es genügten daher parallele Substructionen der Länge nach. Der den Carceres zunächst gelegene Theil desselben ist etwas schräg eingebogen, was für die Zuschauer, denen dadurch die Aussicht nach den Hauptmeten und nach der Curve überhaupt erleichtert war, nur angenehm sein konnte. — Aehnlicher Art ist der gleichfalls noch ziemlich erhaltene Circus von Bovillae (bei Albano).

Theater. Das römische Theater unterschied sich in architektonischer Beziehung zunächst dadurch von dem griechischen, dass die Römer darauf verzichteten, natürliche halbkreisförmige Einbuchtungen von Abhängen für ihre Zuschauerräume zu benutzen. Denn in früher Zeit, wo man den kostensparenden Ausweg zu ergreifen noch durch Oekonomie und bautechnische Unerfahrenheit veranlasst worden wäre, gab es in Rom kein Theater, und bis in die Zeit herab, in welcher sich die römische Architektur bereits an die grössten Probleme wagen konnte, war wenigstens die Herstellung eines ständigen Theaters verboten. Denn als um 563 d. St. (191 v. Chr.) das Drama in Rom Eingang fand und den Senatoren dazu ein besonderer Zuschauerraum abgegränzt wurde, während früher die Atellanen weder einer Bühne noch einer Cavea bedurft hatten, wurde beides immer nur für den vorübergehenden Zweck einiger Vorstellungen gezimmert, und als im Jahre 599 d. St. der Censor C. Cassius den Versuch wagte, in griechischer Weise den Abhang eines Hügels (des Palatin am Lupercal) zur Cavea zu benutzen, und durch die Zurichtung des gewachsenen Bodens den Zuschauerraum ständig zu machen, wurde das Werk auf die Einsprache der altrömischen Partei noch vor der Vollendung zerstört und das Gesetz neu eingeschärft, dass Niemand innerhalb der Bannmeile um die Stadt ein Theater mit Sitzplätzen erbauen dürfe.

Luxus d. hölzernen Theater. War somit die monumentale Behandlung des Theaters wieder auf einige Zeit zurückgedrängt, so warf sich dafür die wachsende römische Prachtliebe in gesteigertem Maasse auf die scenische Ausschmückung. Man begnügte sich denn auch nicht mehr mit prächtigen Decorationsmalereien und überraschendem Scenerienwechsel, Catulus liess das Bühnengeräth mit

Elfenbein, C. Antonius mit Silber-, Petreius mit Goldblech bekleiden. **Die** grosse Zeltdecke (Velarium), welche Catulus 576 d. St. zum Schutze **gegen die** Sonnenstrahlen zuerst über die Cavea gespannt haben soll, **verwandelte** P. Lentulus Spinther in eine Purpurdecke. Allen bisherigen **Aufwand** aber übertraf das hölzerne Theater, das der Aedil M. Scaurus **696 d.** St. für einige Tage aufschlagen liess. Das riesige Zuschauergerüst **enthielt** 80,000 Plätze und die Bühne allein war mit 360 kostbaren Marmor**säulen** und mit 3000 ehernen Statuen geschmückt.

Das Theater des Pompeius.

Es konnte keine grössere Verschwendung geben, als diesen alljährlichen Neubau eines hölzernen Theaters, und wenn das Gesetz die scenischen Spiele nicht ganz zu verbannen vermochte, so durfte es aus wirthschaftlichen

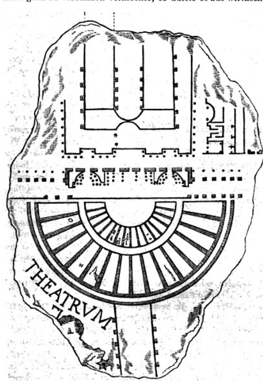


Fig. 267. Theater des Pompeius. Fragment des capitolin. Planes.

Gründen der Herstellung eines ständigen Theaters unmöglich länger widerstreben. So konnte denn bald nach dem ephemeren Erstehen jenes Riesenbaues des M. Scaurus der allgewaltige Pompeius es wagen, im Marsfelde das erste steinerne und somit ständige Theater zu erbauen, allein auch er hielt es für gerathen, seine Neuerung vor dem Missfallen der alten Partei, vor censorischer Rüge und vielleicht sogar vor dem Schicksale, welches vordem das Theater des C. Cassius getroffen, dadurch zu schützen, dass er die marmornen Sitzstufen des Zuschauerraumes zur Treppe eines Tempels machte, den er auf der Höhe der Cavea erbaute. Nachdem dann noch einmal 704 d. St. fünf Jahre nach der Vollendung des Pompeiustheaters der Tribun C. Curio von Cäsar mit Geldmitteln unterstützt ein hölzernes Doppeltheater gebaut hatte, erstanden unter Augustus noch zwei andere ständige, von Marcellus und von Balbus erbaut oder wenigstens genannt, mit 20,000 und 11,600 Sitzplätzen, während das des Pompeius deren 40,000 enthielt. Diese drei Theater genügten der Hauptstadt in der ganzen Kaiserzeit, jede Provinzialstadt von einiger Bedeutung aber folgte dem Vorgange der Hauptstadt, und namentlich die Provinzen, welche dem hellenischen Einflusse offen standen, erhielten zahlreiche Gebäude der Art.

Cavea.

Auf die Gestaltung der Cavea des monumentalen römischen Theaters war der Umstand von wesentlichem Einflusse, dass vordem das hölzerne Zuschauergerüste vom ebenen Boden aus aufgerichtet worden war. Bei den Fortschritten, die man in der Gewölbearchitektur bereits gemacht hatte, brauchte man vor dem riesigen Werke, wie es namentlich die obere Präcinction der Cavea erforderte, nicht mehr zurückzuschrecken, massive, äusserlich unerträgliche Substructionen waren nicht nöthig, indem durch Arkaden in mehren Geschossen, äusserlich mit Halbsäulen und blindem Gebälkschmuck verziert, wie durch Kreuz- und Tonnengewölbe in den Corridoren nicht blos vollkommene Festigkeit, sondern auch ein reichgegliederter durchsichtiger und relativ leichter Anblick erzielt ward. Von der Entwicklung der äusseren Gestalt mehrstöckiger römischer Gebäude wurde schon oben (S. 411 Fig. 246) gehandelt, mit richtigem Gefühle richtete man aber die architektonische Ausschmückung so ein, dass man vom Schweren und Kräftigen zum Leichteren fortschreitend im Erdgeschosse römisch-dorische, im zweiten Stockwerke ionische und im dritten korinthische Halbsäulen, oder wenn das Gebäude oben mit einer offenen Porticus abschloss, korinthische Säulen anbrachte.

Orchestra und Bühne.

Ferner wirkte auch die veränderte Bestimmung der Orchestra auf die Verbindung von Zuschauerraum und Bühne ein. Die Orchestra hatte nemlich die vermittelnde Bedeutung zwischen Bühne und Auditorium verloren und wurde zum privilegirten Zuschauerraum für die höheren Stände; dafür erweiterte sich die Bühne, indem sie näher an die Cavea vorrückte und einen Theil der Orchestra selbst in Anspruch nahm. Bühne und Cavea stiessen jetzt baulich aneinander und wurden miteinander verbunden, der vormals freie Durchgang zwischen beiden wurde zum gedeckten Corridor,

durch den Unterbau der Cavea selbst vermittelst eines höchst complicirten Netzes von Corridoren und Treppen durch eingeschnittene Eingänge (Vomitoria) auf ihre Plätze gelangten. Dadurch hatten sich für das römische Theater, welches mehr ein Gebäude im eigentlichen Sinne des Wortes und einheitlicher als das griechische ist, die Vorschriften gebildet, die Vitruv für die Anlage des römischen Theaters giebt und welche in einer mathematischen Figur (Abb. 268) verkörpert durch Vergleichung mit der des griechischen Theaters (Fig. 205) den Unterschied beider klar machen wird. Als

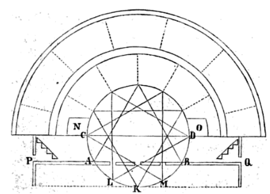


Fig. 268. Römisches Theater nach Vitruv.

die besterhaltenen römischen Theater sind das kleine von Tusculum, an welchem jedoch für die Sitzstufen in griechischer Weise das Terrain benutzt ist, das von Orange in Südfrankreich, wo das Bühnengebäude fast vollständig erhalten ist, und das zu Aspendos in Kleinasien, welches sowohl Cavea als Scena in gleicher Vollständigkeit zeigt, zu bezeichnen.

Gladiatorenspiele.

Das Theater konnte jedoch trotz aller baulichen Anstrengungen und allen Aufwandes in Rom nicht zur rechten Blüthe gelangen, weil die Perle der Bühne, die Tragödie, in Rom nicht volksthümlich und die Komödie nicht politisch wurde. Das durch Krieg und Schlachten gross gewordene Volk freute sich viel mehr an blutigen Spielen, wie sie sich in Fecht- und Thierkämpfen darstellten. Die Gladiatorenspiele hatten übrigens ursprünglich so wenig wie die Atellanen einen besonderen Raum. Sie sollen auch nicht früher als um das Jahr 490 d. St. zum erstenmale und zwar in der Form einer Leichenfeier von M. und D. Brutus zu Ehren ihres verstorbenen Vaters veranstaltet worden sein. Der Schauplatz war einfach das Forum Boarium; im folgenden sechsten Jahrhundert d. St. waren die Fechterspiele am Forum Romanum gewöhnlich geworden. Von einer besonderen Zurüstung desselben zu dem Zwecke ist nichts bekannt mit Ausnahme des Berichts, dass i. J.

569 d. St. bei solcher Gelegenheit das Comitium zum Schutze vor dem Sonnenbrande mit Segeltüchern überspannt wurde.

Thierhatzen. Die Thierhatzen (Venationes) waren i. J. 502 d. St. dadurch angeregt worden, dass L. Cäcilius Metellus die den Karthagern in Sicilien abgenommenen Elephanten im Circus tödten liess, und erfreuten sich einer besonderen Gunst des Volkes, besonders seit L. Aemilius Paullus den Geschmack seines Volkes ganz erfassend den Reiz dieses blutigen Schauspiels noch dadurch zu erhöhen wusste, dass er in den Triumphalspielen nach der Unterwerfung Macedoniens gefangene Ueberläufer den Elephanten vorwerfen liess. Der Circus erwies sich indess, da er als blos für Rennspiele angelegt, übermässig lang und schmal und durch die Spina behindert war, für die Venatio nicht passend, welche überdiess für die Zuschauer auf den unteren Sitzreihen trotz Gitter und Euripus sogar gefährlich zu werden drohte.

Entstehung des Amphitheaters. Da kam C. Curio auf den Gedanken, durch Verbindung von zwei Theatercaveen einen passenderen Raum, namentlich für die Gladiatorenspiele, zu schaffen. Curio legte nemlich 695 d. St. zwei mit dem Scheitel der Caveen aneinanderstossende Theater an, welche von Holz und so eingerichtet waren, dass sie sich nach Hinwegräumung der beiderseitigen Bühnen drehen liessen und dann fast einen Kreis schlossen, in welchem die Gladiatoren auftraten. Plinius bewundert besonders den merkwürdigen Mechanismus, welcher es gestattete, die beiden Caveen nach vollendeten scenischen Spielen, ohne dass die Zuschauer ihre Plätze verliessen, zu drehen — uns aber erscheint folgenreicher, dass durch diesen Gedanken die Form des Amphitheaters gegeben war. Die Vortheile desselben vor der Form des Circus mussten in die Augen springen, doch bleibt es zweifelhaft, ob aus diesem Vorbilde oder von der Gestalt derjenigen Stadien, welche an beiden Enden Curven hatten (Stadion von Aphrodisias in Karien) durch Zusammenziehung der Länge das Amphitheater sich entwickelt habe. Cäsar erbaute schon ein hölzernes Theatrum venatorium wahrscheinlich in der Form der Amphitheater, Statilius Taurus aber unter Augustus das erste steinerne Amphitheater Roms. Ob ein solches schon früher an anderen Plätzen Italiens entstanden sei, ist unsicher, sehr unwahrscheinlich aber, dass diess in den Provinzen geschah. Dass übrigens das Amphitheater des Statilius Taurus den Ansprüchen, welche man an ein solches Gebäude stellte, vermuthlich durch seine beschränkten Dimensionen nicht entsprach, erhellt daraus, dass Augustus (Monum. Ancyr.), Tiberius (Dio Cass. und Sueton.) und Nero (Tacit. und Suet.) noch hölzerne Amphitheater zu erbauen sich veranlasst sahen. Auch vom übrigen Italien (Piacenza) wird noch ein hölzernes Theater erwähnt, das im othonischen Kriege verbrannte.

Colosseum. Die Flavier endlich besorgten die Herstellung eines allen Anforderungen genügenden ständigen Amphitheaters in Rom und schufen damit eines der grossartigsten Werke der Welt. Das Colosseum ist auch so weit erhalten, dass wir seine bauliche Anlage wohl verstehen können. Der Zuschauerraum, nach

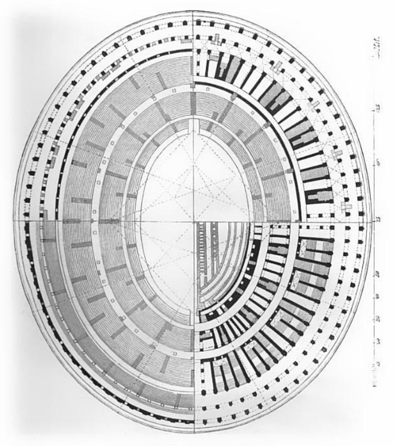


Fig. 269. Grundriss des flavischen Amphitheaters.

denselben Grundsätzen angelegt, wie die Cavea des Theaters, ist in seinem Grundplan elliptisch wonach auch die radianten Pfeilermauern sich richten. Die Gänge und Treppen sind höchst sinnvoll verschlungen und die vier Etagen äusserlich mit Halbsäulen der drei Ordnungen, die oberste mit korinthischen Pilastern geschmückt, während in den Arkadenbogen wahrscheinlich Statuen

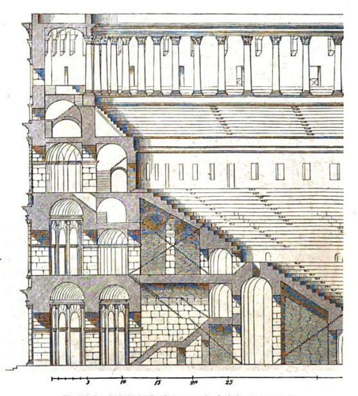


Fig. 270. Durchschnitt des Zuschauerraums des flavischen Amphitheaters.

aufgestellt waren. Die Arena zeigt complicirte Substructionsmauern zu scenischen Darstellungen und überraschenden Verwandlungen, auch bedurfte es mehrer Canäle sowohl zur Entwässerung des Raumes wie auch umgekehrt dazu, die Arena zu einem Seetreffen plötzlich unter Wasser zu setzen, was indess selten geschehen zu sein scheint, indem es hiefür besondere Becken, die sog. Naumachien gab. Ein Blick auf die beigefügten Figuren 269 und 270 wird das Nöthigste klar machen.

Die übrigen Amphitheater.

Dieses einzige Gebäude genügte für Rom, das statilische und das kleine sog. Amphitheatrum Castrense in der aurelianischen Mauer kommt neben

diesem gar nicht in Rechnung. Jede bedeutende Stadt des römischen Reiches aber errichtete sich bald ähnliche Werke, und noch jetzt sind die Amphitheater von Reggio, Pompeji, Herculanum, Albanum, Tusculum, Sutri, Pola, Verona, Nimes, Trier, Constantine u. s. w. ziemlich wohlerhalten, ausser zahlreichen, weniger deutlichen Resten. Die Dimensionen von Theatern und Amphitheatern in den Provinzialstädten setzen in Erstaunen und zeigen, dass man auch in den Provinzen für das öffentliche Vergnügen keinen Aufwand scheute.

Abnahme der monumentalen Bauthätigkeit.

Die grösste Bauthätigkeit in Luxuswerken entfalteten die Römer in den beiden ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Nach diesen wandte man, wie vorher, die öffentliche Aufmerksamkeit und die versiegenden Mittel und Kräfte wieder mehr dem Nützlichen und Nöthigen zu. Der tapfere Aurelian 270—275 nach Chr. hielt es z. B. für geboten, die Stadt Rom, welche seit der Unterdrückung der afrikanischen Rivalen, der Karthager, somit fast ein halbes Jahrtausend, keiner Mauer mehr bedurft hatte und theilweise sogar die Stelle nicht mehr erkennen liess, wo sich der servische Ring hinzog, mit einer neuen, dem damaligen Umfange der Hauptstadt entsprechenden Mauer zu umgeben. Aurelian hatte es damit ausgesprochen, wie sich die Lage des römischen Reiches bis zu seiner Zeit geändert, er hatte, nachdem schon längere Zeit in den Provinzen der Uebergang von der Offensive zur Defensive gemacht worden war, die letztere für die nächste Zeit der Hauptstadt selbst monumental vorher verkündet. Die germanische Invasion in Oberitalien unter Gallienus hatte den Römern das neue beschämende Bedürfniss nahe gelegt, man fühlte, dass von dieser Seite der Stoss erfolgen würde, unter welchem das morsche Reich zusammenbrechen sollte, und man bestrebte sich, die Katastrophe wenigstens hinauszuschieben. Die aurelianische Mauer ist der Beweis dieser damals herrschend werdenden ahnungsvollen Auffassung.

Die aurelianische Mauer Roms.

Die Mauer ist noch fast in ihrer ganzen Linie, indess durch päpstliche Herstellungen vielfach geändert, erhalten. Sie verräth bereits die verzweiflungsvolle Schonungslosigkeit und den kraftlosen Stumpfsinn, womit man sich nicht entblödete, zu dem Werke zu benutzen, was sich eben passendes in der Mauerlinie vorfand, wie Gräber, welche doch die ehemalige Pietät nicht leicht verletzte, die Mauer des prätorianischen Lagers, Aquäducte u. s. w., ja die Strassendenkmale der letzteren wurden in der rücksichtslosesten Weise fortificirt und in Thore umgewandelt (P. S. Lorenzo und P. Maggiore). Das solide Mauerwerk aus den schönen, flachen Ziegeln, wie es die beiden Jahrhunderte vor und nach Christus ausgezeichnet, ist verschwunden und das Material, wie es sich eben vorfand, roh zusammengefügt. Auch in fortificatorischer Beziehung sind leicht die Mängel zu entdecken, wenn auch noch immer die alten Grundsätze in Geltung blieben. Von der Gestalt und Einrichtung der Mauer wird das in beifolgender Figur 271 gegebene Stück, in der Nähe der Cestiuspyramide (von innen) aufgenommen, eine Vorstellung geben.

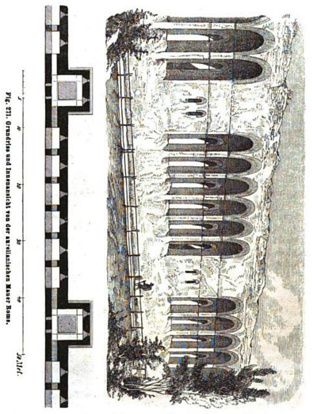


Fig. 271. Grundriss und Innenansicht von der aurelianischen Mauer Roms.

Wohnhaus.

Es erübrigt noch, nachdem nun die öffentlichen Gebäude behandelt sind, den Privatbau, das Wohnhaus in Betracht zu ziehen. Es wurde schon bei Besprechung des etrurischen Wohnhauses erwähnt, dass das italische Haus, wohl auf die gemeinsame pelasgische Wurzel zurückgehend, im Allgemeinen mit dem hellenischen gleichartig sei, indem hier wie dort mit Verzicht auf die Richtung nach aussen die kleinen Wohnräume sich um einen bescheidenen Hof reihten und nach diesem gewendet von ihm Licht und Luft empfingen. Das römische Haus scheint aber zunächst von dem etrurischen nicht verschieden gewesen zu sein, und ich vermuthe hier wie

dort in der Bauern- oder Hirtenhütte mit einem Licht-, Luft- und Rauchausschnitt in der Decke das Vorbild des Atrium. Sobald sich Rom über mehr als das palatinisch-capitolinische Gebiet ausdehnte, war wohl auch die ärmlichste Wohnung nicht ohne Hof, um welchen sich die Wohnräume gruppirten, und der Hof selbst durch ein von allen Seiten zusammentretendes Vordach nach tuskischer Art, entweder die Traufe nach der Hofmitte zu leitend (Cavaedium compluviatum) oder bei aufwärts gestelltem Vordach zur Mauer zurückführend (Cavaedium displuviatum), geschützt und zum Aufenthalt geeignet gemacht. Diese Art Hof erhielt sich auch später als die eigentlich nationale, nachdem die Bekanntschaft mit den Hellenen längst den griechischen Säulenhof auf italischen Boden gepflanzt hatte, und ehe man sich entschloss, den ersteren dem fremden zu opfern, combinirte man sie lieber so, dass man dem italischen oder tuskischen Hofe, dem Atrium, und somit dem italischen Hause einen hellenischen ebenfalls vom Gemächern umgebenen Hof ansetzte. Diess zeigt in klarer und einfacher Weise

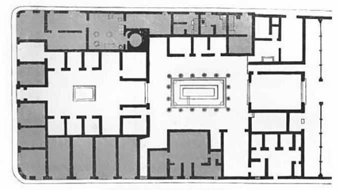


Fig. 273. Haus des Pansa in Pompeji.

das Haus des Pansa in Pompeji (Fig. 273), wo gleichsam das römische und das griechische Haus auf einander folgen, umringt von wahrscheinlich vermiethbaren nach der Strasse gewendeten Geschäftslocalen (auf dem Plane durch Schraffirung unterschieden), die in keiner Verbindung mit dem Hause selbst standen, und wo der grosse, den Säulenhof abschliessende Speisesaal sich nach einem kleinen Gärtchen öffnete, gleichsam der dritten Abtheilung des ganzen Besitzes. In wie mannigfacher Weise die Gruppirung des grösseren römischen Hauses je nach der zu Gebote stehenden Localität, wie auch je nach Rang und Vermögen des Besitzers sein konnte, belehren die Grundrisse von Pompeji zur Genüge. Nicht jeder bedurfte auch einer Pinakothek und Bibliothek, einer Basilica u. s. w., und wenn auch jeder

sein Tablinum (Ahnensaal) und sein Triclinium (Speisesaal) hatte, so konnten auch diese Säle verschieden angelegt, ja selbst verdoppelt und verdreifacht werden, wie auch Vitruv Speisesäle für verschiedene Jahreszeiten in verschiedener Lage und Gestalt unterscheidet. Nach ihrer Gestalt aber unterscheidet Vitruv gesäulte und nicht gesäulte, und führt von jenen drei besondere Arten an, die viersäuligen, die korinthischen und die ägyptischen. Die letzteren von diesen waren dreischiffig, und unterschieden sich von den vorchristlichen Basiliken besonders dadurch, dass die Seitenschiffe kein Obergeschoss besassen, dafür aber auf ihrer Decke Raum zum Herumwandeln, und durch die obere Säulenreihe die Einsicht in das Mittelschiff gewährten; die korinthischen Säle dagegen waren in Tonnengewölben geschlossen, und ihre Säulen scheinen nur decorativ an die Wand gestellt gewesen zu sein. — In Rom, wo die Beschränktheit des Raumes und die ungeheure Bevölkerung dazu zwang, die behagliche Ausdehnung des Hauses im Erdgeschosse aufzugeben, und die Häuser vielstöckig aufzuthürmen, musste sich natürlich die ganze Anlage ändern, die Höfe wurden geschlossen und zum wenig beleuchteten Mittelsaal, die Beleuchtung durch Fenster von aussen vermittelt.



Fig. 274. Fresko aus der Aurea Domus des Nero.

Verputz und Wandmalerei.

Höchst merkwürdig ist der Verputz am Privatbau durch seine Festigkeit, Schönheit und Glätte. Vitruv widmet ein ganzes Buch (Lib. VI.) dieser Technik, und ich glaube, man könnte selbst heutigen Tages darin etwas lernen, wenigstens die Sorgfalt in der Wahl und Verarbeitung der Bestandtheile des Anwurfs. Nur dieser treffliche Verputz machte die ausgedehnte Praxis der Wandmalerei, wie sie Pompeji zeigt, möglich, und die delicaten Arbeiten wirkungsvoll. Die Zimmermalerei leistete in jeder Art Erstaunliches und das Historienbild wie das feine Ornament ist in gleicher Weise vortrefflich. Besonders beliebt war eine Art von spielender, phantastischer Architekturmalerei, graziös und reich an vegetabilischem

Ornament, luftigen Perspectiven und an ausfüllender Zuthat durch Figurenmalerei, Thier-, Früchte- und Speisenbilder (Xenien) in den freien Feldern. Man vergleiche die beifolgende Figur (274) von den Souterrainzimmern unter den Titusthermen, wahrscheinlich von dem goldenen Hause des Nero stammend.

Pavi-ment.

Auch das Paviment spielte eine bedeutende Rolle. Ueberall begegnen wir entweder einem schöngefelderten verschiedenfärbigen Marmorboden oder was noch häufiger einem Estrich von Mosaik, nicht selten sogar von wundervoll zarten und sumtuosen Musivgemälden. Mit dem Ornamentrahmen ward gerne eine perspectivische Wirkung angestrebt, namentlich die Mäanderschemata ahmen täuschend stark erhabenes Relief nach.

Villen und Paläste.

Bei den Villen pflegte man den Wohnräumen des Herrn die höchste Stelle des oft in theilweise künstlichen Terrassen sich aufbauenden Complexes zu geben. Die Palastbauten und Villen der Kaiser aber werden oft zum stadtähnlichen Aggregat: die Säulenhöfe erhalten die Grösse und Pracht von Foren, die Hauscapellen von Tempeln. So erscheint bereits der neuerlich wieder aufgedeckte augusteische Palastcomplex auf dem Palatin. Die grossartigsten, ja wahnsinnig umfänglichen Palast- und Villenanlagen waren die Aurea Domus des Nero in Rom und die hadrianische Villa bei Tibur, die erhaltenste dagegen, zugleich höchst kostbar als Beispiel der Palast-Architektur der diocletianischen Zeit, ist er Villenpalast des Diocletian bei Salona, jetzt eine nicht unbedeutende Stadt, Spalatro, in seinen Mauern bergend.

Palast des Diocletian.

Dieser Palast ist nach seiner allgemeinen Disposition in Form eines Lagers angelegt und befestigt, was bei dem genannten Erbauer, einem von der Pike zum Purpur emporgestiegenen Lagerkinde, nicht befremden kann. Sechzehn abwechselnd achteckige und hexagone Thürme treten über das oblonge Viereck der Palastummauerung vor. Im Innern wird der Raum durch zwei sich kreuzende und mit Arkaden umsäumte Strassen, denen vier reich decorirte Thore entsprechen, nach Lagerart in vier gleiche Theile gegliedert. An den Arkaden erscheint die für die christliche Architektur höchst folgenreiche Neuerung des gurtbogenförmig gekrümmten Gebälks auf den Säulen, welche allerdings, wie übrigens die ganze Richtung der römischen Gewölbearchitektur dem Wesen des eine horizontale Gerade erfordernden hellenischen Gebälkes und des Säulenbaues überhaupt widerspricht, aber endlich grössere Freiheit mit dem Säulenbau gestattet. Vor Einführung dieses Schrittes konnte man bei Gewölbebauten nicht leicht über jenes blos decorative äusserliche Säulen- und Halbsäulensystem hinausgehen, wobei die hellenischen Elemente, Säulen und Gebälk an den Werken selbst keinen structiven Antheil nehmen. Indem man aber nun den Bogen auch auf die Säulen setzte, erlangte man die Möglichkeit weiterer Intercolumnien und eine harmonische Wirkung an Gewölbebauten. Nur erheischten solche Arkaden an ihren beiden Enden einen kräftigen Abschluss, welcher der fortgesetzten Spannung der auf schwache Stützen gesetzten Bogen kräftig entgegenwirkte.

Letzte Phase. Diese Säulenarkaden sind eine letzte Consequenz der römischen Architektur, der vollkommene Sieg des Bogens in allen Umständen, welcher nun nicht blos mehr über Wände und Pfeiler, sondern auch über die Säulen sich spannte. Doch scheint von diesem letzten Schritte im classischen Alterthume keine namhafte Anwendung mehr gemacht worden zu sein, da die Kräfte zu Fortschritten und neuen Schöpfungen, ja sogar zur Erhaltung des bereits Errungenen versiegt waren. Nur in der neuen Hauptstadt im Osten, in Konstantinopel fristeten die römischen Traditionen noch einige Zeit

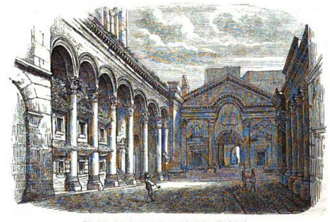


Fig. 274. Aus dem Palaste des Diocletian (Spalatro).

kümmerlich und künstlich ihr Dasein, das Abendland machte Riesenschritte im Verfall.

Das römische Volk und damit das Alterthum hatte sich ausgelebt und Schluss. seine Mission erfüllt. Nachdem Rom die Gränzen überschritten hatte, innerhalb welcher allein eine dauernde Herrschaft möglich ist, und dann von der Erringung der Weltherrschaft zum Genusse derselben übergegangen war, hatte sich der Rückschritt bemerklich gemacht. Die neuen Elemente und Völker, welche durch die Römer geweckt und in ihren Kreis hereingezogen worden waren, kehrten, nachdem sie in der römischen Schule gelernt, ihre Waffen und ihre ungeschwächte Kraft gegen ihre erschöpften Lehrer. Und nicht blos die Waffen und die Kraft der Barbaren, auch neue Ideen und eine neue Religion traten gegen das alternde Rom in die Schranken. Die letztere gewann nach langer Unterdrückung das Uebergewicht und mit ihr mussten die alten Formen fallen. Doch das neue Heil gab Italien und Griechenland, in welchen beiden Halbinseln das Alterthum sich concentrirte, das verlorne

politische Leben nicht mehr zurück. Die Zukunft beruhte auf den nördlichen Völkern, und sobald ihnen mit dem Christenthume die neue Cultur leuchtete, wurden sie die Herren Europa's. Doch nicht auf dem Wege der römischen Weltherrschaft wurde das nördliche Europa christianisirt, die Boten des Heiles folgten nicht mühelos den Spuren der Legionen: sie verfolgten zunächst für sich selbst und ununterstützt von herrschender Gewalt ihre dornenvolle Bahn.

Die ältest christliche Kunst römisch.

Dennoch war es Rom, welches dem Christenthume seine Kunstformen verlieh, und nicht das Land, wo die neue Religion entsprungen war und wo Christus gelebt und gewirkt hatte. Trotz allen Verfolgungen hatte es schon im ersten Jahrhunderte dem Zuge folgen müssen, nach welchem alle Fäden der damaligen Welt im Herzen derselben, in Rom, zusammenliefen. Doch erst auf dem Schutte des heidnischen Rom konnte es gedeihen. Nicht allein die nothgedrungene Geheimhaltung hatte eine äusserliche und besonders künstlerische Entfaltung gehindert, das Christenthum war in den ersten Jahrhunderten überhaupt der heidnischen Kunst entgegen, welche als vorzugsweise im Dienste der hellenisch-römischen Religion sich bewegend, der christlichen Lehre zuwider sein musste. Nach dem aus dem alten Bunde genommenen Satze: Du sollst dir kein Bild machen, dasselbe anzubeten, und namentlich in Folge der Unfähigkeit sich in bildlichen Darstellungen der heidnischen Auffassung zu entschlagen, war namentlich die Sculptur dem Christenthum ein Greuel. Eher konnte man sich mit der Architektur befreunden, allein abgesehen von der Scheu, die man vor den Tempeln empfand, passte auch dieser aus schon mehrfach angegebenen Gründen nicht für den Versammlungsraum einer Gemeinde, und ward deshalb auch nur ausnahmsweise zur christlichen Cultstätte benutzt. Dazu war der Saalbau viel geeigneter als der mehr aufs Aeussere berechnete und im Innern beschränkte Tempel, und das einfachste und zweckmässigste Vorbild öffentlicher Saalbauten boten die Basiliken dar. Man hätte in der That für die Kirche, wenn für dieselbe eine ganz neue Form hätte geschaffen werden müssen, keine passendere finden können, als sie durch diese Säle mit ihrer übrigens im classischen Alterthume noch sehr biegsamen und keineswegs typischen Einrichtung vorgebildet war.

Doch ist nicht nachweisbar, dass man öffentliche Basiliken des heidnischen Rom oder des römischen Reichs zu christlichen benutzt habe, wenn auch mehr als wahrscheinlich ist (vgl. S. 428), dass dies mit den Palastbasiliken geschehen sei. Wenn aber auch die Mehrzahl dieser ältesten christlichen Cultstätten für ihren Zweck gebaut wurden, so entsprosste dennoch die ältere Architektur der neuen Lehre den Ruinen des heidnischen Rom. Die Christen fügten nach dem von den Römern selbst in der Verfallszeit gegebenen Beispiele (Constantinbogen) ihre Kirchen aus den Materialien zusammen, wie sie die zwecklosen und deshalb dem Verfalle preisgegebenen öffentlichen Gebäude der Vorzeit darboten, und überdies war auch nicht die Basilika selbst neue Erfindung, sondern nur der aus den vorchristlichen

wandelbaren Formen allmälig typisch combinirte Plan das Eigene. Im Orient dagegen war die römische Gewölbearchitektur fruchtbar auf das Christenthum übergegangen, und es hatte sich dort der Kirchenbau aus einer anderen Richtung römischen Saalbaues, nemlich aus gewölbten und namentlich gekuppelten Saalcomplexen entwickelt. Die Verbindung beider Richtungen aber, nemlich des Basilikenplanes mit der Gewölbearchitektur, den germanischen Völkern der Nordhälfte Europa's vorbehalten, bahnte dem Kirchenbau für alle Zukunft einen bestimmten Weg, welchen er lückenlos verfolgte, so dass die allmäligen Umwandelungen von der Basilika bis zur modernen Kirche an den Denkmälern leicht zu verfolgen sind.

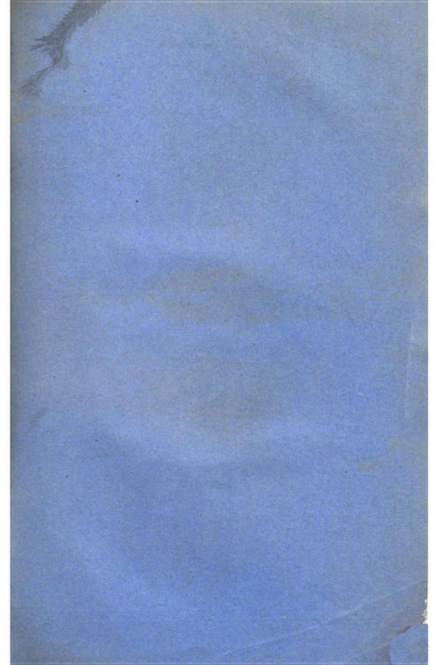
Illustrationen-Verzeichniss.

139. Pyramide von Kenchreae. *Blouet* Vol. II. pl. 55.
140. Plan der Akropolis von Tiryns. *Blouet* Vol. II. pl. 72.
141. Löwenthor von Mykene. Modificirt nach *Blouet* Vol. II. pl. 64.
142. Kleines Thor von Mykene. *E. Dodwell, Views and Descriptions of Cyclopian or Pelasgic Remains in Greece and Italy.* Lond. 1834. pl. 8.
143. Portal von Samos. *W. Gell,* Probestücke von Städtemauern des alten Griechenland. München. 1831. pl. 32.
144. Thor von Phigaleia. *W. Gell,* Probestücke von Städtemauern etc. pl. 22.
145. Thor von Delos. *W. Kinnard, Supplementary to the Antiquities of Athens by J. Stuart and N. Revett.* Lond. 1830. *Delos.* pl. 4. *Blouet* Vol. III. pl. 11.
146. Thorgang von Misolunghi. *Dodwell* Vol. pl. 27.
147. Mauerpforte von Messene. *Blouet.* Vol. I. pl. 37.
148. Thor von Thorikos. *E. Dodwell* pl. 22.
149. Thor von Ephesos (im Text fälschlich Samos). *E. Guhl* und *J. Kaspar,* Denkmäler der Kunst. I. 12. 17. (nach *H. Kiepert*).
150. Inneres einer dryopischen Kapelle auf dem Berge Ocha. *Monumenti inediti del Instituto di corrisp. arch.* 1842. III. tav. 37.
151. Muthmassliche urhellenische Tempelfronten. Verfasser.
152. Muthmassliche Ansicht der Langseite eines urhellenischen Tempels. Verfasser.
153. Von der Vase des Ergotimos und Klitias. Archäol. Zeitung. 1850. Taf. 23.
154. Grab von Paphos auf Cypern. *L. Ross,* Archäol. Zeitung. 1851. S. 321.
155. Restaurirte Ansicht einer Ecke des mittleren Tempels der Akropolis von Selinus. *J. Hittorf* et *L. Zanth, Architecture antique de la Sicile.* Par. s. a. pl. 50.
156. Gebälkstück vom Parthenon. *J. Stuart and N. Revett, The Antiquities of Athen and other Monuments of Greece.* III. Ed. Lond. 1858. pl. 26.
157. Restaurirte Ansicht der Kalymmatiendecke des südlichen Tempels auf dem Osthügel von Selinus (*Hittorf* und *Zanth*). pl. 36.
158. Grundplan des mittleren Tempels der Akropolis von Selinus. *D. D. di Serradifalco, Le Antichità della Sicilia.* Pal. 1834—42. Vol. II. tav. 3. c.
159. Capitäl von Assos. Verfasser.
160. Capitäl vom Mitteltempel der Akropolis von Selinus. *Serradifalco* Vol. II. fav. 10.
161. Capitäl vom nördlichen Tempel der Akropolis von Selinus. *Serradifalco* Vol. II. tav. 12.
162. Capitäl des mittleren Tempels auf dem Osthügel von Selinus. *Serradifalco* Vol. II. tav. 20.
163. Capitäl des Tempels auf dem Osthügel von Selinus. *Serradifalco* Vol. II. tav. 16.
164. Capitäl des sog. Heraklestempels von Akragas. *Serradifalco* Vol. III. tav. 17. 1.
165. Plan, Ansicht und Durchschnitt des Tempels des olympischen Zeus zu Akragas. Verfasser. Plan modificirt nach *C. R. Cockerell (Stuart)* Suppl. pl. 1.
166. Grundriss des Poseidontempels zu Pästum. *T. Major, The ruins of Paestum.* Lond. 1768. tab. II.
167. Capitäl vom sog. Demetertempel zu Pästum. *C. Bötticher,* Tektonik der Hellenen. Potsdam 1842. Taf. 4. 3.
168. Vergleichende Darstellung vom Gebälk des älteren und jüngeren Parthenon. *Strack,* Archäol. Zeitung. 1863. S. 242.
169. Aufriss und Plan des Theseustempels. *Stuart* und *Revett* pl. 48. 49.
170. Capitäl vom Theseustempel. *A. F. v. Quast,* Das Erechtheion zu Athen nebst mehren noch nicht bekannten Bruchstücken etc. Potsdam. 1843. Abth. II. Bl. 6.
171. Bemalung am Innengebälk des Theseustempels. *Quast* Abth. II. Bl. 6.
172. Grundriss des Parthenon. *C. Bötticher,* Zeitschrift für Bauwesen. Berl. 1852.

30 *

Orts-Register.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.




DRUCK VON BREITKOPF UND HÄRTEL IN LEIPZIG.

